Ueber

König Friedrich II

und die

Natur, Würde und Bestimmung

der

Preussischen Monarchie.

Oeffentliche Vorlesungen,

gehalten zu Berlin im Winter 1810,

von

Adam Müller.

Berlin, bei J. D. Sander.
1810.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Zwei einleitende Fragmente.

1.

Vox populi, vox dei, d. h. die Totalität eines Volkes will immer das Gute. Der Wille dieſer Totalität iſt noch weit verſchieden von der Rouſſeauiſchen volonté générale, in der doch nur immer die in demſelben Moment neben einander ſtehende Generalität gemeint wird, nicht die ganze unſterbliche Familie. — Nicht der bloße Wille deſſen, was man Volk nennt, ſoll in ſtändiſchen Verfaſſungen, Parliamenten u. ſ. f. repräſentirt werden, ſondern der gute Wille. Da nun

der Wille des wahren und totalen Volkes immer gut und göttlich ist, weil er vollständig ist, weil alle Gegensätze unter den neben einander Stehenden, und alle unter den auf einander Folgenden ihn formiren helfen; so hat der Gesetzgeber nur auf die Totalität zu sehen, und das Gute und Göttliche wird ihm dann von selbst zufallen. Nicht bloß die Burdetts, auch Viele in Preussen, wollen nur einen aus allen dermaligen erwerbenden Volksklassen herausaddirten Willen; Wenige wollen die Generalität des vorhandenen Volkes, noch Wenigere die Totalität oder den guten und göttlichen Willen. In den vorhandenen Verfassungen ist, fast überall, mehr Totalität, als in den neu erfundenen Derer, welche Summe oder Generalität wollen; in dem Parliament von Großbrittanien für alle Ewigkeit mehr Totalität, als in allen gedenkbaren Parliaments-Reform-Planen. — Nur

die Totalität des Volkes, oder, beſſer, wer ſie in ſeinem Gemüthe vollſtändig und gerecht aufgefaßt hat, kann Geſetze geben.

2.

Die erhabenſten, politiſchen Früchte des Jahrhunderts ſind: zuerſt die Ueberzeugung, daß keine Adminiſtration etwas Dauerndes vermöge ohne eine ihr gegenüberſtehende und ſie begleitende Ständeverfaſſung; oder, daß die vortrefflichſte Organiſation der Regierung, wenn ihr nicht das Volk entgegen-organiſirt wird, nicht mehr beſtehen könne: dann die unwiderſtehliche Gewalt, welche die öffentliche Meinung unter den letzten Revolutionen gewonnen hat, ſo daß künftig ein directes Eingreifen der Stände in die Beſchlüſſe und Anordnungen der Regierung, womit alle Staatsordnung unverträglich iſt, nicht weiter vonnöthen ſeyn wird, und daß die Stände

mit hinreichender, hemmender und zügelnder Gewalt versehen sind, wenn sie das Recht die Administration öffentlich zu beurtheilen, das Recht der Propositionen und Bittschriften, zugestanden bekommen. Dadurch ist die Souveränetät nicht getheilt oder gebrochen; denn der souveräne Gesetzgeber steht, über alles Urtheil erhaben, belebend und vereinigend über Beiden.

Inhalt.

Erste Vorlesung.

Friedrich der Große und Preussen.
(Gehalten am 11ten Januar.)

Zweite Vorlesung.

Von den Hauptgebrechen der heutigen Staaten und von den Curmethoden.
(Gehalten am 18ten Januar.)

Dritte Vorlesung.

Ueber die Nothwendigkeit des Ständeverhältnisses.
(Gehalten am 25sten Januar.)

Vierte Vorlesung.

Von der Veräußerlichkeit des Grundeigenthums.
(Gehalten am 1sten Februar.)

Fünfte Vorlesung.

Von den Ständeverhältnissen und deren Störung durch die Verderbniß ihrer gegenwärtigen Repräsentanten.
(Gehalten am 8ten Februar.)

Sechste Vorlesung.
Präliminarien der künftigen Preussischen Ständeverfassung.
(Gehalten am 18ten Februar.)

Siebente Vorlesung.
Verhältniß der Frauen zum politischen Leben.
(Gehalten am 22sten Februar.)

Achte Vorlesung.
Die Ehre, die Liebe, die Erziehung und die Wissenschaften im Privat- und im National-Leben.
(Gehalten am 1sten März.)

Neunte Vorlesung.
Von der Staatsverwaltung und ihren Beziehungen auf die Nationalität.
(Gehalten am 8ten März.)

Zehnte Vorlesung.
Vom Nationalcredit.
(Gehalten am 15ten März.)

Elfte Vorlesung.
Vom nationalen Heere, und von der kriegerischen Erziehung der Nation.
(Gehalten am 22sten März.)

Zwölfte Vorlesung.
Von der Nationaljustiz.
(Gehalten am 29sten März.)

Ueber

Friedrich den Zweiten

und die

Natur, Würde und Beſtimmung

der Preuſſiſchen Monarchie.

Erſte Vorleſung.

Friedrich der Groſſe und Preuſſen.

Kann man in dieſen letzten Tagen, wo alles Intereſſe, welches man in früheren Zeiten an dem Gemeinweſen hatte, ſich ſo leicht zerſplittert und auf die Unbedeutenheiten des Privatlebens gewendet wird — kann man in dieſen Tagen noch mit unbefangener Begeiſterung von vaterländiſchen Gegenſtänden reden? Kann man in dieſer Stadt, wo unter der Pflege duldſamer Fürſten ſeit einem halben Jahrhundert jede Geſtalt des Glaubens und jede beſondere Meinung eine Zuflucht gefunden, eine öffentliche Meinung, einen beſtimmten vaterländiſchen Glauben, an den ſich appelliren lieſſe, vorausſetzen? —

Ich glaube es. Wo viel verzweifelt worden; wo man viele beſondre, von dem Antheil an das Allgemeine abführende Lebenszwecke ver-

folgt und ſich allenthalben in ſeinen Erwartungen getäuſcht geſehen hat; wo man mit großen ſcheinbaren Erfolgen und oft unter dem Beifall von Europa die Künſte getrieben, und die Wiſſenſchaften, und alle Verfeinerungen, ich möchte ſagen, Vergeiſtigungen des Privatlebens, und wo dennoch zuletzt die National-Exiſtenz — d. h. die Bedingung der Muße zu allen jenen ſchönen Spielen — allein gerettet worden iſt durch den reinen, ernſthaften und tugendhaften Willen des Königs: — da muß eine öffentliche Meinung ſich allmählich wieder bilden, und eine Ueberzeugung, daß jedes beſondere Intereſſe dem allgemeinen, die häusliche Tugend der öffentlichen, wieder ſubordinirt werden müſſe, und daß der flache Allerweltsverſtand unſrer aufgeklärten Zeitgenoſſen nichts ſei, in Vergleich mit einer tüchtigen, ich möchte ſagen, körperlichen Einſicht in die nächſten vaterländiſchen Angelegenheiten. —

Viele Staaten um uns her werden erſt jetzt in den Stürmen der Zeit angewehet von dem zertheilenden, auflöſenden Hauche der Privatcultur. Durch den Winter, wo jeder ſich an der beſonderen Flamme ſeines Herdes wärmt und mit dem eigenen Lichte ſein egoiſtiſches Gewerbe beleuchtet, müſſen ſie erſt hindurch, während wir ihn faſt überſtanden, und ſchon hier und dort

eine Ahndung uns wieder in's Freie lockt, an das allgemeine Licht eines vaterländiſchen Geſtirns.

Eine öffentliche Meinung iſt im Anzuge, ſage ich: nicht von dem winterlichen Beſchwatzen und Bekritteln der öffentlichen Dinge, von dem hochmüthigen Verweilen bei den Privatſachen und Perſönlichkeiten der Herrſchenden, von dem Staats-Reformations-Gewerbe, wozu heut zu Tage Jeder ſich tüchtig glaubt, von dem Staatenrettungs-Apparat, den hinter dem Unglück her Jeder erfunden haben will, auch nicht von dem allgemeinen Verlangen nach einem ſogenannten großen Manne, der im Volke aufſtände und plötzlich alles gethan hätte, wozu die kleinen Männer ihre Hände und vornehmlich ihren Kopf nicht hergeben wollen — iſt hier die Rede. Dergleichen flatterhafte Gedanken und Phraſen über ſehr ernſte, ſtätige und ewige Dinge haben wir längſt gehabt, und ſie finden ſich überall.

Die öffentliche Meinung, von der ich rede, beruhet auf Tugenden, und nicht bloß auf Räſonnement: es muß für Alle eine bewaffnete Ueberzeugung, eine Ehrenſache werden oder ſeyn, ein beſtimmtes Vaterland zu haben; die Behauptung, daß man vaterlandslos ſei und

bloß einer allgemeinen kosmopolitischen Denker- und Urtheiler-Zunft angehöre, muß beleidigen, wie die Behauptung, daß man geschlechtlos, oder ehrlos sei. Was ist die Basis unsrer Ehrengesetze? Der Gedanke einer ewigen Bereitschaft, sein Leben an etwas Höheres zu setzen. —

An etwas Höheres? Ist dies Etwas ein unbekanntes und unbestimmtes? — Nein, das zunächst Höhere ist die National-Existenz, ihre Vertheidigung der höchste Prüfstein der Ehre, den wir kennen, also der Glaube an das Vaterland eine Ehrensache. Wenn diese schönste Ueberzeugung alle Gemüther zu durchdringen anfängt, dann ist die öffentliche Meinung, von der ich rede, im Anzuge; dann wird das unscheinbarste Werkzeug des bürgerlichen Lebens zu einer Art von Waffe für das herrschende Haus; dann ist in allen Verrichtungen des Volkes ein belebender und befruchtender Geist zugegen, in allen Werkstätten des Geistes und der Hände jene unaussprechliche Kraft, welche erhält und sichert. —

Den Sinn für solche öffentliche Meinung, für solchen thätigen Nationalgeist muß ich bei meinen Zuhörern voraussetzen, oder Sie vielmehr um Verzeihung bitten, daß ich Sie, zu meiner persönlichen Rechtfertigung, vor allem

Verdachte eines falschen Enthusiasmus, erst mit einer Beschreibung jener ruhig-ernsten Vaterlandsliebe aufgehalten habe, die jeder Mann von Ehre schon besser empfunden haben muß. —

Nichts steht dem wahren Nationalgeiste so sehr im Wege, als der unfruchtbare Glaube, daß die Begründung, die Befestigung und die Rettung der Staaten nur von sogenannten großen Männern komme, welchen es, von unsichtbarer Hand verliehen sei, mit einer seltnen Wunderkraft die Völker zu ergreifen und zu kneten. Will nun in bedürftigen Zeiten ein solcher Mann nicht erscheinen (wie er denn meistens ungerufen und unerwartet kommt): so hält man die Sache des Vaterlandes für hoffnungslos, während mehr als Ein größerer Mann — größer durch Hingebung, Resignation und ruhiges Wirken — unerkannt vorübergeht, und, gerade weil er von republikanischem Nationalgeiste beseelt ist, von undankbaren Nationen minder beachtet wird.

Hätten die großen Europäischen Staaten von Anbeginn an eine ununterbrochene Reihe sogenannter großer Männer zu Beherrschern gehabt, so wüßten wir noch jetzt nicht, und hätten nicht empfunden, was ein Staat, was eine Nation und was Freiheit ist. Aber während im Laufe

der Jahrhunderte, nach einem ewigen Naturgesetze, Herrscher von allen Formen und Farben, große, liebenswürdige, friedfertige, kriegerische, an allen Thronen auf- und abstiegen, haben wir aus allen diesen wechselnden Gestalten uns ein Ideal gebildet; wir haben, möchte ich sagen, einen unsichtbaren König kennen gelernt — nennen Sie ihn Gesetz, Suverän, Nationalgeist, wie Sie wollen: er ist der eigentliche König der Könige in jedem besonderen Staate! —

Dieser unsichtbare König ist der Bürge unsrer Freiheit: von ihm kommt die Krone, das Zeichen seiner Repräsentanten; und hätten wir über uns nichts als die schimmernde Persönlichkeit und Virtuosität sogenannter großer Männer gesehen: so würden wir vor den blendenden menschlichen Eigenschaften nie das königliche Wesen kennen gelernt haben; wir wären, wie es der gemeine, egoistische und deshalb abgöttische Republikanismus unsrer Zeiten will, von den Talentvollsten unter Unsersgleichen, aber nicht von einem Könige, beherrscht worden. Ich berufe mich auf Shakespear, der dieses alles besser gewußt hat, als ich, und der gegen die Abgötterei des Menschen in dem Könige ein göttliches Trauerspiel geschrieben hat, seinen Richard den Zweiten, wo er nicht in dem Ver-

ſtande, ſondern in dem Wahnſinn, nicht bloß eines ſchwachen ſondern eines ſchlechten Fürſten, das Weſen der königlichen Würde verklärt, glänzender als es je irgend einem herrſchenden Talente gelungen iſt.

In unſrer Zeit mehr als in irgend einer andren verhindert der Wunderglaube an ſogenannte große Männer das Aufblühen wahren Nationalgeiſtes, und alſo der Nationalkraft: das Höchſte, was wir in unſern Schulen mit den Gedanken erſchwingen gelernt haben, iſt die Vorſtellung eines talentvollen Privatmannes, der, wo möglich, alle menſchliche Eigenſchaften und Fertigkeiten in ſich vereinige, eines ſogenannten Kopfes, einer Intelligenz, wie die philoſophirende Gemeinheit ſich ausdrückt. Einem ſolchen würden wir uns in Zeiten der Noth wohl unterwerfen, uns entſchließen ſeine Farben zu tragen, wenn wir uns über ſeine Vorzüglichkeit zu vereinigen, wenn wir zu gehorchen wüßten. Die erſten Tage der Franzöſiſchen Revolution ſind das Beiſpiel: allwöchentlich ein neues Talent emporgehoben, und daneben ein ungeheures Grabmahl für die zurückgekommenen großen Männer im Voraus eingeweiht. — So verwandelt ſich die ruhige Ordnung der Staaten in ein ſtürmiſches Steigern und Sich-Ue-

derbieten der Talente, worunter aller Glaube an gemeinschaftliche Güter, an Höheres und Nationales, vollends zu Grunde geht.

Fern sei es von mir, an dem Ruhme des wahren Genie's etwas abzugeitzen: fortgrünen sollen die Kränze, welche der irdischen Kraft, die Großes und Herrliches auf Erden bewirkt hat, gebühren; aber die Krone der Herrschaft soll nie wie ein Lohn gemißbraucht werden für das weltliche Verdienst. — Selbst Friedrichs Krone soll man nicht betrachten wie ein erworbenes Privatgut, nicht verwechseln mit dem Lorbeer seiner großen Thaten. —

Einen der größten Männer aller Zeiten hat unser Vaterland getragen, und so ist es schwerer für uns, die eigne Nationalität zu erkennen. Von Jugend auf gewöhnt, wie wir sind, den Staat als sein Werk, und jedes leiseste vaterländische Gefühl als ein Opfer anzusehen, welches seinem großen Schatten gebracht wird, verkennen wir die dauernde und ewige Natur des Preussischen Staates sehr leicht. Der größte Held aber kann sich der Farben und Formen nicht entschlagen, welche die Zeit giebt, das größte Menschenwerk dem Wechsel der Weltverhängnisse nicht entgehen: — sie dürfen nicht, weil selbst die erhabenste Abgötterei nicht Statt finden soll.

Jedes große Werk zieht ein großes Schickſal nach ſich: die Natur reagirt über kurz oder lang gewaltig zurück gegen die Hand des Genie's, welche ihr eine Zeitlang Gewalt angethan. Warum? — Etwa, damit bloß wieder vergolten, oder den Heroen der Erde mit dem Maße wieder gemeſſen werde, womit ſie gemeſſen haben? etwa, damit die Wirkung der menſchlichen Kraft und die Gegenwirkung des Schickſals bloß in einander aufgehen und ein todtes Gleichgewicht zurückkehren könne? — Gewiß nicht. Vielmehr: damit etwas ſehr Poſitives dabei herauskomme, nehmlich die Idee eines über ſeine Helden und ſeine Calamitäten erhabenen Vaterlandes, und Götter die über das Schickſal erhaben, nicht ſolche, die, gleich den heidniſchen, dem Schickſal unterworfen ſind. —

Die Verzweiflung bei dem Unglück, welches uns letzthin betroffen, iſt größer und allgemeiner geweſen, als es einem Volke, welches ſich ſeiner National-Exiſtenz bewußt iſt, anſteht: woher dieſe nationale Selbſtvergeſſenheit? Weil der Held Preuſſens und ſein glückliches Werk uns zu nahe vor Augen ſtanden und uns das eigentliche Vaterland verdeckten; weil das Gedächtniß unſers weltlichen Ruhmes, der ſich an Friedrichs Namen knüpfte, lebhafter war, als das Gefühl unſrer National-Exiſtenz.

Mehr als je verlohnt es ſich jetzt, darzuthun mit Kraft und Liebe, daß der Nationalgeiſt eines Volkes, wie zertheilt und aufgelöſ't es auch ſcheinen möge, immer noch mehr iſt, als der größte ſeiner Helden, und Preußen mehr, als Friedrich. Ich unternehme, es zu zeigen; vielleicht erſcheint Friedrich, der viel Bewunderte und viel Verurtheilte, in dieſem höheren Lichte größer und menſchlicher, als ihn die feurigſte Abgötterei zu ſtellen vermag.

So lange im Urtheil über einen untergegangenen Helden dieſes Schwanken zwiſchen der Adoration und der Verdammniß noch Statt findet, ſcheint es mir, als wenn der Todte noch unbegraben, noch unbeſtattet ſei, noch keine Ruhe habe: ein freies, göttliches Andenken, ungetrübt von fieberhaftem Beifall oder Tadel des Augenblickes, von aller Sklaverei oder Frechheit der Meinung, giebt allein den Todten die Ruhe, die ihnen gebührt. — So laſſen Sie uns jetzt nach Jahren der Prüfung, wo es gelingen kann, Friedrich beſtatten, ihn an ſeiner wahren Stelle in der vaterländiſchen Geſchichte beiſetzen, ihm und Preuſſen geben, was Beiden gebührt. —

Es herſcht auch noch zu unſrer Zeit (in den Gebieten der Künſte z. B.) der geiſttödtende Wahn, die höchſten Werke, welche die ein-

zelne Mahler- und Bildhauerkunſt erzeugen könne, ſeien im Grunde ſchon vorhanden; Größeres, als den antiken plaſtiſchen Künſtlern und dem Rafael gelungen, werde keine folgende Zeit erſchwingen, und die höchſten Preiſe auf dieſen Gebieten ſeien ſchon längſt vorweg genommen. Daß dieſer Wahn die ſpäterlebenden Künſtler zu ganz hoffnungsloſer Nachahmung und Sklaverei verdammt, daß ihnen nichts übrig bleibt als ein müßiges Umgeſtalten von Formen, die ſie aus fremden Händen bekommen haben, bedarf keines Beweiſes. Wenn nun Jemand, zur Befreiung der Geiſter, zu zeigen unternähme, die Mahlerkunſt ſei doch größer als Rafael; wenn er nur auf Gottesdienſt der Kunſt, anſtatt des bisherigen Götzendienſtes derſelben, dränge: — würde er da dem Ruhme Rafaels zu nahe treten, oder nicht vielmehr dieſem großen Künſtler einen Dienſt erweiſen, indem er ihn in das wahre Licht und in die würdige Umgebung ſtellte, indem er der Welt das wahre Maß in die Hand gäbe, ſeine Größe zu meſſen, und indem er die bisherigen Sklaven in freie Bewunderer verwandelte? —

Wenden Sie gütigſt dieſes Gleichniß auf mein Unternehmen an: gilt es bloß ein weltliches Vergleichen der dageweſenen Individuen,

ſo ſtehe Friedrich höher, als alle einzelne Preuſſen, und Rafael höher, als alle Mahler; gilt es aber die Zukunft und eine freie göttliche Abſchätzung des ewigen Werthes der Dinge, ſo ſtehe die Kunſt über Rafael, und das Vaterland über Friedrich. — Nur neben dem Allerhöchſten, neben den Ideen, ſollen die Großen der Erde in Schatten treten. —

Laſſen Sie uns zuvörderſt die Natur unſeres Vaterlandes erwägen: die Bühne von Friedrichs Thaten, und die Sphäre aller unſrer männlichen Hoffnungen!

Andere Europäiſche Staaten ſind durch die Gunſt eines reichen Bodens, durch eine concentriſche Lage, die eine gewiſſe kräftige Einfalt der Sitten und zugleich die Vereinigung der Kraft beförderte, und insbeſondre durch häufig wiederkehrende große Schickſals-Kataſtrophen zu einem Gefühl ihrer National-Exiſtenz gelangt. In allen dieſen drei Rückſichten iſt die Preuſſiſche Monarchie vielleicht minder begünſtigt, als irgend ein andrer Europäiſcher Staat: der Boden war minder ergiebig, die Lage der Provinzen zerſtückelt, und noch überdies wurde Preuſſen im Laufe des letzten Jahrhunderts weit mehr mit Frieden geſchmeichelt, als irgend ein andrer Europäiſcher Staat.

Was wird nun, ſollte man denken, eine Nation vereinigen, wenn die gemeinſchaftliche Noth ſie nicht reizt, wenn ihr Intereſſe ſich nicht arrondiren und concentriren will und jede Provinz von auswärtiger Hülfe ökonomiſch abhängig iſt, und wenn ein langer Friede, wie der, welcher auf den ſiebenjährigen Krieg folgte, nun noch überdies ein gewiſſes Entfremden der Herzen begünſtigt? Denn nur gemeinſchaftliches Unglück bindet die Völker, und die im Kriege auf das Ausland gerichtete gemeinſchaftliche Kraft theilt ſich in einem langen Frieden mehr und mehr; die unnachlaſſende Streitluſt des Menſchen richtet ſich auf das Innere, jeder verfolgt ſtreitend ein beſonderes Intereſſe, und die National-Exiſtenz geräth in Vergeſſenheit. —

So wenig Mitgift haben wir von der Natur bekommen! ſo viele Gründe waren da, den Glauben an das Gemeinſchaftliche fahren zu laſſen, in einer raffinirten Privatglückſeligkeit, Privatcultur und im häuslichen Leben Entſchädigung für das Entbehren der Nationalität zu ſuchen, und vielmehr das Europäiſche Univerſum, als das Vaterland, im Auge zu haben! ſo leicht mußte bei uns der Irrthum um ſich greifen, daß die Nation nichts weiter als ein Convolut zufällig neben einander wohnender Virtuoſen

und gebildeter Privatmänner, der Staat nichts anders als eine polizeiliche Maschine für unsre äußere Sicherheit sei, die nebenher etwa noch die Bestimmung habe, die größtmögliche Anzahl solcher Virtuosen zu erziehen! — Denken Sie sich an die Spitze eines solchen Volkes noch einen Virtuosen in der Regierungskunst, geschmückt mit allen Zierden des Privatlebens, das erste Talent Europa's und seines Jahrhunderts: — was ist natürlicher, als daß das königliche Wesen über den Virtuosen, und die Nationalität über den Reitz des Privatlebens vergessen wird!

Dessen ungeachtet behauptete ich: die Preussische Monarchie, wie anders ihr Beruf scheinen möge, ist von der Natur vor allen andern Europäischen Staaten und zuerst dazu bestimmt, jene Nationalität, welche die Natur ihr versagen will, durch wahre Kunst und mit Bewußtseyn zu erzeugen.

Sehen Sie von der augenblicklichen Spaltung der Gemüther ab! Alle einzelnen Bürger eines Staates können unter einander getrennt, und das Ganze dennoch einer Vereinigung sehr nahe seyn, eben weil in politischer Rücksicht das Ganze mehr ist als die Summe der einzelnen Theile, der Staat mehr als die Summe der

ein-

einzelnen Privatmänner, und die öffentliche Meinung mehr als die Summe der einzelnen Privatmeinungen. Die Preuſſiſche Monarchie, ſage ich, iſt dazu beſtimmt, ein allgegenwärtiges Nationalſelbſtgefühl durch wahre Kunſt und mit Bewußtſeyn zu erzeugen. —

Gerade der gründliche Zwieſpalt der Meinungen iſt mir der erſte und nächſte Bürge für meine Behauptung. Was der Einzelne mit abgeſonderten Kräften erreichen kann, Wiſſenſchaft, univerſalhiſtoriſche Einſicht, Kunſtfertigkeit aller Art, Reichthum und geſellſchaftliche Bildung, ſind bei uns in hohem Maße erreicht worden: daher zeigt ſich eine Maſſe von Individuen, deren jedes ſeine von A bis Z verſchiedenartige, entweder von Vielen entlehnte, oder eigenthümliche Weltanſicht hat. Kurz, die Anſicht vom Staate, als wenn die bürgerliche Geſellſchaft keinen andern Zweck habe, als die größtmögliche Anzahl von Virtuoſen im Denken, Meinen, Leben und Bilden zu erzeugen und zu erziehen, iſt bei uns durch äußere Umſtände, durch das Beiſpiel und die Autorität Friedrichs, auch durch die Freiheit des Denkens, Leſens, Schreibens und Sprechens, die uns unſre Fürſten vergönnt haben, gründlicher ausgebildet worden,

als irgendwo ſonſt. Näher bei uns, als irgendwo ſonſt, muß die Zeit ſeyn, wo alle dieſe beſondern Beſtrebungen ſich erſchöpfen; wo empfunden wird, daß alle einzelne Meinung, Wiſſenſchaft, Kunſt und Weltanſicht über kurz oder lang ein unbefriedigendes Ziel findet; wo man einſieht, daß es zwiſchen dem vortrefflichen Einzelnen und der dunkeln, unendlichen Menſchheit, für die er zu wirken glaubt, keinen unmittelbaren Frieden giebt, und daß der Einzelne einen Mittler und Dolmetſcher braucht zwiſchen ſich und der unendlichen Menſchheit.

Dieſer zu aller Zeit unentbehrliche Mittler iſt das beſondere Vaterland, der beſtimmte, eigenthümliche Gegenſtand ſeines Beſtrebens und ſeiner Liebe: von dieſem Mittler geht der Geiſt aus, und das Fleiſch, und das Leben über alle einzelne Beſtrebungen, eben ſo wie die Garantie und Dauerhaftigkeit über alle Beſitzungen. —

Dieſes Vaterland nun erſcheint unter zwei Geſtalten: die eine iſt der äußere politiſche Einfluß auf der großen Bühne von Europa; die andre iſt die innere Gediegenheit und Nationalität des politiſchen Charakters. Was die äußere Bedeutung eines Staates ohne innere Nationalität ſei, und was der National-

ruhm ohne ein freies, allbelebendes Nationalſelbſtgefühl — zeigt die Geſchichte an tauſend Stellen. Dieſe äußere Bedeutung, wie glänzend auch die Talente ſeyn mögen, welche ſie erworben haben, kann ohne das innere Gefühl nicht beſtehen; ſie muß unaufhaltſam wieder zu Grunde gehn, wenn ſie nicht unter heilſamen Leiden ſich auf innere Freiheit ſtützen lernt.

Lange glaubte der einzelne Menſch, die Unabhängigkeit wäre ſchon da, wenn nur draußen die Mauern an den Grenzen unverrückt ſtänden, oder wenn nur das Kriegesheer Stand hielte, welches, wie ein Panzer von Erz, den Leib des Staates beſchirme. Wenn aber das Herz darin nicht von dem Geiſt einer kriegeriſchen Freiheit beſeelt wird — warum ſoll uns die Natur den Schein von Mauer und Panzer laſſen? Die Mauern werden durchbrochen, und noch lange dauert bei den großmüthigeren Bürgern des Staates der Wahn fort, daß es nur darauf ankomme, mit muthiger Preisgebung des Lebens die Mauern wieder an die alte Stelle zu ſetzen. Warum ſoll die Natur, die in allen ihren Revolutionen ſo gründlich, heilſam und fruchtbar iſt, dieſen Schein von Rettung zulaſſen? wozu einen Schein, ein Aufbrauſen der Freiheit mit glücklichem Erfolge krönen, bevor die innere

Freiheit nicht eine unüberwindliche Wurzel geſchlagen, und ein durchaus eigenthümlicher, vaterländiſcher Geiſt in allen Geſetzen und Inſtitutionen wehet, bevor nicht alle Herzen nach dem Mittelpunkte des Vaterlandes hingerichtet ſind, und alle beſonderen Wünſche und Neigungen davon ausgehen und dahin zurückkehren? —

Politiſche Abhängigkeit, wenn ſie deutlich erkannt und empfunden, wenn ſie nicht bloß mit äußeren Waffen bekämpft wird, iſt eine Schule der dauerhaften Freiheit: die Ketten zerſchlagen, iſt Eine Manier; es giebt eine andre, ich glaube noch gründlichere, da man ſie aus einander wächſt. —

Zu der Zeit, da ſich die großen Anlagen unſers Preuſſiſchen Friedrich entwickelten, war die Natur jener inneren Freiheit, deren Weſen ich Ihnen zu beſchreiben verſucht habe, in Europa an den meiſten Stellen faſt vergeſſen: die Bedeutung der Europäiſchen Nationen ward nur noch nach den äußeren Wirkungen beurtheilt, die ſie auf einander auszuüben im Stande waren, alſo nach der Größe der militäriſchen und finanziellen Hülfsmittel, die ſie erſchwingen mochten. Nur die äußeren ehrwürdigen Umriſſe jener großen Nationalkörper, denen wir im Mittelalter begegnen, ſtanden noch, und wurden

vertheidigt; der innere Nationalgeiſt, der jene Aeußerlichkeiten gebildet hatte, war verſchwunden, verdrängt von jenem Weſen, welches ich Ihnen ſchon oben als den Feind aller Freiheit und Nationalität charakteriſirt habe, von dem Privatleben, der Privatcultur, der Privatreligion und allen den ſogenannten Künſten des Friedens, über deren Betrieb und Genuß wir um allen Frieden gekommen ſind.

Beide Indien waren entdeckt; das Griechiſche und Römiſche Alterthum hatten ein Füllhorn von Ideen, von fremden Formen der Freiheit und der Religion über die Staaten ausgeſchüttet, wofür die alten heiligen Bande der Gothiſchen Verfaſſungen zu eng waren. Das Privatleben lernte Reitze und Genüſſe kennen, denen das öffentliche Leben nicht gewachſen war: die alten Verfaſſungen ſanken allmählich herab zu bloßen Gefäßen für den neuen Reichthum; Sicherheit aller Privatbereicherung' und überhaupt des Privatlebens, wurde ganz dreiſt von allen Lehrſtühlen für den einzigen Zweck des Staates erklärt.

Dieſe Sicherheit war nur vermittelſt eines engenden Zwanges zu erreichen; die freie Großmuth der Bürger kam ihr nicht mehr zu Hülfe; ſtehende Armeen und ſtehende Polizei in der

damaligen Form mußten die alte vaterländiſche Liebes- und Heldenkraft, welche verloren ging, mechaniſch erſetzen; und ſo hieß der Staat ganz ungeſcheut und öffentlich eine Zwangsanſtalt. (Bemerken Sie beiläufig die Sonderbarkeit, daß nach der ungeheuren Schule die wir erlebt, nach der ſchrecklichen Strafe, welche wir für die über das Indiſche und antike Spielwerk verſäumte Nationalität erlitten haben, der Staat, die höchſte Sphäre der Liebe und der Freiheit, noch heut zu Tage in faſt allen Theorieen nicht anders definirt wird, als: Zwangsanſtalt um der Privatſicherheit willen.) — Die innere Freiheit alſo ging verloren; nur die äußere dauerte fort, ein Schein, den die Zukunft bald zu Schanden machen mußte. Die Behauptung der äußeren Freiheit beſtand in einem maſchinenartigen Drängen jener Staatenharniſche gegen einander; und dieſes iſt das Weſen des todten Gleichgewichtes zwiſchen den äußeren Kräften, welches in jenen Zeiten das höchſte Ziel aller auswärtigen Politik wurde.

Sie ſehen ganz deutlich, daß ſich ein neuer, größerer und reicherer Zuſtand des politiſchen Lebens zuzubereiten anfing. Ein großes Interregnum tritt ein: das Gerüſt der alten Staaten war nur ſtehen geblieben wie eine Art von

Schutzwehr um die Schulen der neuen Welt. Der Gewinn, den die großen Weltentdeckungen des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts herbeigeführt hatten — wie vergiftend er und seine Folgen auch einstweilen auf das Nationalleben und vornehmlich auf die innere Freiheit der Völker wirkten — konnte nicht wieder verloren gehen: eben so wenig konnte aber auch die Universalität der Genüsse, der Begierden und der Ansichten, welche die Entdeckung der Indien und des Alterthums allen Individuen eingeflößt hatte, lange abgesondert für sich bestehen, ohne Nationalleben und vaterländische Freiheit. —

Das unendlich bereicherte Privatleben mußte durch eine lange Reihe von Revolutionen hindurch: die allzu üppig gewordene Gegenwart mußte durch Leiden gedämpft, das allzu reiche Privatleben mußte ein Spiel des Zufalls und des Frevels werden, damit zuletzt in allen Völkern eine Sehnsucht nach der einzigen uralten Bürgschaft für den neuen Reichthum, nehmlich nach innerer Freiheit und Nationalität, erwachen konnte; damit der alte Geist den neuen Körper beseelen und Staaten entstehen können, die sich zu dem irdischen Universum aller Welttheile so verhalten, wie sich die Staaten des Mittelalters zu Europa verhielten.

Glauben Sie nicht, daß ich von bereits vorhandenen Dingen rede! Aber ich rede von Stimmungen und Verfassungen der Völker, welche unvermeidlich kommen werden. Dem Preussischen Staate wurde — Dank sei es dem großen Talente Friedrichs, der Liberalität unsrer Könige, und der Freiheit, die sie vergönnten! Dank sei es auch der Unliebenswürdigkeit und Zerrissenheit unsers vaterländischen Bodens und den verführerischen Weltumständen! — dem Preussischen Staate wurde das eigne Schicksal, den großen Irrthum, als könne ein von Armeen umpanzertes Privatleben je ein Staat heißen, als sei das große Interregnum der Völker ein bleibender Zustand, — fast zu erschöpfen, und früher zu erschöpfen, als die übrigen Nationen. Sie müssen alle, wie sie auch die äußere Unabhängigkeit behaupten mögen, durch innere Revolutionen hindurch; durch einen gewissen Bankerot des Privatlebens, die einzige gründliche Schule der Freiheit: jene verzehrende Aufklärung, die wir erlebt, wird die alterthümlichste Gesinnung und die ehrwürdigsten Institutionen nicht verschonen, damit sich die widerstrebenden Lebensstoffe alter und neuer Zeit gründlich amalgamiren können, und kein Lebensreiz übrig bleibe, der nicht mit dem alten Geiste der Freiheit versöhnt und von ihm durchdrungen sei.

Darum nun mußte ich im Anfange dieſer Verleſung gegen den Wunderglauben an die groſſen Männer proteſtiren. Revolutionen und Interregna rufen allezeit dergleichen hervor: eine interimiſtiſche Form, einen einſtweiligen Stempel, der zu einem Surrogat der Nationalität auf kurze Zeit dienen möge, können ſie den Völkern geben, einſtweilige Verfaſſungen und Geſetze können ſie erfinden; aber die ewige Form, die lebendige Verfaſſung und das dauerhafte Geſetz kommt nur von der uralten, unerfundenen göttlichen Idee der Freiheit, die jedes, ſelbſt das ärmſte Herz erſchwingen kann.

Von den beiden Geſtalten, unter denen das Vaterland erſcheint, und von denen keine allein beſtehen kann, hat in Preuſſen die äußere Freiheit und Bedeutung Friedrich der Große mit tiefer Einſicht und gewaltiger Kraft herbeigeführt. Die großen Schickſale, welche die Preuſſiſche Monarchie neuerlich erlebt hat, haben vor Gott keinen andern Zweck, als die andere Geſtalt, die noch weſentlichere, innere Freiheit und Nationalität, die Bürgſchaft alles Nationalruhms und alles wahrhaft organiſirten und an das Ewige angeſchloſſenen Privatlebens, hervorzurufen. Ein gerechter, treuer und an ſeine große Beſtimmung

ganz hingegebener Fürſt, der erhabenſte und nächſte Gegenſtand unſrer Liebe, wird Friedrichs Werk ergänzen: aber die Nation, ermüdet von den Lockungen eines falſchen Zeitgeiſtes, zurückgekommen von aller verführeriſchen Univerſalität der Neigungen, wird mitwirken müſſen.

Das große Problem, welches hier dem Fürſten und dem Volke gemeinſchaftlich vorliegt und nur gelöſ't werden kann, in ſo fern alle auswärtigen Muſter durchaus verſchmähet werden, will ich in dieſen Vorleſungen ernſthaft erwägen: dazu bedarf es der lebendigen Gegenwart Friedrichs, des Heerführers unſers alten Ruhms. Seine Schöpfung muß in lebendiger Klarheit, mit allen Beziehungen auf ihre Umgebung und auf ihr Jahrhundert, und die Gegenwart eben ſo deutlich vorgeſtellt; Civil, Militärverfaſſung, geſellſchaftliches und Privatleben, Reichthum und Haushaltung, Wiſſenſchaft und Künſte, wie ſie unter Friedrich und durch Friedrich waren, müſſen dargelegt; es muß gezeigt werden, wie alle dieſe Kleinodien des Lebens erſcheinen, wenn ſie von dem Geiſte Preuſſiſcher Nationalität durchdrungen ſind.

Zweite Vorleſung.

Von den Hauptgebrechen der heutigen Staaten und von den verſchiedenen Curmethoden.

Es giebt in allen Staaten einen inneren Krieg, von welchem jener äußere bald zwanzigjährige Krieg nur ein Sinnbild, nur die äußere Offenbarung iſt. — Die Natur dieſes inneren Krieges, an welchem jeder Einzelne von uns Theil hat, habe ich ſchon neulich angedeutet: es iſt der Krieg zwiſchen dem Privat- und dem öffentlichen Leben, zwiſchen den Beſitzthümern und den Geſetzen. Laſſen Sie uns ihn heute in ſeinem ganzen Umfange erwägen, damit nicht bloß Friedrich der größte Held des Jahrhunderts, ſondern auch der wichtigſte Gedanke, und die erhabenſte Frucht des Jahrhunderts bei unſern Unterſuchungen zugegen ſei.

Solche Zuſtände unſrer politiſchen Welt, wo das öffentliche von dem Privatleben getrennt iſt, und jedes von beiden abgeſonderte Zwecke verfolgt, habe ich neulich Interregna genannt. Niemand kann zweien Herren dienen: das öffentliche Leben verlangt großmüthige Hingebung der beſonderen Neigungen und Beſitzthümer an das Allgemeine. Das Privatleben verlangt ausſchließenden Genuß, ein rund abgeſchloſſenes, möglichſt üppiges, unabhängiges, in ſich bereichertes Daſeyn; dieſen beiden unter ſich entzweieten Herren kann niemand dienen. Wenn alſo Privat- und öffentliches Leben getrennt ſind, ſo giebt es niemanden, der dient; alſo herrſcht auch eigentlich niemand: es findet ein Interregnum ſtatt. —

Was kann einer erhabenen königlichen Seele damit gedient ſeyn, daß der Bürger die herkömmlichen Präſtationen leiſtet, daß er mit Unwillen ſeinen Tribut zahlt, mit Widerſtreben ſich zur Vertheidigung des Vaterlandes hergiebt? Wenn ſein Szepter nicht auf eine zauberhafte Weiſe die innere Neigung der Bürger berühren, wenn er nicht die innerliche, verwilderte Begierde der Herzen beſänftigen und ſie einer allgemeinen vaterländiſchen Ordnung ſowohl für ihr irdiſches als für ihr ewiges Theil unterwer-

ſen kann: — ſo wird er vielleicht binden, zwingen, treiben, kurz, mancherlei mechaniſche Wirkungen hervorbringen, aber eigentlich herrſchen wird er nicht.

Es wird in unſern Lehrbüchern und Hiſtorien viel Weſens gemacht von einer gewiſſen unumſchränkten Gewalt der Fürſten oder Souveränetät, wie ſie es nennen. Die Könige, heißt es, wären im Mittelalter auf allen Schritten beengt und gehemmt geweſen, von zweien Ständen, deren einer den ewigen Willen des höchſten Weſens, der andere hingegen die vaterländiſche Erde, das Grundvermögen, habe vertreten und ausdrücken wollen. Da nun in jenen ärmlichen Zeiten die Völker zu ihrer Dispoſition eben nichts weiter gehabt hätten, als die Feldfrüchte und Metalle des Bodens einerſeits, und den Glauben an ihren Gott andererſeits: ſo ſei für die königliche Prärogative wohl nichts übrig geblieben und habe dieſelbe deshalb wenig bedeutet. Da ſei nun plötzlich Pulver, Buchdrukkerkunſt, Indien und Alterthum, nebſt mancherlei andren nützlichen Entdeckungen, den unterdrückten Königen zu Hülfe gekommen: ein neuer Stand, ein nahmenloſes Weſen, alſo kurzweg der dritte Stand, habe ſich von wegen der ganzen Welt, von neuer Betriebſamkeit und

neuen Bedürfnissen formiren müssen. Mit diesem nun hätten die Könige gebuhlt; und wie denn auch die alten Repräsentanten Gottes und der Scholle des Bodens nicht unempfindlich gewesen wären für das Spielwerk neuen Reichthums, neuer Politur und ausländischen Commerzes, so seyen allmählich im Laufe der drei letzten Jahrhunderte die Unterthanen allzumal in die neue Schule gerathen; die Könige hätten die günstigen Augenblicke wohl benutzt, und es wären dann die alten, hemmenden Barrieren, die Repräsentationen Gottes und des Bodens allmählich, aber gründlich, aus dem Staate heraus industrirt und commerzirt worden und ein unbeschränkter Machthaber oder Suverän, d. h. ein königlicher Unternehmer einer ungeheuren Gedanken- und Waaren-Fabrik und Commerz-Anstalt, sey zuletzt allein übrig geblieben, aus allen jenen alten Machtverwickelungen; dieser habe nun die Sorge für Dach und Fach, Feuerung, Erleuchtung und Bewachung des Gemeinwesens, theile jedem Arbeiter sein Tagesgeschäft zu, finde sich deshalb baar und lohnweise mit ihm ab: alles sey in einen leicht übersehbaren Calcul gebracht, und das anderweitige Leben des einzelnen Arbeiters außerhalb der großen Manufaktur habe mit dem Beherrscher nichts zu schaffen: das

ſey das Gebiet des Privatlebens; und die Freiheit des Bürgers beſtehe darin, nach Vollendung des mechaniſchen Tagewerkes thun, treiben, denken und lieben zu können, was ihm gefalle.

Dieſes große Arbeitshaus (und fragen Sie bei allen unſern Theorieen an, ob ich übertreibe) ſoll ein Staat ſeyn? dieſe äußere Souveränetät, dieſes Schaffner-Regiment über das bloß irdiſche Reiſegepäck, über das kümmerliche Lebensgeräth, welches unſerm freien göttlichen Daſeyn nur beigegeben worden, ſoll einem Fürſten genügen, der mit jugendlicher Ueberſchwenglichkeit das ganze innre und äußere Leben ſeines Volkes empfunden hat? ſoll Völkern genügen, die einmal auch in ihrer Jugendzeit einen von Gott, Religion, Freiheit, Recht, Treue und allen Ideen bekräftigten Bund durchgelebt und durchgefühlt haben? —

Wer ſind alſo in der heutigen herabgewürdigten Anſicht der Dinge die beiden unter ſich entzweieten Herren, denen wir, eben weil ſie entzweiet ſind, nicht dienen können, und deren vermeintliche Herrſchaft deshalb eitel Täuſchung und Fabel iſt? — Der Repräſentant erſtlich des ſogenannten öffentlichen Lebens, der Souverän oder Unternehmer der Staats-Manufactur; der Repräſentant zweitens des vermeintlichen

Privatlebens, das Gold, die Eitelkeit, der Mammon.

Wenn man, wie es in diesen Vorlesungen geschieht, große Erinnerungen herbeiruft, weil man mit vollem Herzen und ganzem Gemüthe das Bild einer großen Zukunft aufstellen will, so muß die Wurzel des Irrthums zuvörderst muthig und deutlich an den Tag. Ich sage: wenn wir in unsern Neigungen, wie in unsern Theorieen, consequent wären, so würden wir den unglücklichen Zustand unsers bisherigen bürgerlichen Lebens in seiner ganzen schauerlichen Zerrissenheit so einsehen, wie ich ihn hier dargestellt habe. Doch der traurige Wahn von zwei unvereinbaren Tummelplätzen für unser Herz, und der ganze Zwischenzustand, das Interregnum, worin wir lebten, also auch die unhaltbare Staats-Theorie, welche darauf erbauet worden, waren eine Folge der großen Revolutionen, die ich Ihnen neulich beschrieb. — Die Menschen waren besser, als ihre Theorieen: sie waren glücklicher Weise nicht consequent; denn wie sie auch wechselsweise und immer unbefriedigt den beiden Herren dienen mochten — das höhere Erbtheil ihrer Natur war deshalb nicht ausgestorben, und dies höhere Erbtheil (wenn auch oft nur Schatten und Trugbilder der Einheit und

All-

Allgemeinheit verfolgt wurden) war die Sehnſucht nach Einem Herrn. Dieſe dunkle Sehnſucht zu einem klugen und kräftigen Verlangen zu erheben: dazu ſind wir verſammelt, dazu ſind unendlich Mehrere als wir in dieſer großen Zeit berufen. —

Warum läßt das Schickſal weder die große Manufaktur unſers vermeintlichen öffentlichen Lebens, noch die unzähligen kleinen Manufakturen unſers Privatlebens gedeihen? Warum die unnachlaſſende Klage, daß das öffentliche Leben von einer präpotenten Macht abhängig, das Privatleben hingegen einer andern präpotenten Macht durch und durch, und bei allen Lebensgenüſſen, zinsbar geworden? — Warum dieſe Doppelabhängigkeit von den unter einander entzweiten beiden Herren des Landes und der Meere? — Damit in uns, während alles gemeine und getheilte Gelüſte unſers Herzens herüber und hinüber geworfen wird, die Sehnſucht nach Einem Herrn alle andern Empfindungen und Neigungen in ſich aufnehme, und über uns der Stolz und das Ehrgefühl kommen, ganz und aus Einem Stücke das zu werden, was wir unſers Orts und in dieſen unſern Tagen ſeyn können, nehmlich nach eignem Geſetz, und um den eignen Fürſten und um das eigene, vaterländiſche Alterthum her, frei, ein Volk, und Preuſſen. —

In die Zeit getheilten Privat- und öffentlichen Lebens fiel die sechs und vierzig-jährige Regierung Friedrichs; er war Virtuose in beiden, der liebenswürdige Hauswirth aller Grazien, und der Schüler aller Musen seiner Zeit, und dann wieder, in den übrigen Momenten des regelmäßig zertheilten Lebens, der gewaltige Baumeister und Maschinist seiner Monarchie. Wenn er ganz deutlich die ihm untergebenen Völker in den wunderbaren Mechanismus Einer ökonomischen und kriegerischen Verfassung zusammenfügte und mit einem leichten Handgriff die ganze ungeheure Maschine, als wäre sie nur aus todten Stoffen gebauet, bewegte; wenn derselbe Friedrich wieder in Werken, die mit ganz andern Eigenschaften Europa bezauberten, Toleranz, Humanität, Freiheit und alle Hausgötterchen des Privatlebens, und alle Begierden, welche der Staats-Mechanik entgegen arbeiten mußten, in derselben Monarchie versammelte, und diese feindseligen Mächte sich vor der Allgegenwart seines Genies vielmehr beugten, als unter einander sich anfeindeten, und ganz Europa nichts Höheres zu erschwingen glaubte als Nachahmungen seines Werkes — wem ist es damals wohl angekommen zu sagen: die Preussen, und insbesondere Er, Friedrich, dienen zwei[illegible] Herren?

So zierlich war die Hand, welche dieſes factice öffentliche und dieſes genußreiche Privat-Leben in einander flocht; ſo gewaltig wieder dieſelbe Hand, die ein eiſernes Kleid um das künſtliche Werk ſchmiedete. Wer möchte auch Friedrich deshalb anklagen! —

War das große Geheimniß unſers geſellſchaftlichen Lebens denn ſchon enthüllt? Gab es denn für das Privatleben ſchon höhere Güter als antiken oder Brittiſchen Stoff in Franzöſiſchen Formen? War der Quell unſers wahrhaft öffentlichen Lebens, das alte Germaniſche Leben, nicht wirklich verſiegt und vergeſſen? Gab es noch ein kräftiges und gemeinſames Angedenken jener dunkeln Mutterzeit unſerer heiligen Ständeverfaſſung? Galt ſie nicht für Barbarei neben dem Trajaniſch-Markaureliſchen Glanz Franzöſiſcher Könige, und mußte ſie nicht dafür gelten? Inſonderheit — waren denn die beiden Herren, denen Friedrich wechſelsweiſe diente, ſchon entzweiet geweſen auf Tod und Leben, wie ſpäterhin in Frankreich, wo kein überlegenes Genie ſie inzwiſchen beſänftigte, ſondern erſt, nachdem ſie ſich gegenſeitig zu Schutt und Staub verzehrt hatten, und mit ihnen der ganze Wahn, ſie könnten dauerhaft verſöhnt werden, nur die letzten Zuckungen der bloßen phyſiſchen Kraft

von einem menſchlichen Arme gebändigt wurden? —

Wie herrlich auch unſerm Friedrich ſein Werk gelungen ſeyn mochte, eine Art von einſtweiligem Unterbau im Sturze der Zeiten, ein Verſuch das öffentliche und Privatleben vorläufig künſtlich in einander zu verflechten, weil die Zeit ſie nach uralter Weiſe in einander zu gießen und durch einander zu amalgamiren noch nicht gekommen war — die Sehnſucht nach Einem Herrn, wenn er ſie auch nicht verdeutlichen konnte, hat in ihm nie geſchwiegen. Er hat den erhabenen Schmerz empfunden, an die Dauer ſeines eigenen Werks, überhaupt an die Zukunft, nicht zu glauben; er hat ſich einſam geglaubt und am Ende, er hat viel geſchrieben und viel geſungen, um ſeinen unſterblichen Kriegesthaten einen menſchlichen und friedlichen, aber eben ſo unvergänglichen Text unterzulegen für die Nachwelt, weil ihm ſein großes Friedenswerk, die Form ſeines Staats, keine genügende Bürgſchaft ſchien, daß er ſelbſt auch erkannt werden würde von den Enkeln, die einſt von Leuthen, Zorndorf und Liegnitz hörten.

Ich habe beſchloſſen, den Charakter Friedrichs und ſeiner Zeit, durch unſre gegenwärtige Zeit, das politiſche Problem, welches Friedrich

vorlag, durch das andre, welches uns jetzt zu lösen obliegt, zu erklären. Nachdem wir also gesehen, daß keine eigentliche Nationalität, d. h. keine wahre Freiheit und Unabhängigkeit, Statt findet, so lange Staat und Bürger zweien Herren dienen, d. h. so lange Staat und Bürger zwischen zwei unversöhnlichen Reitzungen umher geworfen werden; so lange die Herzen innerlich zerschnitten sind in ein doppeltes Verlangen, das eine in bürgerlicher Ordnung, im Staate zu leben, als Glied des Staates zu bedeuten und zu glänzen, das andre sich von der ganzen bürgerlichen Ordnung wieder auszunehmen, sich mit seinem Hauswesen und seinem ganzen Privatleben und den heiligsten Empfindungen, ja selbst mit seiner Religion, wieder heraus zu schneiden aus demselben Staate; kurz, nachdem wir gesehen, daß die Freiheit mit einer Doppelsklaverei unverträglich ist, werden Sie mit Recht fragen: wie sollen wir Privat- und öffentliches Leben, die Friedrich nur interemistisch zu verflechten wußte, auf die Dauer versöhnen und in einander gießen? wie sollen wir wieder zum Dienst Eines Herrn gelangen? —

Ich würde gründlich antworten, wenn ich nur die hochfahrende Trägheit jener Seelen erst abgefertigt hätte, welche meinen: es sei in den noch

unvollendeten großen Revolutionen dieſer Tage noch nicht Zeit, an einen beſonderen Staat zu denken; man müſſe erſt zuſehen, wie ſich die Dinge im Univerſo geſtalten würden; wir müßten die alten Deiche und Dämme unſrer Staaten einſtweilen repariren, wie wir könnten, damit nur die Obſervatorien unſrer contemplativen Weisheit von der Fluth verſchont blieben; übrigens wären ganz neue, dermalen noch undeutliche Zuſtände im Anzuge, und man müſſe erſt abwarten, wie und nach welchem neuen Geſetz die chaotiſch in einander gefloſſenen Atome ſich wieder ſetzen, ordnen und kryſtalliſiren würden; man müſſe wohl gar, wie einige muthige, beherztere Philoſophen hinzuſetzen, das gegenwärtige Chaos noch chaotiſcher machen helfen, neue Trümmer den alten hinzufügen, damit die brauende gährende Natur noch freiere Hand habe. Man muß, heißt es da, dieſes falſche, lüſterne und üppige Privatleben, und das kalte, ausgetrocknete Formenweſen unſers öffentlichen Lebens nur vollends zuſammen ſtürzen, zuſammen ſterben laſſen: im gemeinſchaftlichen Tode werden ſich ihre Atome ſchon wieder verſöhnen; unſre Enkel werden in der neuen beſſeren Schöpfung leben, und uns ſelbſt bleibt wenigſtens die gelehrte Unterhaltung, die philoſophiſche Luſt an der allgemeinen Umkehrung.

Was! — Ihr legt der großen, ideenreichen Natur erſt das nichtswürdige Bild eurer Schmelztiegel, Retorten und eures ganzen Experimentir-Apparats unter, und ſagt ihr dann nach, nur aus völlig zerſchmolzenen Welten könne ſie beſſere Zuſtände erzeugen? — Von der wahren Natur habe ich gehört in meiner frühen Jugend, und empfinde noch jetzt, daß ſie allenthalben und unaufhörlich das Leben in den Tod verwebt, nicht aber, daß ſie ſtoßweiſe und mit einer gewiſſen theatraliſchen Plötzlichkeit alte Zuſtände verſinken, und durchaus neue dafür aufſteigen laſſe. Dies Mal gilt es weniger als je einen chemiſchen Verſuch, und leeres Schauſpiel für vermeinte Philoſophen: alles Feuer, aller Todesſchein dieſer Zeit ſoll nichts als menſchliche Verbindungen erwecken, denen aller übrige Lebens-Apparat und alles Beſitzthum untergeordnet ſei; uns, vornehmlich uns Preuſſen, iſt Altes verblieben, und Neues gegeben, gerade damit wir die Vergangenheit und die Zukunft, die Zeit und die Ewigkeit, das Allgemeine und das Beſondere verbinden, und der Kraft eines freien Herzens das Schwierigſte und Verſchiedenartigſte unterwerfen lernen; kein neues Preuſſen ſoll kommen, keine Spur unſrer Vorfahren braucht weggetreten zu werden. Ergreift die großen Lehren der

Zeit, die keinen andern Zweck haben, als den Völkern ihre innere Freiheit wieder zu geben, keine bloße Unabhängigkeit, keine bloße Befugniß zur philoſophiſchen Faſelei des Geiſtes und zu einer willkührlichen Schwärmerei des Herzens, wie man bisher das Wort Freiheit verſtanden, ſondern die tüchtige Freiheit verbündeter, unter einander ſich beſchränkender, treibender Bürger; alſo ein alles belebendes, alles durchdringendes Geſetz, den Umriß, die Seele dieſer Freiheit; alſo beſondere Staaten, alſo gründliche Nationalität will die Natur mit dem ganzen Revolutionsapparat dieſer Zeit — nichts, und abermals nichts weiter!

Ergreift die großen Lehren der Zeit, dann wendet Euch auf's nächſte, und laßt draußen, da, in der Ferne, wo ihr nicht zu wirken berufen ſeid, die Atome ihr wunderliches Spiel immerhin fort treiben; ihr, gerüſtet mit einem ſo unüberwindlichen als fruchtbaren Freiheitsgefühle ſeid dann die Bewahrer des Weltgeſetzes; ganze Völkerwanderungen können über eure Häupter weggehen und doch den Keim des wahren politiſchen Lebens nicht zerſtören, der ſich zu ſeiner Zeit ſiegreich entwickeln wird, wenn alles geſchlechtsloſe Weſen einſeitiger Kraft ohne Spur verſchwunden und alle chemiſche Werkſtätten

experimentirender Philoſophen in Trümmern zerfallen ſeyn werden! Nicht von Einem Arzt, nicht von Einem Helden, den wir ſo lange und ſo oft getäuſcht erwartet, kommt dies Mal das Heil, ſondern von der freien öffentlichen Verbindung mehrerer für die innere Freiheit. — Entſchuldigen Sie dies lange Verweilen bei den chemiſchen Politikern: einige der bedeutendſten Köpfe unſres Vaterlandes ſind in dieſem Irrthum befangen.

Alſo nicht der gemeinſchaftliche Untergang unſres Privat- und öffentlichen Lebens ſoll uns von der Sklaverei des doppelten Herrendienſtes befreien; denn wir können den Gedanken der Freiheit erſchwingen, und den Stolz, die Rettung uns ſelbſt und nicht einer blinden Naturkraft zu verdanken: ein Held, ein neuer Friedrich ſelbſt kann uns nicht befreien; denn auch er, mit bloß äußerer Kraft, oder mit bloßem Beiſpiel, würde die entfremdeten, durch Wiſſenſchaft und allerlei geiſtigen und phyſiſchen Luxus verwilderten Sitten und das ganz auswärtige Privatleben nicht bändigen und für die Dauer dem Staate nicht zu unterwerfen vermögen. Alſo muß der Eine Herr, welchen wir begehren und welcher der Bürge unſrer Freiheit und unſrer Zukunft ſeyn ſoll, wohl ein unſichtbarer Herr ſeyn! —

Erwägen Sie unſern Zuſtand gründlich! Wir möchten das öffentliche Leben gerettet ſehen, aber wir möchten auch die Herren und unbedingten Gewalthaber in unſerem beſondern Kreiſe bleiben: wir möchten die Schulden des Staates bezahlt ſehen, aber zugleich auch unſer ausſchließendes Eigenthum conſerviren. Wenn der Werth aller beſondern Beſitzthümer nicht wieder abhängig wäre von dem Beſtehen des beſonderen Staates, ſo würde es Nichtswürdige geben unter uns, die ſich von dem öffentlichen Leben und ſeinen Laſten ganz eximirten und dem Götzen des Privatlebens ausſchließend dienten. So aber hält uns beides mit gleich-ſtarken Banden feſt, das Privatleben mit allen ſeinen unwiderſtehlichen modernen Bereicherungen, mit ſeinen geiſtigen und phyſiſchen Genüſſen, und mit der Allerweltsunabhängigkeit, die ſich in das Innere der Häuſer und der Herzen zurückzieht, und dort, wie es ſcheint, von keinem Tyrannen der Erde erreicht werden kann, und das öffentliche Leben mit ſeiner alterthümlichen Autorität, der einzig gedenkbaren Bürgſchaft für eine ruhige, ordentliche und dauerhafte Befriedigung unſrer Begierden. Wie ſollen wir uns aus dieſer ſo fürchterlichen und doch ſo nothwendigen Alternative herausziehen? Die Hülfe

kann nur kommen von einem unſichtbaren Herrn, von einer Idee. —

Laſſen Sie uns ein recht ſchlagendes Gleichniß wählen! Gedenken Sie des Streites zwiſchen der Pflicht und der Neigung, in den wir täglich gerathen, und der im Grunde nur ein beſonderer Abdruck oder ein Zeichen, ein Symbol jenes größeren Streites zwiſchen dem öffentlichen und dem Privatleben iſt. Von der Neigung, wie vom Privatleben, kann man nicht laſſen, um des Augenblicks, von der Pflicht und vom öffentlichen Leben eben ſo wenig, um der Dauer willen. Wie wird nun dieſer Zwieſpalt gelöſ't! Der gemeine Moraliſt würde rathen, die Neigung zu unterdrücken, zu vernichten, damit die Pflicht allein herrſchend zurückbliebe; und ſo in dem größern Beiſpiel das Privatleben mit allem ſeinen Reichthum fahren zu laſſen, damit das öffentliche Leben allein herrſchend zurückbliebe; alles Beſondre, Ausſchließende müſſe um des Staates willen vernichtet werden: ſo gelange man dahin, nur Einem Herrn zu dienen. Gegen dieſe kategoriſche Moral wehrt ſich der Egoismus dieſer Zeiten. — Wie! der Egoismus? — Das edelſte Gefühl der Menſchen wehrt ſich dagegen, ſeine Neigungen, die beſondre Farbe, den beſonderen Klang ſeiner Eigenthümlichkeit zu

vernichten: dieſe Neigungen geben ja dem beſondern Menſchen, und dieſe tauſendfältigen Formen des Privatlebens geben ja erſt dem Staate ſein ganz beſonderes Leben, ſeine freie, lebendige Kraft; wir wollen Einen Herrn, aber nicht die Tyrannei eines todten Begriffs, wie ſie nur dem Stuben-Philoſophen, der nie die Felder der Ehre geſehen, nie auf den Tummelplätzen des Nationallebens verweilt hat, wünſchenswürdig erſcheinen kann.

Damit iſt die Tugend noch nicht da, daß nur die einzelnen Neigungen zum Beſten eines vermeintlichen Pflichtgebots gehörig hingewürgt werden, und zuletzt anſtatt eines Menſchen ein leerer, todter Buchſtabe zurückbleibt; damit iſt der vaterländiſche Bürger noch nicht da, daß nur der ſchöne geiſtige und phyſiſche Gewinn, den die Indien, das wieder erwachte Alterthum u. ſ. f. in unſerm Privatleben zurückgelaſſen haben, kurzweg fortgeworfen werde. Nicht umſonſt hat die Natur den Reichthum aller Länder und Zeiten über unſre kurze Lebenszeit ausgeſchüttet und unendliche Reitze in uns geweckt: ſie ſollen nicht etwa bloß nun zu Ehren eines leeren Pflichtgötzen vom Feuer verzehrt, ſondern ſie ſollen mit dem Geiſte der Ordnung und der Freiheit, der unzerſtörbar in uns wohnt, harmoniſch, auf

Tod und Leben, und zu einem wahrhaft nationalen Ganzen verbunden werden.

Der Kampf zwiſchen Pflicht und Neigung in unſrer Bruſt läßt ſich weder von der Pflicht, noch von der Neigung aus, allein löſen; die in dem Streit befangene Seele muß vielmehr aus eigener Kraft ſich ein drittes höheres Gut erzeugen, eine Idee, einen göttlichen Gedanken, der beides, die Pflicht und die Neigung, in ſich ſchließt, alſo verſöhnt, kurz, einen Herren, der, mächtiger als die beiden bisherigen ſtreitenden Herren, beide unter einander zur Ruhe bringt. Kurz, auf demſelben Wege, wie in ſchönen Gemüthern zuletzt an der Hand der Ideen die Liebe zur Pflicht und die Pflicht zur Liebe wird, ſo muß in einem Staate, der reich an höheren geiſtigen Anlagen iſt, wie der unſrige meiner neulichen Darſtellung nach, vermittelſt der göttlichen Ideen, innre Freiheit und Nationalität, das Privatleben mit allen ſeinen verführeriſchen Gütern, und das öffentliche Leben mit allen ſeinen Laſten, allmählich verſöhnt, und durch die Verſöhnung veredelt und geſteigert werden, bis zuletzt das Privatleben nichts anders iſt, als das Nationalleben von unten auf betrachtet, und das öffentliche Leben zuletzt nichts anders, als daſſelbe Nationalleben von oben herab angeſehen. —

Schöne Träume! werden Sie ausrufen. — Ich rede von der letzten Zuflucht, die uns geblieben, zugleich aber auch von dem einzig möglichen und gedenkbaren Resultat aller unsrer besondren Leiden und der ungeheuren Weltschicksale, zu deren sinnvollsten Zeugen die Natur uns geeignet. Wir haben (und das fühle ich ja wohl nicht allein) nur die Wahl zwischen einer Totalrevolution, die kein besonderes Gut oder Eigenthum in dem ganzen Umkreise dieses Landes verschonen wird, und zwischen einem freien, lebensvollen Anschließen an das vaterländisch-Allgemeine, einem innigen Bunde des Privatlebens mit dem öffentlichen, des Privatintereſſe mit dem öffentlichen, um einer Idee, um einer tüchtigen Freiheit willen, zu deren Gottesdienste ja wohl wenigstens Jene, die in diesen letzten Jahren ihr Leben dem Daseyn der Preussischen Monarchie haben zum Opfer bringen wollen, zu bekehren wären.

Vielleicht noch nicht in die Augen springend, aber dennoch deutlich genug zeigt sich in der neuen Preussischen Staats-Organisation das Bestreben, die entfernteſten Theile der Monarchie mit ihrem Mittelpunkt in Verbindung zu bringen — ich meine, in eine wechselseitige Verbindung: von den Herrschenden herab nach

allen Seiten ſollen unendliche Berührungen Statt finden; eben ſo ſoll aber auch eine Berührung, die vom Volke ausgeht, wieder ohne Ende die Herrſchenden erreichen. Der Grundgedanke der Stifter war: die Staats Adminiſtration iſt das Organ, wodurch der Wille des Monarchen herab in alle Theile der Monarchie dringt; damit dieſer Wille die höchſte ausbreitende Kraft gewinne, muß die Adminiſtration ſo viel als möglich concentrirt ſeyn. Ständiſche Verfaſſungen und Körperſchaften ſind das andre Organ, durch deſſen Vermittelung die Eigenheit des Volkes auf die Regierung wieder zurückwirkt. Die einzelnen beſondern Inſtitutionen zu beurtheilen, iſt weder mein Beruf, noch hier meine Abſicht. Ich behaupte nur, die Urheber der neuen Organiſation haben das Hauptbedürfniß richtig empfunden.

In der Verfaſſung Friedrichs war Action von oben herab; in den gerühmten neueren Verfaſſungen, die auf den Grundſatz der unbeſchränkten Souveränetät, den ich oben beurtheilt habe, gebauet ſind, iſt ebenfalls nur an eine Wirkung von oben herab, aber an keine Gegenwirkung von unten hinauf, alſo an keine Wechſelwirkung, alſo an keine öffentliche Meinung, an keine innre nationale Freiheit zu denken, wenn auch

der Schein repräſentativer Körperſchaften fortdauert, gewiſſermaßen als ein Zeichen, daß eine Gegenwirkung Statt finden ſollte, und daß man das große Gebot der neueſten Weltbegebenheiten, daß nehmlich Regierungen und Völker ſich wechſelſeitig durchdringen ſollen, zwar vernommen habe, doch nicht auszuüben wiſſe. Weder den Wahlen, noch den Repräſentativ-Syſtemen, überhaupt keiner Form an ſich, ſoll hier das Wort geredet werden: im glücklichſten Falle bringen ſie nur die augenblickliche Meinung des Volkes vor den Thron, aber nie die ewige Geſinnung und das fortſchreitende Leben deſſelben, in deren Gegenwart immer regiert werden ſollte. Die öffentliche Meinung, von welcher ich rede, der Geiſt der inneren Freiheit, läßt ſich durch Formen allein nicht herbei zwingen. Aber die in der neuen Preuſſiſchen Organiſation vorgeſchlagenen und zum Theil ausgeführten Formen fallen in der Abſicht — und wenn auch der Geiſt der Nation dieſen Formen erſt das wahre Leben einhauchen muß — zuſammen mit dem, was ich begehre; und ſo bin ich nicht der einzige Träumer, der die Weſenheit unſeres Zuſtandes empfunden hat. —

Können wir, nachdem wir das Ziel der großen Weltbegebenheiten unſrer Tage gemeinſchaft-

ſchaftlich betrachtet, uns von dem ausſchließenden Intereſſe für die große Europäiſche Politik, welches Intereſſe allein zu nichts, als zu getäuſchten Erwartungen führt, losſagen; können wir uns entſchließen, innig und mit Reſignation unſre inneren Angelegenheiten zu erwägen, ſo lebhaft als einſt die Europäiſchen; können wir glauben an ein Nationnalleben, und wirken für daſſelbe — kurz, können wir uns zu Ideen erheben, und mit erhobener Seele dem reinen Willen der Regierenden entgegen gehen: ſo ſind wir gerettet, ſo iſt der Geiſt der Freiheit, die Seele des Staates, ſchon da; der Körper, die Inſtitutionen, die Formen werden ſich dann von ſelbſt ſchon finden. Wo nicht? — Staatsverfaſſungen laſſen ſich nicht erfinden; die klügſte Berechnung iſt hier ſo ohnmächtig als die völlige Unwiſſenheit: für das Gemüth eines Volkes, und die Kraft und die Ordnung, die daraus entſpringt, giebt es kein Surrogat, auch nicht in den intelligenteſten Köpfen, auch nicht in den größten Virtuoſen. Auch von den Völkern gilt, was Leſſing ſagt:

Wer
Sich Knall und Fall, ihm ſelbſt zu leben, nicht
Entſchließen kann, der lebet Andrer Sklav
Auf immer.

Wenn ich mich oben gegen den Muthwillen der chemiſchen Politiker erklären mußte, welche die ganze beſtehende und aus dem letzten großen Sturme gerettete Ordnung der Dinge, weil ſie einer gewiſſen theoretiſchen Symmetrie nicht entſpricht, nun aufgelöſ't ſehen wollen in die erſten Atome, damit eine gewiſſe elementariſche Kraft, welche ſie Natur nennen, vollende, was ſie mit ihrem beſchränkten Herzen nicht zu Stande zu bringen wiſſen: — ſo muß ich mich nun wieder gegen eine ganz entgegengeſetzte Klaſſe von Staatsrathgebern auflehnen, die mit Frömmigkeit, ja mit zaghafter Scheu vor aller Umgeſtaltung des früheren, von Friedrich entworfenen Zuſtandes, an die Stelle einer Radikalkur eine Reihe von Palliativen, von ſanften Reformen in den einzelnen Zweigen der Adminiſtration ſetzen, kurz, die das politiſche Problem unſerer dermaligen Lage ſo betrachten, wie es uns vom Auslande her vorgelegt wird, nehmlich, als komme es nur darauf an, à cicatriser les playes de la guerre. Ich ſträube mich nicht gegen auswärtigen Rath, wenn er gut iſt. Dies Mal aber, da es auf eine Nationaliſirung aller Anſichten und Neigungen ankommt, erlauben Sie mir gewiß für den kleinen Raum dieſer Vorleſungen eine abſolute Ideen-Sperre.)

Diese Klasse der Zaghaften nun urtheilt von der Krankheit des Staates, daß sie im Grunde eine durch und durch ökonomische Krankheit sei: Stockung und Versetzung des Bluts, Erschlaffung der produktiven Gefäße. Die Circulation muß befördert, die Gefäße gestärkt werden, d. h. dem Credit muß unter die Arme gegriffen, und die Produktion, der jährliche Ertrag, vermehrt werden, wenn der Schlagfluß oder der National-Bankerott (die einzige Form, unter der sie sich den Untergang des Staates denken können) vermieden werden soll. So entstehen nun zwei Gattungen von Planen, über welche so viele wohlgesinnte Freunde des Gemeinwesens alle ihre höheren Kräfte und ihre tieferen Gedanken versäumen: Schuldentilgungs- und Credit-Plane auf der einen, und ökonomische Meliorations-Plane auf der andern Seite.

Niemand wird mich so mißverstehen, als wenn ich diese erhabenen Gegenstände der Betrachtung für unwerth hielte. Wer, kraft seiner gesunden Natur, den großen Präliminarartikel aller Negociation über die Zukunft des Preussischen Staates, nehmlich die Versöhnung des aufgeklärten rebellischen Privatlebens mit der mechanischen und deshalb drückenden und hemmenden Form des bisherigen öffentlichen Lebens,

wer dieſen Präliminarartikel aus Inſtinkt oder Bewußtſeyn beſtändig vor der Seele hat, der möge immerhin auch in die ſpeciellen und allerſpeciellſten Artikel der heiligen Negociation eingehn: eine große allgegenwärtige Idee, wie dieſe, hemmt ja nicht etwa den Calcül der Klugheit; ſie entmechaniſirt ihn vielmehr, ſie belebt, ſie beflügelt ihn.

Nein! gegen die unwürdige Anſicht, die immerfort noch jetzt, nachdem ſeit zwanzig Jahren die Weltgeſchichte mit einer Donnerſtimme das Menſchliche und Perſönliche und Urkräftige in den erſtarrten Inſtitutionen wieder zu erwekken ſucht; gegen eine Anſicht, die noch jetzt alles Heil in dem Beſitze todter Sachen und Produkte findet; die von dem Staate ſelbſt nichts gewahr werden will, vor dem goldnen Netze, in welchem er gefangen liegt; die von allen Spuren zwanzigjähriger erhebender, begeiſternder Revolutionen keine anerkennt, als die allgemeine Verarmung, das Deficit auf den Staats-Comptoirs —: gegen dieſe Anſicht iſt meine ernſte Warnung gerichtet. Gegen dieſe zaghaften wie gegen jene muthwilligen Seelen, eiferte ſchon in der erſten Stunde der großen Revolutionen unſrer Tage der letzte Prophet, welcher auf dieſe entzauberte Erde gekommen iſt,

Edmund Burke: „das Jahrhundert der chemiſchen Experimentatoren, der Oekonomiſten, der Sophiſten und Rechenmeiſter iſt gekommen, und der Glanz von Europa iſt ausgelöſcht auf ewig.“

Nicht auf ewig! Die Kunſt der Rechenmeiſter iſt ſchon jetzt erſchöpft, vorzugsweiſe und zuerſt in Preuſſen erſchöpft. Die Civiladminiſtration Friedrichs des Zweiten hatte, vorzugsweiſe vor allen übrigen Europäiſchen Staaten, einen ſtreng calculatoriſchen Charakter; als ſolche iſt ſie noch neuerlich ein Muſter jener Verfaſſungen geworden, in denen die kluge Berechnung der Streit- und Commerz-Kräfte, der Zeit und aller der Weſen, die ſich auf Zahlen reduciren laſſen, für die Baſis aller Staatskunſt gilt. Wenn das öffentliche Leben nichts weiter iſt, als ein ungeheurer, künſtlicher Mechanismus in den Händen der höchſten Gewalt, ſo iſt regieren nichts anderes als rechnen, und ſo haben die Deutſchen Pamphletiſten, welche eine reine, gemüthloſe Intelligenz, d. h. einen für allen Reitz, aber auch für alle heiligen und tiefen Empfindungen des Lebens abgehärteten, rechnenden Verſtand an der Spitze der Staaten haben wollen, vollkommen Recht.

Laſſen Sie uns nicht verbergen, daß oft, wenn wir der zerrütteten Welt einen Retter ge-

wünſcht, wir im Herzen auch nichts anders gemeint haben, als einen überlegenen, praktiſchen Rechner in Köpfen, in Schlachtordnungen, in Inſtitutionen und Geſetzen, wie in Zahlen! nicht verbergen, daß noch jetzt in allen den tauſendfältigen Kritiken, welche z. B. die neue Preuſſiſche Staats-Organiſation erfahren, der Grundgedanke die Frage iſt: wie hat der Geſetzgeber calculirt? wie greift der neue Mechanismus in den alten ein? ꝛc. — und der Grundirrthum iſt immer der erwartende Wunſch, daß endlich einmal ein Calcül zum Vorſchein kommen möchte, der die Herzen der Bürger (auf welche in letzter Inſtanz doch alles ankommt) durch einen bloß mechaniſchen Stoß tugendhaft, gutwillig und patriotiſch machte.

In Preuſſen iſt dieſer Irrthum natürlicher, als irgendwo ſonſt: denn Friedrich war zuvörderſt der erſte und größte Staats-Mechaniker, den die Welt geſehen; und derſelbe Friedrich dämpfte auch wieder mit den menſchlichen und lebendigen Eigenſchaften ſeiner Perſon die todte und ſtarre Natur ſeiner Zahlen; und wenn er in der erhabenen Einen Function ſeiner großen Natur, als Monarch, die Menſchen ſelbſt als bloße Zahlen betrachtete, ſo war er in der andern, als Menſch, wieder der gemüthliche Zögling

und Freund der Menſchheit und des Menſchlichſten, der Künſte und der Philoſophie. Als aber die ganze ſechs und vierzig-jährige Erſcheinung, welche nur die Beſtimmung hatte, ſein Volk durch das große Interregnum der Zeiten hindurch zu führen, verſchwunden war, da ward nun die Eine calculatoriſche und mechaniſche Function des großen Mannes, ohne den Dämpfer ſeines Herzens, zum Muſter und Schema aller Regierungskunſt erhoben. Die Staats-Mechanik trat um dieſe Zeit in die Reihe der Privatwiſſenſchaften; auf allen hohen Lehrſtühlen, wo ſonſt nur ein dogmatiſches Exponiren poſitiver Geſetzgebungen, der Römiſchen und Deutſchen Geſetzgebungen, vernommen wurde, zeigt ſich nun die vermeintliche reine Politik mit ihrem weſentlichen Gefolge, den calculatoriſchen und Finanz-Wiſſenſchaften, wodurch das Studium der Geſetze, welche auf dem Glauben und dem Gemüthe der Völker begründet ſtanden, faſt verdrängt wurde.

In Preuſſen vorzüglich befaßte ſich das Privatleben mit jener Staats-Mechanik. Phyſiokraten, Adam Smith, und was nur das Ausland Großes auf dieſem Felde erzeugen mochte, wurde zur Vervollkommnung dieſer arithmetiſchen Politik herbeigezogen, und mit großem Auf-

wande der Kräfte nach einem politiſchen Steine der Weiſen geſucht. Zuletzt hatten wir das eigene Schauſpiel ſo vieler Finanzplane als Köpfe: während jeder Einzelne ſich von den Opfern, die einem wahren Finanzplan zum Grunde hätten gelegt werden können, eximirte, wo es nur möglich war. Der Güterbeſitzer bauete ſeinen Finanzplan auf eine Beſchatzung der Gewerbe, der Gewerbtreibende den ſeinigen auf den Ruin der Güterbeſitzer; und ſo bewirthſchaftete Jeder den Staat, mit der Ausnahme ſeines Hauſes und Hofes und ſeines Privatintereſſe, welches der allgemeinen Regel nicht unterworfen werden ſollte. In den Finanzplanen überhaupt ward der Staat betrachtet wie die Summe aller einzelnen Privatwirthſchaften, und in den einzelnen Finanzplanen waren wieder alle einzelnen Privatwirthſchaften eximirt.

Der große Gegenſtand iſt in unſerem Vaterlande mehr beſprochen und berathen worden, als irgendwo ſonſt. Hier kann ich alſo Eingang finden, wenn ich behaupte: aus dieſem Streit auf Tod und Leben des Ganzen zwiſchen Privat- und Staats-Intereſſe giebt es keinen Ausweg, als vermittelſt der Ideen. Bei den Einſichtsvollern, die für ihr Privateigenthum wie für das Staatseigenthum billig verzweifeln, muß

man Gehör finden, wenn man an den verſäumten Dämpfer der Zahlen, an Nationalgefühle, kurz an höhere Güter erinnert, welche die Zahl nicht mehr garantiren, der bloße Calcül nicht feſthalten kann, wie wir es ſo gründlich erlebt haben.

Das, was über den Regierungen und über den Einzelnen unſichtbar kräftig waltet, größer als alle; das, woher alles Beſtehen und alle Eintracht eines für die Ewigkeit verbündeten Volkes rührt; das, was öffentliches und Privatleben, wie Haupt und Glieder, die ohne den Tod des Ganzen nicht getrennt werden können, magiſch verbindet; das, was die Zahlen der mechaniſchen Staatskunſt in tüchtigen, freien und großmüthigen Verkehr der lebendigen Staatskunſt verwandelt; das, was über alle chemiſche Kräfte eines gährenden Zeitalters ſicher triumphirt: iſt das Gefühl der vaterländiſchen Verbindung ſelbſt, dem jedes Herz gewachſen iſt, und der ſtolze Entſchluß, in der Umgebung zerfließender, vertrocknender und der todten Macht aller Elemente hingegebener Staaten, ein ganzes und lebendiges Volk bleiben zu wollen. Sein Leben dafür hingeben, iſt ein Großes: der ſtolze und heilige Antrieb dazu hat nicht gefehlt; ſein Leben, von dem großen Gedanken erfüllt und begeiſtert, dafür fortſetzen, iſt ein Größeres.

So lange in vielen und den vortrefflichſten Gemüthern noch die Ehre mehr iſt, als Leben und alles Eigenthum, ſo lange fühle ich noch nicht die Unmöglichkeit, daß dieſe beſtimmte, höchſte und vaterländiſche Geſtalt der Ehre von einzelnen großgearteten Seelen nicht zur Beſchämung alles gemeineren Intereſſe durchgeführt werden könnte, ſo daß ſich alle hochmüthige Wiſſenſchaft, aller Geld- und Unabhängigkeits-Trotz, die ganze Allerweltsbürgerlichkeit des cultwirten Pöbels beugen müßte vor dem Gedanken, der in der natürlichen Ordnung der Dinge der erſte iſt. Worte, die eine gründliche, bleibende Begeiſterung eingiebt, ſind ja wohl ſo mächtig noch als jene verwitternde Zahlen, auf welche ſich die Weisheit reducirt, die ſie bekämpfen ſollen.

Auch ich habe viel von einer Verbindung jenes größeren Volkes geträumt, zu dem wir gehören, wie der Zweig zum Stamme gehört, Revolutionen erwartet, und Helden, und mancherlei Veränderungen in den Geſinnungen der Völker, die kommen und den Traum begünſtigen ſollten. Der große Föderalismus Europäiſcher Völker, welcher dereinſt kommen wird, ſo wahr wir leben, wird auch Deutſche Farben tragen; denn alles Große, Gründliche und Ewige in allen

Europäiſchen Inſtitutionen iſt ja Deutſch — das iſt die einzige Gewißheit die mir unter allen jenen Hoffnungen verblieben iſt. Wer kann das Deutſche noch herausſcheiden und ſchneiden aus dem Europäiſchen! Der Same des Deutſchen Lebens iſt ja in dieſen letzten Völkerſtürmen nur immer weiter und weiter verbreitet worden über den Boden unſers Welttheils. Er wird fortwuchern, und von ganz unſcheinbaren Anfängen zu gewaltigen Wirkungen allmählich fortſchreiten: ſein Wachsthum überlaſſe man der ewigen Natur. —

Uns gebührt die Sorge für das Nächſte, Ergreifliche — uns gebührt eine beſtimmte Begeiſterung für das beſondere Vaterland, den beſondern Herrn, und für das, was er mit königlicher Hingebung für noch höher hält, als ſich ſelbſt, für ſeine hundertjährige Krone. —

Dritte Vorleſung.

Von der Nothwendigkeit des Ständeverhältniſſes, mit Beziehung auf Friedrich II und die Preuſſiſche Monarchie.

Wenn ſich unſer bürgerliches Leben plötzlich in einen großen Wettlauf der Talente verwandelte; wenn ſich jeder Einzelne vornähme, an Reichthum der Anſicht, wie der weltlichen Güter, an nützlichen Kunſtſtücken, Erfindungen und Fertigkeiten aller Art die Andern zu übertreffen; wenn die nächſten Stützen des Gemeinweſens, die groſſen Güterbeſitzer, alle andren Rückſichten bei Seite ſetzten und nur um die gröſtmögliche Production wetteiferten; wenn ferner die Frauen, die Mütter, wie dies einige unſrer Staats-Philoſophen neuerlich ganz unverholen für wünſchenswürdig erklärt haben, in dieſen Wettlauf mit eingriffen und nicht bloß Verſe oder Bücher, ſondern wohl gar Staaten-Reformationsplane,

philoſophiſche und politiſche Syſteme, trotz allen Männern, producirten; wenn alſo Gott mehrere Menſchen erſchaffen hätte, eigentlich nur aus demſelben Grunde, aus welchem einige Leute ihre Kinder in öffentliche Schulen unter mehrere Kinder bringen, nehmlich der Ambition wegen, und damit der Einzelne zur größtmöglichen Vollkommenheit angetrieben und geſpornt würde: — ſo wären ja wohl die höchſten Ideale unſers philanthropiſchen Jahrhunderts erreicht. Setzen wir den Fall: die Beherrſcher der Völker gehen in dieſe Anſicht der Dinge ein; ſie räumen alle Hinderniſſe, die ſich dem Wettlauf in den Weg ſtellen möchten, aus dem Wege; der Adel, die Lehne, die Zünfte, die Innungen, die Zölle und alle die übrigen Steine des Anſtoßes für unſer aufräumeriſches Zeitalter werden aus der großen Rennbahn heraus- und abgeſchafft; für Jeden liegt nun eine unendliche Carriere offen da; ja, damit Keiner auch nicht einen Schritt vor dem andern voraus habe, damit Jeder von vorn wieder anfangen müſſe und vollſtändige Gerechtigkeit beobachtet werde, ſo ſoll auch (woran unter allen Klagen über die Hinderniſſe des Talents niemand gedacht hat) das Vererben der Güter und der Gelder abgeſchafft werden; der Staat ſoll erben und dafür

mit gleichförmiger Gerechtigkeit die Pflege des neu aufblühenden Talents, und die nöthigen Denk-, Fecht- und Kunſtmeiſter u. ſ. w. beſorgen. — Ich überlaſſe es Ihnen, zu entſcheiden, was erfolgen wird, ob die Beſchleunigung des Gemeinwohls, oder der Sturz und vielleicht der endliche Stillſtand der ganzen Geſellſchaft. So viel räumen Sie mir ein, daß in den letztverfloſſenen Zeiten dieſe Anſicht vom Staate, als habe er nur das Eine Princip des Fortſchreitens, die herrſchende geweſen iſt. Glücklicher Weiſe ſind denn auch, begünſtigt von der Neigung des Jahrhunderts, von Einzelnen ſolche Carrieren gemacht worden, daß für uns arme Nachläufer, und vielleicht, wenn uns ein Leben von Jahrtauſenden zu Theil würde, nichts Aehnliches zu erſchwingen ſeyn möchte. So hat denn die Ambition als einziges Grund-Princip der Geſellſchaft für große Seelen allen ihren Stachel verloren, und wir ſind genöthigt geweſen, unſer perſönliches Intereſſe, wie das öffentliche, auf andre Weiſe zu berathen. —

Melancholie, Hang zur Einſamkeit und eine gewiſſe Menſchenverachtung ſind die Grundzüge in dem Gemählde der letzten Lebenstage unſres großen Friedrich. Wie geräth das große, zufluchtsreiche Gemüth, das üppig begabte und doch in

großen Schickſalen ſo befeſtigte und erhobene Herz des Königs zuletzt in dieſe trüben Labyrinthe! Wie geht es zu, daß von allen Aufwallungen der Liebe, der Freundſchaft, der Bewunderung, nach ſiebzigjährigen Erfahrungen nichts zurückbleibt, kein feſter lebendiger Glaube an die Menſchheit und menſchliche Zukunft, nur eine unbeſtimmte Sehnſucht in die Ewigkeit, einige Zärtlichkeit für Thiere, und kalte, ſtrenge Erfüllung ſeines letzten Berufs! — In dem Wettlauf mit Seinesgleichen hatte der König alle Kränze, die zu erreichen waren, längſt erreicht: mit unbefangener Herablaſſung hatte er im Meridian ſeiner Macht und ſeines Ruhmes die größten Genien ſeiner Zeit, und unter ihnen vornehmlich den umfaſſendſten, Voltaire, an ſeine Seite geſtellt, vorausſetzend, der Philoſoph werde ohne Eiferſucht neben dem Könige ſtehen können, wie die Philoſophie neben der Regierungskunſt verträglich in der Seele des großen Königs ſtand — und war ſchrecklich getäuſcht worden: unter der Erwartung, das Größte zu ergreifen, war das Gemeinſte in ſeine Nähe gekommen, und nun noch überdies war nach der Trennung der König, um der Welt und ſein ſelbſt willen, verdammt geweſen, mit erkälteter Seele die Correſpondenz und den Ton der Bewunderung

und Anbetung fortzuſetzen, gegen den eitlen, beſonders durch ſeine Schmeicheleien großgefütterten Dichter, der nicht ſterben wollte! Als er den größten, den er kannte, den Philoſophen von Ferney, zum Wettſtreite herbei rief, hatte der große Mann vergeſſen, daß die Begierden der Menſchen, wenn man die Schranken nicht ſchont, ungemeſſen ſind, und daß der Philoſoph nunmehr ihm ewig nicht vergeben konnte, daß er König war. — Seine Staatsordnung hatte er auf einen Wettſtreit der Rechtlichkeit oder Unbeſtechlichkeit im Civile, und der Ehre im Militair gegründet, aber weislich die Schranken beibehalten, welche ihm die Nothwendigkeit vorſchrieb. Sein Volk hielt er noch für allzu roh, als daß die vollſtändige Freiheit von Hemmniſſen eintreten könnte; aber zu menſchlich, um ohne Seinesgleichen leben zu können, hielt er dennoch den Wettlauf Verſchiedener in verſchiedenen Functionen für das Princip aller menſchlichen Entwickelung, und die Philoſophen für allzu gebildet und allzu human, als daß bei ihnen irgend eine Schranke eintreten könnte. Dafür, daß er ſich zur Errichtung einer mechaniſchen Disciplin in ſeinem Staate, die ſeine große Seele nicht befriedigen konnte, verdammt glaubte, wollte er ſich entſchädigen durch die freie Parität, welche

er

er den großen Genien des Auslands einräumte. In beiden Fällen mußte er ſich täuſchen: ſein Volk war ſchon zu groß und zu reif für die mechaniſche Disciplin; die Philoſophen waren zu klein und zu kindiſch für die Paritât. — Der König (nach den herrſchenden Anſichten ſeiner Zeit, die damals nur die großen Geiſter entdeckt hatten, und die erſt nach ſeinem Tode dem kleinen Volke bekannt wurden) nahm die Alexander, die Cäſare, die Heinriche, die Cicero's, die Virgile, die Senecas — für die eigentlichen Zwecke der Menſchheit; die größtmögliche Anzahl von Virtuoſen für den letzten Zweck des Staats, und für die einzig würdige Begleitung der Fürſten — kurz, er nahm Blüthen und Früchte für den einzigen Zweck des Baumes. Fremde Gedanken und Bedürfniſſe, ausländiſche Fabriken und Philoſophen ſollten den Stamm veredeln, den er für zu wild und jung hielt. Aber allen ſeinen höheren Erwartungen entſprach ſein Volk nicht, ſo wenig ſich die Ausländer bewährten, die er für vollſtändige Menſchen gehalten hatte: ſo zuletzt nahm er die Folgen ſeiner eigenen Mißverſtändniſſe für eine Schuld des Geſchlechtes, ſah nichts mehr als ſich ſelbſt und den eigenen reinen Willen, ſchätzte die Einſamkeit hoch, die Menſchen gering.

Die berühmte Lehre von den Fortschritten der Menschheit, d. h. von den Fortschritten in allen einzelnen Anlagen, Talenten und Fertigkeiten der Menschen, die in unsern Tagen alle Köpfe ergriffen hat, und der zu Folge, eben weil sie das alleinige Princip der Ambition zum ausschließenden Mobil aller menschlichen Bestrebungen erhob, nun auch das Bild eines großen Wettlaufs allen politischen Theorieen zum Grunde gelegt werden mußte, hat als erste und Haupt-Autorität für sich unsern königlichen Virtuosen, unsern Friedrich, seine Ansicht und sein Beispiel. War es aber in seiner Macht, die Folgen von den großen religiösen und ökonomischen Revolutionen der beiden vorangegangenen Jahrhunderte aufzuheben? Die Idee des Gemeinschaftlichen, der Körperschaften, des Nationalen waren einstweilen verschwunden mit der Religion. Worauf sollte der Mensch Vertrauen setzen, als auf sich selbst, auf das unendlich bereicherte Individuum? Wüßten wir nicht, daß die Welt und die ganze bürgerliche Ordnung der Dinge im Wesen untergegangen und aufgelöst worden ist, zugleich mit der alten religiösen Einheit von Europa, so würden wir es errathen aus dem Bestreben aller großen Individuen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, sie wieder zu bauen, aus ihren

Atomen freilich, nur nach mechaniſchem Geſetz; denn allein, und ohne Rückſicht auf die Geſellſchaft, und ohne Gehorſam gegen ſie und ihren religiöſen Geiſt, wird der größte Menſch auf Erden nichts erzeugen als Mechaniſches. So Newton, als Geſetzgeber der phyſiſchen, ſo Colbert, als Geſetzgeber der politiſchen Welt, Beide die größten Lehrer unſeres Friedrich. Das iſt das Geheimniß der Reihe von großen, eins das andere überfliegenden, mit einander wettlaufenden Individuen, welche die letzteren Jahrhunderte hervorgebracht! In der freieſten, dankbarſten Erinnerung an den größten unter ihnen, an Friedrich, muß es geſagt werden, weil es auf das einzig Würdige, auf die Ideen ankommt: Wo keine Götter ſind, walten Geſpenſter und Götzen; und — eine Reihe von Götzen, einer ſtolzer und majeſtätiſcher als der andre, dieſer auf der wiſſenſchaftlichen, jener auf der politiſchen Bühne des Lebens, muß fallen — damit in den verlaſſenen Völkern zuletzt die Sehnſucht nach dem Unſichtbaren gewaltig erwache, nach Einem Herrn, nach nationaler Verbindung vermittelſt der Idee.

Warum aber iſt der Staat noch etwas Anderes und Größeres, als die Polizei bei dem großen Wettlaufe der talentvollen Individuen? —

Weil bei näherer Betrachtung in der Totalität des Staates ſich gewiſſe eben ſo weſentliche Hemmungen, Hemmketten möchte ich ſagen, vorfinden, die beachtet werden müſſen, wenn das Rad der Perfectibilität, eben wegen ſeiner unendlichen Beſchleunigung, nicht ſtürzen oder ſtill ſtehen ſoll. Vor Gott und vor dem wahren Staatsmann ſind dieſe Hemmungen ſo wichtig, wie alle Beſchleunigungen, weil der Staat, wie der Dichter von den Geſtirnen und von der Liebe ſagt, zugleich wandeln und bleiben ſoll. — Dieſe Hemmungen, die einzigen Garants aller Dauer in der politiſchen Ordnung der Dinge, ſind: das Grundeigenthum, die Frauen, und die Ideen ſelbſt; denn der Menſch lebt nicht vom Brote allein, ſondern u. ſ. f. — Das größte Talent, die größte Carriere dispenſirt den Menſchen nicht davon, daß er von Tage zu Tage abhängig ſey von dem Grundeigenthum und von den Früchten des Bodens; daß er von Geſchlecht zu Geſchlecht abhängig ſey von den Frauen, von den Müttern, die das ſich ſelbſt überfliegende Streben der Talente ja unaufhörlich zurückziehen müſſen in ſeine Schranken, es anfriſchen müſſen mit der Jugend, die aus ihren Händen kommt, die Dauer der Geſellſchaft verbürgen müſſen einzig durch ihre Schmerzen; endlich — das größte

Talent, die größte Carriere dispenſirt den Menſchen nicht davon, daß er von Ewigkeit zu Ewigkeit abhängig ſey von den Ideen des Rechts, der Wahrheit, der Treue, der Dauer.

Von Geldmacht, Kriegesmacht, Seemacht reden unſre Staats-Theorieen; von der Macht des Bodens, der Frauen und der Ideen aber wird geſchwiegen: weil ſie ſanft und allmählich wirken, ſo überſieht man ihre Gewalt.

Daß der Boden 1) nicht geraubt und weggetragen werden kann, iſt die einzige Eigenſchaft deſſelben, welche dieſe unempfindliche Zeit achtet: er iſt die Baſis des Hypotheken-Rechts, und nichts weiter, für den modernen Staatsmann. Der Boden bleibt. Was heißt das: er bleibt? Nehmlich für den Eigenthümer. Wenn aber der Eigenthümer geraubt und beraubt wird: — bleibt der Boden noch? — Für den Staat nicht; denn wenn der Boden die Eigenſchaft des Bleibens nicht ſeinem Eigenthümer, alſo allen Inſtitutionen, alſo dem Staate, mittheilt, ſo iſt die vergänglichſte Sache mehr werth, als er.

Eben ſo wenig erkennen die modernen Staats-Theorieen 2) die ſanft aber unabläſſig in alles politiſche Leben und Weben eingreifende Gewalt der Frauen, und der Sitte, die von ihnen kommt und allen Geſetzen erſt eine Seele, alſo

eine Bürgschaft, giebt: sie erkennen nicht, wie das jugendlich-unbändige Talent in dem unersättlichen Streben nach Bereicherung der Ansicht sanft, aber gewaltig, gezügelt wird durch die Frauen; wie der ewig unbefriedigte Wahn, daß dem Genie die Welt gehöre, sanft, aber gewaltig, widerlegt wird durch die Frauen; wie es zur Ueberzeugung gelangt, daß es etwas ganz Unbezwingliches gebe für die Waffen des Arms; wie also das Genie durch diese Macht allein in Schranken gebracht, ein wirklicher Despotismus der Kraft unmöglich und die Freiheit garantirt wird durch die unbezwingliche und doch umumgängliche Natur der Weiblichkeit. Das Symbol der männlichen Natur sey immerhin Ehrgeitz, Wettlauf, Fortschreiten: das Symbol der weiblichen ist Dauer, Treue, Bleiben; und wie eins von den Geschlechtern an das andere für die Ewigkeit gebunden und ohne dasselbe nichts ist: so werden die gleich-nothwendigen Ideen des Fortschreitens und des Bleibens, welche den Staat zusammenhalten, garantirt durch die unauflösliche Wechselverbindung beider Geschlechter. Ohne Frauen giebt es nur ein unbestimmtes, unter den angreifenden Händen zerfließendes Universum, aber kein Vaterland. —

Dem zu Folge giebt es zwei Systeme der Staatswissenschaft: 1) die mechanische Staats-

wiſſenſchaft, die auf dem Grundſatze des Fortſchreitens und der mechaniſchen Beſchleunigung der Kräfte, alſo auf dem geſchlechtsloſen Talent beruhet, die bisherige Theorie; 2) die lebendige und organiſche Staatswiſſenſchaft, die auf Erkenntniß des Wechſellebens der beiden Geſchlechter, alſo auf der Natur der Familie, beruhet. Edmund Burke iſt ihr Stifter, und ich habe es in dieſen Tagen verſucht, an ſeiner Hand ihre Elemente vollſtändig darzuſtellen: je weniger man in dem Buchſtaben meines Werkes*) den Buchſtaben jenes großen Mannes wieder erkennen wird, um ſo ſicherer darf ich hoffen, daß, bei der vielleicht merkwürdigen Vergleichung, die reine Idee zu erkennen ſeyn werde, die mich geleitet, und die ich vornehmlich von ihm empfangen habe. Ich muß mich der Kürze wegen auf jene weitere Auseinanderſetzung des Unterſchiedes zwiſchen der mechaniſchen und organiſchen Politik öfters in dem Laufe dieſer Vorleſungen berufen.

In der mechaniſchen Staatslehre wird die innere, bindende und heilige Natur des Bodens und der Frauen völlig verkannt, weil ſie ſich, wie gewaltig ſie auch ſei, nicht auf mechaniſche Geſetze und auf Zahlen reduciren läßt, und weil

*) Die Elemente der Staatskunſt, in öffentlichen Vorleſungen ꝛc. Drei Bände. Berlin, 1809.

jene Staatslehre nur den eigentlichen Handarbeiter als Rad in ihrem großen Mechanismus statuirt: der Boden figurirt nur in den Productions-Tabellen und in den Hypotheken-Büchern, die Frauen nur in den Populations-Tabellen und in der mechaniſchen Erziehung, durch die man, wie überhaupt durch eine gewiſſe calculatoriſche und grundſätzige Moral, die höheren Anregungen der Ideen erſetzen will. Die Ideen nun ſind das dritte und gewaltigſte unter jenen verſäumten politiſchen Objecten: dies ſind die unſichtbaren Schranken des wetteifernden Genie's, deren Verſäumniß allenthalben mit Verzweiflung und Untergang beſtraft wird. Wie Friedrich auch ihre Macht abgeſondert anerkannt haben mochte, wie er ſeinen jungen Staat mit ihrem Geiſte auch zu ſtärken und zu befruchten ſuchte — daß er ſein Werk nicht damit durchaus durchdringen, deſſen Dauer alſo nicht fühlen konnte, war der ganze undeutliche Gram ſeiner ſpäteren Tage.

Jener unbefriedigte Wetteifer der Kräfte löſ't die Staaten auf: deshalb bedürfen wir einer unüberwindlichen Gegenkraft, die das Genie und ſeine Kräfte und ihr Fortſchreiten in Schranken werfe. Dieſe Gegenkraft liegt in dem Grundeigenthum und den Frauen: ſie

hemmen, concentriren und arrondiren die unbestimmte Kraft des Mannes. Wie die Natur nach einem ewigen Gesetze die Nacht auf den Tag unabwendbar folgen läßt, und alle Leidenschaften der Menschen regelmäßig abgekühlt, alle ihre Werke regelmäßig unterbrochen werden; wie eben durch diese scheinbare Hemmung das Ganze wahrhaft beflügelt, wie eben durch die nothwendige, tägliche Wiederbelebung des entschlafenen Geschäfts dasselbe wahrhaft und dauerhaft belebt wird: so wird die grelle That des Mannes durch die unaufhörliche, unbezwingliche, unberechenbare dunkle Kraft des Bodens und der Frauen zu einer deutlichen und wahren That. — Unter diesem Wechselleben in dem klaren Lichte der Sonne, und in dem geheimnißvollen der Gestirne, unter diesem Wechselleben zwischen Ehre und Liebe, zwischen einem allgemeinen klaren Streben in das Unendliche, und einer dunkeln Anhänglichkeit an das Besondere — erzeugen sich nun die Ideen der Ehre, der Liebe, des Staates, des Rechts. Diese nähren wieder das alte Wechselleben, und reinigen es, daß es die Ideen höher und verklärter ausgebären kann, u. s. f.; und so lasse man den sichtbaren, berechenbaren Kräften der Menschen ja diese hemmenden dunkeln Gegenkräfte, wie, nach den Wor-

ten des Dichters „dem Vogel sein Gefieder: er trägt die Flügel zwar; doch tragen sie ihn wieder."

Sie werden mich nun verstehen, wenn ich sage: der unbestimmte Wetteifer der Privattalente, ohne alles Gegengewicht, hat unsern Staat der Auflösung nahe gebracht: er hat die einzelnen vortrefflichen Individuen, die einem besondern Staate erst mit ganzer Seele sich hätten ergeben sollen, zu früh in die Universal-Rennbahn gelockt, so daß unsre Schlachten noch viel mehr durch die Intriguen der wetteifernden Talente, als durch die Fehler der Commandirenden, verloren und unser Land eben so sehr durch die wetteifernden Privat-Begierden seiner Bürger, als durch den Feind, verwüstet worden ist.

Wenn also von Herstellung der Monarchie, ja von Erhebung über ihre alte Würde und Bestimmung die Rede ist, so müssen wir zuvörderst betrachten, wie diese ewigen, von der Natur errichteten dunkeln Gegenkräfte, der allzu erleuchteten, allzu begünstigten Kraft des Talents wieder entgegengestellt und in ihre alten Rechte wieder eingesetzt werden können. Mein Reorganisations-Plan zerfällt also in zwei Hauptabschnitte: 1) wie sind die bindenden National-

Gewalten des Grundeigenthums und der Frauen wieder in ihre Rechte zu ſetzen, damit die Privat-Begierden und Talente wieder hemmende und belebende Nebenbuhler erhalten, alſo gegenſeitige lebendige Schranken, alſo Wechſelleben, Ideen-erzeugendes Wechſelleben, entſtehe? 2) Wie iſt die große Grundgewalt der Ideen, die eigentliche Mutter aller Nationalität und alles Lebens, wieder herzuſtellen? — Möge Sie die Zuſammenſtellung des Grundeigenthums und der Frauen nicht befremden: beide haben Ein Intereſſe; es wird Ihnen am Schluſſe unſrer Unterhaltungen deutlich einleuchten. Wollen Sie einſtweilen bemerken, daß in frühern, ſinnreichen Zeiten dieſen beiden politiſchen Objecten die honneurs gemacht, und bei allen Gelegenheiten, aus ſehr richtigem Inſtinkt, dem Grundeigenthum, d. h. ſeinem Repräſentanten, dem Adel, und — den Frauen der Vortritt, der pas, eingeräumt wurde. —

Die Haupt-Symptome der Krankheit unſers Staates ſind ja: 1) die Zerrüttung des Grundeigenthums; 2) die Corruption des geſellſchaftlichen Lebens und der Erziehung, des eigentlichen Gebietes der weiblichen Wirkſamkeit; 3) der Verfall der Ideen von Staat, Gemeinweſen, Recht, Ehre und Religion. Ich handle alſo erſtlich

vom Grundeigenthum, d. h. vom Adel, d. h. von der Ständeverfassung, dem ersten, wichtigsten und dringendsten Object: alle Reorganisation muß von der Regulirung der Ständeverhältnisse (ich sage nicht der ständischen Verhältnisse) anfangen. Daß der Adel, der wahre Adel, (d. h. der über die Corruptionen des Zeitgeistes erhabne, von den Lockungen des Privat-Besitzes unbestechliche Adel, kein neuerfundener, kein Titular-Adel) gerettet werde, ist die erste Bedingung der Fortdauer unsrer Monarchie; deshalb muß sein Verhältniß zum Bürgerstande zu beiderseitiger, nur verschiedenartiger, Ehre regulirt werden. Als Bürger werde ich den Beweis dieser Nothwendigkeit führen: ich werde zeigen, daß, wenn wir bestehen sollen, er bestehen, nur vielleicht gereinigt werden muß. Dieses große Object beschäftigt uns heute und in der nächsten Stunde. Dann kommen die gesellschaftlichen Verhältnisse und die Erziehung, endlich die Ideen und die Religion an die Reihe.

Friedrich II hat das Vorrecht des Adels als einen Inbegriff sächlicher Privilegien angesehen, wofür der Inhaber desselben zur ersten Pflicht, nehmlich der Vertheidigung des Vaterlandes, vorzugsweise verbunden sei; überdies thun, meinte Friedrich, klebe dem Adel aus den

alten, dunklen Zeiten der Chevalerie her, ein unvertilgbares Ehrgefühl vorzugsweise an, welches in den übrigen Ständen, die andre Bestimmungen hätten, weder hervorzubringen, noch auch nur nothwendig sei. Dieses Ehrgefühl müsse unter den übrigen Triebfedern der monarchischen Maschine eine Nebentriebfeder werden; im Kriegesdienste ausgebildet, müsse es zu einer Reitzung militairischer Thaten werden, wie der Geldlohn das Hauptreitzungsmittel für die Fortschritte der Friedenskünste sey.

Diese unglückliche mechanische Vorstellung von der erhabensten Institution aller Politik hat unsägliches Unglück über den Staat gebracht; denn sie ist in die Gesetzgebung eingedrungen, und das heilige Wechselleben der Stände, die eben durch ihre wahre Wechselwirkung den Staat auf den Gipfel politischer Größe hätten tragen können, ist zu einem unwürdigen Streit um Privilegien und Besitzthümer herabgesunken, so daß jetzt, wenn man von dem Verhältnisse des Adels und des Bürgerstandes redet, man immer so verstanden wird, als meinte man nur einen Streit des gemeinen Interesse. — In der von Friedrich begonnenen, von seinem Nachfolger vollendeten Gesetzgebung, die, so viele Vorzüge sie auch vereinigte

und ſo glänzende Hoffnungen ſie auch erregte, doch unendlich viel dazu beigetragen hat, daß bei uns an die Stelle des Geiſtes der Buchſtabe getreten, und die, ſo früh ſchon, durch die ganz veränderten inneren und äußeren Verhältniſſe der Monarchie, großen Theils zu einer Antiquität herabgeſunken iſt — wird der Adel unumwunden für einen Inbegriff ſächlicher Privilegien, auch des allergefährlichſten, des Privilegiums zu den hohen Stadtsämtern, erklärt, und ſo ein Ball der Zwietracht in die Nation geworfen, der noch jetzt an der Zerriſſenheit unſerer innern Verhältniſſe den größten Antheil hat. 1) Durch Exceſſe königlicher Gunſt in Ertheilung des Adels; 2) durch Unaufmerkſamkeit gegen das Primogenitur-Geſetz, welches aller wahren Adelsverfaſſung zum Grunde gelegt werden muß, — iſt die Anzahl der Individuen dieſes Standes, im ſchreiendſten Mißverhältniſſe gegen den andern Stand, vermehrt worden. Gerecht und gut, aber im Sinne unſrer Geſetzgebung, haben die Preuſſiſchen Monarchen die Privilegien des Adels, wie jedes andre ſächliche Erbeigenthum reſpectirt und beſchützt, doch, vielleicht mit allzu menſchlicher Herablaſſung gegen die Grundſätze der Humanität unſers Jahrhunderts, in der perſönlichen Auszeichnung dieſes Standes

nachgelaſſen: ſie haben die Anſprüche aller ihrer Unterthanen als gleich betrachtet; ſie haben in allen Rückſichten des perſönlichen, geſellſchaftlichen Lebens eine Scheidewand zwiſchen den beiden Ständen nicht weiter Statt finden laſſen wollen. Der Adel iſt hier und da genöthigt worden, mit dem angebornen Gefühl einer groſſen perſönlichen Beſtimmung ſich ſelbſt in Vertheidigungsſtand zu ſetzen; je weniger der Staat dieſes Gefühl, ohne ihm geradezu und, ich möchte ſagen, officiel, zu widerſprechen, anerkannte: um ſo mehr waren die einzelnen Individuen dieſes Standes genöthigt, auf eigne Hand dieſe Anerkennung zu erzwingen. — Nun erſt erfolgte wahrer Druck des einen Standes auf den andern: denn, waren nur die Grenzen zwiſchen beiden Ständen von oben herab ſcharf gezogen; konnte nur die Auszeichnung des Adels nicht weiter weder ſittlich noch geſetzlich in Zweifel gezogen werden; war nur der einzelne Adelige nicht weiter genöthigt, ſein ſogenanntes perſönliches Vorrecht ſelbſt und zwar vertheidigungsweiſe durchzuſetzen: ſo drückte auch die ganze Auszeichnung viel weniger; in dem Bürgerſtande waren Reitzungsmittel genug, um beide Stände auf eine edle und anſtändige Weiſe fortwährend in einander zu verflechten.

War die Erhebung eines Theils der Nation als nothwendig, für das Wohl des Ganzen nothwendig, erwiesen, und wurde diese Erhebung nun von Seiten des Staates mit genealogischer und sittlicher Strenge gegen die Individuen des erhobenen Standes durchgeführt: so konnte es zu einer freien Unterwerfung unter das Unvermeidliche, und zu einer freien Anerkennung der Vorzüge des Adelstandes um des Ganzen willen, von Seiten des Bürgerstandes kommen. — Anstatt dessen erwies die Gesetzgebung diese Nothwendigkeit nicht; anstatt dessen wurde die sächliche Privilegien-Auszeichnung gesetzlich sanctionirt, die persönliche Auszeichnung hingegen sittlich verweigert; dieselbe Grenze zwischen den beiden Ständen, welche die Gesetze allzu streng und mit fast geometrischer Genauigkeit absteckten, wurde zu gleicher Zeit von der Sitte wieder gänzlich verwischt; — und wenn das Wesen des Adelstandes nichts weiter seyn sollte, als ein Inbegriff sächlicher Privilegien, so gab sich kein Gesetz die Mühe, dem Bürgerstande zu zeigen, was er denn nun sei, ob der bloße Inbegriff der Nichtprivilegirten, der Nichtadeligen, oder vielmehr ein wahrer, auf ganz eigenthümlichen und dem Adel nicht zukommenden Auszeichnungen begründeter Stand.

Sie ſehen ein, wenn dieſe unglückliche Verwirrung aufhören ſoll, unter deren Einfluſſe hauptſächlich der Boden unſeres Vaterlandes, der zunächſt die Dauer unſerer Monarchie verbürgen ſoll, zu einem Object des Handels für die Meiſtbietenden, oder vielmehr für die Mindeſtbietenden herabgeſunken iſt, unter deren Einfluß das für die nationale Fortdauer nothwendigſte und erſte Gut in die Hände der bei dieſer Fortdauer am wenigſten Intereſſirten zu kommen drohet — wenn dieſe Verwirrung aufhören ſoll, ſo muß die Nothwendigkeit des Ständeverhältniſſes zuerſt und auf unüberwindliche Weiſe erwieſen werden; dann muß dieſes Verhältniß gründlich dem Locale und den Zeiten gemäß angeordnet, und unſre ganze Geſetzgebung danach regulirt werden. — Die Grundlinien dieſes erhabenen und dringendſten Geſchäftes nach meinen Kräften zu entwerfen, erlauben Sie mir, weil es eben kein Anderer, Beſſerer thut.

Burke ſagte bald nach dem Ausbruche der Franzöſiſchen Revolution, gleich nachdem die Auflöſung der Ständeverhältniſſe dekretirt war: „Frankreich gleiche einem Kaufmann, der ſein Capital durchgebracht habe und einen neuen Handel ohne alles Capital unternehme.“ — Wir haben noch Capital; die ſchonende Hand

des Königs hat — mit dankbarer Ehrfurcht sey es gesagt! — alle Pfuscherelen des Zeitgeistes in diese große Materie verhütet; sein richtiger Sinn hat alle Palliativ-Mittelchen dieser Zeit, alle Creation eines neuen Verdienst- und Titular-Adels verschmähet, wodurch die Krankheit ganz hoffnungslos werden würde; er hat in dieser grossen Angelegenheit nichts thun wollen, bevor er nicht das Rechte thun kann. — Ich betrachte das Stillschweigen über diese Angelegenheit als das erste segensreiche Symptom einer besseren Zukunft für Preussen. —

Das Grundeigenthum ist das wichtigste Object für den Staat, weil das daran gebundene nothwendigste Geschäft, wovon alle anderen Productionen abhängig sind, der Feldbau, den Tact und das Maß in alle anderen, bunten Geschäfte des bürgerlichen Lebens bringt, ohne welchen Tact und ohne welches Maß sie alle verkümmern müßten. Das Geschäft des Feldbau's ist nicht, wie die anderen Geschäfte der städtischen Industrie, in dem Raum eines Menschenlebens zu vollenden und abzumachen: soll die Production nur allmählich fortschreiten, so müssen beim Feldbau unaufhörlich Capitalien einer unbestimmten Zukunft Preis gegeben werden; es muß gesäet werden, wo oft erst der En-

kel erntet; kurz, der Feldbau muß getrieben werden mit der Aussicht, daß auch der Enkel wirklich noch ernten werde, folglich mit besonderm Glauben an das Bestehen des Vaterlandes. Die Gründe, welche für die Erbpacht und gegen die Zeitpacht sprechen, wissen Sie: ich brauche das allgemein Bekannte nicht zu wiederholen.

Was ist natürlicher und nothwendiger, als daß das Grundeigenthum, welches im Raume eines Menschenlebens nicht vollständig zu bewirthschaften ist, im Ganzen, nicht an einzelne Besitzer, sondern vielmehr an Familien übertragen wird! Die übrigen Geschäfte des Gemeinwesens können eher im Wettlauf neben einander lebender Individuen abgemacht werden: beim Feldbau helfen die Fortschritte des Einzelnen nicht so viel; vielmehr, daß er des Mitwirkens seiner Nachkommen bei dem gemeinschaftlichen Geschäfte so gewiß sey, als er des Mitwirkens seiner Vorfahren dabei bereits versichert ist, und jede Mauer, jeder Damm, jeder Wald ihn fortdauernd daran erinnert: das ist seine Garantie. — Das Grundeigenthum ist also aus allen diesen Gründen schon ein Hemmschuh, ein Gegengewicht gegen die in die eignen Fortschritte sich präcipitirende Menschheit.

Wenn es auch keine besonderen Staaten gäbe, so würde die tägliche, dringende Nothwendigkeit des Feldbau's schon eine Art von Tact in den allgemeinen Wettlauf der Kräfte bringen. Nun aber muß es besondere Staaten geben; die Sinne, die praktische Wirksamkeit, die Nahrungsvertheilung, die Communications-Mittel der Menschen sind so beschaffen, daß nur eine Fläche von einigen Tausend Quadratmeilen zu einem wirklichen Staate fest abgerundet und geschlossen werden kann; es muß besondere Staaten geben, weil der Staat sich seiner bewußt seyn soll, was er, wie der Mensch, nur im Umgange mit seines Gleichen werden kann. Soll der Staat nun zu einem besondern, individuellen Wesen abgerundet und sich seiner Eigenthümlichkeit im Umgange mit andern Staaten bewußt werden (was die erste Bedingung seines Lebens ist): so muß vor allen Dingen Grund und Boden fest in einander greifen, und ihm ein Streben nach dem Mittelpunkte mitgetheilt werden, das, über Umstände und Zeit erhaben, der Wandelbarkeit der einzelnen Geschlechter trotze.

Ich habe schon einmal gefragt: ist dem Staate damit allein gedient, daß der Boden eine Sache ist, die nicht wegläuft und nicht handgreiflich entwendet werden kann? — Ge-

wiß eine an ſich ſehr gleichgültige Eigenſchaft. Dem Staat iſt zunächſt mit Folgendem gedient: 1) daß das Grundeigenthum bewirthſchaftet werde, nicht von Manufactur-Entrepreneurs, nach Art der modiſchen Engliſchen Landwirthe, mit fabrikenartiger Präcipitation, ſondern von Familien, die, mit frommer Rückſicht auf Vor- und Nachwelt, das große Geſchäft, deſſen wahrer Erfolg calculatoriſch kaum nach hundertjährigem Durchſchnitte zu beurtheilen iſt, mit Ruhe, mit überlegter Allmählichkeit, mit Glauben und mit Liebe zum nationalen Ganzen treiben; 2) iſt dem Staate damit gedient, daß die ſo geſtalteten Grundbeſitzer ſo feſt und dauerhaft als möglich, und, wenn es ſeyn könnte, für die Ewigkeit, perſönlich mit ihren Familien, an das Intereſſe der vaterländiſchen Krone geknüpft würden. Eben weil ſie mit Reſignation und mit beſtändiger Rückſicht auf die Zukunft und den Staat genießen müſſen, ſind auch die Auszeichnungen, die ihnen der Staat zuerkennt, wohl verdient, indeß ja den Uebrigen, den Wettläufern, Kränze unzähliger Art, Genüſſe von allen Formen zur Entſchädigung vorbehalten ſind, die Jene entbehren müſſen.

Die Grundeigenthümer ferner, zunächſt an das Intereſſe des Staates durch die ganze ehr-

würdige Natur ihres Gewerbes geknüpft, ſind in der Stunde der National-Gefahr die am meiſten Exponirten, wie wir es erlebt haben: ſie haben die Laſt des Unglücks zunächſt zu tragen; bei der Vertheidigung des Vaterlandes, und zur Verhütung des Unglücks, ſind ſie ebenfalls, der Natur der Sache nach, die Vorderſten.

Halten Sie nur den Hauptgedanken feſt: der Boden an ſich hat keinen Werth für den Staat, wie für den Menſchen. Was gewinnt ihm der neue Beherrſcher, der neue Beſitzer, ab? Zinſen, und nichts weiter. Die eigentliche wunderbare, ich möchte ſagen göttliche, Eigenſchaft des Bodens, die ich oben, neben der andern der Frauen, erwähnt habe, kommt erſt durch langen Umgang deſſelben Beſitzers, derſelben Familie, deſſelben Landesherrn mit demſelben Boden zum Vorſchein. Da, bekräftigt durch ganze Jahrhunderte, durch den aufgehäuften, edlen Fleiß mehrerer Geſchlechter, entwikkelt ſich eine Liebe, eine Treue, ein Glaube an das Gemeinweſen, eine Innigkeit und Tiefe des Credits, gegen die alle Aſſociationen der Zeitgenoſſen unter einander locker und loſe ſind.

Was ſagen Sie zu einer Zeit, wo die Staats-Philoſophen unter einander uneinig ſind über die

Frage: ob es dem Staate wirklich gleichgültig seyn könne, ob A, B oder C der Grundeigenthümer sei? — da es sonnenklar seyn sollte, daß im Durchschnitt der Staat nur das Eine ökonomische Interesse hat, daß der Grundeigenthümer bei seinem Eigenthume bleibt. Sind alle ökonomischen Fabrikmeliorationen, die Liebhaberei unserer Zeit, wohl etwas werth, bevor dieser Eine Grundsatz allgemeine Ueberzeugung der Regierenden wie der Beherrschten geworden? — Wenn ich nur den Einen Grundirrthum zertreten könnte, daß ein auswärtiges, auf Capital und Maschinerie beruhendes, auf den Jahresertrag, und nicht auf den Jahrhundertertag, berechnetes Gewerbe, der Deutschen Landwirthschaft zum Muster aufgestellt wird! Wenn nur diese manufacturirenden Landwirthe, mit ihrem schimmernden Kunststück von Jahresertrag, sich nicht mit der Rettung des ewigen Staates befassen wollten! Es ist, als wollte die Eintagsfliege einen kranken Adler kuriren.

Sobald das ehrwürdige, durch den Lauf der Zeiten, durch Treue und Gewohnheit befestigte Verhältniß der Anhänglichkeit zwischen dem Eigenthümer und seinem Grundstücke verschwindet; sobald der Charakter des Grundstückes verläugnet wird, und dasselbe, nach Art der beweglichen

Kramwaaren, aus einer Hand in die andre zu wandern anfängt; ſobald die Wirthſchaft keinen Zweck mehr hat, als den reinen Ertrag: eben ſo bald iſt auch der Sinn der Adels-Inſtitution verſchwunden, und hat der Staat an dem Grundeigenthum nunmehr ſo wenig, wie an dem übrigen leicht verfliegenden Beſitz, eine Stütze. — Da alſo, dem wahren Charakter des Grundeigenthums gemäß, nicht der Einzelne, ſondern eine Familie das Grundſtück eigentlich beſitzt; da, der Natur des Feldbau's gemäß, der zeitige Beſitzer, in ſo fern er ſeine wahre Beſtimmung erkennt, nur Nießbraucher iſt; da er vor allen andern Staatsbürgern durch die Natur ſeines Geſchäftes genöthigt wird, ſich nur für den zeitigen Repräſentanten der Vorangehenden und Nachkommenden zu halten, alſo in allen Wegen mehr ein gemeinſchaftliches, als ein egoiſtiſches Intereſſe im Auge zu haben: wer findet es nicht natürlich, daß ſich Lehnsgeſetze, Fiedeicommiſſe, Majorate einſtellen, ja daß der Staat die Genealogieen ſeiner großen Grundeigenthümer zu controlliren anfängt — um das theure und heiligſte Verhältniß, ich möchte es eine höhere Ehe zwiſchen der Familie und dem Gute nennen, auf alle mögliche Weiſe zu bekräftigen! Nur die Reſignation adelt; Ent-

behren, Opfer, Schmerzen ſind die Gründe, aus denen den Grundeigenthümern, wie den Frauen, der paſs zugeſtanden wird. —

Dies wären die Hauptgedanken, welche aller Adelsgeſetzgebung zum Grunde gelegt werden müſſen. — Arbeitete jeder Bürger im Staate dem Geiſte ſeines Geſchäftes gemäß, und auch mit Rückſicht auf das Ganze, ſo würde ſich doch, eben wegen der Geſchlechtsverſchiedenheit des Grundeigenthums und des beweglichen Eigenthums, in kurzer Zeit wieder eine Brechung der bürgerlichen Geſellſchaft in zwei Stände zeigen; der Eine Stand, der Natur ſeines mehr männlichen, producirenden Geſchäftes gemäß, der Bürgerſtand, würde, aus dem Staate heraus, nach Freiheit und Univerſalität ſtreben, alſo gewiſſermaßen die Centrifugal-Kraft des Staatskörpers bilden; der andre Stand, der Adel, der Natur ſeines mehr weiblichen, erhaltenden Geſchäftes gemäß, würde nach dem Mittelpunkte des Staates hinein, nach Befeſtigung des Geſetzes und der Nationalität ſtreben, alſo die centripetale Gegenkraft des Staatskörpers bilden. Daß der Staat ſich nicht zerſplittere oder verflüchtige, wäre die große Beſtimmung des Adels; daß der Staat nicht in Verſteinerung übergehe, ſondern ewig angefriſcht werde von Neuheit, Leben und

Jugend, wäre die große, eben ſo weſentliche Beſtimmung des Bürgerſtandes.

Die höchſte Ehrenſache, nehmlich das Verdienſt den Staat zu ſtützen, wäre beiden gemein; nur prägte ſie ſich, der Natur der Dinge gemäß, in beiden Ständen, etwa ſo wie in beiden Geſchlechtern, verſchieden aus: das Geſetz ſtrenger Fleckenloſigkeit der Ehre würde vielleicht immerfort noch auf die Seite des verletzlichſten unter den beiden Geſchlechtern, d. h. ſo wie auf die Seite der Frauen, ſo auf die Seite des Adels, fallen.

Vergeben Sie mir die Breite der Auseinanderſetzung: der Inhalt meiner nächſten Vorleſung, nehmlich die Anwendung dieſer Ideen vom Adel auf die Schickſale unſrer Monarchie und Geſetzgebung, von Friedrich dem Großen bis jetzt, wird zeigen, daß ich nicht zu viel gethan. Ich habe die Natur des Adels ſo dargeſtellt, daß die eben ſo weſentliche und nothwendige Natur des Bürgerſtandes von ſelbſt in die Augen ſpringt. Die Ewigkeit iſt nichts, wenn der Augenblick nichts gelten ſoll: die Dauer des Staates iſt nichts werth, wenn die Gegenwart nicht durch beſtändig neues und gröſſeres Erzeugniß darthut, warum der Staat denn dauern ſoll. Alſo muß der Stand, wel-

chem die Gegenwart angewieſen iſt, daß er ſie ſchmücke, erfülle, belebe mit Werken und Thaten, der Bürgerſtand, eben ſo wichtig ſeyn, wie der andre Stand, dem die ſtillere That der Erhaltung, die Sorge für die Dauer des Ganzen, vorzugsweiſe übertragen iſt. Der Bürgerſtand iſt alſo keinesweges bloß Nichtadel, oder nichtprivilegirter Stand: beide Stände tragen, beleben und befeſtigen ſich gegenſeitig; ohne einander ſind ſie nichts: damit ſie ſich lieben, gegen einander unendlich reagiren und wechſelwirken, damit ſie in wirklicher ewiger Ehe die Ideen erzeugen können, welche den Staat bilden — müſſen ſie zwei ſeyn, ſtreng getrennt, organiſch verſchieden, wie die beiden Geſchlechter. Dieſe Trennung ſcharf und gerecht durch die Geſetzgebung zu beſtimmen, iſt jetzt, am Schluſſe lehrreicher Jahrhunderte, die erſte Bedingung aller Organiſation und Reorganiſation.

Vierte Vorleſung.

Von der Veräußerlichkeit des Grundeigenthums.

Den großen Haufen Derer, die ſich in neueren Zeiten gegen die Inſtitution des Erbadels erklärt haben, möchte ich in zwei leicht zu unterſcheidende Claſſen abtheilen: zuerſt in ſolche, die bloß den erſten Anfang dieſer Inſtitution beachten und deshalb ihre Argumente aus einer vermeintlich urſprünglichen Rechtsverletzung oder Uſurpation hernehmen; zweitens in ſolche, die nur den Erfolg, die dermalige Corruption und Verwirrung der beiden Stände, bei ihren Unterſuchungen zum Grunde legen. Es zeigt ſich hier derſelbe Unverſtand, der im moraliſchen Urtheil unſrer Zeit überall wahrzunehmen iſt: die Weltkinder beurtheilen eine Handlung nur von ihrem Endpunkt aus, d. h. nach dem Erfolg; ſtrengere, geiſtlichere Seelen fühlen die Halbheit und Unwürdig-

keit eines ſolchen Urtheils, und glauben, es recht wohl zu machen, wenn ſie ſich in das andere Extrem, in den abſoluten Anfangspunkt, an die Quelle der Handlung, möchte ich ſagen, hinbegeben: ſie beurtheilen den moraliſchen Werth einzig nach dem Willen, der Abſicht, den Motiven. Wenigen ſchönen Seelen iſt es gegeben, die Abſicht und den Erfolg einer Handlung, ſo wie ſie im wirklichen Handeln in einander greifen, auch in der Betrachtung lebendig in einander zu verflechten: wenigen iſt es gegeben, eine moraliſche Handlung oder eine politiſche Inſtitution im Fluge, in der Bewegung, aufzufaſſen: das Leben gerinnt unter ihren Händen; von aller menſchlichen und politiſchen Herrlichkeit bleibt, wenn es hoch kommt, zuletzt nichts, als ein trüber Bodenſatz von Principien und Geſetzen zurück. —

Die Natur hat alles politiſche Leben, wie ich neulich gezeigt habe, an eine gewiſſe Wechſelwirkung des Grundeigenthums und des beweglichen Eigenthums gebunden: aus dem Geſchlechtsgegenſatze dieſer beiden Gattungen von Sachen entſpringt eine andre, eben ſo nothwendige, perſönliche Wechſelwirkung zwiſchen den Familien und den Einzelnen, oder zwiſchen den moraliſchen Perſonen und den Individuen. Laſ-

ſen Sie es Sich nicht befremden, daß ich den Ausdruck: moraliſche Perſon, auf die Familie übertrage, wenn wir auch gewöhnt ſeyn ſollten, darunter nur Congregationen, Aggregate oder Bündel neben einander ſtehender Individuen zu denken. Wir ſind einmal unter Römiſchen Vorurtheilen großgezogen; und ſo haben wir denn die Familie — dieſe erhabenſte und vollſtändigſte moraliſche Perſon, welche, von der Natur ſelbſt eingeſetzt, zunächſt und am kräftigſten das begierige und gefräßige Individuum in Schranken wirft, die Dauer, Vorwelt und Nachwelt in ſeine Calcüls bringt, und es dergeſtalt zu allen Ideen von Gemeinweſen, bürgerlicher Ordnung, Staat u. ſ. f. erhebt — in unſern politiſchen und Rechts-Theorieen völlig verſäumt. Die horizontalen Fäden unſers individuellen Lebens für ſich würden ewig kein Gewebe bilden: deshalb muß es ſich ohne Ende in die perpendikularen Fäden des Familienlebens verflechten; der Augenblick muß durch die Dauer verbürgt werden, wenn ſich ein Staat bilden ſoll. Dieſe perpendikularen Fäden (erlauben Sie mir noch einen Augenblick in dem Gleichniſſe vom Weber fortzufahren) müſſen vor allen Dingen klar, feſt und einzeln aufgezogen ſeyn, wenn bei dem ganzen Geſchäft irgend ein Erfolg Statt finden,

wenn bei dem ganzen Hin- und Rück-Flug des Weberſchiffes irgend etwas herauskommen ſoll.

Mit der Einrichtung dieſer perpendikularen Fäden nun beginnt die Geſchichte unſrer Europäiſchen Staaten. Sobald das Grundeigenthum, vermittelſt darauf fundirter Familien, befeſtigt war, konnte die Production des einzelnen Arbeiters anfangen: es gab einen dauernden Stamm, an den ſich alles andere leichtverfliegende Leben und Schaffen anſchließen konnte; die Wechſel-Garantie, deren alles menſchliche Geſchäft bedarf, war gefunden. Meſſen Sie keiner Theorie Glauben bei, welche ihnen die heutige Auflöſung aller menſchlichen Geſchäfte, den verzehrenden Egoismus der Individuen, das Zerfließen alles, auch des beweglichen Eigenthums anders erklären möchte, als durch den Verluſt jener Wechſel-Garantie. Glücklich iſt der Staat, der — wie äußerlich zerrüttet ſeine Lage auch ſcheinen möge — erſtlich die Nothwendigkeit des Wechſelverhältniſſes zwiſchen den beiden ewigen Ständen noch nicht öffentlich geleugnet, ſich alſo noch nicht öffentlich ſelbſt das Daſeyn abgeſprochen hat, und der, zweitens, wenn auch das Gewebe in einige Unordnung gerathen iſt, die alten, durch viele Geſchlechter hindurch greifenden Fäden nach wie vor aufzunehmen und ſein nachfolgendes Daſeyn daran anzuknüpfen vermag!

Mir werden Sie die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß meine neuliche Darſtellung von dem Wechſelleben der beiden Stände weder bloß hiſtoriſch aus den vermeintlich uſurpatoriſchen Anfängen des einen von den beiden Ständen, nehmlich des Adels, noch bloß politiſch aus dem dermaligen Erfolg, aus dem zeitigen corrumpirten Zuſtande der Standesverhältniſſe geſchöpft war, kurz, daß ich nicht, nach Art der oben beſchriebenen, einſeitigen Politiker und Moraliſten verfahren bin, ſondern die erhabene Inſtitution, ihren Sinn und ihr Weſen im Fluge der Jahrhunderte; im Fortgange des Europäiſchen Lebens, aufgefaßt habe. Dem letzten Jahrhunderte, und insbeſondre ſeinem größten Kinde und Repräſentanten, unſerm Friedrich, und ganz vorzüglich jener mechaniſchen Staatskunſt, deren eigentlicher Urheber er iſt, warf ich es vor, daß über eine gewiſſe mechaniſche Disciplin unter den Individuen, die von der Natur angeordnete organiſche Disciplin der Familie verſäumt worden, daß demnach der Geiſt des Adels faſt entwichen, und ein bloß todtes Räderwerk von ſächlichen Privilegien an die Stelle getreten ſey.

Die erſte Grundeigenſchaft des Feldbau's war, daß mehrere auf einander folgende Geſchlech-

ſchlechter derſelben Familie verbunden und accumulirend wirken müſſen, damit er wahrhaft erſprießlich getrieben werden könne. Die zweite iſt, daß er ganz unberechenbare gegenſeitige perſönliche Hülfs- und Dienſtleiſtungen der neben einander ſtehenden Feldbauer erheiſcht. In einer Zeit wie die jetzige, wo man die Verwandelung aller perſönlichen Dienſte in Geldpräſtationen, die abſolute Auseinanderſetzung zwiſchen den Gutsherren und Unterthanen, die Auflöſung aller perſönlichen Verbindung der Individuen im Genuſſe deſſelben Grundſtücks, oder die abſoluten Separationen, kurz, die abſolute Dismembration und Zerſetzung des ganzen Staats für das einzige Heil deſſelben hält; wo man unbekümmert um die politiſche Ganzheit des Staates, deren Mangel uns in's Unglück gebracht hat, nun die Folgen des Unglücks durch völlige Auflöſung dieſer Ganzheit curiren will — tritt dieſe zweite Grundeigenſchaft des Feldbaues vornehmlich hell an den Tag. Wenn man bei dem Verſuche ſolcher Auseinanderſetzungen fühlt, wie ein perſönliches, in der familienartigen Verbindung der bäuerlichen Familien, auch in ihrer wirklichen Verſchwägerung und Verwandtſchaft ruhendes, Kraft-Capital, durch Geld in unzähligen Fällen gar nicht erſetzt werden kann; wie,

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK

ich möchte ſagen, die Verſchränkung der arbeiten den Hände beim Feldbau genau eben ſo wichtig iſt, als die einzelne Arbeit, und wie ferner das durch lange Jahre befeſtigte Gewebe der landwirthſchaftlichen Functionen in einem einzigen Dorfe nicht aufgelöſ't werden kann, ohne daß die auch noch ſo rührige Hand des einzelnen Arbeiters entkräftet wird: — ſo folge man doch dieſer großen und heiligen Erinnerung an die Grundgeſetze der Geſellſchaft! Der Feldbau, deſſen Gedeihen an den Wechſel der Jahreszeit und an die Veränderungen eines ſehr empfindlichen und faſt incalculabeln Elements geknüpft iſt, erfordert unzählige, nachbarliche, wechſelwirkende Hülfeleiſtungen, welche durchaus nicht durch Geldpräſtationen zu erſetzen ſind: das Metallgeld verliert bei vielen landwirthſchaftlichen Ereigniſſen ſeine Kraft durchaus; ein höheres Geld, liebreicher Beiſtand, den einer dem andern leiſtet, kurz, perſönliche Unterſtützung des Nachbarn tritt an die Stelle des Metalls. —

Nach Maßgabe der perſönlichen Kräfte des Arbeiters und ſeiner Mittel, ſeines Geſpanns, ſeiner Hausgenoſſen, bilden ſich auf der Erdoberfläche unzählige landwirthſchaftliche Gebiete. Warum formiren ſich nun wohl nicht dieſe einzelnen landwirthſchaftlichen Gebiete nach Art

der Bienenzellen, ſo daß jeder einzelne Arbeiter, wie es in einigen wenigen Theilen von Deutſchland, beſonders Weſtphalen, der Fall iſt, in dem Mittelpunkte ſeines Ackers einzeln und ſporadiſch lebt? Warum verbinden ſich mehrere Arbeiter zu einer dörflichen Gemeinſchaft? Weil das körperliche, perſönliche Capital, welches dem Arbeiter aus hundertjähriger Verbindung und Verſchwägerung mit der großen Familie ſeines Dorfes erwächſt, durch allen Zeitgewinn nicht erſetzt werden kann, der ihm daraus entſtehen könnte, wenn er im Mittelpunkte ſeines Grundſtückes, aber um ſo entfernter von der perſönlichen Hülfe, lebte. Verſtehen Sie mich recht! Ich rede nicht gegen Separationen, Auseinanderſetzungen Dismembrationen und Abbau unbedingt, ſondern erkläre mich nur gegen die manufacturirenden Oekonomen meiner Zeit, welche die allerdings geltende Ausnahme zur Regel erheben wollen. —

1. Durch ein ewiges Naturgeſetz wird der einzelne Landwirth an die Mitwirkung ſeiner lebenden Familie, wie ſeiner Vorfahren und Nachkommen, gebunden; die Eine unſichtbarere Hälfte ſeines Capitals ruhet in ſeiner Familie, die andre ſichtbare ruhet im Grundſtück: die letztere ſicht-

bare Hälfte ſeines Capitals kann allenfalls veräußert, für Geld oder irgend ein andres Aequivalent an einen fremden dritten Beſitzer übertragen werden; die andere unſichtbare, ich möchte ſagen, heilige Hälfte iſt völlig unveräußerlich. Daher verrechnen ſich die Käufer bäuerlicher Grundſtücke, welche ſich aus den Städten fremd auf die Dörfer zurückziehen, faſt immer: ſie erkaufen das Gut nach Maßgabe des jährlichen Ertrages vom ganzen Capital, und acquiriren eigentlich nur die ſichtbare Hälfte dieſes Capitals, welche, bei aller möglichen Induſtrie, niemals den ganzen bisherigen Ertrag abwerfen kann. Begünſtigt alſo die Geſetzgebung eines Landes die Veräußerlichkeit der Grundſtücke durchaus; läßt ſie ſich zu allgemeiner Geldſchätzung aller Güter, und demnach zur Mobiliſirung derſelben herab: ſo kommt eine ganz beſondere Kramwaare auf den Markt, die nehmlich unter den Händen des Käufers bloß dadurch, daß ſie dahin übergeht, halb ſo viel werth wird, als ſie in den Händen des Verkäufers geweſen iſt. Geſetzt nun auch, der einzelne Käufer könnte durch Capital und Induſtrie erſetzen, was ihm verloren geht, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß die übrigen Gewerbe dieſes Capital verlieren, dem Ganzen des Staates alſo bei jeder Veräußerung

ein Theil ſeines Capitals wirklich zu Grunde geht, und gerade der wertheſte Theil des Capitals, weil eben die unveräußerliche Hälfte des Grundeigenthums das Hauptbindungsmittel, die Haupt-Garantie für den Staat iſt. —

Ueberſehe der Geſetzgeber ja nicht dieſen unſichtbaren Theil! Er garantirt ſeine Geſetzgebung; alſo — wie alles in der Welt gegenſeitig, auf Wechſelwirkung gebauet iſt — muß er ihn auch wieder garantiren. Der Drang der Zeitumſtände, die allgemeine Verſchuldung, die egoiſtiſche Neigung der Individuen ſcheint mit gewaltiger Nothwendigkeit für die unbedingte Veräußerlichkeit der Grundſtücke zu reden: der Zeitgeiſt und ſeine Repräſentanten proklamiren ſie als ewiges Geſetz; mögen alle dieſe Umſtände nicht die Stimme des Weltgeiſtes in dem wahren Geſetzgeber übertäuben!

2. Durch daſſelbe ewige Naturgeſetz wird die einzelne feldbauende Familie an eine größere dörfliche Familie gebunden: der Beiſtand aller einzelnen Glieder einer Familie reicht in den unzähligen Fällen des periculum in mora und andrer Ereigniſſe im Landbau nicht zu; eine größere Verſchwägerung muß eintreten, und dieſe höhere Verſchwägerung bedarf, damit ſie an das noch

größere sicht- und unsichtbare Ganze des Staates innig geknüpft werden könne, eines Grundherrn (eines größeren Familienvaters) und einer Kirche. Während nehmlich das städtische Gewerbe, in einer Art von Wettlauf, sich so weit treibt, als es die Kraft der Hände und des Geistes, freilich auch in so fern, als es in letzter Instanz jene gewaltigen unsichtbaren Hemmketten, von denen ich neulich sprach, zulassen — ist auch der Geist des Republikanismus in den Städten zu Hause, indeß beim ländlichen Gewerbe alles nach einer innigen Verzweigung des Interesse, nach Disciplin, nach Subordination aller Kräfte unter einander und unter einem gemeinschaftlichen Willen strebt, demnach hier das monarchische Interesse, dem republikanischen der Städte gegenüber, seine lebendige und natürliche Repräsentation findet. Also — die Repräsentation des Grundeigenthums durch einzelne Familien, deren jede wieder eine Parthei kleinerer, mit sichtbarem und unsichtbarem Interesse in sie verwebten Familien repräsentirt, ist auch in der zweiten Eigenschaft des Feldbaues gegründet, kraft deren nur die unendliche Wechselwirkung vieler neben einander stehender Familienglieder das große, einfache Geschäft gelingen machen wird. Die verschieden-

artigen Fähigkeiten beider Geſchlechter, des Mannes und der Frau, beider Alter, des Alters und der Jugend, müſſen beim Landbau alle, ihrer Natur gemäß, mitwirken: alle Glieder der Familie, mehrere Familien müſſen zeit- und ortgemäß mitarbeiten; alſo wird ſich über kurz oder lang jede landwirthſchaftliche, oder dörfliche Gemeinſchaft zu einer Art von monarchiſcher (nicht despotiſcher) Verfaſſung ausprägen, von wegen der nöthigen Einheit des Willens und von wegen der mancherlei Beſchwerden, die ſolches Ineinandergreifen vieler und verſchiedenartiger Arbeit nach ſich zieht. Der Bauernſtand iſt, der ewigen Natur der Dinge nach, nichts anders als die erweiterte Familie des Adels: nur als ſolche kann er wirken, und gehört er in unſern Staat.

Verſtehen wir uns nur recht! Dieſe eigentliche Grundlage des ganzen Staatsgewebes iſt in unſerm Vaterlande noch zu retten. Gerade weil ſich die Noth und falſche, ausländiſche, großen Theils dem Augenblick abgeſchöpfte und nicht den Jahrhunderten abgewonnene Theorieen vereinigen, um dieſes Gewebe zu zerſtören, würde es große Gemüther kleiden, wenn ſie — der Gewalt des Augenblicks, des Zeitgeiſtes und den ſo philanthropiſchen als ephemeren Staats-Theo-

rieen zum Troß — ſich gerade jetzt um dieſes Palladium unſrer Nationalexiſtenz vereinigten. Die mediſchen Theorieen dringen auf völlige Dismembration des Grund-Capitals, welches, wie ich gezeigt habe, nicht abſolut dismembrirt werden kann, ohne daß der Staat ſelbſt nicht bloß geviertheilt, nicht bloß geviertauſendtheilt, ſondern wie Staub in die Stürme der Zeit geſtreuet wird: losgeriſſen wollen uns die Theorieen ſehen von der göttlichen Bekräftigung unſerer Verbindung durch die Jahrhunderte und durch fromme Gewohnheit; den einzigen Vorzug, der uns über das längſt Dismembrirte und dann in todte Maſſen Zuſammengeſchmolzene bleibt, ſollen wir aufgeben, uns gleichfalls dismembriren, und die kleinere, gleichfalls eingeſchmolzene nur nicht ſo bald erkaltete Maſſe, jener größeren in jedem Momente wachſenden, längſt erkalteten entgegenſetzen: unſre Lebenskraft, die einzige Schutzwehr gegen die elementariſche Gewalt fern und nahe drohender Ungewitter, ſollen wir von uns werfen! —

Glücklich ſind wir geſtellt unter allem Unglück: nur die feſte Treue gegen jenes große Geſetz des politiſchen Lebens, gegen das Geſetz der Wechſelwirkung, welches die Revolutionen dieſer Tage enthüllt und uns damit den Glauben an

die Dauer unſrer Staaten wiedergegeben haben, kann uns retten: nichts Treuloſes kommt über die Schwelle dieſer Generation hinaus. —

Entweder 1) wir erhalten die in der noch beſtehenden Organiſation unſers Staates vorhandenen Schranken zwiſchen dem Grundeigenthum und dem beweglichen Eigenthum, zwiſchen dem Familien-Intereſſe und dem einzelnen Intereſſe, d. h. zwiſchen dem Adel und dem Bürgerſtande; und 2) wir beleben dieſe Schranken, weil ſie ohne die Wiedererweckung des lebendigen Geiſtes nicht erhalten werden könnten, und weil ſie nicht einer einengenden todten Mauer, ſondern der Schale einer Frucht verglichen werden ſollen, die, auch lebendig, zugleich wächſt mit dem Kerne, den ſie umſchließt: — oder wir gehen ganz unvermeidlich unter.

Verſtehen Sie mich, ſo werden Sie es natürlich und nothwendig finden, daß ich mich und Sie bei jenen großen Grundgeſetzen des politiſchen Lebens verweile, die unſer Friedrich nicht ergreifen konnte, weil die große Schule, in die wir ſeitdem gegangen ſind, noch nicht aufgethan war. Auch er, wie alle Maſſenbezwinger nach ihm, bedurfte eines mechaniſchen Subordinationsgeſetzes (d. h. eines monarchiſchen Elements) und eines Geſetzes des Wetteifers (d. h.

eines republikaniſchen Elementes). Aber wie überhaupt das Privatleben von dem öffentlichen Leben getrennt war, ſo geſtaltete er das ganze Privatleben republikaniſch, erlaubte demſelben den Wettlauf der Kraft; doch das Ziel, der Preis dieſes Wettlaufs hatte mit dem Staate nichts zu ſchaffen: es war dieſes 1) das Geld und 2) der gewöhnliche todte Begriff der Ehre, nicht jene Idee der vaterländiſchen Ehre, die ich Ihnen in früheren Stunden beſchrieben habe.

Das öffentliche Leben hingegen geſtaltete Friedrich monarchiſch, auf dem Grundſatz der Subordination, und die Baſis dieſer Subordination war einzig, Er, die perſönliche Autorität ſeines Namens und ſeines Genie's. Gefahrvolle Lagen mitten zwiſchen neidiſchen und feindlichen Mächten, auch die Jugend ſeiner Monarchie nöthigten ihn, die Gewalt des Augenblickes mehr zu beachten, als die ſtillere Gewalt der Ewigkeit; und ſo verlangte Er von dem Privatleben weniger die Abgabe nationaler Gefühle, als vielmehr jene Geldmünze in ſeine Caſſen, und jene Ehrmünze an ſeine Armee. **Aprés nous le deluge**, iſt der Ausdruck einer natürlichen und tief wehmüthigen Empfindung, den er ſelbſt in ſeinen letzten Lebenstagen, in Werken und Briefen, oft wiederholt. —

Wir hingegen müſſen, nachdem wir alle

unglücklichen Folgen jener mechaniſchen, nur durch einen einzigen vergänglichen Menſchen aufrecht erhaltenen Staatsordnung haben kennen lernen, vor allen Dingen das Privatleben wieder zum Geiſte des öffentlichen Lebens hinaufheben. Dieſes geſchiehet nun, indem wir naturgemäß die Geſchlechtsverſchiedenheit jener beiden Grundlagen und Objecte alles Privatlebens, des Grundeigenthums und des beweglichen Eigenthums, erwägen, einſehn, wie eins nur in der ewigen Wechſelwirkung mit dem andern, die Repräſentation des einen, der Adel, nur in ewiger Wechſelwirkung mit der Repräſentation des andern, dem Bürgerſtande, beſtehen könne, wie alſo ohne eine nationale Ehe beider, d. h. ohne Staat, ohne monarchiſch-republikaniſchen Staat, jene Objecte des Privatlebens zugleich mit dem Privatleben zu Grunde gehen; wie es alſo auch umgekehrt keinen dauerhaften, über die Vergänglichkeit einzelner Helden erhabenen Staat geben könne, ohne Stände, d. h. ohne durchgreifende, öffentlich anerkannte Geſchlechtsverſchiedenheit aller Elemente des politiſchen Lebens. —

Nun heißt der Staat nicht mehr, wie unter Friedrich, bloß der Inbegriff der adminiſtrirenden Beamten und des Hofes; nun ſteigt das Privatleben durch die Ständeverfaſſung

zum öffentlichen Leben hinauf, und das öffentliche Leben wieder durch die Administrationsverfaſſung zum Privatleben hinab, und eins iſt durch das andre wechſelwirkend garantirt; nun iſt dem Privatleben, über die Preiſe in Geldmünze und in Ehrmünze, ein höherer unvergänglicher Preis aufgeſtellt: die Nationalexiſtenz, welche der Stände, wie der Adminiſtratoren, höchſtes Gut und höchſte Bürgſchaft wird. —

Das Grundeigenthum ſoll bleiben, d. h. bei ſeinem Beſitzer; alſo der Adel ſoll bleiben: die Trennung zwiſchen dem Grundeigenthum und dem beweglichen Eigenthum ſoll bleiben, damit der Adel bleiben könne; alſo das, was ſeiner Natur nach unveräußerlich iſt, ſoll unveräußerlich bleiben — alles um der Dauer des Ganzen willen.

Aber wir haben in dieſer ganzen Darſtellung noch nicht bedacht, 1) wie uns der Augenblick drängt, wie uns Schulden und Mangel drücken und eine Auflöſung der alten Verhältniſſe, und mancherlei Veräußerungen herbeirufen; 2) wie verſteinert, morſch, verderbt und entſtellt jene Schranken ſind, über deren Erhaltung wir vieles gepredigt haben.

Mir ſchwebt, indem ich die ſo wichtigen Einſprüche betrachte, welche der furchtbare Au-

genblick in die Geſetze der Ewigkeit macht, das in vieler Hinſicht merkwürdige Werk des Marquis de Bonald, des tiefſinnigſten und vielleicht einzig wirklich bedeutenden politiſchen Schriftſtellers unter den neueren Franzoſen, ſein **traité sur le divorce**, vor Augen. Mit vieler Leichtigkeit lieſſen ſich alle Argumente dieſes Autors, welche er für die abſolute Unverbrüchlichkeit der Ehe dem letzten Concordat und dem **Code-Napoleon** entgegenſtellt, auch auf die abſolute Unauflöslichkeit des Bandes zwiſchen dem Grundeigenthümer und ſeinem Eigenthum anwenden: ich finde hier ein politiſches Sakrament, ſo wie dort ein religiöſes. Indeß giebt es doch, wie ein leichter Blick auf die umgebende Welt zeigt, Zeiten, wo dieſe Strenge des Geſetzes nothwendig ſuspendirt werden muß. Wenn ſich nehmlich in dem Laufe eines Jahrhunderts die geſellſchaftliche Convenienz allmählich, aber durchaus, von der Natur trennt; wenn Geſetz, Pflicht und Sitte ein eigenes, abgeſondertes Regiment der Formen auf Erden bilden, dem ſich die Stoffe, die Herzen, die Neigungen eine Zeitlang aus Gewohnheit und Trägheit unterwerfen: ſo iſt die Natur dieſer Stoffe deshalb nicht unterdrückt; vielmehr muß es, über kurz oder lang, zu einer heftigen Exploſion der Naturge-

walt, zu einer Reaction derſelben gegen die immer mehr dahin ſterbenden conventionellen Formen kommen, bei der denn oft die Natur dieſelbe unziemliche und bittre Tyrannei über die Kunſt ausüben wird, als früher eine ſeelenloſe Kunſt über die Natur. An die Stelle der einengenden Schnürleiber tritt dann ſehr leicht ein völliger abandon, an die Stelle gefängnißartiger Pflichten völlige Zügelloſigkeit, an die Stelle des Geſetzes abſolute Willkühr. Es erfolgt ein allgemeiner Götzendienſt der Natur, nicht jener ewigen Natur, die, gleich ihren Geſtirnen, über die edleren wie über die verderbten Generationen der Menſchen leuchtet, ſondern einer beſonderen, feindſeligen Natur, die der Geiſt des Menſchen aus ſeinem Stoffe bloß zum Spott und zur Schmach der nunmehr unterdrückten Convenienz bildet. Die bizarreſten, vergänglichſten Phänomene, die blutigſten Revolutionen, die frechſten Uſurpationen, kurz, alle Proteſtationen gegen das, was bisher Kunſt, Geſetz, Pflicht geheißen, werden für die Offenbarungen des neuen Gottes gehalten.

Eine Generation, wie die unſrige, die das eigene Schickſal hat, mit ihren Füßen in dem alten Zeitalter der herrſchenden Convenienz zu ſtehen, und ſich mit ihrem Haupte in die neue

Welt des herrſchenden Naturgötzen zu erheben, wird, wo nicht durch eine allgemeine Auflöſung aller beſonderen Verhältniſſe, doch durch ein fürchterliches Läuterfeuer derſelben hindurch müſſen. An drei Stellen beſonders wird die Umwandelung des Zeitgeiſtes die größten Kämpfe und die heftigſten Schmerzen veranlaſſen: da, wo die Fugen der Geſellſchaft zuſammentreffen, wo ſich der Augenblick anſchließt an die Ewigkeit und das Beſondere an das Allgemeine, wird die Gefahr am größten ſeyn: Sie kennen dieſe Stellen ſchon; es ſind wieder das Grundeigenthum, die Frauen, und die Ideen, die drei Objecte der innigſten Verbindung, deren der Menſch fähig iſt. Gegen alle vorhandenen Verbindungen dieſer Art wird die Zeit beſonders heftig reagiren: es werden ſich Wahlverwandtſchaften melden ſo gut gegen den Grundbeſitz und gegen alles Pflichtverhältniß überhaupt, wie gegen die Ideen. Auch der Geſetzgeber unſrer Zeit muß auf dieſe Wahlverwandtſchaften gefaßt ſeyn: wie manches Grundſtück war in einer bloß formalen und conventionellen Ehe mit ſeinem Herrn! wie manches lebte in einer geheimen Wahlverwandtſchaft mit dem induſtriellen Städter? wie mancher Grundeigenthümer lebte ſchon in völlig deklarirter Wahlverwandtſchaft mit dem Gelde des

städtischen Banquiers! Gewisse Unveräußerlichkeitsgesetze drückten auf Beide eben so gut, wie das Gesetz der Unauflöslichkeit der Ehe; und es könnte scheinen, als ob der gerade durch den äußeren Druck des Gesetzes gesteigerte Kampf auf Tod und Leben nicht anders gelöst werden könnte, als durch eine Nachgiebigkeit von Seiten des Gesetzes, wenn nicht der absolute Untergang erfolgen soll, wie in dem bekannten Roman. Nichts desto weniger darf doch der Gesetzgeber nicht übersehen, daß die Wahlverwandtschaft ihre ganze vergängliche Gewalt gerade von der Zähigkeit der Gesetze hernimmt, die ihr widerstreben, und daß, wenn das Gesetz plötzlich allem Grundeigenthum wie jedem Grundeigenthümer, allen Frauen wie allen Männern gestatten wollte, die alten Verbindungen aufzulösen und neue einzugehen, nun, bei der Gewalt, die der Augenblick in allen menschlichen Verhältnissen behauptet, aus bloßer Reaction, aus bloßer Explosion, aus Wuth und Trotz gegen das eben überwundene Gesetz, und in dem verbrecherischen Leichtsinn, den jede umgestürzte Schranke nach sich zieht, völlig eben so unhaltbare Verbindungen eingegangen werden würden wie die alten. Denn der neue Naturgötze ist um kein Haar besser, als der alte Convenienzgötze, dem

dem allein nur er ſein Leben verdankt; und vor keinem Privatgötzen können und ſollen die Verbindungen geſchloſſen werden, auf denen der Staat beruhet. —

In dieſer ſchwierigen Lage kann uns nichts retten, als die weiſe geleitete Dispenſationsgewalt des weltlichen oder geiſtlichen Oberherrn. Keine Ahndung von dem inneren heiligen Weſen des Staates haben Jene, welche ſich angetrieben fühlen, die Auflöſung der innigſten Verbindung zu proklamiren, indem ſie die Veräußerlichkeit aller irdiſchen Güter als Menſchenrecht dem Mißbraucher geſetzlich zugeſtehen wollen. — „Allen einzelnen Grundeigenthümern, den kleinſten, wie den größten, ſoll der Staat unbedingtes Eigenthum geſetzlich zugeſtehen.“ — Welches iſt denn das Kennzeichen dieſes unbedingten Eigenthums? Was fehlt denn z. B. dem Märkiſchen Laßbauer am unbedingten Eigenthum? — Die Veräußerungsfähigkeit; und dieſe iſt eben das Kennzeichen. Nun ſei man auch conſequent, und behaupte die vermeinte Freiheit und Veräußerungsfähigkeit des Menſchen geſetzlich in allen innigſten Verbindungen des Lebens, die bloß deshalb hin und wieder auch die unbequemſten ſeyn werden: man dispenſire den Menſchen von jedem Civil-Eide, jeder Verpflichtung, je-

dem Contract; denn was soll diese leichte Waare weiter gerettet oder conservirt werden, wenn jene ewigen Bande, auf welchen die Welt beruhet, nicht länger zu erhalten sind!

Gerade in solchen Zeiten, wo die Bedürfnisse des Staates und Privatschulden zugleich nach einer Auflösung aller bestehenden Bande zu drängen scheinen, muß der Staat besonders vorsichtig seyn, weil ja eben in solchen Zeiten der Geist und das Wesen dieser Bande am sichersten und deutlichsten Allen einleuchten. Dieselben Güter, die wir lange besessen haben, und nicht zu schätzen wußten, als wir sie ruhig besaßen, werden uns jetzt wie ein Kampfpreis unsrer Leiden vorgehalten, damit wir uns künftig, zum Heil des Ganzen, mit gebührender Innigkeit und mit Bewußtseyn ihrer erfreuen sollen. Verzaubert ist unser Vaterland, sind alle großen Verhältnisse unseres Lebens, damit es für uns, wie für die fahrenden Ritter in jenen alten Mährchen, etwas zu entzaubern gebe, damit wir etwas haben, woran sich unsre Liebe, unser Geist und unsre Treue versuche und steigre. Das, was auf diese Weise, streitend mit dem Schicksal, in uns geweckt und erhoben wird, ist die einzig sichre Bürgschaft aller unsrer Hoffnung und unseres Lebens.

Der Staat muß Dispensationen zu einzelnen Veräußerungen ertheilen können; aber die absolute Veräußerlichkeit 1) als einziges Kennzeichen des Eigenthums gesetzlich erklären, und dann 2) das so gestaltete Eigenthum allen kleinen und größeren Grundinhabern gesetzlich zugestehen, und in solchen Maßregeln, und in solcher Verläugnung der ewigen Natur des Grundeigenthums, und in solcher Abtrünnigkeit von der einzigen soliden Bürgschaft aller Nationalexistenz das Heil des Vaterlandes zu suchen, ist der Gipfel des Wahnsinns. —

Das einzige sichere Kennzeichen des Eigenthums ist nicht die Veräußerlichkeit, nicht das kalte und gleichgültige Recht über Leben und Tod, Besitz und Nicht-Besitz eines Gegenstandes: nur bei der Einen Hälfte der staatswirthschaftlichen Objecte, nehmlich bei den beweglichen Sachen, kommt die Veräußerlichkeit für den Staat in Anschlag; nur bei den beweglichen Sachen ist der Staat interessirt, daß sie, ihrer Natur gemäß, nun auch wirklich sich bewegen, circuliren, aus einer Hand in die andre gehen. Das einzige sichere Kennzeichen alles Eigenthums überhaupt ist die lebhafte Wechselwirkung zwischen dem Eigenthümer und seinem Besitz, zwischen der Frau und dem Manne,

zwiſchen dem Bauer und dem Grundherrn, zwiſchen dem Adel und dem Bürgerſtande; und was iſt der ganze Staat anders, als eine unendliche Wechſelverbürgung aller ſeiner Glieder unter einander, und des Ganzen durch das Beſondre, und umgekehrt! Was iſt der Staat anders, als ein bis in die unſcheinbarſten Theile herab wechſelſeitiges ſich-Beſitzen, ſich-Erwerben, ſich-Aneignen! Was hilft es der abgehauenen Hand, daß ſie fünf Finger nunmehr ausſchließend beſitzt, während bisher der Arm, ja der ganze Körper, den Beſitz dieſer fünf Finger zwar mit der Hand theilte, dafür aber auch alles Leben, alle bildende, nun erſtorbene Kraft aus dem Körper in die Hand ſtrömte! —

Die Wechſelwirkung aller Staats-Objecte, die wir aus den Händen der Natur, alle bis in ihre kleinſten Elemente nach Art der beiden Geſchlechter entzweiet, alſo zur Wechſelwirkung berufen und erſchaffen finden — dieſe Wechſelwirkung zu befördern, iſt die einzige Aufgabe aller legislativen und adminiſtrirenden Kunſt; das Eigenthum iſt ſicher, gerade in dem Maße, als es wechſelwirkend ausgeübt wird; das Eigenthum iſt productiv in demſelben Maße. Nun wollen freilich unſre reorganiſirenden Staatsphiloſophen, die der univerſalen Veräußerlichkeit das Wort

reden, auch Wechſelwirkung, nehmlich des Privateigenthümers mit ſeinem Beſitz, des einzelnen Bauern mit ſeinem Grundſtück: ſie wollen ländliche Induſtrie; aber ſie iſoliren den Arbeiter: ſie vergeſſen, daß die unläugbare Wechſelwirkung zwiſchem dem Bauer und ſeinem Grundſtück iſolirt nicht vor ſich gehen kann, ſondern, daß Bauer und Grundſtück, als Eins betrachtet, wieder wechſelwirken müſſen mit dem größeren Eigenthümer; ferner, daß der große Eigenthümer, incluſive der Bauern und ihrer Grundſtücke, wieder gemeinſchaftlich wechſelwirken muß mit dem ganzen Staate, wenn jedes einzelne Glied in dieſer Reihe eine feſte und nach allen Seiten verbürgte Exiſtenz genießen ſoll.

Dieſe Staatsphiloſophen haben entdeckt, daß, wenn der Arm krank und verwundet iſt, die Hand und die Finger mit leiden, und in ihren Functionen, in ihrer Wechſelwirkung, gehemmt werden: ſie amputiren und iſoliren alſo die Hand, und vergeſſen, daß die Wechſelwirkung zwiſchen der Hand und den Fingern nur möglich iſt, in ſo fern eine gleiche Wechſelwirkung zwiſchen der Hand und dem Arm, und dann wieder zwiſchen dem Arm und dem dazu gehörigen Körper Statt findet, und daß nicht in der einzelnen Wechſelwirkung an ſich, ſondern

in der Reihe von Wechſelwirkungen, die Bürgſchaft jedes Gliedes der Reihe liegt. — Wo ſich z. B. im Verhältniß des Bauern, des Laßbauern insbeſondre, zum Gutsherrn, Veranlaſſungen finden, daß ſich der Eine, in todter Ruhe, auf die Arbeit, auf die Vorſorge, auf die Unterſtützung des Andern in vorkommender Noth verlaſſen kann: da iſt die Reform nöthig; denn da ſtockt die Wechſelwirkung: die alte, dem Boden des Landes, wie in meinem obigen Beiſpiel dem menſchlichen Körper, angewachſene und innerlich natürliche Reihe der Wechſelverhältniſſe darf nicht geſtört werden; den großen Grundeigenthümer überhaupt (da er nothwendig, wie ich neulich gezeigt habe, Adel iſt), den Adel, den Arm des Staates, herausſchneiden aus jener Reihe, und ihn als einen beſondern, republikaniſch und fabrikenartig mit ſeinem Bauer wetteifernden Wirth neben den Bauer ſtellen, heißt den Verband des Ganzen hoffnungslos auflöſen und alle Theile des Staates zugleich iſoliren.

Dieſe politiſchen Chirurgen leiden ſelbſt an einem doppelten Gebrechen: 1) an der Engliſchen Krankheit des Studiums. Weil Staatswirthe in der großen, von der Natur mit Wall und unüberwindlichen Gräben umzogenen Stadt, welche England heißt, die Freiheit und Verän-

ſerlichkeit alles Beſitzes ungeſtraft proklamiren dürfen, indem die conſolidirte, unberührte, geiſtige und phyſiſche Kraft einer tauſendjährigen unveränderten Nationalexiſtenz den nationalen Glauben und Credit, wie die nationalen Ideen, dort ſo befeſtigt haben, daß man, wegen der Unbeweglichkeit der ganzen Inſel, über die Unbeweglichkeit des einzelnen Grundſtückes hinweg ſehen kann: — ſo ſoll nun auf die völlig verſchiedenartige Natur unſres Zuſtandes die in England, und nur dort, gewachſene Regel übertragen werden!

2) Leiden unſre politiſchen Chirurgen an dem großen Irrthum, daß der Menſch nur mit Sachen, mit dem bloßen Grundſtück, wirthſchaften könne. Die andere große, eben ſo nothwendige Kunſt, mit Menſchen zu wirthſchaften, wird verſäumt: es fehlt ja nur daran, daß die Kunſt in Bauern zu wirthſchaften eben ſo gründlich ſtudiert werde, als bisher die Kunſt den Acker zu bewirthſchaften ſtudiert worden iſt; das wahre gründliche Intereſſe wird auch hier mit den Geſetzen der höchſten Menſchlichkeit übereintreffen: der Gutsherr ſelbſt wird ja wieder vom Staate bewirthſchaftet. Ueberhaupt, niemand kann wirthſchaften, der nicht ſelbſt wieder bewirthſchaftet wird; auch darin offenbart ſich ewige

Wechselwirkung. — So hätten wir gründlich mit einander das Wesen des Grundeigenthums, die Basis des Staates und aller Institutionen, erörtert.

Auf den Wahn unendlicher Veräußerlichkeit der Grundstücke beruheten viele Institutionen des großen Friedrich: seine gerühmten Credit-Systeme insbesondre. Sie sprechen mich, meinen früheren Aeußerungen zu Folge, hier, wie überall, frei von dem Verdacht, ihn herabsetzen und anklagen zu wollen. Ich erwäge sehr deutlich die Nothwendigkeit, welche ihn bestimmte; indeß, auch das ist eine Lehre der Zeit, daß wir und Friedrich uns allenthalben die Möglichkeit das Grundeigenthum zu mobilisiren, zu veräußern, in Geld zu verwandeln, viel zu groß gedacht haben: der Credit, der dem Grundeigenthume im Allgemeinen eingeräumt worden, ist viel zu groß gewesen. Einzelne Güter lassen sich freilich auf den Markt bringen und nach dem Capitalwerthe des Ertrages veräußern; aber so wie die sämmtlichen Güter auch nur einer einzigen Provinz, selbst in Zeiten die von Geld strotzten, nicht auf den Markt gebracht werden könnten, ohne daß sie weit unter die Hälfte ihres Tax-Werthes herabsänken: so kann der Staat auch einer Provinzialassociation, nach

Grundſätzen einer dauerhaften Staatswirthſchaft, nie geſtatten, daß ihr ein Geld-Credit nur bis auf die Hälfte des totalen Tax-Werthes eingeräumt werde; denn die Natur hat ſich einen großen Theil von dem Werthe aller Grundſtücke, als etwas Unſichtbares und Incalculables, vorbehalten: die Wurzel alles Lebens, alles Reichthums, des Staates ſelbſt, verbirgt ſich geheimnißvoll in die Erde und in das Herz des Menſchen.

Wer wird ſich wundern, daß der Adel eines Landes zurückkommt und ſeine große Beſtimmung verſäumt, daß er in den Wirbel alles zermalmender und entwurzelnder Induſtrie mit hinein geräth, anſtatt ihn zu hemmen, wenn der Zeitgeiſt den größten Helden und Staatsmann der Zeit, dieſer alle Zweige ſeiner Adminiſtration, die Adminiſtration wieder die Wiſſenſchaft, die Wiſſenſchaft endlich die öffentliche Meinung ſo ſtellt, daß die Grundbedingungen aller politiſchen Feſtigkeit vergeſſen werden über den Glanz, den Ruhm und die Güterfülle des Augenblicks! Es war ein theures, lehrreiches und prächtiges Geſchenk an unſer Vaterland, aber auch eine große Laſt für daſſelbe, der Vorzug den Helden des Jahrhunderts zu tragen!

Wir haben jung und raſch eine große Rolle in Europa geſpielt; aber, wir dürfen es uns

jetzt weniger als je verhehlen, daß wir die Urbedingungen der Nationalexiſtenz darüber eine Zeitlang verſäumt haben. Der Mittel den Augenblick zu beſänftigen, zu bereichern, deren es in einer erſtarten Zeit, wie in der Zeit Friedrichs, für ſein Genie unzählige gab, giebt es auch jetzt noch mehrere; den Augenblick und ſeine Schmerzen aber, mit Rückſicht auf ein dauerhaftes Nationalglück, zu beruhigen, giebt es nur Ein langſames, doch gründliches, Mittel: nehmlich in den Regierenden, wie in den Beherrſchten, der Glaube, und die ſich weiter und weiter verbreitende Ueberzeugung, daß es nicht auf iſolirte Wirkung der Kraft, ſondern auf unendliche Wechſelwirkung aller Geſchlechter, Stände, Lebensgüter, Geſetze, Rechte, und Wirthſchaften ankomme, und daß es außer ihr nirgends auf der Erde, weder im Gelde, noch in Armeen, noch in iſolirten Streit- oder Productions-Kräften, eine Bürgſchaft gebe für die Nationalexiſtenz, den Staat, und für den Beſitz, wie für das Daſeyn eines jeden Einzelnen.

Fünfte Vorleſung.

Von den Ständerverhältniſſen und deren Störungen durch die Verderbniß ihrer gegenwärtigen Repräſentanten.

Gegen keinen Irrthum möchte ich heftiger proteſtiren, und ſtärker vor ihm warnen, als gegen alle ausſchweifende Paralleliſirung des jetzigen Zuſtandes unſres Vaterlandes mit gewiſſen früheren Zuſtänden deſſelben, insbeſondere der Zeiten nach dem ſiebenjährigen oder dem dreißigjährigen Kriege. Die Noth des Augenblicks, die Wunden, welche große National-Calamitäten hinterlaſſen, ſchmerzen und drücken, wie damals, und vielleicht mehr, als damals; dies Mal aber iſt, bei allen äußeren Wunden, nun noch eine große innere Krankheit zum Ausbruch gekommen, oder vielmehr, längſt im Stillen wirkend, nunmehr ſichtbar geworden, deren Cur ſo wichtig, vielleicht wichtiger iſt, als die Cur der Wunden. —

Erlauben Sie mir also zu unserm bestimmten Verständniß die Erklärung, daß ich mit Denen, die nur die Kriegesschäden reparirt und die alten Ressourcen des Staates restaurirt sehen wollen, durchaus nichts zu schaffen habe. — Aber — zwischen mir und einer andern sehr verehrlichen Classe von Freunden des Vaterlandes, die den Staat, wie ich, wahrhaft reformirt sehen möchten, indem er curirt wird, ist eine sehr erhebliche Differenz, die in dem Laufe dieser Vorlesungen Ihrer Entscheidung hat vorgelegt werden sollen. „Der Adel," heißt es, „und mancherlei andre Institutionen unsres Staates, deren ursprünglicher Geist entwichen ist, mögen jetzt nur vollends zusammensinken: was hilft die todte Schlacke, und wie viel schadet sie, wenn der Geist verschwunden ist, der ihr Bedeutung und Leben gab! Man schaffe dem neuen Leben, welches sich regt, Raum und Pflege, der jungen Zeit, die eben aus ihrer Knospe bricht, Sonne und Freiheit; und man hat das Höchste, einzig Nothwendige, gethan." — Um solches dem Verstande schmeichelnde Raisonnement zu unterstützen, beruft man sich auf die Corruption der einzelnen adeligen Individuen, die ich, im Durchschnitte genommen, nicht abzuläugnen vermag. Ja, es ist sehr gewiß: wenn alle adeligen In-

viduen unſeres Staates auf einem einzigen Reichstage verſammelt werden könnten, und über die Grundprincipien wahrer Adelsverfaſſung eine Abſtimmung vor ſich gehen ſollte; ſo würde ſich die Majorität der Individuen denſelben durchaus abgeneigt erklären. Eben ſo gewiß iſt es aber auch, daß, wenn unter allen adeligen und bürgerlichen-Individuen unſrer Nation über die Grundlage unſrer geſammten Nationalexiſtenz votirt werden ſollte, die Majorität der Individuen ſich für Principien und Maßregeln erklären würde, welche die Auflöſung des Staatsverbandes herbeiführen müßten. Wäre denn nun die Corruption und der ſchlechte Egoismus dieſer launenhaften, vergänglichen Abſtimmer ſchon hinreichend, um den Preuſſiſchen Staat ſelbſt für eine todte Schlacke auszugeben? —

Es giebt keine geſellſchaftliche Inſtitution, die nicht zerſtört zu werden verdiente, wenn die Geſinnung ihrer gegenwärtigen Repräſentanten und Wortführer allein gehört und zum Maßſtabe ihres Werthes angenommen werden ſollte. Aber wozu wären denn alle Inſtitutionen, ja die Inſtitution des Staates, wenn den Launen des Augenblickes nicht die Weisheit der Jahrhunderte einen Damm entgegenſetzen, und wenn

den Launen des Augenblickes wieder freiſtehen ſollte, dieſen Damm zu durchbrechen? — Die Sorge für den Augenblick gehört der Polizei: aber Polizeimeiſter, wohin ſie gehören, und Geſetzgeber, wohin ſie gehören! Die Frage über die Fortdauer des alten Adels iſt eine Frage an die Geſetzgebung, und nicht an die Polizei. — Hier iſt die Geſinnung eines einzigen, dem urſprünglichen Sinne der Inſtitution getreuen, adeligen Individuums mächtig genug vor dem Throne des Beherrſchers, um der verderbten Meinung von tauſend Individuen deſſelben Standes zu widerſprechen. —

Der Grundirrthum der Gegner des Adelſtandes iſt der, daß ſie dieſe Inſtitutionen für eine menſchliche Erfindung, kurz, für eine Art von kluger Polizeieinrichtung halten, die zu ihrer Zeit gute Zweke gehabt und erfüllt habe, nunmehr aber, unter ganz anderen Menſchen und Zeiten, andern Einrichtungen nothwendig Platz machen müſſe, weil ſie morſch und hinfällig geworden ſei. — Aus der, aller Staatsverfaſſung nothwendigen, Balance und Wechſelwirkung des Grund- und beweglichen Eigenthums, oder, wie die Engländer ſagen, des Land- und des Geld-Intereſſe, habe ich in den vorigen Stunden den Satz hergeleitet: daß der Geburtsadel die erſte,

weſentlichſte, aus der bloßen Idee des Staates hervorgehende, Inſtitution ſei. — Wohlan! ſagen die Gegner; es wird ſich alſo, nach der Zerſtörung des alten, verfaulten Adels, ein neuer Adel aus der Natur der Grundbeſtandtheile des Staates, die du entwickelt haſt, nothwendig wieder bilden: das Beiſpiel des Auslandes liegt uns vor Augen. Mohren laſſen ſich nicht weiß waſchen, ſagen ſie: dieſe von allem Gedächtniß ihrer Ahnen längſt zurückgekommenen, auf den Genuß des Augenblickes, auf das gemeinſte handgreiflichſte Intereſſe geſtellten Individuen wirſt du nicht zu altadeliger Sitte bekehren; wozu ſollen ſie alſo weiter der bürgerlichen Induſtrie durch irgend ein Vorrecht in den Weg treten? insbeſondere: warum ſollen Staat und Geſetze dieſe Individuen in ihrem angeſtorbenen Erbtheil von Grund und Boden weiter perſönlich feſthalten, da ſie ſelbſt es gern fahren lieſſen, oder es doch nur unwürdiger ſächlicher Privilegien und Exemtionen halber gern behaupten möchten? —

Darauf antworte ich: 1) die bedrängte Lage des Augenblicks hat an dieſer ſcheinbaren Corruption der Adeligen den erſten, größten und nächſten Antheil, und dieſe fürchterliche Bedrängniß iſt zunächſt durch die Geſetzgebung herbeigeführt: dem Adel iſt an den Geldgeſchäften

des Landes durch die übrigens sehr schätzbare Hypotheken-Einrichtung und durch die, mit Maß gebraucht, sehr nützlichen Credit-Systeme, in Friedenszeiten ein Geldcredit eingeräumt worden, den das Grundeigenthum, eben weil er dessen Natur verletzt, in Zeiten der Noth durchaus nicht aufrecht zu erhalten im Stande ist. Wie schwer also muß sich jetzt der Geist des Adels und die adelige Treue gegen das Grundeigenthum unter empörenden Mißverhältnissen zwischen dem Grundeigenthum, das der Adel repräsentiren soll, und dem kaufmännischen Gewerbe, in das er geworfen ist, behaupten lassen!

2) Der Adel theilt diese innerliche Corruption seiner Individuen mit den übrigen Ständen; die eigennützige Richtung der Neigungen auf das Augenblickliche, Vergängliche und Gleißnerische, also auf das Geld, welches der Laune des Moments so dienstbar ist — diese Richtung ist allen gemein, so daß man in dieser Doppelgefahr die wenigen Glieder des Adelsstandes, welche wahrhaft adeligen Sinn zu behaupten vermögen, nun auch für wahre und erprufte Stützen des Gemeinwesens halten kann. Dergleichen Individuen giebt es noch: vielleicht wenige; doch diese wenigen sind für die Erhaltung des Ganzen eben so wichtig, als der ganze

Rest,

Reſt, welcher ihrem Stande das Todesurtheil ſpreche. —

Aber fühlt denn niemand, daß — gerade weil durch Schuld der Geſetzgebung und des Zeitgeiſtes große Veränderungen in dem Beſitzſtande unvermeidlich ſind, gerade weil die Adminiſtration zu vielfältigen Ausnahmen von der Regel genöthigt wird — nunmehr die Regel um ſo feſter behauptet werden, und daß der Grundſatz von der allgemeinen Glebä-Adſcription der Familien, oder von der allgemeinen Familien-Adſcription der Gleba, auf welchem Grundſatze der Staat eigentlich zunächſt beruhet, unter allen Conceſſionen für einzelne Fälle, vor der Seele des Staatsmannes gerade jetzt unverrückter als je ſtehen muß? Daß die einzelnen Grundeigenthümer, ſo zeitig als möglich, aus Noth und Schulden geriſſen, und dadurch für die Geld-Bedürfniſſe des Staates thätig zu ſorgen in Stand geſetzt werden, iſt und bleibt nur die zweite Rückſicht des Staatsmannes; daß das Princip des Ganzen und **conditio sine qua non** aller Befeſtigung unſers politiſchen Daſeyns, wie aller Zukunft, nehmlich unbewegliche Beſitzer unbeweglichen Eigenthums, alſo der alte von der Preuſſiſchen Vorzeit bekräftigte Adel, ſo viel als möglich, als ſolcher, erhalten, das ihn dermalen

repräſentirende Individuum zu ſeiner alten und ewigen Beſtimmung durch alle zu Gebote ſtehende Mittel zurückgeführt, und auf dieſe Weiſe die bisherige Geldpolicei, unter deren Regiment der Adel verwirrt und corrumpirt worden iſt, ſchleunigſt einer wahren Geſetzgebung des vaterländiſchen National-Reichthums Platz mache, iſt des Staatsmannes erſte Rückſicht. —

In ſo bedürftigen Zeiten wie die jetzigen, ſteht es wahrhaftig übel an, einen Theil des National-Capitals wegzuwerfen; ich habe aber in unſerer letzten Unterhaltung bewieſen, welch ein großer Theil des National-Capitals bei jeder Alienation des Grundeigenthums verloren geht. Dieſer Theil des Capitals iſt von momentaner und mechaniſcher Geſetzgebung — alſo von der Staats-Geldpolizei, die ſich Staatswirthſchaft zu nennen unterfing, bisher überſehen worden; die Repräſentanten des Grundeigenthums hörten auf, das Grundeigenthum zu repräſentiren: ſie ſtellten bloß den realiſabeln, in Geld umſetzbaren Theil des Grundes und Bodens dar; und dieſer Widerſpruch zwiſchen adeligem Beruf und unadeligem Leben, doch nicht die heilige Inſtitution des Adels ſelbſt, erbitterte die vernünftigen Glieder des Bürgerſtandes. Aber in der Totalität der zeitigen Re-

präſentanten des Grundeigenthums und in ihrer fortdauernden Verbindung mit dem alten Gegenſtande des Beſitzes, ruhet das Capital, von welchem ich rede. Wenn die gegenwärtigen Beſitzer im gegenwärtigen Momente dieſes unſichtbare Capital nicht zu benutzen verſtehen, ſo folgt daraus wahrlich noch nicht, daß es weggeworfen werden müſſe. Vielmehr muß die Geſetzgebung, deren Fehler hier vieles verſchuldet, jetzt ganz auf die Zurückführung des Grund-Repräſentanten zu ſeiner alten Beſtimmung gerichtet werden, mitunter, wenn es unvermeidlich iſt, auch mit Nachtheil der Landeskaſſen; denn in dieſer Zeit kommt ein Verluſt an Geld-Reſſourcen gegen einen Gewinn an perſönlicher Ergebenheit der Bürger für den Staat durchaus nicht in Anſchlag. —

Wenn ſich die adeligen Individuen als Corps bisher in allen einzelnen Fällen auch eigennützig und vom Geldintereſſe beſeſſen gezeigt hätten (was doch wohl nicht der Fall geweſen iſt); ſo frage ich: iſt ihnen denn bis jetzt von Seiten des Staates ſchon erklärt worden, daß ihr Stand, als erſte Stütze des Staates, gereinigt und conſolidirt werden, daß und wie er beſtehen ſoll? Iſt ihre ganze Exiſtenz nicht in ſich verwickelter, ihre Zukunft nicht viel unbeſtimmter, als die bürger-

liche? Wer kann es ihnen denn verdenken, daß sie, in Ermangelung aller wahren Bürgschaft ihrer Existenz von Seiten des Staates, alle ihre Kräfte darauf richten, sich selbst zu verbürgen durch das einzige, kümmerliche Mittel, wodurch in schwankenden Zeiten wenigstens der Augenblick gesichert wird, durch Metallgeld? —

Damit wird das Verfahren der Regierung noch nicht getadelt: in einer so ernsthaften Angelegenheit, wobei das ganze geistige und weltliche Glück unsrer Preussischen Nachwelt auf dem Spiele ist, kann und darf nicht rasch gehandelt werden; vielmehr müssen wir uns Glück wünschen, daß die herrschende, staatswirthschaftliche Anglomanie bis jetzt das heilige Princip der monarchischen Construction aller Continental-Landwirthschaft bei uns noch nicht hat umstoßen können.

Mir kam bloß zu, das in dem großen Fridericianischen Interregnum unsrer Monarchie versäumte Grundprincip des Staates, wie des Ackerbaues, zu vindiciren; ferner, auf den Vorzug aufmerksam zu machen, daß wir das unsichtbare Capital unseres Grundeigenthums, d. h. die würdigsten unter seinen Repräsentanten, noch retten können; daß wir von der Preussischen Vorwelt, um eines neuen ungewissen Zustandes willen,

uns nicht loszusagen brauchen, und daß es nur auf den Entschluß der Regierung ankommt, den Adel zu erhalten, zu reinigen und zu befestigen, d. h. eine lebendige, persönliche und auch von unsern Verfahren bereits garantirte Stütze für die Monarchie zu gewinnen, an welche alles übrige leichtere, beweglichere und vergänglichere Leben sich anschließen könne. Wenn das getheilte Interesse der Individuen einer Nation vereinigt werden soll — und das ist doch die Aufgabe bei uns —: so ist ja der natürliche Anfang bei Denen zu machen, die von der Natur, durch die Aehnlichkeit wie durch die Alterthümlichkeit ihres Interesse wie ihrer Geschäfte, vorzugsweise dazu bestimmt sind, eine festverbundene Körperschaft zu bilden, und die nur durch momentane Fehler der Gesetzgebung und durch momentanen Zeitgeist von dieser großen Bestimmung auf eine Weile abgeführt worden sind. Ich habe die Natur des Credits vom Grundeigenthume beschrieben. Daß Er uns mangelt, ist unsre große, ökonomische Gebrechlichkeit: Kriegesthaten, landwirthschaftliche Credit-Systeme, **recettes exterieures**, können dieses innere Heiligthum der Staats-Oekonomie eine Zeitlang verdecken, die Vortheile des Welthandels können es vielleicht ein Jahrhundert hindurch in Schatten stellen;

derhalb aber ist für die großen Europäischen Staaten, welche jetzt durch momentane Erfolge alle Augen blenden, aller Tage Abend noch nicht gekommen: kleine, jetzt unscheinbare Staaten werden dafür vielleicht dereinst Lehrer und Muster der Welt.

Den hier dargestellten Geschlechtsunterschied beider Stände hat Friedrich nicht gekannt: seine Zeit, seine Position, seine Französische Bildung, gestatteten ihm kein Ideal eines Deutschen Staates, überhaupt keine Rücksicht auf die Ewigkeit. Dagegen wurde hauptsächlich durch Friedrichs Veranlassung ein Französisches Surrogat der Ständeverfassung in Deutschland, ich will nicht sagen, einheimisch, aber doch bekannt, welches nicht wenig dazu beigetragen hat, unsern Adel von seiner großen gesetzlichen Bestimmung sittlich abzuführen. Der Geschlechtsunterschied, den die Natur eingesetzt, verlor sich in dem öffentlichen Leben; dagegen hatte sich in Frankreich ein künstlicher Rangeeunterschied im Privatleben eingefunden: ich meine den Unterschied des vornehmen und des gemeinen Lebens, der societé und der schlechten Gesellschaft. Wie mancher gute Deutsche Degen, sonst unerschütterlich und treu, ist an dieser Klippe gescheitert! Da hat sich der tiefsinnige, ernste Geist adeligen Lebens allmählich

vermiſcht und verwechſelt mit der flachen, buhleriſchen Grazie des vornehmen Lebens, und unſere Jungherren, die ſo viel auf ſich hielten, auf Reinheit des Blutes, des Umganges und der Geſinnung, ſind unvermerkt hinübergeglitten zu der Spielerei Franzöſiſcher Verſe, Stoffe, Moden und Diners.

Geld und Franzöſiſche Erziehung ſind an die Stelle der Ahnenproben getreten, und das Talent hat eine Zeitlang Gelegenheit gehabt, ſich für die gediegene Realität, welche ihm die Natur verſagt hatte, zu entſchädigen; denn die von der Geburt Begünſtigten kannten ja eben auch nichts Höheres als dieſes graziöſe, aus der groſſen gemeinen Maſſe der Menſchheit herausgeſchnittene Scheinleben, deſſen ganzer Werth ja vielmehr in dem lag, was alles es nicht war, als in dem, was es wirklich und poſitiv war. Der Geiſt dieſes Scheinlebens — eines Schaumes, den die mehr und mehr gährenden Europäiſchen Völker an ihrer Oberfläche abſetzten — ließ ſich aneignen durch Gewohnheit und Erziehung; und alſo war der in den Zeitläuften bereicherten roture, der Franzöſiſchen insbeſondre, der Eingang in das höhere Leben wirklich eröffnet und eine unſelige, falſche Vermiſchung der Stände nicht weiter zu verhüten. Der wahre

und alte Adel ſollte ſich, ſeiner Beſtimmung nach, von dieſen ephemeren Parvenüs unterſcheiden, und unterſchied ſich doch auch nicht von ihnen, weder an innerer Geſinnung, noch an äußerer Form. Welch eine Maſſe von Feindſeligkeiten, welch ein Heer von gegenſeitigen Prätenſionen, mußte dieſer abſcheuliche Widerſpruch erzeugen! welche innere Erbitterung in dem großen Haufen jener Individuen, die, keinesweges von ihrem innerlichen Unwerth überzeugt, durch den Mangel des Geldes und der Franzöſiſchen Erziehung von dem höheren Cirkel ausgeſchloſſen blieben, und deshalb recht caſtenartig von oben herab angeſehen wurden.

Wenn es doch endlich des unverſtändigen Schimpfens auf die vermeinten Caſten-Unterſchiede, welche der Feudalismus etablirt haben ſoll, wenigſtens bei den Schriftſtellern, genug würde! Der wahre, echte Feudalismus, wie er ſich im Europäiſchen Leben des letzten Jahrtauſends von wahren und keuſchen Augen auffaſſen läßt, nicht wie er fixirt bloß an einem einzelnen Orte und in einem einzelnen Zeitpunkt exiſtirt hat, iſt das einzige wahre Gegenmittel gegen den Caſten-Unterſchied zwiſchen Reichen und Armen, Gebildeten und Ungebildeten, Vornehmen und Gemeinen, der ſich ja unmittelbar erſt dann

zeigt, wenn die ewige Einwirkung der Vergangenheit und der Autorität der Vorfahren, welche zu befeſtigen der echte Feudalismus das einzige Mittel iſt, nachläßt oder verſchwindet. Weil der hohe Einfluß der feudaliſtiſchen Inſtitutionen nachließ; weil die flitterreiche, vornehm-thuende, gebildet-ſcheinende Gegenwart nicht mehr gedämpft wurde durch empfundene Geburtsrechte, durch die Weisheit, durch die vergegenwärtigte Majeſtät der untergegangenen Zeiten: ſo entſtanden Caſten und Druck. —

Wenn ich betrachte, wie in der Mitte des verfloſſenen Jahrhunderts, wo die rechtſchaffenen Deutſchen Autoren das Geburtsrecht noch nicht in Zweifel zu ziehen wagten, doch in den Deutſchen Komödien, Romanen und moraliſchen Büchern überall eine Fabel, eine dunkle Sage umhergeht von einer gewiſſen Verderbniß des ſogenanten Hoflebens, von der Bosheit und Herzensleerheit und den abſcheulichen Kabalen der Creaturen, die ſich an den Höfen umhertreiben; wie die Autoren in ehrlicher, ich möchte auch ſagen, kindlicher Manier ſich die Schlechtheit ſolcher Naturen mit den abenteuerlichſten Farben ausmahlen: ſo fühle ich etwas von dem Einfluß unſeres großen Friedrich. Er war durch Zeitumſtände verdammt, zuerſt ein Franzöſiſches vornehmes

Leben über dem altfränkiſchen, Deutſchen Hof- und Adelsleben zu errichten, das ihm von ſeinem Vater überkommen war; in der Umgebung ſeines Deutſchen Hofes meiſten Theils ſteif und unempfindlich, war er in dem Franzöſiſchen Olymp, den er ſich darüber erbauet hatte, liebenswürdig, reitzbar, mittheilend und zugänglich: Eigenſchaften, deren ſein eigener Adel ſich nie an ihm zu erfreuen hatte; Auszeichnungen, nach Vorſchrift eines alten buchſtäblichen Ceremoniels von Friedrich mit landesherrlicher Kälte ertheilt, konnten den Deutſchen Adel unmöglich entſchädigen für die ſchönere, mit Liebe und Innigkeit erzeigte Gunſt, welche die Franzöſiſche, literariſche roture täglich und ſtündlich von ihm erfuhr. Der Adel wandte ſich alſo immer mehr und mehr auf die Seite der Franzöſiſchen Erziehung hinüber: ein Streben nach flacher Vornehmlichkeit und Eleganz der Erſcheinung gewann allmählich allenthalben die Oberhand; und bevor die neue Generation, der es allenfalls gelingen konnte, zu vollſtändigen Franzöſiſchen Formen aufgewachſen war, zeigten ſich nun einſtweilen mancherlei Carricaturen der Vornehmlichkeit, die noch in ſpäteren Tagen die neue Tournüre und Denkweiſe zu erſchwingen ſuchten; beſonders an kleineren Deutſchen Höfen, wo die Gewohnheiten Friedrichs

nachgeahmt wurden, ohne daß ein Auge zugegen war, wie Friedrichs, vor dem wenigſtens nichts Halbes oder Lächerliches beſtehen konnte. So bildete ſich nun die jetzt faſt ausgeſtorbene Race, die in dem Bereich unſrer Autoren lag, und aus der ſie ſich jene Art von Teufeln kneteten, womit ſie ihre tugendhafte Lehre zu verſetzen oder zu würzen ſuchten.

Mißverſtehen Sie mich nicht! Ich habe an einem andern Orte die eigenthümliche Schönheit jener Franzöſiſchen Form auseinander geſetzt, welche beinahe ein ganzes Jahrhundert hindurch den mehr und mehr verſchwindenden adeligen Sitten in Europa ſubſtituirt worden iſt, und welcher bis vor wenigen Jahren noch ein hoher Grad von Univerſalität in der Herrſchaft über die Gemüther zugeſchrieben werden mußte. Dadurch habe ich mir ein Recht erworben, dieſe Form der höheren und gründlicheren Form, von der ich jetzt rede, nachzuſetzen. Mir kommt es nur darauf an, daß wir gemeinſchaftlich empfinden, 1) wie die ſogenannte gute Geſellſchaft von Europa, auf ihrer Grundlage Franzöſiſcher Formen und Sitten, außer ſich wohl noch eine große producirende Volksmaſſe, aber durchaus keine weitere Geſellſchaft ſtatuirt, wie ſie es ſchon dadurch beweiſt, daß ſie ſich **societé par excellence**

nennt, demnach einen reinen Caſten-Unterſchied hervorbringt; 2) wie der Adel von Europa hingegen, ſeiner Idee nach, nur dadurch beſteht, daß ihm gegenüber ein völlig eben ſo bedeutender Bürgerſtand ſich bildet, den der Adel ſtatuiren muß, in ſo fern er ſeine eigne Exiſtenz ſtatuirt; daß der Adel demnach einen nothwendigen, ſeiner inneren Natur nach nicht nur nicht drückenden, ſondern vielmehr alle Glieder des Staates zu einem wahren Bewußtſeyn ihrer beſondren und charakteriſtiſchen Exiſtenz erhebenden, Standesunterſchied bewirkt; ferner, daß der Adel auf der ewigen und erſten Realität der bürgerlichen Geſellſchaft, die societé hingegen auf einem vergänglichen Scheinleben eines kleinen Theils der Geſellſchaft beruhet; endlich, daß die Idee des Adels die Erhebung der ganzen Geſellſchaft zu wahrer Nationalität, d. h. zu einem allgemeinen, vaterländiſchen Stolz, der ſich jedem Individuum mittheilt, nicht nur nicht ausſchließt, ſondern vielmehr einzig und allein zu bewirken im Stande iſt, während alle andern, in Ermangelung des Adels unvermeidlichen, Unterſchiede von Reichen und Armen, Gebildeten und Ungebildeten, Vornehmen und Gemeinen, die Geſellſchaft vor ſich ſelbſt entwürdigen, alle Individuen zu einer gemeinen, ewig unbefriedigten Rivalität

d. h. zur Sklaverei verdammen, und ſchon deshalb, und weil das Geſetz ihr von Tage zu Tage wankendes und unſtätes Daſeyn nicht fixiren, alſo nicht legaliſiren kann, an der fortgehenden Auflöſung und Zerſetzung aller Elemente des Staates den erheblichſten Antheil haben müſſen.

Daß nun den adeligen Anſprüchen, die nur durch ganz entſprechendes Leben getragen werden können, ſich ganz fremdartige und lockere Geſinnungen untergeſchoben haben; daß das alte Deutſche Geſetz zum leeren Begriff herabgeſunken und eine ganz ausländiſche, wetterwendiſche Sitte ihm angeklebt worden; daß der alte heilige Kelch gemißbraucht worden zu einem Schaugefäße für Franzöſiſche Blumen: das iſt die deutlich ausgedrückte Grundbeſchwerde, worauf insbeſondere die dunkle, inſtinktartige Erbitterung unſrer Deutſchen Landsleute gegen das, was ſie Adel nannten, reducirt werden muß.

Die Arroganz, welche ſich überhaupt gegen die Rechte der Geburt und der Erblichkeit an ſich erklären will, verdient hier keine Widerlegung, kaum eine Erwähnung. Sonderbar, aber ein ſchreckliches Zeichen von der namenloſen Verwirrung aller Anſichten von der bürgerlichen Geſellſchaft iſt es, daß ſolchen Propheten des abſoluten politiſchen Unſinns in Deutſchland,

in dieſen letzten Tagen ungeſtraft das große Wort in Staatsangelegenheiten hat eingeräumt werden dürfen. — Den Kampf des großen Haufens gegen das Adelsprincip, wie jenes theuern Ritters gegen die Windmühlen, haben wir ja ſchon in der Franzöſiſchen Revolution geſehen, wo auch vorgegeben wurde, der Bürgerſtand führe gegen den Adel Krieg, und im Grunde doch nur die gemeine Geſellſchaft gegen die gute und vornehme reagirte, oder, mit andern Worten, der erſte Schritt zur Wiederbelebung des wahren Adels, zur Wiederherſtellung des ewig nothwendigen echt-feudaliſtiſchen Elements in ſeine alten Rechte, gethan wurde.

So weit in meiner Kritik des Ständeverhältniſſes: zuerſt aus Standpunkten der Geſetzgebung, heute aus Standpunkten der Sitte. Was mit den Privilegien zu machen ſei, die dem gegenwärtigen Geiſte der adeligen Individuen nicht entſprechen, aus denen vorläufig nur Druck für die Nichtadeligen herkommen könne? was zur Regulirung jener verzweifelten Verwickelung des Land-Intereſſe und des Geld-Intereſſe? — Ich regiere nicht, ich weiß es nicht. Aber das weiß ich, daß es vor der geſetzlichen Feſtſtellung des Ständeverhältniſſes, vor öffentlicher Anerkennung der hier gegebenen Principien von Sei-

ten des Staates, in aller ſtändiſchen Noth nur Palliativmittel giebt, und daß es die himmelſchreiendſte Ungerechtigkeit ſeyn würde, dem Adel ſeine Privilegien, d. h. das ihm von der bisherigen fehlerhaften Geſetzgebung einmal zuerkannte Privateigenthum derſelben, eher zu nehmen, als bis ſeine Exiſtenz auf andern und höheren Baſen als des gemeinen wuchernden Beſitzes, zu welchem er jetzt verdammt iſt, geſetzlich begründet ſeyn wird. Bis dahin muß die Adminiſtration, der es an einem wahren geſetzlichen, mit Bewußtſeyn errichteten, Ziele mangelt, irren und ſchwanken; bis dahin kann die Adminiſtration keine einzige ihrer noch ſo wohlgemeinten Maßregeln vor Gott, vor der Vorwelt und Nachwelt, vollſtändig rechtfertigen.

Ich gehe jetzt über zur Betrachtung des ſtändiſchen Verhältniſſes. Die nothwendige gründliche Theilung und Entgegenſetzung beider Stände, zu beiderſeitiger, nur verſchiedenartiger, Genugthuung, iſt erwieſen: ohne Stände iſt kein dauerndes Gemeinweſen, keine feſte politiſche Totalität möglich, und die Stände ſind das einzige Mittel, Caſten zu verhüten. Wie es nun nothwendig iſt, daß die beiden Stände, d. h. die beiden großen, in alle Ewigkeit ſtreitenden und contrahirenden Staatstheile, allenthalben deut-

ſich an den Tag treten; wie dieſer Unterſchied jedem arbeitenden und adminiſtrirenden Individuum beſtändig allgegenwärtig, ſichtlich, perſönlich, handgreiflich in allen Lebensverhältniſſen vor Augen liegen muß: ſo müſſen die Stände auch ſprechen; in jedem großen Momente des nationalen Lebens, und das heißt ja überall, muß das gemeinſchaftliche Intereſſe in der generiſch beſonderen eigenthümlichen Sprache ausgedrückt werden.

Dieſes große, unter der Leitung des Königs und in Gegenwart des Volkes geführte Grundgeſpräch aller andern Geſpräche wird alles Adminiſtration, wie allem Leben und Weben des Volkes, erſt nationalen Geiſt mittheilen. Hier, an der Schwelle des Einganges in die größte Materie, die es giebt, laſſen Sie mich warnen vor einem andern ſchrecklichen Irrthum, den das Fridericianiſche Jahrhundert ausgeboren hat.

Mechaniſch nehmlich, wie ſich die Macht und der Wille des ſuveränen Genie's ſpaltet und bricht in unzählige Räder und Walzen, nach der Einrichtung Friedrichs, aber alles in letzter Inſtanz doch nur durch einen einzigen individuellen Willen regiert wird: ſo, glaubte man eine Zeitlang am Ende des letzten Jahrhunderts, könne man den Willen ſelbſt, deſſen Einheit, lebendige

bige Einheit, nicht angetaſtet werden darf, wenn gehandelt werden ſoll, ſpalten, zertheilen und vertheilen unter die verſchiedenen Räder, weiter theilen und vertheilen, bis auf dieſe Weiſe jedes einzelne Individuum im Volke ſeine Portion, ich möchte noch herabwürdigender ſagen, ſeine Handvoll Souveränetät zugetheilt erhalten habe, und dergeſtalt der große Tribut von Macht, den die Ergebenheit des Volkes ſeinem Beherrſcher dargebracht hatte, wieder vollſtändig diſtribuirt ſei. So, glaubte man, vollſtändige Gerechtigkeit auszuüben, indem man die geiſtige Macht der Staaten dismembrirte, wie ich Ihnen oben gezeigt, daß man das weltliche Beſitzthum zu dismembriren unternahm.

Dieſes iſt der eigentliche Grundgedanke jenes vielvergötterten Princips von der Theilung der Gewalten. Sie wiſſen Alle, zu welchen künſtlichen Compoſitionen man ſeine Zuflucht nahm, um dieſe von dem Naturrechte in ſeine Sonnenſtäubchen aufgelöſ'te, mechaniſch zerriebene, zermahlene Souveränetät — vermittelſt Volkswahlen und allerlei andrer conſtitutioneller d. h. eben ſo mechaniſcher Proceduren wieder in drei große Haupt-Klumpen, nach dem Leiſten irgend eines metaphyſiſchen Syſtems, zuſammenzubakken: geſetzgebende Gewalt, ausübende, richter-

liche; Sie wissen Alle, mit welcher Prostitution sich das ganze Bestreben, da es praktisch ausgeführt worden war, endigte. —

In Europa fanden sich zu der Zeit, als diese Lehre des Todes alle Köpfe ergriffen hatte, noch ständische Verfassungen vor: aus vollem politischen Leben entsprungen, aus nationaler Wechselwirkung empor gewachsen. In Großbrittanien vor allen Dingen waren sie vernehmlich vollendet, in allen Theilen vollständig ausgebildet: was konnte das Jahrhundert der Rechenmeister anders in ihnen sehen oder entdecken, als ein mechanisch errichtetes Gleichgewicht mechanisch getheilter Kräfte! So, auf der Grundlage dieses calculatorisch nachconstruirten Großbrittaniens, erhob sich ein Ideal von eingeschränkter Monarchie, wonach sich alle Herzen sehnten: der Landesherr, in verschiedene Federn künstlich eingespannt und eingeklemmt, sollte zu allen Mißbräuchen unfähig gemacht werden; zwei ungeheure Gewichte, ein Oberhaus und ein Unterhaus, an den Füßen, die Balancirstange seines Ministeriums in der Hand, sollte er das seiltänzerische Kunststück des Herrschens vollbringen. —

Es kann nicht oft genug wiederholt werden: die Vortrefflichkeit der Brittischen Verfassung liegt durchaus nicht in einer mechanischen Thei-

lung der Gewalt, wie sehr auch selbst die einzelnen Engländer in diesem Irrthum befangen seyn mögen; sie wollen sich das Wunder ihrer Freiheit und ihres Nationalglücks erklären: es mangeln ihnen andere Erklärungsgründe als die aus der mechanischen Staatskunst hergenommenen; und so preisen sie die vermeinte Zersetzung und nachmalige künstliche Verschränkung der souveränen Gewalten. Dies aber ist nicht das Palladium ihrer Freiheit.

Jedermann weiß, daß in England nur Minister herrschen können, die sich, durch geistige und künstliche Mittel, der ganzen in den beiden Häusern beruhenden praktischen Kraft zu bemächtigen wissen, daß also der praktische Beschluß, oder das wirkliche Gesetz von den Ministern kommt, welche die Majorität der Stimmen für sich haben müssen, wenn sie Minister seyn wollen. Also mechanisch genirt, beschränkt oder gehemmt wird die Souveränetät in England von den beiden Häusern nicht. —

Dagegen wissen Sie auch, daß die bloße Stelle des Ministers eine solche Gewalt hat über die Persönlichkeit Dessen, der sie bekleidet, daß er, wie übrigens auch die Privatrichtung seines Geistes verderblich sei, unmittelbar nach dem Eintritt in das Ministerium von einer Ma-

tionalrichtung, die sich ihm aufdringt, bezwungen wird, und fast nicht anders als national denken und handeln kann. Wir haben das unbändigste, ungezogenste, vorurtheilvollste Talent, welches England erzeugt hat, Karl Fox sogar, im ruhigen, guten Sinne von Alt-England, kraft seiner bloßen ministeriellen Station, handeln gesehen.

Was beschränkt also den Regierenden eigentlich in England? Eine organische, lebendige Schranke! Das große Grundgespräch der beiden Stände, oder der beiden Interessen, des Land- und Geld-Interesse, kurz insbesondere der beiden Häuser, regiert in England recht national alle andern Gespräche der reichen Insel. Das Interesse der Individuen ist recht streng und geschlechtsartig getheilt, so daß jede Kraft ihre wahre Gegenkraft findet, und also alle Angelegenheiten des Lebens, in Folge des Grundgesprächs, und nach Art desselben, zum Worte kommen, und, ich möchte sagen zum Gespräch werden müssen. So, aus diesen unendlichen Gesprächen, duftet gleichsam ohne Ende ein Geist lebendiger Nationalität, welcher die Regenten, die Minister bezwingt, so daß diese durchaus keine mechanischen Schranken haben, also auch die praktische Einheit des Regiments nicht gestört,

wohl aber eine lebendige Schranke erzeugt wird, ein Element, in welchem die Miniſter leben.

Der Brittiſche Miniſter (und das iſt die endliche höchſte Frucht aller Brittiſchen conſtitutionellen Inſtitute) athmet nicht, oder er athmet mehr, als Luft: er athmet öffentliche Meinung, die ſich unaufhörlich, wie die athmoſphäriſche Luft, in die beiden Grund-Elemente alles politiſchen Lebens chemiſch zerſetzen lieſſe. Er wird beſchränkt, ohne in ſeiner Wirkſamkeit gehemmt zu werden; denn das Leben ſelbſt, das nationale Leben, beſchränkt ihn, nicht etwa ein todtes Gewicht, oder todter Widerſpruch, oder todter Eigenſinn einer Körperſchaft.

Ich brauche das Gleichniß von der Luft. So wird der Wachsthum einer lebendigen Pflanze von den Elementen glücklich beſchränkt, während das Handwerk leimen, preſſen, klemmen muß, um den todten Schein eines einzigen Blattes hervorzubringen. *) —

Sie verſtehen meine Abſicht! Sie ahnden,

*) Ich habe das erläuternde Beiſpiel von England beigebracht, zuerſt, weil es abſonderlich paßt, und zweitens, weil ich hier und in Zukunft noch an anderen Stellen, den Anglomanen meines Vaterlandes zum Trotz, zeigen will, wie Brittiſcher Geiſt auf Preuſſiſches Local übertragen werden kann, ohne alle Beleidigung und Verletzung des Vaterländiſchen.

auf welche Weise ich das Ideal wahrer ständischer Verfassung in unserer nächsten Unterhaltung aufstellen und damit diese große Materie beschließen will. Ich brauche an dieser Stelle den Schatten des unsterblichen Helden nicht erst zu citiren: seinem höchsten Interesse, seinem Preussen, bringen wir ja alles Beste, was wir an Lebens- und Staatsweisheit auf den reichen Gefilden des gährenden Europa gewonnen haben, zu einem Todtenopfer dar, welches zugleich Lebensopfer ist.

Die Absicht dieser Vorlesungen läßt sich nicht anders erreichen, als indem wir uns von lebendigen Forderungen an unser Vaterland von Grund aus durchdringen, als indem wir ferner jene todten Kräfte und Berechnungen, die allein unsern Friedrich hinderten, das zu erfüllen, wozu seine gewaltige Natur berufen war, fliehen lernen, wie die mechanische anatomische Vorstellung des Todes selbst. Ein politisches Leben kennen zu lernen, welches, wie alles wahre Leben, über das Gefühl der Vergänglichkeit und des Todes erhaben sei, ist unser Mittel: das dauerhafte Leben unseres Vaterlandes zu empfinden, und seine Grundbedingungen klar über allen Angriff erhaben zu verstehen, ist unser Zweck.

Sechste Vorlesung.

Präliminarien der künftigen Preußischen Ständeverfassung.

Heute beschließe ich meine Darstellung der Ständeverfassung. Ich mußte mich in eine tiefere Untersuchung einlassen: das Wesen des lebendigen Staates ist nicht so bekannt, wie es seyn sollte; es ist unter allem unnützen Räsonniren über den Augenblick vergessen worden. Ich habe die Beschreibung desselben eingewebt in die Betrachtung über die Basis zu unserer Reorganisation.

Hätte ich Sie auch ermüdet — wenn nur der Gedanke haftet, wenn Sie das Capital, welches uns geblieben ist, nur empfunden, wenn ich nur die Theorieen entwaffnet habe, die es gern wegwerfen möchten: so will ich mit meiner Persönlichkeit gern zurückstehen.

Ehe ich aber vollende, muß ich einige Mißverständnisse, welche unsre letzte Unterhaltung veranlaßt hat, beseitigen. Ich weiß den achtungs-

würdigen Tadel (achtungswürdig, weil er von Personen kommt, welchen es um die Sache und um die Keuschheit, die völlige Unverletztheit meiner Gedankenreihe zu thun ist) nicht besser zu ehren, als indem ich die anscheinende Paradoxie einer neulichen Behauptung aufhebe, und mich vollständig rechtfertige.

Ich selbst bin nicht unempfindlich für das, was gute Gesellschaft heißt; aber ich spreche dagegen, weil ich will, daß es eine schöne Gesellschaft geben soll. Was mich nicht von irgend einer Seite reißt, anzieht, verführt, dagegen werde ich nie sprechen. — Viele Wohlgesinnte meinen, die gute Gesellschaft sei, bei der Nothwendigkeit der Ständeverhältnisse, das einzige Mittel, wodurch die eben so nothwendige gesellschaftliche Gleichheit in Europa unaufhörlich wieder hergestellt werde. — Ja! vorausgesetzt, daß es die Absicht ist, die ganze Nation zur guten Gesellschaft zu erheben; vorausgesetzt, daß nicht die gute Gesellschaft, wie es bisher geschehen ist und wovon ich rede, sich über der Masse des Volkes und mit bestimmter Ausschließung derselben, etablirt. — Wenn es keine schlechte Gesellschaft mehr gäbe, so würde die gute Gesellschaft, gegen die ich neulich sprach, nicht mehr, also auch kein Casten-Unterschied der Art existiren, und

dann wäre gesellschaftliche Gleichheit möglich, — d. h. die reale gute Gesellschaft, zum Unterschiede von der scheinbaren Französischen. — Lassen Sie Sich eine nähere Untersuchung dieser wichtigen Sache aus neuen Gesichtspunkten gefallen!

Wenn die einzelnen Bestandtheile der bürgerlichen Gesellschaft nicht unendlich verschiedenartig und ungleich wären, so würde es keinen Staat geben; denn der Staat ist ja nicht etwa kraft einer gewissen uranfänglichen Ausgleichung, Versöhnung und Vereinigung der streitenden Elemente ein- für allemal vorhanden, sondern er ist selbst ein fortgehendes Sich-Vergleichen, Versöhnen und Vertragen dieser Elemente. Soll also der Staat, oder die Vereinigung der gesellschaftlichen Elemente, fortdauern, so muß auch der Streit, die Entzweiung dieser Elemente ohne Ende fortdauern, damit immer etwas da sei, was vereinigt werden könne.

Also — wir begehren eine gesellschaftliche Gleichheit in Europa, können sie aber nicht begehren, ohne zugleich eine unendliche Verschiedenartigkeit zu verlangen, welche die versöhnende und ausgleichende Gewalt unseres Herzens unaufhörlich anreitze und antreibe, jene Gleichheit lebendig und selbstthätig zu bewirken. Die Gleich-

heit, welche der gutgesinnte Bürger begehrt, kann ihm also nicht vermittelst ein- für allemal gegebener Gesetze oder zuerkannter Sachen und Güter, wie durch ein agrarisches Gesetz, ertheilt werden, sondern sie besteht vielmehr in der Kraft oder der Fähigkeit, sich fortwährend mit den übrigen Mitgenossen des Staates auszugleichen, und in der Genugthuung, unter aller Verschiedenheit des Einzelnen, die Gleichheit aller Staatsglieder vor dem Ganzen zu empfinden.

Wenn jeder Einzelne fühlt, wie ich es hier beschrieben, daß die Verschiedenheit um des ganzen Staates willen nothwendig ist, so kann die Verschiedenheit ihn nicht weiter drücken. Sobald dieses Ganze des Staates aber nicht mehr anschaulich ist, fangen daher auch alle Ungleichheiten unter den Einzelnen zu drücken an. — Setzen wir den Fall, es wohnten auf der weiten Oberfläche der Erde nur einzelne Menschen, Privatmänner neben einander ohne Staatsverein, ohne nationale Verbindungen, so würden diese nicht ungleich seyn und gleich in demselben Verstande, welches ein Widerspruch wäre. Die Natur hat aber die Ungleichheit dieser Individuen unverbrüchlich angeordnet; folglich kann der Mensch nicht ohne einen Kampf auf Tod und Leben mit der Natur, in welchem er den Kürze-

ren ziehen möchte, wieder die Gleichheit derſelben Individuen (etwa durch agrariſche Geſetze) anordnen. Ohne beſonderen, ſichtbaren, handgreiflichen Staatsverein giebt es alſo nur Ungleichheit unter den Einzelnen. Sobald aber der Menſch ein Höheres kennen lernt, als das Individuum, ein Höheres, welches nur vermittelſt jener Ungleichheit der Individuen erreicht werden kann, ſobald iſt nun auch ein gegenſeitiges freies Anerkennen der Ungleichheit von Seiten Aller, alſo wahre geſellſchaftliche Gleichheit bei individueller Verſchiedenartigkeit, und gerade kraft und in Folge derſelben, möglich.

Der Unterſchied der guten und ſchlechten Geſellſchaft, der im letzten Jahrhundert an die Stelle des Standesunterſchiedes von Adel und Bürgerſtand getreten iſt, ſagte ich neulich, iſt ein Caſten-Unterſchied: er widerſtrebt der geſellſchaftlichen Gleichheit. Die hinſterbenden, eintrocknenden Staaten wurden nicht mehr empfunden; alſo blieb die von der Natur angeordnete Ungleichheit allein und ohne alles Antidot zurück: an die Stelle der realen, vollſtändigen Geſellſchaft, oder des Staates, trat ein Schein von Geſellſchaft. Die natürliche Ungleichheit wurde durch die Sitte ſanctionirt: der vornehmere, gebildetere, reichere Theil der Geſellſchaft ſonderte ſich ausſchußartig

von der übrigen Welt ab; und für dieſe blieb nichts weiter übrig, als die Empfindung des Hochmuthes der Ausgeſonderten, und demnach die andre, der eignen Schmach: alſo eigentlicher Caſten-Druck war da, und dem zu Folge in dem freigebornen Geſchlecht von Europa eine große Revolution unvermeidlich. Dieſe ſeit zwanzig Jahren wüthende Revolution hatte alſo zur nächſten, erhabenſten Veranlaſſung den Caſten-Unterſchied des vornehmen und gemeinen Lebens, der ſich nur während der Hinfälligkeit der eigentlichen realen Staaten bilden konnte; und der Zweck der Revolution iſt die Rückkehr zu den Standes-Unterſchieden, der Grundbedingung aller geſellſchaftlichen Gleichheit, weil er die Grundbedingung aller Nationalität iſt. So verblendet, ſo in ſich verwirrt und verwickelt, war die unglückliche Generation, daß ſie zwanzig Jahre hindurch gegen das einzige Inſtitut zu kämpfen vorgab, von welchem die Rettung kommen konnte!

Die Formation einer ſogenannten guten Geſellſchaft in Europa, ſchien eine gewiſſe geſellſchaftliche Gleichheit zu befördern: es war eine Bühne für die talentvolleren, gewandteren und unruhigern Individuen eröffnet, auf der ſie ohne weitere Geburtsvorzüge alle Anſprüche ihrer Eitelkeit befriedigen mochten. „Wenn aber auf

dieſe Weiſe den vornehmlichen Schreiern der Mund geſtopft, und ihrer Anmaßlichkeit genug gethan wurde, ſo blieben die durch zufällige Umſtände Ausgeſchloſſenen in einer um ſo mehr herabgewürdigten Verfaſſung. Dies Schickſal traf insbeſondere die ungeheure Majorität der Deutſchen und alle tieferen, gründlicheren, für die Reitzungen vergänglicher Eitelkeit unempfänglicheren Naturen: die gerechte Ahndung einer höheren geſellſchaftlichen Grazie, als der Franzöſiſchen, im Herzen; die gerechte und wahrhaftige Forderung einer viel conſequenteren, tüchtigeren, realeren Gleichheit vor der Seele, mochten ſie ſich wohl nicht entſchließen, bei liebenswürdigen Verbrechern, bei eleganter Halb- und Flachheit und bei frivoler-Sinnlichkeit in die Schule des Lebens zu gehen. Unbekannter mit den Aeußerlichkeiten ihrer Zeit, verwechſelten ſie die illegalen Caſten-Unterſchiede mit den uralten legalen Standesunterſchieden, und unternahmen einen bald geheimen, bald öffentlichen, immer unglücklichen Krieg gegen den vermeintlichen Adel: einen unglücklichen Krieg, wie aller Krieg gegen einen Feind, deſſen Weſenheit nicht klar erkannt wird, ſicher unglücklich iſt. —

Hier haben wir wieder eine Stelle, wo man ſich auf Großbrittanien berufen muß. Wo

in Europa ist die gesellschaftliche Gleichheit weiter getrieben, wo ist sie vollständiger und realer, als in England? wo gilt im Durchschnitt der gesellschaftliche Schein weniger, als dort? und wo ist der Standesunterschied von Seiten des Staates schärfer markirt und zugleich genealogisch strenger controllirt, als in England? — Alle diese preiswürdigen Erscheinungen folgen aus einander. Ich würde die vielen Worte nicht verlieren, wenn Deutsche Staaten nicht zu einer viel höheren gesellschaftlichen Gleichheit berufen wären, als Frankreich, welches immer wieder in den großen Casten-Unterschied Paris und Nicht-Paris zusammensterben wird, und selbst als England, dem es auch an innerer Bewegung und Fruchtbarkeit der Geister, also für die ewige Verjüngung und Wiederbelebung der Gesellschaft und ihrer Gleichheit noch sehr an Kraft gebricht. So viel zur Beseitigung der Mißverständnisse, welche durch die paradoxe Kürze meiner letzten Vorlesung veranlaßt worden sind.

Der Hauptgedanke, den ich Sie fortdauernd festzuhalten bitte, ist: der Staat bedarf der Unterschiede unter den Individuen in seinem Umkreise, damit er ewig etwas auszugleichen habe, also lebendiger Staat sei. Der Staat muß also diese Unterschiede, denen er sein Leben verdankt,

auch anerkennen: er muß ſie legaliſiren. Vergängliche Unterſchiede, die bloß an das Leben der Individuen geknüpft, und von dem Schickſale einzelner Momente abhängig ſind, kann der Staat nicht anerkennen; denn er iſt ewig: alſo muß er nun den ewigen Unterſchied, der aus der unveränderlichen Natur ſeiner Grundbeſtandtheile, des beweglichen und des bleibenden Eigenthums, oder der Individuen und der Familien, abfließt, um ſo kräftiger legaliſiren.

Wenn dieſer Unterſchied vom Staate zuerſt aufs beſtimmteſte feſtgeſetzt, alſo eine Ausgleichung dieſer Grundelemente allen Regierenden für die Ewigkeit zur Pflicht, ja zur Nothwendigkeit, zur Lebensbedingung, gemacht worden iſt: dann muß der Staat auch allen Individuen immerfort gegenwärtig erſcheinen.

Der Staat kann die beiden ewig geſchiedenen Stände nicht unter einander ausgleichen, ohne beide als gleich-nothwendig und doch verſchiedenartig-liebenswürdig mit höherer Liebe zu umfaſſen: alle geringeren, vergänglicheren Ungleichheiten der Reichen und der Armen, der Gebildeten und Ungebildeten u. ſ. f. können nun nicht weiter drücken, weil eine reichere Empfindung, nehmlich die nationale, eine höhere Bildung, nehmlich die nationale, möglich, und bloß

dadurch auch allen Individuen gemeinschaftlich, also durch Einführung eines wahren Adels im Grunde die ganze Nation geadelt worden: so wie im gewöhnlichen Leben durch eine recht männliche That nicht bloß der Mann, sondern auch seine ganze Familie und überhaupt seine ganze Umgebung, die sich mit Recht einen Theil des Verdienstes zueignet, wenn auch der Staat eigentlich nur den Mann auszeichnet, erhoben wird. —

Welcher Unterschied im Staate der gründlichste und wesentlichste sey, hatte ich zu zeigen; also, welcher zu legalisiren sey, hatte ich zu zeigen; und daß diese Legalisirung der Ununterschiede, oder die Errichtung oder Consolidirung des Ständeverhältnisses, Grundbedingung aller Nationalität und Staatsorganisation sei, habe ich noch überdies, erhaben über allen Angriff, bewiesen. Gönnen Sie mir das Verdienst, das Englische etwas treuer in's Deutsche und Preussische übersetzt zu haben, als die Nachbeter des Adam Smith; denn freilich, wäre das Palladium Europäischer Freiheit und gesellschaftlicher Gleichheit nicht auf jene Insel hingerettet worden: — welches Auge wäre durchdringend genug, es in dem chaotischen Zustande des Continents unter gefühllosen, verwilderten, über ihre eigne

Ver-

Beſtimmung entzweieten Völkern wiederzufinden! —

Der Urunterſchied des Staates — ſo ſchloß ich neulich — muß nicht bloß legaliſirt werden, ſo daß er jedem einzelnen Individuum im Staate allgegenwärtig erſcheine, als Fundament des Staates erſcheine, ſondern er muß auch ſprechen. — Ich beſchrieb Ihnen neulich, wie er in England zu einem großen, allen Bürgern vernehmlichen Geſpräch über das Gemein-Intereſſe gebracht wird. Damit er ſprechen könne, muß es ſtändiſche Verfaſſungen im Geiſt, aber ſchlechterdings nicht nach dem Leiſten der Engliſchen geben. Alle Individuen, welche den einzelnen Stand ausmachen, können wegen der Schranken des Ortes und der Zeit und der menſchlichen Natur nicht ſprechen; alſo muß es zu einer ſtändiſchen Repräſentation kommen. Dieſen viel beſprochenen und viel berathenen Gegenſtand müſſen wir näher betrachten.

In unſrer Zeit kennt man nur Eine Gattung von Repräſentationen, nehmlich die durch Wahlen, durch Ballottage: die Abgötterei, welche die dermaligen gebildeten Leute mit Griechiſchem und Römiſchem Alterthume treiben, begünſtigt die Meinung, als wenn auch uns, gleich jenen heidniſchen Völkern, nur dieſe Eine Art

der Repräſentation zuſtehe. Indeß können wir uns nicht verläugnen, daß durch ſolche Wahlen, wie die Laune des Augenblicks bei der Ernennung des Repräſentanten entſcheidet, ſo auch nur die Laune des Augenblicks wirklich repräſentirt wird. Außer der Repräſentation durch Wahl giebt es aber, beſonders in der Engliſchen Verfaſſung, noch eine Repräſentation: durch Geburt, oder durch Wahl der Natur, wie jene durch Wahl der Menſchen. Der Zufall allein ſcheint bei den Repräſentationen durch Geburt zu entſcheiden; ich bitte Sie aber, zu bedenken, daß bei der Repräſentation durch menſchliche Wahl ein noch viel complicirterer Zufall den Vorſitz hat. Der menſchliche Zufall ſchafft uns Repräſentanten des Augenblicks; der natürliche Zufall ſchafft uns Repräſentanten der Dauer: im Durchſchnitt werden die durch Geburt Berufenen — da ſie ihr Repräſentationsrecht durch Geburt weiter an ihre Erben zu übertragen haben, und da ſie einer heiligen Gewohnheit, einer erhabenen Trägheit, die den ganzen Staat beruhigt und beſänftigt, ihre Bedeutung verdanken — auch dem Bleibenden und Feſten das Wort reden. —

Wenn alſo eine doppelte Repräſentation dieſer Art (denn die einſeitige durch bloße

Wahl oder durch bloße Geburt, kann den Staat im erſteren Falle nur zu völliger Zerſplitterung bringen, im andern Falle ihm eine Zähigkeit und Steifheit mittheilen, die ebenfalls zu Revolutionen oder zur Zerſplitterung führen muß) — wenn eine doppelte Repräſentation in der Preuſſiſchen Monarchie eingeführt würde, ſo wäre doch eine wirkliche und lebendige Oppoſition der beiden Stände gegeneinander vorhanden und ein tüchtiges und klares Selbſtgefühl jedes einzelnen der beiden Stände zu erwarten, während jetzt das Unglück hauptſächlich darin liegt, daß jedes Individuum auf ſeine eigene Hand ſtreitet, aus ſeiner beſchränkten, dumpf verwickelten Lage Regeln und Vorſchriften für das Betragen des Staates herleiten will und zu einer klaren Erkenntniß deſſen, was ihm und was dem Ganzen noth iſt, durchaus nicht gelangen kann.

Welche monſtröſe, bis in das geringfügigſte Detail völlig corrumpirte Vorſtellungen laufen über die Natur und das Intereſſe des Preuſſiſchen Adels umher! Jedes einzelne Glied dieſes Standes ſogar hat, nach Maßgabe ſeines beſchränkten Intereſſe, eine beſondere Anſicht deſſen, was es mit dieſem Stande auf ſich habe, und was daraus werden ſolle. Niemand giebt ſich die Mühe, jene über unzählige Individuen

verbreitete Noth nur zu ſchichten, zu ſortiren, nach Gattungen, Claſſen und Ständen, damit Regierung und Volk zu einem deutlichen, leicht zu erkennenden und zu empfindenden Bewußtſeyn ihres öffentlichen und gemeinſchaftlichen Zuſtandes gelangen könnten. Nicht einmal in der Noth iſt Gemeinſchaftlichkeit: in den Tönen des Schmerzes nirgends ein Accord.

Wenn wir die Sache auch bloß aus dem Standpunkte der Adminiſtration betrachten wollten, ſo iſt leicht einzuſehen, daß wegen der gegenwärtigen, unendlichen Verſchiedenartigkeit der Bittenden, Fordernden, Bedürfenden, für welche die Regierung bis jetzt zu ſorgen hat, an eine wahre Einheit der Geſchäfte nicht zu denken iſt. In das Detail, in die ganz beſondre Phyſiognomie des einzelnen Bedürftigen einzugehen, iſt eigentlich die Sache des Regenten nicht: vielmehr ziemt es ihm, die Beſtandtheile des Staates nur im Großen und Ganzen zu betrachten, und die Individuen claſſenweiſe, gattungsweiſe, zu bearbeiten. Möge nun die Adminiſtration noch ſo vortrefflich organiſirt ſeyn — wenn das zu regierende Volk für die Zwecke der Herrſchaft nicht gleichfalls organiſirt iſt, ſo geht alle adminiſtrative Einheit nothwendig wieder in der Verſchiedenartigkeit der vorkommen-

den Fälle unter: der Staatsmann kann — wie er ſich auch wenden möge — der Sorge für den Einzelnen nicht entgehen; er wird zum Vormund der Individuen, ohne daß er die Macht hätte, das individuelle Glück zu garantiren: die Freiheit des Einzelnen oder die Autorität des Staatsmannes ſteht unaufhörlich auf dem Spiel; er ſchöpft in das Faß der Danaiden, und die Individuen erwarten, gleichfalls ewig unbefriedigt, eine vollſtändige Genügthuung von ihm, die er nicht gewähren kann, noch ſoll; ſein Wille und ſeine Kraft werden auf Details verſchwendet, während die Totalität verſäumt wird.

Wenn man weiß, was es ſagen will, bei allen einzelnen Handlungen des Lebens, bei jeder Gunſtbezeigung, bei jeder kleinſten, ſanften oder ſtrengen, Maßregel unaufhörlich nicht bloß das vereinigte Bedürfniß von Millionen, ſondern auch ihre Vorfahren und Nachkommen, Zeit und Ewigkeit des Vaterlandes, im Auge zu behalten: ſo wird man die gewiſſenhaften Staatsmänner unſrer Zeit um ſo mehr beklagen, je mehr in tauſend ungleichartige Atome zerſplittert, und in jeder neuen Eingabe oder Bittſchrift anders, ihnen jenes Bedürfniß erſcheint. Nicht bloß ein transcendentes Auge, nein ein tiefer, innerer, in ſo ſchwankenden, oft zerreißenden, oft empören-

den Zeiten, faſt unerſchwinglicher Gleichmuth gehört dazu, um nicht unterzugehen im Detail. Rechnen Sie dazu, daß der einzelne Staatsbeamte, bei der ſcharfen Abſonderung der Departements, die der mechaniſchen Ordnung halber um ſo nothwendiger iſt, je weniger es eine ſtändiſche Volksſtimme giebt, die man der Stimme Gottes vergleichen könnte, ſelbſt nur ein Fragment der Adminiſtration vollſtändig zur Ueberſicht in ſeine Hand erhält; — endlich, rechnen Sie dazu, daß jede öffentliche Handlung des Staatsbeamten wieder von tauſend verſchiedenartigen Privaturtheilen gerichtet, d. h. auf die unedelmüthigſte Weiſe zerriſſen, entſtellt und umgedeutet wird, indem jeder Einzelne nur aus ſeinem ärmlichen Privat-Standpunkt urtheilt: wo ſoll die göttliche Luſt herkommen, mit welcher alles Große auf Erden gethan werden muß! wo die Genugthuung! wo der Muth und die Begeiſterung, vor welcher gährende Völker ſich beſänftigen, wankende ſich befeſtigen! — Kurz, alle Organiſation der Regierung, ohne Organiſation, d. h. ohne wahre Repräſentation des Volkes, führt zu nichts: zumal in Zeiten, wo alle Neigungen des Lebens von einem frommen Gehorſam und von edler Hingebung an die Regierungen abrathen, und

über das individuelle Intereſſe und über die individuelle Eitelkeit keine Oberherrſchaft, überhaupt nichts Höheres, anerkannt wird.

Wir ſind jetzt, und ich glaube ziemlich unvermerkt, auf der Höhe angekommen, wo wir die Vergänglichkeit aller Autokratie des Genie's und alſo auch unſeres Friederich, anerkennen müſſen. Zugegeben, daß der Fürſt ſein Jahrhundert überſehe; zugegeben, daß er ihm voranſchreite, wie Friedrich; zugegeben, daß ſich alles einzelne Talent und jeder beſondere Anſpruch vor ihm beuge: ſo können ſtändiſche Verfaſſungen zwar entbehrt werden; die Stimme des Volkes kann zwar eine Weile ſchweigen vor dem gewaltigen Redner und Befehlshaber, welcher ſpricht; ſeine Gedanken können eine Weile da walten, wo eigentlich das Gemüth des Staates walten ſollte; ſeine endlichen Zwecke können eine Zeitlang mit dem ewigen ſeiner Nation verwechſelt werden — aber nicht ungeſtraft: gewaltig fordert der eine Weile gezähmte und gebändigte Löwe ſeine Freiheit zurück, wie das Gefühl der Kraft zurückkehrt.

Zugegeben, daß ein neues Genie dem alten auf dem Throne folge: Er iſt anders; die Völker ſind anders; ſchon unter dem Scepter des bisherigen Fürſten ſind ſie dem Mechanismus,

der ſie bezwingen ſollte, entwachſen: nur aus Gewohnheit, aus Gutmüthigkeit, vielleicht auch aus Trägheit, haben ſie die Thronveränderung abgewartet. Das neue Genie braucht einen ganz neuen Mechanismus: alle ſeine Kraft wird es vielleicht an das undankbare Geſchäft verwenden, welches nach ewigen Geſetzen dem Zweiten ſchon tauſendfach ſchwerer fällt, als dem Erſten; in die Reihe gewöhnlicher Fürſten wird es herabſinken, wenigſtens von der öffentlichen Meinung ſicher geſetzt werden, weil es das Unmögliche nicht vermag.

Schon aus dieſen Gründen ſind nie zwei große ſelbſtherrſchende Könige auf einander gefolgt, da hingegen gemüthefreie Verfaſſungen, wie die Brittiſche, einem Pitt ſehr wohl verſtatten, ſeinem großen Vater in der Kunſt der Herrſchaft ähnlich, ja größer zu werden, als er.

Der Credit des kalten, vergötterten Genie's in Europa geht nach einem glanz- und ſchmerzenvollen Jahrhunderte mit raſchen Schritten zu Ende: das Gemüth ſetzt ſich wieder unſichtbar auf den Thron freier Völker; von allen Irrbahnen kehrt die göttliche Staatskunſt wieder auf ihre ſichre Straße zurück, wo die Regierungen in den Völkern, und die Völker in den Regierungen leben, d. h. wo der heilige Strom politiſchen

Lebens durch die Administration in die Thäler der Arbeit und der Freiheit befruchtend herabfließt, und durch die ständischen Verfassungen auch wieder unaufhörlich, wenn schon unsichtbarer und minder handgreiflich, in seine Quelle zurücksteigt, und wo kein Autokrat ihn für den kurzen Glanz einer Stunde zu imposanten Cascaden einzufangen und einzudämmen unternehmen darf. —

Ich rede nicht von Friedrich, sondern von dem Werke, das ihm sein Jahrhundert und seine Lage aufbürdeten, und von den Mitteln, die sie ihm gestatteten. So vieles Große können wir direct aus seinem Munde lernen, und haben wir gelernt: es muß in der Stunde der Noth auch einmal Jemand auftreten, der zeigt, was wir indirect aus seinem Unglück lernen können. Denn für seine große Seele war es Unglück, immer nur auf der eigenen Kraft, nie an dem Herzen seiner Völker, zu ruhen.

Wenn ich aus voller Seele einer freien ständischen Verfassung für unser Vaterland das Wort rede —: meine ich damit, daß die Wahlen sofort vor sich gehen, und überhaupt nur eine — Gott weiß, welche — Volksstimme sich beliebig vernehmen lassen, oder in Volksversammlungen zusammen gewürfelt werden solle? — Gewiß nicht.

Die Baſis aller echten Ständeverfaſſungen, insbeſondre der Brittiſchen, iſt der Feudalismus, ein wahrer, gründlicher, nicht corrumpirter, nicht mit vornehmthuender Flachheit verſetzter, nicht in ſächliche Verſteinerung, nicht in die Privilegien-Fäulniß übergegangener Feudalismus: ein kriegeriſcher, landwirthſchaftlicher Feudalismus. Erfinden läßt er ſich nicht: unſre Vorzeit müſſen wir zu Hülfe nehmen, um ihn wieder zu gewinnen, unſern eigenen Adel reinigen, retten.

Dieſer echte Feudalismus, Normanniſch-Germaniſcher Abkunft, hat in England beinahe zwei Jahrhunderte hindurch erſt tiefe Wurzel ſchlagen müſſen, bevor es im J. 1264 den erſten Deputirten des dritten Standes vergönnt werden konnte, an den öffentlichen Berathſchlagungen Theil zu nehmen. Alſo, wohlbemerkt: ein neu-creirter Adel, ein erfundener Adel wird bürgerliche Anſichten vom Beſitz, von der Endlichkeit, Beweglichkeit und Veräußerlichkeit deſſelben, auf das Grundeigenthum und in ſeinen neuen Stand hinübertragen. Es werden Jahrhunderte nöthig ſeyn, bis ſeine Neigung, das Blut ſeines Herzens möchte ich ſagen, mit der Scholle des Bodens verbunden iſt; und ſo wird er auch nach Jahrhunderten erſt jene heilige Trägheit und Dauerhaftigkeit des Bodens, die, wie ich gezeigt

habe, die Flüchtigkeit der übrigen vergänglichen Güter, durch ihre hemmende Gegenwirkung zu fixiren im Stande ist, erlangen, erst nach Jahrhunderten wieder ein wahrer reagirender Stand werden. — Also ist die Conservation, Reinigung und Wiederbelebung des alten Adels die Bedingung zum Errichten einer ständischen Verfassung in der Preussischen Monarchie, und die Errichtung einer wahren ständischen Verfassung wieder die Bedingung eines wahren Preussischen Nationalgeistes. Sie müssen es natürlich finden, daß ich diesem größten, dringendsten Gegenstande verhältnißmäßig auch den größten Platz in diesen unsern Betrachtungen eingeräumt habe.

Die Repräsentation des Bürgerstandes, die Repräsentation durch menschliche Wahlen, ist leicht zu Stande zu bringen, wenn vorläufig auch nur die Launen und Grillen des Augenblicks repräsentirt werden, und vielleicht Jahre dazu gehören, bis ein ruhiger vaterländischer, auf das Gemeinwesen gerichteter Sinn die Oberhand gewinnt, und bis die Wahlrepräsentanten einsehen, daß sie nicht bloß für die Verfechtung eines einzelnen Parthei-Interesse, sondern für die Belebung und Erhöhung des nationalen Gesammt-Interesse, zusammenkommen. Vorläufig wären wir indeß sehr glücklich, wenn wir

nur erſt gründliche ſtändiſche Partheien hätten; wenn nur an irgend einer Stelle das Intereſſe ſich zu wirklicher Körperſchaft gruppirte und concentrirte.

„Aber es exiſtiren ſchon ſtändiſche Verfaſſungen!" höre ich ſagen. Ich reſpectire ihre Formen, auch den Geiſt jener heiligen Contracte zwiſchen dem Landesherrn und ſeinen Ständen und Städten, worauf ſie beruhen; indeß ſind ſie vor allen Dingen provincieller, die ſtändiſche Verfaſſung aber, welche ich und jeder rechtliche Mann mit mir, begehre, iſt nationaler Natur; ferner ſind ſie im vorigen Jahrhundert, insbeſondre unter der ſechsundvierzigjährigen Herrſchaft unſers königlichen Autokraten, zu bloßen ſtändiſchen Verwaltungs-Behörden herab geſunken: ſie ſpielen in die Adminiſtration hinüber, erſchweren die Geſchäfte der königlichen Adminiſtration, welche die einzige öffentliche im Lande ſeyn ſoll; und ſtändiſche Verfaſſungen können, allen meinen Vorausſetzungen nach, nur wirken, wenn ſie der Adminiſtration diametral entgegenſtehen, wenn ſie, wie das unſichtbare Element, welches wir athmen, der Adminiſtration jenes Leben, jenen Geiſt nationaler Gerechtigkeit und nationaler Kraft mittheilen, wodurch der Staatskörper eine Gemüthseinheit

gewinnt, welche die höchſte wünſchenswürdigſte Machteinheit ſchon in ſich ſchließt.

Hier nun müſſen von Seiten des Adels dem Intereſſe des Ganzen, auch des wahren Adelſtandes, Opfer gebracht werden. Der Landesherr muß von Partial-Verpflichtungen, die dem Gemeinweſen im Wege ſtehen, frei und großmütig entbunden werden: immer vorausgeſetzt, daß der künftige nationalere Zuſtand der Dinge, und die künftige feſte Poſition des Adels, von Seiten der ſuveränen Gewalt garantirt ſei: — bloß durch das Wort des Herrn, von dem wir wiſſen, daß er nie ſein Wort gebrochen, und daß er die Treue ſelbſt iſt! Ein königliches Wort muß und kann die Grundlage unſrer glücklichen Preußiſchen Zukunft werden. Wer mehr verlangt, oder im Grunde weniger, gemeinere, handgreiflichere Bürgſchaft, der kennt dieſe Zeit nicht, der weiß nicht, daß in der ſchauerlichen Zerrüttung dieſer Tage ein tüchtiges Wort, von einem erprüften Menſchen gegeben, ſicherer iſt, als alle ſächlichen Hypotheken der Welt, die ja nur etwas werth ſind, ſo lange überhaupt noch Menſchen und Fürſten ihr Wort halten. —

Auf dieſem Wege allein ſehe ich eine Rettung überhaupt, und ein beſtimmtes Daſeyn für den Bürgerſtand, für meinen Stand. Ein

eigenthümlicher Stolz, verschiedenartig von dem Stolze des Adels, aber nicht minder gerecht und unverweigerlich, wird und kann sich aus den Geschäften des Bürgerstandes entwickeln. Es gehört zu den verderblichsten Widersprüchen der Zeit, daß auf der Einen Seite gewisse Rechtstheorieen den Individuen des Bürgerstandes mit Recht eine politische Existenz zuerkennen, und auf der andern Seite wieder gewisse eben so beliebte ökonomische Theorieen die Geschäfte des Bürgerstandes so viel als möglich mechanisiren und entgeistern wollen. Hier muß ich aufs neue warnen, vor aller ungeschickten Anwendung Englischer Staateweisheit: das Privatgeschäft des Einzelnen gewinnt allerdings durch die unendliche Theilung der Arbeit in unzählige kleine und geistlose Geschäfte; die Fertigkeit des einzelnen Arbeiters accumulirt sich, und die Production steigt in so beschleunigten Verhältnissen, daß, wenn die Natur es je zulassen könnte, daß das Princip der Theilung der Arbeit allein operirte, einem bange werden möchte, ob nicht zuletzt der unendliche Sachen- und Productenreichthum der Fabriken und Manufacturen die Arbeiter von der Erde verdrängen sollte.

In England sind diese Excesse der Arbeitstheilung einmal, vielleicht ein Jahrhundert hin-

durch, möglich: ein ungeheures, tauſendjähriges Capital von Kraft, Gemüth und Nationalität reagirt dagegen, und beſeelt die mechaniſirten Arbeiter wieder. Aber bei uns? Was bleibt dem Fabrikherrn, der eine große, aus Menſchen und Maſchinen zuſammengeſetzte Maſchine dirigirt, weiter übrig, als eine kalte Rückſicht auf den Geldgewinn! Auch hier, wie in der adminiſtrativen Maſchinerie, die man bisher für Staatsorganiſation gehalten hat (weshalb ich oben die Fürſten unſrer Theorieen „Unternehmer einer großen Staatsmanufactur“ nannte), wird alle Liebe zum Werk, aller gemüthliche Antheil am Gemeinſchaftlichen, überhaupt alle edlere Empfindung des Lebens, und alles wahre Ehrgefühl verwandelt in ein unnützes und zerbrechliches Spiel todter Kräfte.

Indem alſo die Rechts-Theorieen dem Bürger ein politiſches Daſeyn geben, ihm ein zweckmäßiges Eingreifen in das Univerſum des Staates zugeſtehen wollen, zerreiben und zerſtükkeln ihn die ökonomiſchen Theorieen wieder, ſo daß ihm kaum ein perſönliches Daſeyn übrig bleibt, ſo daß er zuletzt ſeelenlos und unempfindlich ſein beſonderes Rad in der großen Mühle des Staates tritt, und außer dem kümmerlichen Lohn des Tages in dem ganzen Um-

Kreise des irdischen und bürgerlichen Lebens nichts Wünschenswürdiges mehr findet.

Und dennoch ist in jedem bürgerlichen Gewerbe ein eigener Kunstgeist zu Hause, ein eigenes point d'honneur, das der eigennützigen Richtung der Arbeit auf den Geldlohn entgegen wirken muß, und vermittelst dessen der Staat das vergänglichste, anscheinend ephemerste Interesse an sein ewiges knüpfen kann. Möchten doch unsre Staatsphilosophen vom reinen Ertrage hier nicht Gold wegwerfen, um Scheidemünze zu gewinnen! möchten sie von den edlen alten Zunftverfassungen, den letzten Depots jenes Kunstgeistes, der Deutschland über England erhebt, retten, was zu retten ist, und nicht die einzelnen Bestandtheile des Nationalreichthums zu vermehren streben, während sie das geistige Band, wodurch aller Reichthum erst national wird, mit schnöder Unempfindlichkeit fahren lassen!

Auch hier ist die große Frage: ob alles erst in seine Atome aufgelöst werden muß, damit die Zukunft etwas Festes zu erzeugen freien Spielraum habe? oder ob es nicht vielmehr hier, wie überall, auf eine thätige Wiederbelebung jener großen und heiligen Erbschaft ankomme, welche uns die Vorzeit hinterlassen hat, und

welche von einer liebloſen Generation zwar hintangeſetzt worden, dennoch aber keinesweges verloren gegangen iſt. Der Künſtler — und das iſt, im größten, wie im kleinſten Geſchäfte, der, dem die Liebe zum Werke mehr gilt, als der Geldlohn für das Werk — iſt der wahre und ewige Opponent des Adels, und alſo iſt er der Kern jenes Standes, der dem Adel ſtolz gegenübertreten, der Reſpondent in dem großen Geſpräch über das Vaterland, welches durch die ſtändiſche Verfaſſung legaliſirt und verewigt werden ſoll. —

Ich habe mit Abſicht, und nicht bloß des Anſtandes, ſondern auch der Sache halber, in dieſer ganzen Darſtellung auf die hoffnungsloſe Flachheit und Leerheit der Individuen, die jetzt im Volke für die ſtändiſchen Intereſſes reden, keine Rückſicht genommen. Was in der einzigen nennenswerthen, aber dafür auch deſto vortrefflicheren Schrift: über das Brittiſche Beſteurungs-Syſtem *), geſagt worden iſt, unterſchreibe ich an tauſend Stellen. Wo ich von der Anſicht abweiche, wiſſen Sie; mit Stolz ſage ich, daß ich an vaterländiſchem Willen und

*) Das Brittiſche Beſteurungs-Syſtem, insbeſondere die Einkommenſteuer, ꝛc. Von Friedrich von Raumer. Berlin 1810.

Reinheit des Beſtrebens, nicht abweiche von dem vortrefflichen Verfaſſer, den Preußen werth halten muß, weil es wohl nur wenige Wortführer hat, die ihm an die Seite zu ſtellen wären. — Wer es gründlich und vorurtheilsfrei meint — und ihrer ſind Viele im Lande, weniger in der Hauptſtadt —, den habe ich in dieſen Vorleſungen angeredet. Die übrigen räſonnirenden Partheien, Anglomanen, die Philoſophen vom reinen Ertrage, die Wucherer, und vor allen Die, welche auf den direkten und handgreiflichen Reſultaten der Franzöſiſchen Revolution unſer vaterländiſches Glück bauen, und dem erſten freien Gedanken, aus welchem unſre neue noch unvollendete Organiſation entſprang, einen ausländiſchen Text unterlegen wollen — ſchätze ich — es iſt mir nicht anders möglich — gering; und daß es keine handelnden, wahren Partheien in unſerm Vaterlande giebt, habe ich ſchon oben beklagt.

Das Grundgebrechen in Friedrichs Verfaſſung iſt dargeſtellt: eben weil der große Mann tief in das Herz ſeines Volkes gegriffen, weil er die Lebenskraft deſſelben mächtig angeſpannt, weil wir einen recht vollſtändigen Virtuoſen in der mechaniſchen Staatskunſt zum König gehabt, und die Leiden großen Theils überſtanden haben,

welche das Mechaniſiren der Geiſter immer nach ſich zieht, ſind wir reifer, als viele andere Nationen, für wahre Organiſation. So, glaube ich, eine Idee unſers Vaterlandes und ſeiner Dauer erweckt zu haben, die größer iſt als Friedrich. Abgötterei iſt nun nicht weiter möglich; alſo kann ich in der nächſten Stunde unbefangen zu einer Darſtellung des geſellſchaftlichen Lebens fortſchreiten, bei der uns ſein theures Bild öfter und freundlicher begegnen wird.

Siebente Vorleſung.

Verhältnis der Frauen zum politiſchen Leben.

Wir betrachten heute das geſellſchaftliche Leben in Preuſſen ſeit Friedrich bis jetzt. Erwarten Sie aber nicht etwa ein Capitel von dem, was man gewöhnlich Sittengeſchichte nennt und von der Staatsgeſchichte zu trennen pflegt: — hochmüthige, unverſtändige Diſtinctionen, aus jenen Zeiten her, wo man unter Staat nichts weiter verſtand, als die dermalige Adminiſtration des Tributs von Kraft und Vermögen, den die einzelnen Bürger, wie eine Aſſekuranzprämie für ihr armſeliges Lebensgeräth, ausgeſchoſſen hatten! Soll es nie wieder dahin kommen, daß der Staatsmann Gewalt über die Sitte, mächtigen Einfluß in das geſellſchaftliche Leben erhält; ſollen die innerſten, heiligſten Handlungen der menſchlichen Natur mitten im Staate wild und geſetzlos umhertreiben, während nur das gemeine

Intereſſe eingefangen und geregelt wird: ſo bin ich dafür, daß man ſich der Täuſchung, als ob es überhaupt einen Staat gebe, je eher je lieber entſchlage; ſo table ich Jene, die für den Staat etwas mehr empfinden, als für die erſte beſte Aſſecuranz- oder Phönix-Geſellſchaft: — denn die gegenwärtigen Staats-Theorieen ſind nichts anders, als Anwendungen der Theorie der Aſſecuranz auf das geſammte, handgreifliche Intereſſe des Menſchen, nach Maßgabe eines gewiſſen Sicherheits-Calcüls; der Staat dieſer Theorieen beruhet nicht auf Wahrheit, ſondern auf Regeln der Wahrſcheinlichkeit.

Sie werden mich fragen, warum das Scepter Friedrichs über die Sitte wenig vermocht, warum das geſellſchaftliche Leben, unbezwinglich von aller Autokratie ſeines großen Geiſtes, ſeinen eigenen Weg gegangen? und, anſtatt aller Antwort, werde ich ein Geſetz ſprechen laſſen, welches, oft verſäumt, an die Spitze der Staatslehre geſtellt zu werden verdient. Ohne Einſicht in das Weſen der Familie, beſſer ohne Leben in der Familie, iſt das ganze geſellſchaftliche Treiben des einzelnen Menſchen nur ein Schein und Spiel; nur die Rückſicht auf die Familie bringt Wahrheit, Ernſt und Ewigkeit in die Beſtrebungen des Einzelnen. Friedrich ſtand allein auf

seinem Throne: abgesondert von der Familie, ein königlicher Witwer wenn auch zum Scheine vermählt, blieb er unberührt von einer eigenen Gattung des Schmerzes, der lehrreichsten unter allen, unberührt von gewissen, innigsten Verwickelungen der Persönlichkeit, die allein dem Menschen über die Realität von seiner und seines Geschlechtes Bestimmung die Augen öffnen.

Sie werden mir einwenden: gerade deshalb hatte er die Umstände besser in seiner Gewalt, und erhielt sich eine gewisse Unbefangenheit in der Herrschaft; wenn der Fürst selbst verwickelt seyn soll in die persönlichen Sorgen und Miseren des Familienlebens: — wie will er sein Auge, welches Völker bewachen soll, rein erhalten und frei! Fast alle Virtuosen der Regierungskunst im letzten Jahrhundert lebten im Cölibate, oder doch nur in jenen kalten pflichtmäßigen Ehen, welche der Erbfolge halber eingegangen werden; aber sie lebten nicht in der Familie. Und so ist es denn in unsern Zeiten zum herrschenden Grundsatz geworden, daß vor allen Dingen die Frauen sich nicht in die Politik zu mischen hätten, so wenig wie die Schriftsteller und die Geistlichkeit. Man ist gegen die Frauen besonders auf seiner Hut gewesen, als wenn von ihnen her besondere Gefahr drohte, wie ich es

denn auch nicht in Abrede ſeyn mag, daß ich die Möglichkeit ſehr wohl einſehe, wie eine ordentliche Frau an der rechten Stelle in Europa unſerm geſammten Schickſal eine durchaus neue Wendung zu geben vermöchte: nicht dadurch, daß ſie ſich auf männliche Weiſe in die Politik miſchte, wo ſie den Kürzeren ziehen würde, ſondern vielmehr bloß dadurch, daß ſie ganz und gar Frau wäre und nur weibliche Rechte und Waffen gebrauchte. Eine Frau verliert an Macht genau in demſelben Maße, als ſie über die Weiblichkeit hinausgeht. Ich alſo, an der Stelle eines Autokraten, würde den Frauen nicht verbieten, ſich in die Politik zu miſchen (denn ſo ſind ſie, trotz allem ihrem Talente zur Intrigue, dem recht überlegſamen Manne weniger gefährlich), aber ſich überhaupt mir zu nähern und mir eine Welt von Rückſichten aufzulegen, von ganz fremdartigen Geſetzen, welche den Gang meiner politiſchen Maſchinen merklich ſtören möchten. Demnach war das Betragen unſers königlichen Cölibatärs allerdings conſequent.

Um den Augenblick zu beherrſchen, um die widerſtrebenden Stoffe, um die allem Zwange innerlich abgeneigten Elemente des Staates beſtändig im Zaum zu halten, möchte das Cölibat der Fürſten große Vorzüge haben — ich rede

vom Cölibat des Herzens. — Um für die Ewigkeit zu wirken, was denn doch zu den eben so nothwendigen Qualificationen eines ſuveränen Menſchen gehört, möchte es wieder nothwendig ſcheinen, daß der Fürſt eine perſönliche Wechſelabhängigkeit empfände und erlebte, für die es außer der Ehe keine weitere gründliche Schule geben wird. Soll der Augenblick regiert und in Ordnung erhalten werden, ſo iſt es hinreichend, daß man nur auf die Einzelnen Rückſicht nehme: Armeen, Polizei und allenfalls jene große vortreffliche Polizeiordnung, welche den Römiſchen Imperatoren in ihrer augenblicklichen, vergänglichen Herrſchaft beiſtand, genügen. Soll die Zukunft geſtaltet werden — und das iſt ja die andre Hauptbeſtimmung des Staates —: ſo muß man nicht mehr bloß auf die Einzelnen, ſondern vornehmlich auf Familien, Rückſicht nehmen: denn in der natürlichen Verfaſſung der Familie muß ja das Geſetz für die Familie aller Familien, für den Staat, geſchöpft werden können. Wenn wir den einzelnen Menſchen betrachten, ſo haben wir eine augenblickliche Erſcheinung vor uns: wir ſehen eine beſtimmte Laune, eine beſtimmte Farbe und Eigenſchaft des Menſchen, aber nicht den Menſchen ſelbſt. Wenn wir die Familie betrachten, ſo ſehen wir mehrere Haupt-

geſtalten der menſchlichen Natur, deren eine die andre ergänzt: zu gleicher Zeit alle Alter des Lebens, und alle Geſchlechter auf einem Fleck verſammelt; den Menſchen zerlegt in ſeine Grundformen. Vorher ſahen wir nur ein Stück Menſch, eine Portion Menſchliches; jetzt ſehen wir den ganzen vollſtändigen Menſchen lebendig, zugleich mit den Hauptbedingungen ſeines Daſeyns, und mit den Hauptmetamorphoſen ſeiner Natur vor uns: wir ſehen alle Stadien ſeines Lebens verſammelt mit Einem Blick; kurz, wir ſehen nicht bloß den Menſchen, ſondern auch ſeinen Weg, ſeine Bewegung, alſo das Geſetz ſeiner Bewegung.

Sollte dieſe Art der Betrachtung nicht die ſeyn, welche ſich für den Geſetzgeber beſonders eignet? Leben wir mit einzelnen Menſchen als einzelner Menſch das reichſte Leben — ſollten wir nicht dann immer nur Fragmente des menſchlichen Lebens, aber nie das geſellſchaftliche Leben ſelbſt, in ſeinem Zuſammenhange ſehen und empfinden? ſollten wir, mit der Familie und als Familienglied lebend, nicht tiefer in die Realität der Geſellſchaft verflochten werden? Wir verlieren durch die Schranken der Familie an Gewalt über den Augenblick: daher eignet ſich das Familienleben weniger für die Begründer der Staaten, für die Fürſten, welche Machiavelli

in seinem berühmten Buche beschreibt; daher weniger für die Position unseres Friedrich, der besonders in der ersten Hälfte seiner Regierung den Augenblick kräftig zu Rathe halten mußte. Aber was wir an Gewalt über den Augenblick verlieren, gewinnen wir an Einfluß über die Ewigkeit; was dem Chef der Polizei aus diesen Gründen entgeht, kommt dem Gesetzgeber zu Gute; was der Kopf des Cölibatärs entworfen, muß das Herz des Familienvaters oder Familiengliedes ergänzen und garantiren.

Eine Frau, die sich nie direkt in die Politik mischt, so wenig wie, meiner neulichen Beschreibung nach, das Brittische Parliament sich direkt in die Administration mischt oder sie beschränkt, hat ungefähr eben die Art von Einfluß auf ihren königlichen Gemahl, wie das Brittische Parliament auf das Ministerium. — Ohne unmittelbaren Antheil an der Gewalt, theilt sie den Aeußerungen dieser Gewalt eine gewisse unsichtbare Zuthat mit: es fließt eine beständige Rücksicht auf den Anstand, auf die Sitte, auf die Zukunft in die Gesetze ein. Man kann nicht bestimmt und handgreiflich nachweisen, was in den Gesetzen weiblichen und was männlichen Einflüssen seinen Ursprung verdankt; und doch empfindet man an einer tieferen praktischen Reali-

tät der Geſetze, daß beide Geſchlechter bei ihrer Formation mitgewirkt haben. Dadurch, daß beide Geſchlechter regieren, erhält die bürgerliche Geſellſchaft jenes Maß, jene ſichre, ruhige, ich möchte ſagen rythmiſche Bewegung, welche ſchon im gemeinen Leben jede Geſellſchaft der Anweſenheit der Frauen verdankt. Es wird nicht alles ausgeſprochen, nicht alles erſchöpft, wie in der bloß männlichen Geſellſchaft; aber das ſchöner Ausgeſprochene wird um ſo tiefer empfunden.

Nach einer Auseinanderſetzung des Einfluſſes der andern großen hemmenden Gewalt, die außer dem Grundeigenthume den Staaten angelegt wird, um ſie von dem Sturze einer ſich ſelbſt überfliegenden Perfectibilität zurückzuhalten, der Gewalt der Frauen nehmlich, wäre es vielleicht nothwendig, ſich gegen mancherlei Mißverſtändniſſe zu verwahren. Daß ich zuvörderſt nicht von jenen Frauen rede, die, nach der Beſchreibung eines Todtenrichters über den verſtorbenen Johann von Müller, den Mann in allen Wegen wie ein ganz unnützes und confundirendes Echo begleiten ſollen; daß ich ferner nicht von der Majorität der Ehen dieſer Zeit rede, die ich für weiter nichts halte, als eben für polizeiliche Arrangements, um die weibliche Hälfte des menſchlichen Geſchlechtes, auf die in

der Staatsverfassung eigentlich keine Rücksicht genommen ist, zu placiren und zu distribuiren unter die männlichen Producenten und Versorger (Ehen, die weiter keine Bestimmung haben, als jene üppigen Empfindungen, welche in der Jugend und außer der Ehe zum Vorschein kommen, zu verwässern, zu zermahlen und durch den Mechanismus zu tödten); endlich, daß ich nicht jene Familien meine, die mit ihrem kleinlichen Apparat von Pflichten, Sorgen, Zank und Geldnoth, mit ihrer Hausmannskost der Empfindung, auf unsern Bühnen und in unsern Romanen dargestellt werden: — bedarf wohl keiner Verwahrung. Wenn ich bedenke, wie die Frauen, die Ehen und die Familien in den meisten Stellen des heutigen wirklichen Lebens erscheinen, so möchte ich dem Cölibat das Wort reden, dem Cölibat des Herzens aus Furcht vor Entweihung und Prostitution; ich möchte die cölibatären Autokraten preisen, die — als ob von der weiblichen Seite her ihrem Staate nur Verwickelungen und Unordnungen der Maschine durch weibliche Intrigue kommen könnten, — die Frauen durchaus nicht als ein wesentliches Element des Staates anerkennen.

Aber neben dem Bilde wüster, verwilderter Zeiten, trägt der Mensch von den Elementen der

menſchlichen Geſellſchaft gewiſſe Ideale, Urvorſtellungen, in ſeiner Bruſt: an dieſe Urvorſtellungen von den Frauen, der Ehe, der Familie, die kein Zeitalter verunreinigen kann, appellire ich, appellirt der Geſetzgeber, der ja wohl vor allen Dingen mehr als bloß die Zeit allgegenwärtig in ſeinem Herzen tragen muß.

Die künſtleriſche Liebe zum Werke, die dem echten Bürger, zumal dem Deutſchen, wie ich neulich bei Vertheidigung der Zünfte gezeigt habe, weit über den Geldlohn geht; ferner das vaterländiſche Ehrgefühl, das dem echten Adel, zumal dem Deutſchen, wie ich auch ſchon früher bewieſen, weit über die Eitelkeit der perſönlichen Ehre geht — dieſes Ehrgefühl und jene Kunſtliebe, die beiden heiligſten politiſchen Motive, verdankt der Staat den Frauen, und noch überdies ſind ſie die Pflegerinnen aller ſeiner Hoffnungen, ſeiner Zukunft, des kommenden Geſchlechtes. Die Frauen, unter einander gleich, und unabhängig von aller Ständeverfaſſung, beleben jene beiden Stände, in welche ſich, wie ich bewieſen habe, das männliche Streben nothwendig ſpaltet: ſie idealiſiren durch ihre Gegenwart, durch ihre unſichtbare Einwirkung, beide Stände. Daher wird jeder rohe todte Staats-Mechanismus den Verderb der Frauen, auf

deren empfindliche und leicht verletzliche Natur keine Rücksicht genommen ist, unfehlbar nach sich ziehen; und wie der Mensch, besonders die Frau, sehr leicht das Gute wird, was man ihm herzlich zutrauet, so werden die Frauen, weil man ihnen politisch nichts zutrauet, da sie politisch nichts bedeuten, nun um so verderblicher auf alle politischen Zwecke einwirken. So corrumpirt der beygemeinte Staats-Mechanismus die Sitten: er entwürdigt nicht bloß die gegenwärtige, sondern auch die künftige Generation im Keime.

Von dieser Seite hat nicht leicht ein Europäischer Staat merkwürdigere Erfahrungen gemacht, als Preussen. Denken Sie nur an die sechsundvierzigjährige Entfernung der Frauen- und alles weiblichen, unsichtbaren Einflusses von Friedrichs Thron; denken Sie an den plötzlichen Einfluß, welchen dies Geschlecht unter der Regierung des Nachfolgers gewann: und sie werden jene gesellschaftliche Corruption, jenes Sittenverderbniß, wegen dessen wir, besonders die Hauptstadt, in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts durch ganz Europa verschrieen waren, ziemlich erklären können. — Nicht als ob in den übrigen Hauptstädten Europa's weniger gesündigt worden wäre; sondern weil die Frauen,

die unter der langen Regierung Friedrichs vielmehr auf den kleinen Hausdienſt reducirt geweſen waren, nun unter der Regierung des Nachfolgers plötzlich in alle Winkel des politiſchen Lebens eindringen mochten; weil das abſolut männliche, alſo mechaniſche, von keinem weiblichen Hauch angefriſchte oder befruchtete Geſetz Friedrichs in voller Kraft fortdauerte, und weil einem allzu lange eingezwängten Geſchlechte geſtattet war, im erſten Uebermuthe der neuen Ungebundenheit, ein Reich ſittlicher Willkühr, der rohen Schärfe des Geſetzes zum Trotz, zu erbauen.

Ich fühle mich geneigt, den Nachfolger Friedrichs einigermaßen zu vertheidigen, — nicht ſeinetwegen, nicht Friedrich zum Trotz, ſondern wegen deſſen, vor dem alle Perſönlichkeit zurücktritt, des Vaterlandes. — Man hat zu viel auf die Rechnung Friedrich Wilhelms gebracht: für einen großmüthigen, liberalen und galanten Fürſten, den ſelbſt der kalte Zwang ſeines Vorfahren zu mancher Uebertretung ſittlicher Geſetze verleitet hatte, war der Moment der Thronbeſteigung dreifach verführeriſch. Nicht leicht — ungeachtet aller ſchönen Verſe und Lobreden auf Friedrich, die jene Zeit überſchwemmten — iſt ein Thronfolger mit ſo geheimer Freude und Lu-

ſternheit empfangen; nicht leicht ſind einem jungen Fürſten ſo viele Herzen entgegengebracht worden, wie Friedrich Wilhelm dem Zweiten — ſo wie er denn auch vom Glücke alles empfangen hatte, um die Empfindungen, deren Gegenſtand er war, zu vergelten: die größte politiſche Bedeutung ſeiner Monarchie in Europa, einen Schatz durchaus angemeſſen der Großmuth des Charakters, der ihn gebrauchen ſollte, und dann noch über alles in ſeiner Perſon die Anmuth, die Geſtalt und die königliche Manier, welche dem Geſchenke erſt den höchſten Reitz mittheilt. Friedrich hatte alles gethan für die politiſche Bedeutung ſeiner Monarchie; dem Nachfolger, menſchlicher, mittheilender, für die Perſönlichkeit des Lebens empfänglicher, als für den Calcül mit Maßen, Gewichten und Rädern, ward die politiſche Bedeutung ſeiner Monarchie ſelbſt nur ein Mittel, die perſönlichen Antriebe ſeines Herzens zu befriedigen: — ich rede nicht bloß von den Antrieben der Sinnlichkeit, welche ſich bei ſolchen Verhältniſſen leicht einſtellen; vielmehr finden ſich tiefe Spuren wahrer Chevalerie in dem Leben Friedrich Wilhelms II: er war beſonders tapfer aus Inſtinkt, aus Gemüth — während die große Seele Friedrichs ſich ſelbſt erſt durch eine Art von Disciplin nöthigen mußte, in

der

der Stunde der Gefahr das Leben gering zu achten.

Friedrich war todt; aber die ungeheure sechs- und vierzig-jährige Combination seines calculatorischen Genie's, sein Staat, gewann dadurch noch keine andre Gestalt, keine andren Grundlagen: alle noch vorhandenen Stützen des Staates waren in der mechanischen Schule Friedrichs erzogen; lebendige Staatsmänner, der Lenkung neuer Zeiten und neuer Weltumstände gewachsen, hatte er weder zu erziehen, noch seinem Nachfolger zu hinterlassen für gut gefunden. Ueberhaupt forderte das ganze Werk ja nur die fortdauernde Gegenwart eines kräftigen Maschinenmeisters; und zu einem solchen Amte war der ganze Charakter des Nachfolgers Friedrichs von Hause aus verdorben. Die Disproportion des Privatlebens, dem der neue Regent eine noch viel freiere, üppigere Gestalt gab, mit dem öffentlichen Leben, dessen Gestalt sich nicht verändern konnte, wurde noch viel empfindlicher; und die Offenbarungen dieses Mißverhältnisses zwischen den Gesetzen und den Sitten sind es, die man uns im Auslande mit falschem Hochmuth für die höchste Sittenverderbniß selbst anrechnet, und die man bisher viel zu ausschließend dem König Friedrich Wilhelm II zur Last gelegt hat.

Freilich unterlag dieser Fürst, der in angewohnter Scheu vor dem Namen und dem Werke seines Groß-Oheims, und während des Eintritts der neuen fast allen damaligen Staatsmännern unbegreiflichen Weltära der Französischen Revolution, wohl schwerlich seine und seines Staates wahre Lage mit Bestimmtheit erkennen konnte, sehr bald dem Widerspruche, in den sein schöner Charakter gestellt war. Wenn Friedrich die Menschen zu entfernt von sich gehalten hatte, so zog Er sie zu nahe an sich heran; wenn Friedrich außer sich selbst fast nur Sachen sah, die der Berechnung seines Genie's unterworfen werden konnten, so sah Friedrich Wilhelm II nur persönliche Motive: in ihm war zu viel Hang nach dem Unsichtbaren, zu große Sehnsucht nach dem Unbegreiflichen.

Kurz, wenn zwei Fürsten, die auf einander folgen, persönlich beurtheilt werden sollen, so muß man zuerst betrachten, was sie aus bloßer Reaction gegen einander waren, und was immer — wie dem auch der Anschein, der augenblickliche, widersprechen möge — dem Staate zu Gute kommt, der nichts Einseitiges erträgt: hernach kann man specieller fragen, was denn ihr abgesondertes Verdienst sey. —

Wie viel war nicht Friedrich aus bloßer ge-

rechter Reaction gegen die dumpfe Einſeitigkeit des väterlichen Hauſes! Wollen Sie gefälligſt einmal die Reihe der Franzöſiſchen Fürſten von Ludwig XIII an mit der Reihe der Brandenburgiſchen von Friedrich Wilhelm dem Großen an vergleichen, ſo werden Sie, mit aller Ehrfurcht vor Ludwig XIV ſey es geſagt, unendlich mehr Reaction des nachfolgenden Fürſten gegen den vorhergehenden, unendlich mehr abweichende Phyſiognomieen unter den einzelnen Brandenburgiſchen Fürſten, als unter den einzelnen Franzöſiſchen finden. Einiges von der ſonderbaren Verſchiedenartigkeit der einzelnen Brandenburgiſchen Fürſten kommt auf Rechnung der vielen Umgeſtaltungen des Preuſſiſchen Staates im letzten Jahrhundert, während die Franzöſiſche Monarchie ſtille ſtand; aber weit mehr rührt davon her, daß die Preuſſiſchen Regenten alle innerlich eigenthümliche und kräftige Naturen waren. Deshalb nun iſt dieſem unſern Staate auch der Charakter einer einzelnen Zeit, der nehmlich, der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, ſo tief eingeprägt worden; der Regent, der uns am längſten beherrſchte, hat, kräftig wie er war, die Anſichten ſeiner Natur und ſeiner Zeit dem Staate wie eine wirkliche Conſtitution eingeprägt, mit welcher die neuen, ganz anders geſtalteten Zei-

ten viel zu kämpfen haben und noch lange kämpfen werden.

Wenn aber eine Verfaſſung bleiben ſoll, und ſich die Sitten, die Launen, ja die Phyſiognomieen der Völker und ihrer Beherrſcher um ſo mehr verändern, je kräftiger beide ſind, je kräftiger die neue Generation und der neue Fürſt gegen die Einſeitigkeit der vorhergehenden reagiren: ſo muß die Geſetzgebung das, was allgemein, was Urbedingung des geſellſchaftlichen Lebens iſt, um ſo kräftiger beachten: deshalb muß das Band zwiſchen den Sitten und Geſetzen noch mehr wahrgenommen werden, als die Geſetze ſelbſt; und dieſes Band ruhet in dem Grundeigenthum, in den Frauen und in den Ideen, wie es denn auch dabei bleibt, daß in der Zerrüttung des Grundeigenthums, in der Corruption der Frauen, und in der Erſtorbenheit der Ideen, zumal der religiöſen, unſer Unglück liegt. —

Ein Souverän, wie unſer Friederich, der im Grunde außerhalb ſeines Staates, außer der unmittelbaren Berührung deſſelben vermittelſt der Familie ſtand, der über dem Staate ſtand, ohne eigentlich wieder in demſelben zu leben, wird die Geſetze mehr beachten, als das unſichtbare Band zwiſchen den Geſetzen und Sitten, vermittelſt deſſen die Verfaſſung ſich neuen Zeiten und

neuen Beherrſchern elaſtiſch bequemt, und alle jene Widerſprüche und Zerrüttungen vermieden werden, die unausbleiblich Statt finden, wenn einmal, nach einer langen Herrſchaft des reinen Verſtandes, die liberale, großmüthige, phantaſiereiche Empfindung den Thron beſteigt, ſo wie wir es erlebt haben.

Könnte ich Ihnen Friedrich den Großen zeigen, wie er vor meiner Seele ſteht! Sie würden empfinden, wie ich, daß ſein Verhängniß, die Umſtände der Zeit und des Ortes, ihm das innere Gemüth ſeines Volkes nur verhüllten. Unempfindlich war er für keine Seite Deutſchen Lebens, Deutſcher Sitte und Kunſt; wenn es für ihn nur einen Weg gegeben hätte in unſer heiliges Alterthum, zu den Hohenſtaufen und Rudolph von Habsburg: er würde ſie empfunden haben, ſo tief wie er die Größe der Trajane und Mark-Aurele empfand; er hätte Deutſche Verfaſſung und Deutſchen Föderalismus höher achten gelernt, als alle Römiſch-Franzöſiſche Autokratie. Aber welche Wege gab es denn für ihn in das Deutſche Alterthum, zu den Ahnherren ſeines Volkes und zu den heiligen Quellen Deutſcher Sitte? — Steife, ungefällige Geſchichtſchreiber, eine verwilderte Sprache, die kaum eingegangen war in die Wiſſenſchaft, und der es wohl nicht an

individueller, aber doch an geſelliger Ausbildung mangelte, und eine Generation, die ſich mehr und mehr, und in jeder Stunde frecher, von allem Heiligen und von aller Alterthümlichkeit entkleidete —: dies alles konnte für ſeine von Natur etwas zarte, empfindliche Seele keinen Reitz haben; um ſo weniger, da in der Deutſchen Bürgerlichkeit und rohen Barbarei des väterlichen Hauſes ihm die vaterländiſchen Sitten vollends verleidet wurden. Für Friederich gab es keine Rettung, als im Franzöſiſchen Leben, und Franzöſiſcher Literatur, denen er ſich kräftig, und dem väterlichen Hauſe zum Troſt, ergab. Wie er nun alle Nachrichten und alle Hinterlaſſenſchaft früherer und beſſerer Zeiten aus Franzöſiſchen Händen erhielt; wie die Franzöſiſche Appretur zur Hauptbedingung für ſeinen Geſchmack wurde: ſo zog ſich allmählich ein undurchdringlicher Vorhang aus Franzöſiſcher Fabrik zwiſchen ihn und die Weltgeſchichte, welche für ihn die einzige Führerin auf der ſchlüpfrigen Bahn ſeines Jahrhunderts ſeyn konnte. Da war es wohl natürlich, daß die Epochen der Weltgeſchichte — die, weil ſie dem Franzöſiſchen Leben mehr entſprachen, auch in der Darſtellung durch Franzöſiſche Appretur um ſo weniger verloren — ſich Friedrich dem Zweiten um ſo tiefer einprägen

mußten: die Geſchichte der Römiſchen Impera-
oren, insbeſondre der wenigen Philoſophen, die,
uf dem dunklen Relief der ſie umgebenden Ty-
annen, einen eignen moraliſchen Schimmer von
ich werfen, und um ſo mehr imponiren muß-
en, weil ſie von ihrer Regierungs- und Lebens-
unſt ſelbſt Rechenſchaft geben konnten, wurde
ür ihn die Lieblingsſtelle in der Weltgeſchichte.

Dann war die Literatur aus dem siècle
le Louis XIV noch ſo beſonders anziehend
ür die Fürſten, weil ſie den Thaten ihrer Hel-
en einen Glanz mitzutheilen vermochte, der noch
oſtbarer war, als die That: die früheren Hel-
en mochten vieles gethan haben ohne Bewußt-
eyn, ohne Reflexion, vom Schickſal getrieben;
etzt aber, und vielleicht nur ein einziges Mal
noch in der Vorzeit, im Jahrhundert des Augu-
tus, hatte die Natur unmittelbar den Helden
egenüber verſchönernde Spiegel ihrer Thaten
tellen wollen. Und wie dieſe Dichter und Lob-
edner ſich wieder den Helden gegenüber vorneh-
mer und erhabner fühlten, ſo war jene Wolluſt
und Unendlichkeit der Reflexion über die Thaten
möglich geworden, die ich wieder nicht beſſer er-
klären kann, als durch zwei einander gegenüber
geſtellte Spiegel, welche ihr Bild gegenſeitig und
ohne Ende in einander wiederholen. So geſchah

es, daß Friedrich, den die Racines und Boſſuets noch früher und inniger anziehen mußten, als die Condés und die Türennes, im Grunde die Muſik ſeiner eigenen Thaten ſchon früher vollendet hatte, als den Text, und daß ihm das höchſte jugendliche Lebens-Ideal werden mußte: der Gedanke, beide Spiegel in ſeiner Perſon zu vereinigen, der Held und der Sänger ſeiner eigenen Thaten, der Geſetzgeber und der Philoſoph über ſeine eigenen Geſetze, kurz, Alexander und Ariſtoteles, Auguſt und Horaz, Condé und Boſſuet zugleich zu ſeyn. —

Unvermerkt ging mit Franzöſiſcher Sprache und Literatur die weſentlichſte Eigenſchaft des Franzöſiſchen Charakters auf Friedrich über, die beſtändige Gegenwärtigkeit, die Augenblicklichkeit in allem, was gethan, gedacht und geſagt wird, kurz, das praktiſche — nicht Eingreifen in die Zeit, aber Hingleiten an der Zeit. So ſtand er einer ganz anders gerichteten Nation gegenüber. Was konnte er in ihrer Neigung zur Gewohnheit, in ihrer Abneigung von aller Selbſt-Reflexion, anders ſehen, als Trägheit, Stupidität und Barbarei! — Ihm blieb nichts übrig, als den Mechanismus aus ihr zu erfinden und zu bilden, der ihr wenigſtens Gelenke und Geſchick gab für die Zwecke ſeines Lebens. Wenn er oft,

halb mit Entzücken, halb mit Schwermuth, zu verſtehen giebt, was die Franzöſiſche Nation im Krieg und im Frieden unter ſeiner Anführung und unter ſeiner Herrſchaft ſeyn müßte, ſo zeigt ſich deutlich, daß ihm der Mechanismus des eigenen Staates nicht genügte; — und mit Beſtimmtheit können wir ſagen, daß Friedrich, nach Vollendung des ſiebenjährigen Krieges an die Spitze von Frankreich geſtellt, wie er jetzt nur ein Muſter calculatoriſcher Regierungskunſt geworden, ſo, leicht wenigſtens, ein ſchönes Beiſpiel gemüthlicher Staatskunſt gegeben haben würde.

Denken Sie Sich, nach dieſer Beſchreibung, was er in den großen Unglücks-Momenten ſeines Lebens nach den Schlachten bei Collin und Kunersdorf empfunden haben muß! Alles iſt verloren! hat er nur zu oft geſagt; er mußte das ſagen, ſobald er den Handgriff ſeiner großen Maſchine nicht mehr in ſeinen Händen fühlte; er mußte es: denn es gab kein unſichtbares Band zwiſchen ſeinem und ſeines Volkes Gemüth, wenigſtens kein ſolches, das er empfunden hätte. Verlangen Sie es, daß er weniger ſcherzen und ſpotten ſoll über Glauben und Religion, wenn Er, zu großen Anſprüchen an die Menſchheit erzogen, ſo gegen dieſelbe Menſchheit geſtellt iſt, daß ſie ihn nicht berühren, und daß er von ihr

allenthalben verlangen muß, was ſie nicht gewähren kann. Schickſal und Spiel der Atome ſind immerdar vor ſeiner Seele; und doch will ein dumpfes Gerücht und manche Reliquie früherer Zeiten ihm zumuthen, daß Menſchen und Helden *geglaubt* an eine lebensvolle Verbindung des Ganzen, daß ſie *gelächelt* über die Spiele des Schickſals, daß ſie immer ſchönere Hoffnung aus der Aſche vereitelter Hoffnungen erzeugt haben. Ich finde ihn nie rührender und in unbefriedigtem Verlangen erhabener, als wenn er jeden geiſtreichen Menſchen, der ihm aufſtößt, wenigſtens Einmal über die Religion zur Rede ſtellt, und, wenn er gar Spuren des wirklichen Glaubens wahrnimmt und dieſer Glaube ſich etwa ſcheu vor dem königlichen Ungläubigen verſchließt, nun immer dringender wird, ſeine heilige Unruhe nicht verbirgt, und dann, wenn der Gläubige ſich wirklich hören läßt, alle Waffen des Geiſtes und des Spottes gegen ihn haſtig gebraucht, und endlich als König und als Philoſoph einen glänzenden Sieg davon trägt, der niemanden weniger befriedigt, als ihn ſelbſt. Die Gläubigen kann er verwickeln und vernichten in ihrem Glauben, meint er: deshalb kommt er aber dem Glauben nicht näher: ohne Gott zu lieben, muß er die Menſchen verachten; das nenne ich Einſamkeit und Cölibat des Herzens.

Nach dem ſiebenjährigen Kriege begann ſeine Laufbahn als Geſetzgeber: er gab ſchon bei ſeiner Rückkehr dem Volke die höchſten Beweiſe von Geringſchätzung. Fand er etwa einen Spiegel für ſeine Thaten, wie er ihn wünſchte? Eine kalte Humanität, eine trockne Gerechtigkeit, die, weil ſie in die innere Eigenthümlichkeit der Herzen aus Abneigung nicht eingeht, deſto leichter die kahlen Anſprüche des Einzelnen aller ſeiner Hoheit und ſeines Stolzes entkleideten, d. h. deſto leichter das befriedigt, was wir Menſchenrechte nennen, wurde unter allen dieſen Umſtänden der Grund-Charakter in der Geſetzgebung eines der gemüthlichſten Fürſten. — Sie müſſen empfinden, daß dem Leben dieſes Monarchen die Frauen fehlen, und daß dieſe fürchterliche Abirrung von der Urbeſtimmung des Herzens, dieſes im treueſten Beſtreben Sich-ſelbſt-untreu-werden nur möglich iſt, wenn die männliche Natur ſich ſelbſt, ihrem eigenen abgeſonderten Geſetz, ihrer einſamen Richtung nach Ungemeinheit und Unendlichkeit überlaſſen iſt, und keine Correction eintritt durch die innige Berührung ganz entgegengeſetzter weiblicher Natur, oder aller jener unſichtbareren Heiligthümer, welche der Weiblichkeit entſprechen. —

Eine Geſetzgebung, ein lebendiger Staats-

mann, der neuen Zeiten bloß durch das ihm mitgetheilte Geſetz des Lebens gewachſen geweſen wäre, konnte aus Friedrichs Händen, aus Friedrichs Schule, nicht hervorgehen, wohl aber die unbedingte Einheit der momentanen Beſchlüſſe, der augenblickliche Gehorſam des Stoffes gegen den Calcül, welche Eine und zwar höchſt weſentliche Seite des vollſtändigen Staates wir bis jetzt etwas zu ausſchließend bewundert haben. „Die momentanen Wirkungen, welche die letzten „Jahrhunderte, insbeſondre die allerneueſten Zeiten, aus ſolcher Einheit der Adminiſtration erfahren haben, verdecken und verkleiden durch „ihre in die Augen fallende Unwiderſtehlichkeit „die innere Weſentlichkeit, die innere Einheit des „Staates, welche zu erkennen, in ihrer ganzen „Nothwendigkeit zu empfinden, man die Jahrtauſende in den Calcül ziehen muß. Dieſe unſichtbare Innerlichkeit war den Europäiſchen „Staaten eingewöhnt, aber ſie wurde nicht „mehr erkannt; und ſo verlange ich in dieſen „Vorleſungen kein andres Verdienſt, als das, ſie „für mein Vaterland an's Licht gebracht, und „von meinem Leben überhaupt keine Frucht, als „die, den Lebensgeiſt der Staaten ſo deutlich „gezeigt zu haben, daß kein Autokrat ſie mehr „verbergen kann."

Jene mittelſte und gewaltigſte Empfindung des Lebens, welche die beiden Geſchlechter verbindet, und aus welcher die neue Generation entſpringt, iſt zugleich und nothwendig das eigentliche Band des Staates. Ihr Geiſt berührt alle die tauſendfältigen Lebensformen der bürgerlichen Geſellſchaft, und auf dieſem Wege allein verbindet ſich überhaupt der Staat: er wird ein lebendiges, bleibendes und wahrhaft fruchtbares Ganze. Wenn ich geſagt habe, alle einzelnen Inſtitute ſind in dem Maße unter einander lebendig balancirt und verbunden, als ſie ſich wie die beiden Geſchlechter verhalten; Parlament und Miniſterium, Ständeverfaſſung und Adminiſtration, Adel und Künſtlerſchaft, Grundeigenthum und bewegliches Eigenthum ſind in dem Maße vollkommen, ſie ſind naturgemäß und ſtaatsgemäß, als ſie ſich verhalten wie Weib und Mann —: ſo iſt dies nicht etwa ein Bild, womit überhaupt in Wiſſenſchaften geſpielt und das Ernſthafte leicht gemacht werden ſoll für kindiſche Seelen; dies iſt nicht etwa ein bloßes Gleichniß, das, einmal zu einem halben Verſtändniſſe gebraucht, nachher andern Gleichniſſen Platz machen muß; es iſt vielmehr eine in aller Staatswiſſenſchaft immer wiederkehrende Proportion, ein Verhältniß, an dem einzig und al-

lein alle übrigen Verhältniſſe erprobt, gerichtet und gebeſſert werden können, ſtreng und ſtrenger, als alle mathematiſche Proportion. —

Der celibatäre Geiſt — und Sie wiſſen nun, was ich darunter verſtehe — kann in Sprachen, Nationen, Waffen und in den Stoffen aller Welt gewaltige Fragmente erzeugen, Meteore, die alle Geſtirne des Himmels überſtrahlen; aber es ſind eben nur Fragmente, vergängliche Fragmente. Jene Vollſtändigkeit, welche die Wiſſenſchaft des vollſtändigen Lebens, oder die Staatswiſſenſchaft, verlangt, und ohne welche ſie, und beſonders ſie, nichts iſt, kann in der Wirklichkeit und in der Idee nie die Wirkung, die Frucht genialiſcher Einſeitigkeit ſeyn: für das Geſchlechtloſe giebt es keine Zukunft, giebt es nur den Moment. Du kannſt vieles verſtehen, vieles auf eine genialiſche Weiſe zerſtören. Die überraſchte, in ihrer Verkehrtheit und Kurzſichtigkeit verblendete Welt hält die Zerſtörung vielleicht für eine Schöpfung; aber den Staat verſtehſt du nur genau in demſelben Maße, als du die Ehe verſtehſt und die Familie: das iſt die ſinnreiche unergründliche Formel, welche die tiefſten, verwickeltſten Fälle der Geſetzgebung löſ't, und die in's Unendliche fort an jedem Fall, den ſie zu löſen hat, ſelbſt immer

klarer wird. Celibatäre Geister, und das, was unsre verwirrte Zeit „große Männer" nennt, sind gleichbedeutende Wesen. Bemerken Sie beiläufig, wie die ehrliche und gerechte Deutsche Sprache für die gigantischste Gestalt der Einseitigkeit, für das Celibatäre, kein Wort hat, während der Französischen Sprache wieder für das Abstractum, Einseitigkeit, der Ausdruck gänzlich fehlt.

Daß die Frauen auf weibliche Weise und durch ihr eigentliches unsichtbares Geschlechtswesen unendlich in die vollständige Republik eingreifen und also die Staaten auf einer weiten Basis von wahren Geschlechtsverhältnissen ruhen müssen, nach deren Maßgabe auch alle Corporationen und Partheien in das wahre Geschlechtsverhältniß treten, und also zu eben so innigen und fruchtbaren Verbindungen fähig werden; daß also ein und eben dasselbe lebendige Gesetz der gründlichen Liebe die Familien unter einander verbinden muß, welches die Personen zur Familie verbindet; daß dieselbe Macht das größte wie das kleinste Verhältniß garantiren muß, und daß es neben der Garantie der natürlichen Neigung, welche die einzelne Familie verbindet, nicht eine ganz verschiedenartige Garantie des mechanischen Zwanges geben kön-

ne, welche die Familien unter einander verbindet — habe ich über allen Angriff und allen Zweifel erhoben. Wenn ein Staat also aus dem Tode zum wahren Leben gelangen will, so hat er vor allen Dingen nach wahren Partheien in seinem Inneren zu streben, die in allen christlichen Staaten vorhandenen, wunderbar natürlichen Partheien oder Stände wieder zu beleben, d. h. sie zu geschlechtsartiger Opposition zu erziehen, wo sich denn auch bald die geschlechtsartige Neigung und Verbindung finden wird — und, damit diese Wiederbelebung gelingen könne, alle schwächeren, versäumten und unterdrückten Partheien, als da sind das Grundeigenthum, die Frauen und die Ideen, zu heben und zu fortificiren: wie denn alles Regieren überhaupt in einem beständigen, gewandten Beistande der unterdrückten Glieder des Staates zu aller Glieder gleichmäßiger Streit- oder Lebenskraft besteht.

Darum kann nun der Staat nicht seine eigene Straße ziehen, und die Sitte, in der allenthalben die Frauen herrschen werden, ihre eigne. Die Sitte ist ja nichts anderes, als die unsichtbare weibliche Gesetzgebung, die in todten Staaten abgesondert von der männlichen buchstäblichen Gesetzgebung bestehet und ihr widerspricht, während

rend

rend in lebendigen Staaten ſie die Geſetzgebung an allen Stellen durchdringt, wie im wirklichen Leben die männliche Wirkſamkeit von der weiblichen allenthalben und in allen Geſchäften durchflochten, durchdrungen iſt. Sitte und Geſetz, geſellſchaftliches und öffentliches Leben, verhalten ſich auch wieder ſtreng, wie Mann und Weib; ihr Getrennt-ſeyn und ihr Vereinigt-ſeyn, gerade von wegen der gerechten und geſchlechtsartigen Trennung, kann nur in unendlicher Betrachtung des Geſchlechtsverhältniſſes erkannt werden.

Ich bin für dieſe nothwendige Auseinanderſetzung hinreichend belohnt, wenn Sie eine tiefere Zuſammenſetzung aller Staatskräfte ahnden, als die in allen Staatslehren beliebte mechaniſche durch Addition und Multiplication, der ſich bis jetzt das Leben nirgends auf der Erde hat unterwerfen wollen, und zwar gerade aus Inſtinkt des Lebens, und weil eine bloße Zahl das Leben nicht repräſentiren kann. —

Achte Vorlesung.

Die Ehe, die Liebe, die Erziehung und die Wissenschaften im Privat- und im Nationalleben.

Die Wechselwirkung der beiden Geschlechter war, meiner neulichen Betrachtung zu Folge, das einzig untriegliche Schema für den Staat, für alle Philosophie und alles Leben überhaupt. Alle die unendlichen streitenden Extreme, welche unser jetziges Leben zersplittern, jede Empfindung treulos machen gegen die vorhergehende, und den Menschen zu einer permanenten Abtrünnigkeit von sich selbst nöthigen, sind nur dadurch zu versöhnen, daß sie in ein Geschlechtsverhältniß zu einander treten. Das wirkliche Geschlechtsverhältniß, seiner wahren Natur und Urbestimmung gemäß, ist das ewige erste Muster, nach welchem das ganze Problem unseres Lebens gelöst, d. h. aus dem Streite der Friede, aus der Trennung die Einheit entwickelt werden muß. Alle Dinge,

alle Gedanken sind von der Natur mit einem Geschlechtsberufe ausgestattet, mit dem Berufe, vermittelst entgegenstehender Dinge und Gedanken in einer Art von Ehe zu leben, so neue Dinge und Gedanken zu erzeugen ohne Ende, und das Leben dergestalt zu verewigen. — Wenn, wie es heut zu Tage der Fall ist, diese erste und wesentlichste Eigenschaft der Dinge verkannt wird; wenn der Mensch sich in die Einzelheit der Dinge und Gedanken vertieft, ihre heilige Genealogie aber versäumt —: so wundre man sich nicht weiter, daß der Zusammenhang, das Band aus dem Leben, zumal aus dem politischen, verschwindet. Alles Regieren, alle Staatsorganisation, ist ohne jenes Grundgesetz nur Spott und Frevel: ganze Nationen und ihre Verhältnisse sollen zu einem dauerhaften Zwecke vereinigt werden, und niemand will das Gesetz des Zusammenhanges des Lebens überhaupt, zumal des menschlichen, beachten. Auch der Staatsmann, wie der Dichter, muß aus ganzem Holze schneiden, und Abscheu haben vor dem Leimen. —

Die letzten und höchsten Motive des gesammten gesellschaftlichen Lebens sind die Ehre und die Liebe, zwei anscheinend einander widersprechende Verlangen, das eine seine Eigenheit zu behaupten, das andre seine Eigenheit hinzugeben. Kön-

nen dieſe beiden Verlangen verſöhnt und in Harmonie gebracht werden, ſo iſt ein Staat möglich; widerſprechen ſie einander, ſo giebt es überhaupt keine Staatskunſt: denn der Staat verlangt beides, die Eigenheit ſeiner Bürger, und die Hingebung derſelben an das Gemeinweſen. Dieſes doppelte Verlangen aber kann ſich verſöhnen: die Harmonie iſt da, ſobald beide in ein Geſchlechtsverhältniß treten.

Von der Ehre zuvörderſt giebt es zwei ſehr ſehr verſchiedene Arten. Die eine, die Privat-Ehre, die buchſtäbliche Ehre möchte ich ſie nennen, hat in unſern Tagen Wunder gethan: wir haben Individuen von der einen Parthei in die ganz entgegengeſetzte treten ſehen; wir haben einzelne Menſchen alles aufs Spiel ſetzen ſehen *gegen* eine Angelegenheit, *für* die ſie ihr ganzes bisheriges Leben hindurch ſich aufzuopfern bereit geweſen waren; wir haben ſie mit ganzer Seele erſt *für* und dann *gegen* dieſelbe Sache kämpfen ſehen, und in beiden Fällen erfahren müſſen, daß ſie ſich auf das Geſetz der Ehre beriefen, ſo daß es das Anſehen hat, als ob das, was im gemeinen Leben *Ehre* heißt, eigentlich gar kein Object habe, als ob die Ehre mit öffentlichen Dingen durchaus in keiner Beziehung ſtehe, und als ob ſie durch und durch Privatan-

gelegenheit ſey. — Dieſe Art der Ehre wird nur durch ſogenannte Perſönlichkeiten verletzt: dadurch, daß Jemand in meiner Gegenwart irgend eine heilige Sächlichkeit beleidigt, die mir vielleicht mehr werth iſt, als meine Perſon, wird, der Meinung des großen Haufens nach, meine Ehre noch nicht verletzt; er muß ſich erſt an mich ſelbſt, an mich, den Privatmann, direkt mit ſeinen Schmähungen wenden, wenn er mich reitzen will. — Die Meinungen über die großen Angelegenheiten des Lebens, heißt es, ſind verſchieden; Jeder hat ſeinen Geſichtspunkt, über den in einer ſo verwirrten Zeit niemand richten oder aburtheilen kann: in Sachen unſrer eigenen Perſönlichkeit aber ſind wir die berufenen Richter. — Ideen können verletzt, Frauen können beleidigt werden: darunter leidet die moderne Ritterlichkeit weniger; bald wird auch ſogar der Champion ſeines Vaterlandes, ſeines Landesherrn, lächerlich erſcheinen: aber wer den Ritter ſelbſt leiblich anrührt mit Worten oder mit Thaten, der iſt des Todes! Das iſt die ſehr natürliche Lehre einer Zeit, wo in der allgemeinen Schätzung der Dinge nichts aufkommt, als der Privatmann, und wo Frauen, Ideen, Vaterland, alles was nicht leibhaftig und handgreiflich producirt und zuſchlägt, gering geachtet wird.

Erinnern Sie Sich jener älteren Ritterzeiten und des damals geltenden Princips der Ehre: für eine Frau, für einen Lehnsherrn, für die Religion, d. h. für ein Ideal überhaupt, also nebenher auch für sich selbst, für den Träger des Ideals, aber nicht für sich selbst allein, für den bloßen Privatmann, zu allen Mühen und Opfern, ja zum Tode, stündlich bereit zu seyn, war die Verfassung eines der Ehre ergebenen Gemüths. Meine Meinung, mein Ideal, sagt der moderne Ritter, das alles bin ich nicht selbst: aber meine Faust, mein Fleisch, das bin ich. So ist die Eine Art der Ehre, die buchstäbliche, die Privatehre, beschaffen. Das Fleisch bleibt durch das ganze Leben; die Gedanken, die Ideen wechseln von acht Tagen zu acht Tagen, besonders in unsrer Zeit: und da muß man ja wohl froh seyn, wenn doch irgend etwas, wäre es auch nur das Fleisch, sich selbst getreu bleiben und rein erhalten will!

Aber nichts desto weniger fordert und mahnt uns Alle eine höhere Idee der Ehre. Ich könnte sie geistige Ehre, öffentliche Ehre nennen: doch sie mag kurz weg, nach ihrem Vaterlande, die Deutsche Ehre heißen; auch möchten nur Deutsche verstehen, was ich damit meine. Ich entschließe mich, sagt der Deutsche Ritter, nicht

bloß die Eigenheit dieſes meines handgreiflichen Körpers, ſondern meine geſammte Eigenheit, d. h. alles das, was ich mir zu eigen gemacht, indem ich ſeinen Werth für mein ganzes Leben erkannt und empfunden habe, nun auch mit allen Waffen des Geiſtes und des Arms, mein Leben hindurch gegen Jedermann zu behaupten. Von der erſten Art der Ehre konnte man doch immer mit Recht ſagen, ſie ſei eine eigennützige, iſolirte Ehre; die andre, ſo eben beſchriebene, iſt eine hingebende, geſellſchaftliche: der Staat kann ſich auf dieſe für die Ewigkeit ſtützen, weil er in ihr Intereſſe ewig und natürlich verwebt iſt, während er jene erſt künſtlich und mechaniſch für jeden beſondern Fall in ſein Intereſſe ziehen muß und ſich ihrer dann doch nur zu momentanen Effecten und coups de main bedienen kann. —

Die Privatehre iſt Ehre ohne Galanterie; die öffentliche, die Deutſche Ehre, iſt Ehre mit Galanterie: Galanterie iſt ihre Seele, — und Sie fühlen, daß es eine Galanterie nicht bloß gegen Damen, ſondern überhaupt gegen alles Heilige, Unſichtbare, anſcheinend Schwache, beſonders gegen Ideen, Vaterland und Religion, giebt. Dieſe höhere Galanterie iſt das einzige wahre und echte Kennzeichen der Männlichkeit:

die Ehre, indem sie den Charakter der Galanterie annimmt, tritt in ein bestimmtes Geschlechtsverhältniß gegen alles, was sich in ihren Schutz begiebt; sie wird erst männlich, da sie nicht mehr Ehre an sich, Ehre auf ihre eigne Hand und um ihrer eignen handgreiflichen Persönlichkeit willen, sondern um höherer Dinge willen ist; kurz, da sie die Liebe in sich aufnimmt, so harmonirt sie auch, nach Art der beiden Geschlechter, mit der Liebe.

Der Sinn für diese höchste Art der Ehre geht uns nur durch die Frauen auf — wie denn überhaupt alle Heiligthümer der unsichtbaren Welt durch sie erst für uns aufgeschlossen werden müssen; also bleiben sehr natürlich die Frauen auch der erste Gegenstand unsrer Galanterie. Im Ganzen und Großen wird sich also die Anlage eines Volkes zu dauernder oder ewiger Nationalität beurtheilen lassen nach der Bedeutung der Frauen im gesellschaftlichen Leben. Fehlt der Sinn für die Weiblichkeit, oder sind die Frauen nicht weiblich; geht ihnen ihr wahrer Geschlechtscharakter ab (wie es denn jetzt im Durchschnitt der Fall seyn möchte): so wird es auch an Männlichkeit mangeln; der Staat wird die Art der Ehre entbehren, welche allein ihm zur dauernden Stütze und Garantie dienen kann:

er wird nur über Eine Art der Ehre gebieten können, die nehmlich, welche für einen unsichtbaren Sold dient, wie das Handwerk für einen sichtbaren.

Wenn ihm also einmal auf eine Weile der Fonds von Waffenglück abgeht, um den unsichtbaren Lohn der Privatehre auszuzahlen, so werden ihn auch seine Ritter verlassen.

So ist es mit der Ehre beschaffen; und damit habe ich beschrieben, wie im gesellschaftlichen Leben der Adel erscheinen soll. Daß überhaupt nur durch Einwirkung der Weiblichkeit und desjenigen Unsichtbaren, welches der Weiblichkeit überall folgt, ein Haufen Privatmänner erst in eine Nation verwandelt, und die Privatehre, welche alle Augenblicke ihren Herrn verändert, wie ein schlechter Dienstbote, und, dem Urtheile der Welt nach, doch Ehre bleibt, zur Nationalehre fixirt wird; kurz, daß die Gesetzgebung mit dem Cölibat des Herzens nicht bestehen kann: — ist hiernach aufs neue und noch kräftiger bewiesen. Wird man, nach diesem allen, noch fragen: ob das gesellschaftliche Leben überhaupt etwas mit dem Staate zu schaffen habe? Es giebt aber keinen Staat, als einen solchen, der die erhabensten Motive des gesellschaftlichen Lebens zu sich hinauf hebt, und, wie ich es an der Ehre

gezeigt habe, sie veredelt. Das andre Grundmotiv ist die Liebe.

Es giebt auch hierbei wieder, eben so wie bei der Ehre, zuvörderst eine Privatliebe, welche, gerade wie die Privatehre, besonders daran zu erkennen ist, daß sie ihren Gegenstand nach Art schlechter Dienstboten wechselt, wie die Privatehre ihren Herrn, und doch in der Meinung des großen Haufens Liebe bleibt. Sie sehen ein, daß ich von etwas Höherem rede, als von jenem verächtlichen Hebel schlechter Romane und Komödien, überhaupt von etwas Höherem als der bloßen Geschlechtsliebe, von der ja nur, wie bei der Ehre, der bloß sinnliche, fleischliche Theil von unsrer Zeit beachtet wird. Wie ich oben zeigte, daß die Privatehre nur durch die sogenannten Persönlichkeiten verletzt wird, so könnte ich hier zeigen, daß die Privatliebe nur durch solche Persönlichkeiten gereitzt wird. — Hingebung an erhabne Sächlichkeiten, an Ideen, Vaterland, Religion, giebt es ja auch nicht. Aber so viel wollen wir nicht verlangen: giebt es im bürgerlichen Leben Liebe zum Werk? wird mit Liebe, con amore, geherrscht, gebauet, gelehrt, gearbeitet? — Sie erinnern Sich, aus welchen Gründen ich neulich die Zunftverfassungen vertheidigte: die Liebe zum Werk, die Genugthuung

befriedigter Kunſt, gelte in den alten Deutſchen Gewerben mehr, als der Lohn; und dies ſey der Grund aller freundlichen Verbrüderungen unter den Genoſſen deſſelben Gewerbes in den Deutſchen Städten des Mittelalters, nicht bloß derer, die wir mit hochmüthiger Geringſchätzung, welche das Mittelalter nicht kannte, Handwerker nennen, ſondern auch der Künſtler, der Dichter, der Gelehrten, die ja unter einander alle, bürgerliche Gemeinweſen — nach dem Schema Meiſter, Geſelle und Lehrling — bildeten. Die Liebe zum Werk, welche die Zunftgenoſſen vereinigte, hob die Kunſt hinauf zu dem großen politiſchen Gemeinweſen, und verflocht ſie in daſſelbe; alles, was dem Ganzen diente, bis in das unſcheinbarſte Gewerbe herab, wurde, weil es ſich durch die Liebe zum Ganzen zu erheben wußte, durch dieſes Ganze erhoben; alle Gewerbe wurden gleich-ehrwürdig, weil ſie gleich-national waren. Dieſes nun möchte ich, im Verhältniß zu jener Privatliebe, öffentliche Liebe, vielleicht auch beſſer Deutſche Liebe nennen, weil ſie in eine Art von Geſchlechtsverhältniß mit der Ehre tritt, weil ſie ſich mit der Ehre vermählt, die Ehre in ſich aufnimmt, weil ein point d'honneur der Kunſt und der Liebe entſteht.

Dieſes point d'honneur der Kunſt iſt der hervorſtechende Charakterzug des wahren Bürgers, wie die galante Ehre, meiner obigen Beſchreibung zu Folge, das wahre Kennzeichen des Adels. Und ſo hätte ich Ihnen gezeigt, wie die beiden heiligſten Motive des geſellſchaftlichen Lebens, die jetzt wild und in thieriſcher Feindſchaft umherlaufen, eingefangen und für den Staat gezähmt werden können, dadurch nehmlich, daß man ſie, nach Art der Geſchlechter, einander gegenüber ſtellt, ſie für ein Wechſelleben empfänglich macht, wozu ſie von der Natur berufen ſind; ſie verſöhnt, indem man ſie belebt.

Nicht bloß der Staat empfängt dadurch gewaltige Kräfte zurück, die er jetzt entbehrt, ſondern auch das geſellſchaftliche Leben — verderbt und entartet wie es allenthalben iſt, wenn es ſich von dem Staate losſagt — wird dadurch erhoben, veredelt, verklärt.

Glauben Sie aber nicht, daß ich, indem ich dieſen naturgemäßen, geſunden Zuſtand der politiſchen Dinge darſtelle, etwa vergäße, wie ich meiner Zeit erſcheinen, und daß ſie dies alles für Schwärmereien halten, und mich für völlig unpraktiſch erklären muß. Die Staatslehre, welche ich in dieſen Tagen aufgeſtellt habe, wird indeß nicht lange mehr ſo unpraktiſch erſcheinen,

als ſie den heutigen Staats-Patienten erſcheint. Vorläufig verlangen dieſe Patienten noch alle nur Medicamente, und Diejenigen, welche Recepte verſchreiben, heißen Aerzte; aber der Effect dieſer Receptirkunſt wird bald am Ende ſeyn. — Zuvörderſt dann muß ja jeder gute Arzt, um die wahren Medicamente zu verordnen, erſt das Ideal der Geſundheit vollſtändig und deutlich vor der Seele haben; und da es für jeden Patienten wieder ein beſonderes Ideal ſeiner conſtitutionellen Geſundheit giebt, auch dieſes erſt auffaſſen, bevor er die Cur beginnt; und dann wäre ich ja wohl auch nicht der erſte Arzt, der den Geiſt ſeines Patienten zu beleben ſuchte, damit er, der mächtiger iſt, als alle Medicamente, die Cur beförderte. In Staatsſachen thut dies kein Anderer, Beſſerer: alſo thue ich es; und wenn dereinſt alles den Geiſt, die Ewigkeit des Staates, und das Ideal ſeiner Geſundheit vor Augen haben wird, dann werde ich wieder dem Augenblick, ſeiner Schmerzensfreiheit (die aber noch nicht Geſundheit iſt, wie unſre Staatsphiloſophen glauben) und den Medicamenten das Wort reden, auf deren Studium ich mich auch gelegt habe. Für meine Rechtfertigung, daß ich nicht träume oder ſchwärme, laſſe ich die Herren der Zeit ſorgen; die Gewalt der

Masse, wie es allenthalben in der Weltgeschichte geschehen, wird die Gewalt des Geistes dereinst noch so hervorrufen und reitzen, daß man gegen den Geist wird predigen müssen, wie heut zu Tage gegen die Masse.

Die nationale und Deutsche Ehre, welche ich eben beschrieben habe, war dem Herzen Friedrichs keinesweges fremd; indeß hat er sie seinem Volke nicht zugetrauet, wie er überhaupt bei der Verschiedenheit seiner Privatneigungen von den Neigungen seiner Nation einen Einfluß auf das gesellschaftliche Leben derselben zuletzt kaum mehr begehrte. Die Privatehre, und das, was ich im Verfolge meiner Darstellung Privatliebe nannte, die — eben weil die Veränderlichkeit in ihrem Gegenstande und der ausschließende Genuß desselben ihren Charakter ausmachte — nothwendig Geldliebe werden mußte, hat er in das Interesse seines Staates zu ziehen gewußt: Privatehre und Geldlohn sind, wie ich schon früher erwähnt habe, die Triebfedern der beiden Stände seiner Monarchie geworden; und so mußte früher oder später eine Zeit kommen, wo diese beiden mächtigsten politischen Motive für ihre Vernachlässigung, für ihre lockre Verbindung mit dem Ganzen der Monarchie, sich rächten: bei einer eintretenden großen National-

calamität mußte dieſe Privatehre und dieſe Privat-Geldliebe auch ihr letztes ſchwaches Capital dem Staate entziehen, und jede von beiden abgeſondert und iſolirt ſich zu rechtfertigen und zu befriedigen ſtreben.

Heut zu Tage iſt nun freilich die Lehre allgemein, daß der Staat nicht beſſer gedeihe, als wenn man dieſe beiden Motive gänzlich von aller Verbindung mit dem Staate emancipire, insbeſondre, wenn man die Geldliebe gar nicht erſt in ſein Intereſſe zu ziehen ſtrebe. Man überlaſſe, heißt es, Jedem die freie Anwendung und Uebung ſeiner Privatkräfte; man laſſe nur das bloße Streben jedes einzelnen Privatmanns ſeinen Zuſtand zu verbeſſern, frei operiren; man laſſe ihm die unbedingte Freiheit zu produciren und zu erwerben: ſo wird er ſich ſchon bereichern; und der Staat, der über begüterte Bürger disponirt, iſt ſchon ein reicher Staat.

Könnte ich Sie von der Nichtigkeit dieſer falſchen Lehre durchdringen! Es wird dabei vorausgeſetzt, der Staat und ſeine Dispoſition über das Vermögen ſeiner Bürger ſei von Hauſe aus ſchon vorhanden, während dies alles ja erſt durch Kunſt und mit Freiheit erreicht werden muß. Die bloße Zwangsgewalt des Staates disponirt über das Vermögen der Bürger durch-

aus noch nicht: vielmehr in demselben Maße, wie der Reichthum der Bürger zunimmt, wächst auch ihre Fähigkeit, sich jener Zwangsgewalt zu entziehen. Also ohne die höchsten Motive des gesellschaftlichen Lebens, ohne daß man allen Ehrgeiz und alle Neigung in das Nationalleben verflechte, kurz, ohne Vereinigung des gesellschaftlichen Lebens mit dem Nationalleben, ist keine wahre Disposition über die Kräfte der Individuen im Staate möglich. Die Befreiung von den falschen Schranken ist gut; denn jedes mechanische Band ist Kette, und hält die Kraft gefangen: aber diese Befreiung ist nur erst Eins; das Andre, Wesentlichere, ist die Ersetzung des mechanischen Bandes durch ein organisches. —

Warum ich das gesellschaftliche Leben, den Einfluß der Frauen, und die höchsten Empfindungen des Lebens in ihrer traurigen Abtrünnigkeit vom Nationalleben dargestellt habe, fühlen Sie: dies waren nothwendige Ergänzungen meiner Darstellung von der Ständeverfassung.

Indeß kann ich diesen Gegenstand nicht verlassen, ohne noch ganz besonders einer Seite des gesellschaftlichen Lebens zu gedenken, bei welcher allgemach ein Jeder ihre nothwendige Beziehung auf das Nationalleben zu empfinden anfängt:

fängt: die Erziehung nehmlich. „Wir sind einmal verderbt," scheint man zu sagen, „durch Umstände, schlechte Erziehung, und die Mangelhaftigkeit unsrer Staaten. Deshalb sollen wir ähnliche üble Einwirkungen wenigstens von der kommenden Generation abwenden." Die laufende Generation wird aufgegeben; sie ist hoffnungslos verderbt: man wendet sich also ausschließend auf die Zukunft. Zuvörderst aber leugne ich ausdrücklich, daß eine verderbte Generation eine tugendhafte erziehen kann. Da ich indeß der gegenwärtigen Generation die Fähigkeit zur Erziehung nicht abspreche, so folgt, daß ich sie für minder verderbt und für minder verloren halte, als sie sich selbst hält. Ferner, wenn sich die gegenwärtige Generation so viele Kraft zutrauet, eine freie Generation zu erziehen: warum fängt sie denn nicht bei sich selbst an? Ich fürchte, daß diese allgemeine Passion für die Erziehung bei den Meisten nur eine Offenbarung hochmüthiger Kraftlosigkeit ist, die sich selbst und der schlecht besorgten Gegenwart zu entkommen strebt, indem sie ihre Sorge ausschließend auf die Zukunft zu richten vorgiebt. Ich gestehe, daß ich von der Erziehung allein gar nichts erwarte: zuvörderst, weil ich es für einen schlechten Trost halte gegen die eigne Sklaverei, daß man mei-

nen Blick ausschließend auf eine künftige freie Generation richten will; weil ich selbst frei seyn will, innerlich frei, und weil, so lange ich selbst nicht den Weg und die Art meiner Befreiung, wenn auch erst in der Zukunft, so doch bestimmt und deutlich vor mir sehe, — ich auch eine künftige freie Generation mir nicht einmal denken kann, also bei dem Erziehungsgeschäfte mit dem Zufall spiele, wie überall. Ferner, solle diese künftige Generation, sagt man, erzogen werden durch einzelne Propheten und Virtuosen in der Erziehung: ein Einzelner, meint man, könne den Samen über Tausende ausstreuen; und so gerathe am Ende die ganze künftige Generation in die Hände der wenigen Besseren, die unsere schlimme Zeit zu erschwingen im Stande gewesen ist. —

Dabei zeigt sich wieder ein übermäßiges Zutrauen auf die Kräfte, auf die Privatweisheit des Einzelnen. Der Mensch aber geht allenthalben in zwei Schulen zugleich: erstlich in die seines Schulmeisters (und diese streben wir zu verbessern); zweitens auch in die Schule des Lebens, des gesellschaftlichen Lebens, welche hundertmal verderbt und verbessert, was der Erzieher veredelt oder verderbt hat. Wenn also neben der Erziehung für die Zukunft nicht das anders

Streben auf Erziehung der Gegenwart, alſo auf Nationaliſirung derſelben, herläuft, ſo iſt die Erziehung ein hoffnungsloſes Geſchäft, weil es ein einſeitiges iſt. Die künftige Generation ſoll veredelt werden, aber auch das Nationalleben zugleich mit, das Wohnhaus, in welchem ſie wirken ſoll.

Verſtehen Sie mich recht! Ich fürchte, daß gerade die vortrefflichſten Naturen, welche aus natürlichem Exceß ſchöner Gemüther ſich bisher ausſchließend auf die Rettung des Vaterlandes aus der gegenwärtigen Noth gelegt haben, nun, da ihre Hoffnungen auf dieſer Seite verloren ſind, ſich aus Reaction gegen ſich ſelbſt, vielleicht eben ſo ausſchließend auf die andre Seite, auf die Zukunft wenden, wo ſie ebenfalls getäuſcht werden müſſen. —

Die Zeit ſteht deshalb, weil ſie erziehen wollen, nicht ſtill; und wenn das Geſchäft, die Zukunft zu erziehen, in ihrer Seele nicht feſt mit dem andern Geſchäft, der Erziehung der Gegenwart oder des Einwirkens in die Gegenwart, verbunden wird: ſo werden ſie immer getäuſcht werden, weil ihre Anſprüche an die Zukunft nicht mit fortleben, nicht ſich verändern, ſich geſtalten, nach Maßgabe der fortwandelnden Zeit. Daß nur die Erziehung nicht wieder zur Mode werde,

zur Liebhaberei der Zeit, wie sie es früher gewesen ist! Solches modische Bestreben hat dann kein Gegengewicht von Ernst, und wird bloß durch diesen Mangel sicherlich zu einer lockern Spielerei.

Ich wünsche, daß sich alle bedeutenden Bürger dieses Staates auf zwei große Angelegenheiten legen mögen: zuerst also auf die Erziehung der Zukunft, und dann zweitens eben so innig auf die Erziehung der vaterländischen Gegenwart, d. h. auf die Befestigung jenes Stammes, an welchen die junge Generation sich hinaufranken soll. Gegen die ausschließende Liebhaberei zur Erziehung der Jugend habe ich noch das Besondere einzuwenden, daß sie gar zu leicht einzelnen Privatmännern und Virtuosen absoluten Einfluß auf die Zukunft zugesteht, daß sie Autokraten herbeiruft, die das künftige Geschlecht schon in der Wiege in Beschlag nehmen, und daß der unglückliche, unrepublikanische Wahn von Einfluß einzelner Individuen auf die Menschheit, worin uns unser Zeitalter nur allzu sehr bestärkt hat, dadurch auf's neue Wurzel faßt. — Wenn man sich aber ernsthaft und tief von dem Einen Gedanken durchdringen läßt, daß alle Macht, auch die äußerste des Autokraten, nur einen sehr unwesentlichen Theil unserer Na-

tur binden und lenken kann; daß unſer Inneres und Weſentliches nach eigenthümlichen, unüberwindlichen Geſetzen, unter den Händen des Autokraten und ohne den leiſeſten Einfluß von ſeiner Seite, ſich regt, wächſ't und ſich umgeſtaltet; daß wir alſo mitten in der Sklaverei dieſes Weſentliche, Innere, unſre Natur, nur an den Tag zu legen, nur in nationale Berührung treten zu laſſen brauchen, um einen vollen, innig republikaniſchen Einfluß über jene Autokratie auszuüben: — ſo fühlt man die herankommende Freiheit.

In dieſer Temperatur der Seele, ſage ich, wende man ſich dann auf Beides zugleich: auf Zukunft und Gegenwart, auf Erziehung und auf innerliche Befeſtigung der Nationalexiſtenz, damit Eins das Andre belebe und befeſtige, und bei dem heiligen Ernſt erhalte, der, wie der Dichter ſagt, allein das Leben zur Ewigkeit macht. Um die Zukunft mit Kraft und Beſtimmtheit zu empfinden, muß man erſt das Nationalleben empfunden haben. Was der Privatmann „Zukunft" nennt, iſt ein weites Feld des Zufalls, worüber die Wetter Gottes und ſeine Winde und Zeiten walten, wovon das Herz nichts ahndet: eben weil es ein iſolirtes Herz, ein Privatherz iſt, und weil es den unendlichen Gott von ſeinem

einſamem Standpunkte nicht faſſen, ſein Geſetz in den Erziehungscalcül nicht aufnehmen kann. Was der nationale Bürger „Zukunft" nennt, iſt dagegen etwas ſehr Beſtimmtes und Beſonderes; das Vaterland, d. h. Gott ſelbſt und ſein Geſetz, iſt ja in der Rechnung. Nicht alſo der Privatmann, ſondern nur der nationale Bürger, kann erziehen; alſo iſt die Nationalität ſelbſt conditio sine qua non aller Erziehung. Wie mögt ihr denn erziehen, bevor ihr einen Altar, ein Heiligthum, ein vaterländiſches höchſtes Gut feſt und für die Ewigkeiter kannt habt? Ohne ſo ein Mittelſtes, Nationales, Religiöſes, worauf alles bezogen werde, und welches die junge Generation und ihr ganzes Streben ordne und feſthalte, erzieht Ihr nur Privatmänner, und erneuert die alte Miſere.

Man laſſe ſich nicht durch den Ausdruck „öffentliche Erziehung" verführen, zu glauben, dieſe nationale Richtung, welche ich der Erziehung zu geben wünſche, exiſtire bereits: öffentlich kann die Erziehung erſt dann werden, wenn es keiner Abſonderung der Jugend von dem Nationalleben bedarf, wenn das Nationalleben entwickelt iſt, ſo daß es frei einwirken kann in die Erziehung der Jugend, alle Einſeitigkeit des Erziehers wegſchleifen, und jedes große Wort des Erziehers be-

leben und Lekräftigen. So lange die Jugend abgeſondert werden muß von dem Einfluſſe der Gegenwart, bewahrt vor ihr und ihrer Anſtekkung (und das iſt nothwendig, ſo lange es nur Privatleben, Privatintereſſe, Privatehre und Privatliebe giebt): ſo lange giebt es noch keine öffentliche Erziehung.

Die Erziehung der Jugend an und für ſich hat ſehr einfache Zwecke; und dieſe erkannt zu haben, iſt ein großes Verdienſt unſrer Zeit, zumal Peſtalozzi's: die Knaben ſollen zum Muth, die Mädchen zu Müttern erzogen werden. Muth, damit wir uns recht verſtehen, iſt die klare und allgegenwärtige Dispoſition der Seele zur Freiheit in allen Geſtalten; ein ſiegreiches Gefühl, welches über den Menſchen kommt, wenn er durch eine ſchöne Gewohnheit dahin gebracht wird, die Schranken zu lieben, ſie mit Freiheit anzuerkenen, weil er ſich der Kraft bewußt iſt, ſie umzuſtürzen. Nie kann ein Zeitalter dieſen Zweck ſo empfunden haben, wie das unſrige; uns ſind die Schranken des bürgerlichen Lebens nur als eben ſo viele Gefängniſſe, Zwangsanſtalten und Arbeitshäuſer von Jugend auf dargeſtellt worden, weshalb wir aus einem Inſtinkt der Dankbarkeit wieder den gröſten Theil unſrer politiſchen Weisheit und

unſre ganze Humanität auf die wirklichen Gefängniſſe, Zwangsanſtalten und Arbeitshäuſer gewendet haben. Aus eigner Erfahrung haben wir beſonders Mitleid mit den Gefangenen: wir haben in der Verzweiflung dieſe Schranken an tauſend Stellen zerbrochen, und ſind nur in tiefere Gefängniſſe gerathen; jede neue äußere Befreiung könnte uns nur immer mehr in die alten Bande verſtricken, bis endlich die ſklaviſche Seele, die ein Ende aus allem Holze ſich Despoten ſchneiden und dieſe Despoten ſelbſt mit Macht begaben wird und muß, an ihre innere Freiheit denken lernt. Und da mag es ſchöne Beruhigung ſeyn, wenn auch die frei-gewordene Seele ſich der Anklänge alter Angſt und Beklommenheit aus dem früheren Zuſtande her dann nicht ganz entſchlagen kann, auf die kommende Generation zu ſehen, ſich in ihrem Anblicke zu ſtärken und zu erfriſchen. Alles iſt gegenſeitig: die Jugend lehrt ihre eigenen Lehrer wieder, und ſo kann allerdings die Sorge für die kommende Generation auch auf uns ſelbſt belebend und nationaliſirend zurückwirken. Nur die Bedingung nicht einen Moment aus den Augen verloren! Das Streben nach Nationalität muß das öffentliche, und das Privat- oder geſellſchaftliche Leben, alle Ehre und alle Liebe, alle Erziehung

der Gegenwart und der Zukunft, zum Muth und zu Müttern, durchdringen.

Die Ideen wären nun die letzte unter den drei lange verkannten politischen Mächten, welche vindicirt werden müssen. Stellt die Nationalkraft des Grundeigenthums wieder her, und die gesellschaftliche Macht der Weiblichkeit: dann werden sich suveräne Ideen, und vor allen andern die Idee der Nationalität — meiner Darstellung zu Folge, die Mutter aller andern Ideen — von selbst erzeugen; wem der Sinn für das Vaterland, und der Sinn für die eigene Freiheit, welcher daraus herfließt, aufgegangen ist, dem ist überhaupt der Sinn für Ideen aufgegangen. Alle Wissenschaften der Welt (und es war eine Genungthung manches Preussen, wenigstens in dem Schattenruhm der Wissenschaften einen Ersatz für Nationalruhm zu finden, der für verloren geachtet ward) sind Trug und Tand, sie machen den Bankerott des Herzens nur hoffnungs- und boden-loser, wenn sie nicht von der Nationalität ausgehen und für sie wirken, wenn sie nicht in der Nationalität leben, weben und sind. Was soll mir das Schweifen dieser Wissenschaften auf einer endlosen Bahn, diese unvernünftige und unmenschliche Liebhaberei für das Wissen, als solches, ohne Beziehung,

ohne Vorliebe für Näheres, Heiligeres! Die Art wie noch jetzt alle Wissenschaften getrieben werden, ist die Eine und gemeine: auch hier giebt es eine Privatwissenschaft, die eben so wohl wie die Privatehre und wie die Privat- oder Geldliebe, die Staaten zerstört hat. Gerade die edelsten Naturen sind von ihr verführt worden zu dem unglücklichsten Wahn, daß, wenn ja die Staaten, durch die Schuld ihrer Führer, wie man hochmüthig meinte, untergehen sollten, den einzelnen sogenannten Bürgern doch eine ehrenvolle Retraite verbleibe in die Privatgelehrsamkeit, wie in das Privatvermögen, wie in die eigne unverletzte, fleischliche und körperliche Privatehre. Diese herzlose Wissenschaft (wie überhaupt das Vortrefflichste durch die Entartung zum Nichtswürdigsten wird) ist in dem Unglück der Zeiten am frechsten hergefallen über die Führer der Völker, und hat auf indirektem Wege gerade durch ihre Anklage diese Führer am glänzendsten gerechtfertigt. Denn bei der Spaltung der Geister, bei diesem gegenseitigen sich Kreuzen und Vernichten in den Direktionen des edelsten Geschäftes, bei dieser Spaltung unter den Denkern, welche gerade die Depositärs, die Bürgen aller, also auch der nationalen Einheit seyn sollten, bei dieser Kleinheit und Eitel-

keit der Individuen, von denen der Staat die Bildung seiner Stützen erwartete —' ist wohl von der Schuld der Führer eines so zerrütteten Geschlechts überhaupt nicht viel zu reden. —

Ich rede hier nicht bloß von den unbedeutendern Gelehrten, die während des Unglücks ihre politischen Lehrstühle aufpflanzten: ich rede, mit wenigen Ausnahmen, von den Philosophen und Gelehrten in allen Wissenschaften, und von den Geistlichen. Diese haben das heilige Capital unsrer vaterländischen Ideen verzetteln und verbröckeln helfen, mehr als ein andrer Stand; diese haben eine gewisse universale Arroganz in unser gesellschaftliches Leben gebracht: Ansprüche, denen unsre vaterländische Kraft kein Genüge leisten konnte, die also eine völlige Indifferenz gegen das Vaterland herbeiführen mußten. Ich läugne mancherlei glückliche Folgen dieser unglücklichen Extravaganzen einseitiger, verschrobener, auf bloßen Kentnnißfang abgerichteter Köpfe nicht: die glücklichste Folge ist immer die, daß man jetzt, durch keinen falschen Glanz abwärtigen Wissens geblendet, vor ihnen warnen kann. Daß alle Wissenschaft auf den Staat gewendet werde, damit allein wird der Wissenschaft und dem Staate gedient.

Wenn der König schon längst von seinen Akademieen verlangte, daß sie ihre Bestrebungen auf den Nutzen des bürgerlichen Lebens richten möchten, so hat er dasselbe gemeint: denn aus königlichem Standpunkt ist der Nutzen allezeit etwas Erhabneres, als aus dem Privatstandpunkte. — Daß man uns das neue Preussen nur nicht aus Wissenschaften zusammenzukleben meine, dahin geht meine besondere Warnung. Ich ehre sie alle, besonders eine der göttlichsten, die classischen Wissenschaften, das Studium der Alten, eine vornehmliche Schule der Freiheit; aber, das Vaterland und stolze Gefühle im Herzen, wie sie, will ich, daß der Gelehrte ihnen entgegen trete, als freier Pair: nicht bloß als ausglättender, ausfeilender und restaurirender Sklav. Das Gemüth des vollständigen Menschen (und er wird vollständig nur durch den eigenen Staat) muß mehr in den Alten wahrnehmen, als der schnitzelnde, conjecturirende Verstand des bloßen, also halben Gelehrten. So in allen andern Wissenschaften! Ich habe eine der edelsten erwähnt, weil sie in der Entartung ebenfalls eine der verderblichsten wird. —

Kurz: die Ideen haben keine größeren Feinde, als die isolirten Wissenschaften und das Metier der Philosophie, eben weil diese das Air

der Ideen annehmen, ohne das Weſen derſelben. Sie verſtehen mich, wenn ich auch hier wieder verlange, daß an die Stelle der Privatwiſſenſchaft nationale und öffentliche Wiſſenſchaft trete. Meine gegenwärtigen Vorleſungen und die früher erſchienenen Elemente, ſind der erſte Verſuch, die Wiſſenſchaft des Staates, die ebenfalls zur Privatwiſſenſchaft herabgeſunken war, wieder zu einer Nationalwiſſenſchaft zu erheben, und dergeſtalt zu Wiederbelebung des Vaterlandes und der Ideen nach meinen Kräften beizutragen. —

Neunte Vorleſung.

Von der Staatsverwaltung und ihren Beziehungen auf die Nationalität.

Es giebt keine andre Garantie für die Nationalfreiheit, als die, welche ich Ihnen in den bisherigen Vorleſungen nach ihrer Natur und Wirkſamkeit beſchrieben habe. Wenn jene unſichtbaren, wenigſtens unſcheinbaren Mächte, welche dem Grundeigenthum, der Weiblichkeit und den Ideen einwohnen, aus deren Schooß alles Leben und alle Zukunft des Staates hervorgeht, durch Ständeverfaſſung, Nationalſitte und Nationalerziehung, endlich durch vaterländiſche Wiſſenſchaft und wahre öffentliche Meinung, wie es ſich gebührt, eingreifen in die Regierung des Staates: dann iſt die Freiheit vorhanden; das Verlangen des einzelnen Bürgers, an der Geſetzgebung Theil zu nehmen, die Geſetze ſelbſt zu geben, denen er ſich unterwerfen ſoll, iſt befriedigt. Sie erinnern Sich, daß ich keiner unter dieſen Mächten einen

direkten Antheil an der Ausarbeitung des Gesetzes zugestanden habe: über diese unwürdige, mechanische Construction des Nationalwillens, vermittelst mehrerer sich gegenseitig beschwerenden und hindernden Körperschaften, sind wir hinweg; wir wissen, daß wir durch solcherlei Repräsentation und Theilung der Gewalt nur die Laune des Augenblicks, ja selbst diese nur zersplittert und anarchisch, darstellen können. —

Einen Staat organisiren, heißt, die Administration eines Staates in die Nothwendigkeit versetzen, daß sie nur Gemeinschaftliches thun und beschließen könne. Die Gegenwart und das sichtbare handgreifliche Interesse wahrzunehmen, dazu wird die Administration schon an sich selbst durch ihre Lage genöthigt; aber weil die Administration doch in den Händen vergänglicher Menschen ist, so könnte sie leicht der Vergangenheit und der Zukunft vergessen: sie könnte, für das Interesse des Augenblicks, das heiligere und unsichtbarere Interesse des ewigen Staates versäumen; so muß ihr dieses also durch die Verfassung als gegenwärtig erhalten werden. Sie muß bestimmt und zu allen Zeiten vor sich haben, sehen, hören, fühlen, und mit allen Sinnen wahrnehmen den Staat, den ewigen Staat und alle seine Glieder, nicht bloß die unorganischen Haufen der ge-

genwärtigen, armſeligen, bedürfenden. Deshalb habe ich alles geſellſchaftliche und Privatleben, alles ökonomiſche Intereſſe und alle Wiſſenſchaften ſelbſt von wegen des Staates zurückgefordert für den Staat: darin ſeyn und draußen zugleich, in demſelben Verſtande, kann der Menſch nicht; wenn er etwas taugt, ſo iſt er ganz darin. Was Jemand empfindet, der ganz darin iſt, habe ich in den letzten Stunden beſchrieben.

Nun wendet ſich ſehr natürlich unſre Betrachtung auf die Adminiſtration, nachdem wir das Element beſchrieben haben, in welchem ſie leben ſoll. Ich läugne nicht, daß ein Regent, ein Miniſter oder Adminiſtrator die Fähigkeit haben könnte, ſich dieſes Element durch die Kraft ſeines Genie's ſelbſt zu erzeugen, mit andern Worten, die Totalität der Nation, ihre Gegenwart und ihre Zukunft, ihr ſichtbares und unſichtbares Intereſſe feſt im Auge zu haben während des Regiments — ohne daß ein Parliament, die Preßfreiheit und die öffentliche Meinung ihn unaufhörlich daran erinnerte. — Zuvörderſt aber ſind dieſes die Genies, deren jedes Jahrhundert kaum eins hervorbringt. Ferner: wie ſollen Staatsmänner erzogen und gebildet werden, und wie ſoll das an und für ſich ſchon ſeltne Genie ſich hindurchbrechen zu

der

der Stelle, auf der es wirken kann, wenn ihm nicht durch Ständeverfaſſung, Preßfreiheit und öffentliche Meinung der Weg gebahnt und die nöthige Vorbereitung und Inſtruction leicht gemacht wird? Ferner: wie ſoll denn dieſes Genie und ſeine Wirkſamkeit von der Nation verſtanden werden, wenn es keinem Auge geſtattet wird, hinaufzuſehen zu den Angelegenheiten des Ganzen, wenn der Blick der Individuen erdwärts gewendet bleibt, wie der Blick der Thiere auf das Futter und auf das kümmerliche Privatintereſſe des Tages! Wie wird die blinde Nation willfährig gemacht, einzugehen in die Ideen des regierenden Genie's und mit der Macht des Herzens alle ſeine Wirkſamkeit tauſendfältig zu beſchleunigen! Endlich aber: warum denn Genie, und immer nur Genie?

Es iſt mit uns ſo weit gekommen, daß wir ſagen können: wo es kein Genie giebt, giebt es keine Staaten. Dieſes iſt eine andre Aeußerung jenes Orakelſpruches: wo keine Götter ſind, walten Geſpenſter. Je weiter man von den Göttern abgefallen iſt, um ſo mehr hat man dem Genie zugetrauet; man hat ſich das Göttliche zerſtückelt und geſpalten gedacht, und diſtribuirt vom blinden Zufall ſparſam unter einzelne Häupter der Menſchen. Und dieſes iſt daſſelbe cal-

culatorische Jahrhundert, welches Gott durchaus keine Rechte über seine Welt hat zugestehen, welches jede Wendung der Dinge hat haarscharf berechnen und vorausſehen wollen, und die Hinterthür wieder offen gelaſſen hat für jede Carricatur des Göttlichen, jeden Staatsſpieler, jeden Zufall und jeden Schatten von Zufall. Es ſollte keine andre Bürgſchaft geben für den Inbegriff des menſchlichen Daſeyns, d. h. für das nationale Daſeyn, als die Möglichkeit eines ſolchen Naturſpielwerks, da ſich hier und dort ein Stück Gottheit in dieſes und jenes menſchliche Fleiſch verirrt hätte? Sie ſehen, dabei kann es sein Bewenden nicht mehr haben: wir wollen wiſſen und alle fortwährend empfinden, wie es mit unſerm nationalen Leben zuge'-; wir dulden nicht, daß das Geheimniß unſerer Nationalexiſtenz weiter das Arcanum einzelner, privilegirter und doch unzuverläſſiger Geiſter ſey. Wofür hätte dieſe gewaltige Zeit uns Alle bis auf den Geringſten fortgeriſſen zu dem Antheil an dem Oeffentlichen? Einzwängen, einſchläfern läßt ſich dieſer Antheil nicht wieder; er muß auf öffentliche Zwecke gelenkt, er muß von den Regierenden eingeführt werden in das Nationalleben, wenn ſie nicht von ihm zermalmt, und, mit aller ihrer guten und wohlwollenden Abſicht, gering geachtet werden

ſollen. Alles ſogenannte Genie iſt in dieſen unſern Tagen feſt gebannt, faſt paralyſirt durch Ein kräftiges Genie: ſo muß ja das Nationale, von allem Genie ewig Unabhängige, durch die ſcheinbare Unterjochung der kleinen Unterjocher, deren jedes Volk in ſeiner Mitte gar manchen genährt hat, Luſt bekommen haben. Nur wer das Beſondre will, eigennützig will, iſt in dieſen letzten Tagen wirklich überwunden worden: wer das Allgemeine, Nationale will, großmüthig und gemüthlich will, kann ja nur von einem Solchen überwunden werden, der das Allgemeine und Ewige wollte; das Allgemeine und Ewige aber kann dieſer nur wollen, in ſo fern er ſich, er der Beſchränkte, ſich ihm unterwirft; folglich hätte es auch mit ſeiner Ueberwindung nichts auf ſich: von unſerm eigenen Glück, von Vaterland und Religion, wie es ſich gebührt, wären wir überwunden worden.

Hat ſich nun der Antheil der Nation an dem Nationalen und Oeffentlichen ſchon wirklich organiſirt (wozu jetzt, heute, in dieſer äußern Conſtellation der Macht in Europa, der wahre Zeitpunkt iſt, und wogegen ſich weder irgend eine äußere Macht, noch der Geiſt der Zeit und die Meinung der einzelnen Staatsbürger ſetzen wird); giebt es wahre Partheien im Staate; giebt

es eine groſse Zweiheit, eine lebendige Zweiheit, alſo die Möglichkeit eines ewigen Grundgeſpräches, alſo eine wahre Ständeverfaſſung im Staate: ſo iſt eine permanente Einheit des Willens, eine feſte Adminiſtration, möglich; ſo bedarf es nicht weiter der Frage, ob das Wetter auch zu Meteoren, zu Genie's inclinire: die ſo fundirte Adminiſtration iſt für jedes Wetter der Umſtände geeignet.

Der göttliche Spruch divide et impera iſt, wie man ihn auch verſtehen wolle, wahr: die beiden Stände, wie die beiden Geſchlechter, ſtreiten mit einander ewig und bedürfen einander ewig. Sie werden ſich dieſer groſsen Beſtimmung durch das Geſpräch bewuſst werden, und die Adminiſtration, wie jeder ruhige und unpartheiiſche dritte Zuhörer eines Geſprächs, wird ihnen an Einſicht in die wahre Lage immer voraus ſeyn. Haben Sie nie erfahren, wie, nach einem langen gleichmäſsigen Geſpräch unter Zweien, der dritte Hinzutretende bloſs durch ſeine unbefangene Poſition mächtig wird? ſo daſs man in der Welt nichts wünſchen möchte, als bei allem unendlichen Geſpräche der Welt der dritte, unbefangen Hinzutretende zu ſeyn. — Sie ſehen alſo, daſs ich, indem ich auf Ständeverfaſſung dringe, ferner auf die Trennung und Fortificirung der oft erwähnten unſichtbaren, politiſchen Mächte, welche

ebenfalls mit den ſichtbaren in einen gleichmäßigen Streit gebracht werden ſollen, nur die Abſicht habe, die Macht der Adminiſtration zu vermehren. Der Spruch **divide et impera** wird gewöhnlich nur äußerlich, Machiavelliſtiſch, verſtanden: entzweie das zu beherrſchende Volk auf Tod und Leben; entzweie die zu unterjochenden Völker auf Tod und Leben: dann iſt deine Macht über ſie gegründet. Ich habe dieſen Spruch, der dennoch die Deviſe des tugendhafteſten Miniſters nicht bloß ſeyn kann, ſondern nothwendig ſeyn muß, auf das innere Leben der Völker angewendet. Aus der Tiefe der Natur habe ich Ihnen für das wahre **divide** das ewig gerechte Schema, die Geſchlechtstheilung, heraufgeholt, und ſo demnach das ganze Geheimniß der Staatskunſt, welches bisher nur das Arcanum des einzelnen Genie's geweſen und von demſelben bisher auch mehr aus Inſtinkt als mit Bewußtſeyn angewendet worden iſt, öffentlich, alſo das ungewiſſe Genie an der Spitze der Völker, wenn nicht unnöthig, ſo doch wenigſtens überflüßig und erſetzbar, gemacht. — Die Wiſſenſchaft hat das gründliche **impera**, oder die naturgemäße, dauerhafte Macht nicht eher vollſtändig begreifen können, als bis das gründliche **divide**, oder die naturgemäße, dauerhafte

Organisation des zu beherrschenden Volkes, so vollständig gezeigt worden, wie es in diesen Vorlesungen und noch umfassender in meinen Elementen der Staatskunst geschehen ist. —

Die ewige Einheit der Macht, folglich alle Macht überhaupt — denn Einheit ist Macht, und Macht ist Einheit —, ist nur möglich durch ewige Trennung und Theilung dessen, worüber die Macht ausgeübt werden soll; also eine dauerhafte Administration ist nur möglich durch eine dauerhafte, also — damit sie über die Hinfälligkeit der einzelnen Geschlechter erhaben seyn könne — durch eine naturgemäße Ständeverfassung. Diese Ständeverfassung kann also nicht selbst wieder in der Administration seyn, sondern sie muß, abgesondert von ihr, ihr gegenüber stehen; mit andern Worten: Ständeverfassung und Administration müssen, um der Ehe willen, die sie mit einander leben sollen, wieder streng und durch und durch wie Mann und Frau getrennt seyn, damit das Allerhöchste, der unsichtbare Souverän, von dem ich schon öfter gesprochen habe, das ewige Vaterland, die unvergängliche Nationalität, welche eigentlich das Ganze beherrschen und zusammenhalten muß, auch ihr Reich und ihre Unterthanen schon naturgemäß getheilt vorfinde. Dies ist das höchste divide im Staat, wie die

dadurch mögliche Macht des unſichtbaren Souveräns das höchſte impera. Die Macht der Adminiſtration iſt nur ein Schatten, ein ewiges Nachbild von jener Macht des unſichtbaren Souveräns.

Die Franzoſen haben in der Revolution Eine neue Conſtitution nach der andern erfunden, und verſtummen müſſen vor der unbezwinglichen Gewalt eines Schickſals, welches mit dieſen Conſtitutionen geſpielt hat; verſtummen müſſen vor der Frage, wie denn überhaupt im Großen und im Kleinen irgend einem phyſiſchen oder politiſchen Körper eine Conſtitution gegeben werden könne. Die Conſtitution, konnte man ihnen ſagen, iſt ja das Vorhandene; wieder hergeſtellt kann ſie werden, aber gegeben oder erfunden nicht. Wir haben in unſern Unterhaltungen über die Preuſſiſche Nationalconſtitution appellirt an das innerlich Vorhandene: unter allen Entſtellungen dieſer vorwitzigen Zeit, unter allen Verzerrungen und Verrenkungen ſogenannter Politik und ſogenannter Philoſophie haben wir für unſern Staat, und vielleicht für mehrere, das Geſetz des Lebens wiedergefunden.

Kein Genie, alſo auch Friedrich nicht, kann herrſchen, ohne zu theilen; keine Staatsphiloſophie, kein Montesquieu, kein Sieyes (verzeihen

Sie mir die Zusammenstellung so disparater Namen) kann eine Staatsverfassung erdenken, ohne daß die Staatselemente getheilt würden: aber, wie diese Theilung beschaffen seyn soll, und was wahre Staatselemente sind, das ist die Frage. Der philosophische Schmelztiegel allein besagt dieses noch nicht, wie denn überhaupt alle Scheidekunst, insbesondre die wirkliche Chemie, deren Lob und Preis heut zu Tage auf allen Gassen gesungen wird, an und für sich von den Elementen abführt, anstatt ihnen näher zu bringen. Die Theilung, auf welcher die Herrschaft Friedrichs beruhete, war eine unvollständige, vergängliche; die Theilung, auf welcher die Constitutionen der Sieyes und Consorten beruheten, eine gänzlich falsche. In Friedrichs Staate gab es durchaus keine Ständeverfassung; und die Frage im Anfange der Französischen Revolution war so falsch gestellt, daß man das Wesen der politischen Freiheit nur darein setzte, daß jeder einzelne Bürger zu einem direkten oder indirekten Antheil an der Administration gebracht werde. In Friedrichs Staate gab es nur Administration von oben herab; und gegen diese Einseitigkeit der ganzen Zeit, die nur in dem größten und glänzendsten Repräsentanten dieser Zeit, in Friedrich und seinem Werke, deutlicher an's Licht trat, reagir-

ten die Franzöſiſchen Revolutionnairs, indem ſie eine Adminiſtration von unten herauf künſtlich zu conſtruiren unternahmen. Friedrich erreichte von der Spitze ſeiner Monarchie, auf der er ſelbſt ſtand, das innerliche Fundament derſelben nicht, und die Franzoſen erreichten, von dem Fundament aus, wieder die Spitze nicht, bis ſich endlich wieder ein Genie an dieſe Spitze ſtellte, und, nach Friedrichs Muſter, mit wenigen unweſentlichen Erweiterungen, von oben herab, dem Ganzen eine momentane Form gab.

Ich bitte Sie, die Trennung der ſogenannten geſetzgebenden Gewalt von der ſogenannten ausübenden, die in der Franzöſiſchen Revolution ſo vielen Beifall gefunden hat, nicht mit meiner Trennung der Ständeverfaſſung von der Adminiſtration zu verwechſeln. Jene iſt eine metaphyſiſche, eine Schmelztiegel-Trennung; ſie giebt todte Factoren, aber keine lebendigen Elemente: die geſetzgebende und die ausübende Gewalt iſt beides im Ganzen und in jedem einzelnen Bürger; ich hingegen habe nach den großen Geſchäften des Lebens, nach Ackerbau und Kunſt, getheilt, weil die Natur wirklich ſo theilt: in Geſetz und Ausübung theilt aber nicht die Natur, ſondern der Schmelztiegel; ich habe getheilt in Adminiſtration und Ständeverfaſſung, mit andern Worten:

in mehr weibliches und in mehr männliches Nationalleben; denn die Ständeverfassung soll äußerlich und sichtbar dienen, innerlich und unsichtbar aber herrschen, wie die Frau: die Administration hingegen innerlich und unsichtbar dienen, äußerlich und sichtbar herrschen, wie der Mann. Die einzelnen Menschen aber theilen sich wirklich, und schon von Natur, in solche, die mehr für das Unsichtbare und Ewige leben und wirken, in Grundbesitzer, in Frauen, in Gelehrte, in Geistliche; und dann in solche, die des Augenblickes durch ihre ganze Anlage und Bildung mächtiger sind, oder in geborne Administratoren. Jene sollen eine öffentliche Meinung, ein Nationalleben, bilden, und es auf geistige und weibliche Weise mit geistigen Waffen vertheidigen; diese hingegen sollen, unter dem permanenten, unsichtbaren Einflusse Jener, äußerlich und mit äußerlichen Mitteln wirklich regieren. So werden endlich Alle, oder es wird der Geist Aller, die **volonté générale**, die Gesetze geben und ausüben. Die wahre und reale Fortpflanzung des Staates fällt aber, wenn sie auch ohne fortgehende Befruchtung nicht möglich ist, wie in der Natur überall, so auch hier, auf die weibliche Seite. In dem allerhöchsten divide: Ständeverfassung und Administration,

muß der Accent auf die weibliche Seite gelegt werden. Die Ständeverfaſſung iſt die einzige Garantie für die Fortdauer des Staates: alſo muß ſie den pas haben; innerhalb der Ständeverfaſſung, oder in dem nächſt-höchſten divide, muß wieder der Accent auf die weibliche Seite, auf die Grundeigenthümer, gelegt werden, dem zufolge auf die Repräſentation der Familien, auf den Adel, weil durch ſie allein, wie durch die Frau, die Fortdauer der ſtändiſchen Verfaſſung überhaupt möglich iſt. Verſtehen Sie mich! Deshalb iſt in meiner Betrachtung überall ein beſonderes Gewicht auf den Adel gelegt worden; denn kein Staat, keine Ständeverfaſſung, und vornehmlich keine Adminiſtration iſt ohne Adel!

Wie ſtand es aber mit uns in der Verfaſſung Friedrichs? Wir hatten eine Adminiſtration, die uns von Einem Tage in den andern half. Was hatten wir anſtatt der Ständeverfaſſung? Millionen ſich kreuzender, einander widerſprechender und aufhebender Privatmeinungen, worunter nur die ruhmredigſten und eitelſten zum Ohre der Adminiſtration gelangen konnten, jeder einzelne Bürger abtrünnig von ſeinem Stande, d. h. von der Natur. War dieſer Zuſtand der Dinge befremdlich, und kann er bloß auf die Verderbtheit der Individuen geſchoben wer-

den, wenn man vom Staate nichts weiter sah, als seine Polizei, seine begehrlichen Cassen und seine unnationalen Armeen? Jeder einzelne Bürger war Patriot und Kosmopolit, wie es der Zufall wollte, beides in's Blaue, in's Wilde und Unbestimmte hinein. — Aber lassen Sie uns nicht ungerecht seyn! Kann dieser Zustand auf die Administration geschoben werden, die, eben so gut durch die bloße Verfassung in's Blaue hinein zu regieren verdammt, von dem zu regierenden Volk nur die Noth, das physische Entbehren, die Extravaganz, das Verbrechen, kurz die Krankheits-Symptome wahrzunehmen gestellt war, nie die Gesundheit, nie das Allgemeine, das Ganze? — Von diesem traurigen Bilde und — dem einzig verbleibenden Trost jenes weltherrschenden Gedankens der Freiheit, den ich Ihnen verkündige, mußten wir durchdrungen seyn, um Friedrichs Administration und das Ideal der Preussischen Administration in seinen Grundzügen zu vergleichen; was nun geschehen soll.

Wenn ich Friedrich als Administrator lobe, so soll vornehmlich das an ihm erhoben werden, daß er königlich und mit einem einfachen Willen über der Masse seiner Unterthanen stand, ihr Schicksal im Ganzen und nach großen Par-

tieen lenkend, nie aber ſich herablaſſend zum Vormund, Verſorger und Wächter der Einzelnen. Das iſt die falſche Gewiſſenhaftigkeit ſchlechter und talentloſer Staatsmänner, daß ſie ſich herablaſſen und verſenken in die Sorge des Individuums; bei der großen Maſſe der bedürftigen Individuen muß ſich ihre ganze Wirkſamkeit zerſtückeln, die gehäufte Sorge der Einzelnen muß allen Lebensmuth in ihnen auslöſchen, und Armen- und Krankenanſtalten müſſen zuletzt unter allen Adminiſtrations-Anſtalten unverhältnißmäßig am meiſten blühen. Gemeine Seelen wünſchen ſich hohe Stellen in der Adminiſtration hauptſächlich wegen der Privatbedeutung, wegen der Fähigkeit dem Einzelnen beizuſpringen, ſich ihm gefällig zu beweiſen: ſo wie man ſich Geld wünſcht, in der gutwilligen Abſicht, der Menſchheit wohlzuthun. Sie möchten den Gott ſpielen, der den Einzelnen erhebt und herabſetzt, glücklich und unglücklich macht; ſie ſind unempfänglich für Ideen, alſo auch unfähig, je auf mehr, als auf den Einzelnen, unfähig, je auf ein Ganzes und Allgemeines zu wirken. Durch die Ständeverfaſſung wird, wie ich gezeigt habe, das Ganze und Allgemeine des Staates dem Größten, wie dem Geringſten, unaufhörlich vor Augen gehalten: dies Ganze,

welches mehr ist als die Summe der einzelnen Menschen und Besitzthümer im Staat, nöthigt durch seine Sichtbarkeit auch das geringere Talent, welches zur Administration berufen wird, auf die wahre Stelle hin.

Fehlt die Ständeverfassung, so hängt es allein von dem Talente des Staatsmannes ab, wie er sich stellen will: ob ganz unten in der Masse, als bloß hülfreicher Freund des Bedürftigen, das in seine Nähe oder zu seiner Kenntniß kommt; ob weiter hinauf, wo zwar auf die einzelnen Personen nicht mehr Rücksicht genommen wird, aber die Geschäfte immer noch einzeln und mechanisch, wie sie die Stunde bringt und mit der Sorge um die Stunde abgemacht werden (und dies ist der Standpunkt der großen Majorität unter den jetzigen Staatsmännern), oder endlich ob ganz oben, wo keine Einzelnheit, keine Gebrochenheit und Zerbrochenheit weiter Statt findet, wo alles ideenweise und im Zusammenhange erscheint, wo Menschen, Sachen, Geld, Gesetze, unter deren strenger und tyrannischer Einzelnheit der gemeine Staatsmann erliegt, dem Ganzen gehorsam und unterworfen erscheinen. So stand Friedrich — ob durch sein Schicksal, ob durch sein Genie, ist gleichgültig. Gestehen können wir uns wohl, daß große

Kataſtrophen des Regentenlebens, insbeſondere Kriege, über jene Sorge um das Einzelne hinweg heben: die Natur muß uns erſt zeigen, welche große Opfer der Staat verlangt; ſie muß erſt einmal unſre Hand geführt haben, leicht über das einzelne Menſchenleben, über den einzelnen Reichthum hinweg, bis wir uns zu der Großmuth entſchließen, mit welcher dem Ganzen in's Auge geſehen werden muß. Friedrich ſtand über einem Ganzen und Allgemeinen; dies aber war nicht die Nation der Preuſſen, der ja nicht verſtattet war, zu reden, ſich ihrem Beherrſcher verſtändlich und begreiflich zu machen, ſondern es war die große Summe der Kräfte, der Gelder und der Köpfe, abgeſondert von dem Gemüth, welches in allen dieſen politiſchen Objecten wohnt und ſie unter einander in Zuſammenhang bringt. Nur gewiſſe einzelne Kräfte des Menſchen waren in Friedrichs Augen intereſſant für den Staat: ihre Verbindung und Contraſtirung das Problem ſeiner Staatsweisheit, ſo daß das geſammte anderweitige Privatleben, und mit dieſem alles Heiligſte und Menſchlichſte, die Neigung der Menſchen, ihr Gemüth, ihre Wiſſenſchaft und ihre Religion, dem Staate, wie ein unbequemer Schweif, nur nachſchleppte. —

Sie kennen die Macht der Perſönlichkeit Friedrichs im Privatleben.

Johann von Müller, indem er ſeine Unterredung mit ihm, und ſeine freundliche Erhabenheit beſchreibt, endigt die Erzählung mit den ſo wahren als nachdrücklichen Worten: il éléve jusqu'à lui. — Wer muß nicht die unglückliche Lage dieſes großen Fürſten beklagen, die ihm verſagte, ſein Volk jusqu'à lui zu erheben, und die äußere, verwirrte Zeit, welche ihn nöthigte, ſein großes Herz in zwei Hälften zu theilen, deren eine von der andern beinahe nichts wiſſen durfte: in eine große, und eine nur liebenswürdige Hälfte! Auf das unwiderſtehlichſte anzuziehen und aufs kälteſte zurückzuſtoßen, war derſelbe Regent verdammt: zwei widerſprechende Rollen zu ſpielen, war er vom Schickſale gezwungen. Sein Volk konnte ſich daran gewöhnen, wie an das Nothwendige: dieſer Zwieſpalt ſchien zum Weſen des großen Regenten zu gehören; und wer kannte damals etwas Größeres, als Friedrich! Aber er ſelbſt ahndete etwas Größeres, und blieb ohne Genugthuung, ohne Befriedigung. Kurz, Friedrich war ein ſo großer Adminiſtrator, als man ohne Ständeverfaſſung, und ohne Einfluß des Volkes auf die Adminiſtration ſeyn kann; und deshalb befriedigte er nicht ſich ſelbſt.

Das

Das was an der Administration Friedrichs zuerst in's Auge fällt, ist, daß es keinen Premierminister giebt, daß Friedrich sein eigner Premierminister ist, sich auch gern als **premier ministre**, erster Diener seines Staates, in seinen Schriften darstellt, während er in den übrigen Europäischen Staaten fast nur Premierminister, Pitts, Choiseuls, Kaunitze u. s. w., sich gegenüber hat. Wenn Staat und Administration eins und dasselbe sind, wie in dem Preussen unseres Friedrich; wenn es außer der Administration nichts Weiteres im Staate giebt, und also Jedermann, der das Wort „Staat" ausspricht, eigentlich die Administration und nichts Höheres meint: so ist das Beste und Natürlichste, daß der König selbst Premierminister sey. Wollte er sein Amt delegiren, also außer sich einen Premierminister ernennen, so würde es zwei Chefs der Administration geben: die Administration würde da, wo alle Kräfte zusammenströmen sollen, sich erst wieder theilen, oder im schlimmsten Falle würde der Eine den Namen, der Andre die That hergeben; kurz, in beiden Fällen wäre die nothwendige Einheit aufgehoben.

Nichts desto weniger behaupte ich: in dem künftigen Preussen, wie in jedem vollständigen und für die Ewigkeit eingerichteten Staate, muß

es einen Premierminister geben, unbeschadet der königlichen Autorität und der Natur der wahren Monarchie. Dies geschieht auf folgende Weise: sobald sich, der Administration gegenüber, eine Ständeverfassung bildet, und die Administration nun erst wahres Leben und Einfluß auf die Zukunft erhält, die sie nun erst, in der Ehe mit der Ständeverfassung, zu erzeugen im Stande ist: — so bald avancirt der König vom Administrations-Chef, welches er bisher gewesen ist, zum wahren Souverän, vom zweiten impera zum höchsten; er steht nunmehr leitend und vermittelnd über dem Gegensatz von Ständeverfassung und Administration, also über dem vollständigen Staat. Einheit in sich aber bleibt fortdauernd das erste Erforderniß guter Administration; also wird es rathsam und dringend, die Leitung derselben einem eignen Chef, oder Premierminister, anzuvertrauen, wie auch nunmehr durch die wahren und lebendigen Schranken, welche die Administration dadurch gewonnen, daß sie außer und über sich einen Souverän und eine Ständeverfassung hat, eine solche mächtige Stelle erst unschädlich wird. Das Talent ist nunmehr auf die glücklichste Weise versöhnt mit dem Staat, und der Monarch selbst alles unwürdigen Details enthoben, wovon der Chef der Administra-

tion ſich doch nicht losſagen kann. Uebrigens, um die Adminiſtration gründlich leiten zu können, ſcheint es, daß man die verſchiedenen Zweige und Details derſelben einmal durchlaufen und durchlebt haben muß, welches mit der Natur eines Königs unverträglich iſt. Dem ſey wie ihm wolle — ſo nothwendig die Ständeverfaſſung allenthalben eine perſönliche Theilung vorausſetzt, ſo nothwendig ſetzt die Adminiſtration allenthalben perſönliche Einheit voraus, die durch einen Premierminiſter, und zwar durch den hier beſchriebenen, conſtitutionellen vollſtändig erreicht wird.

Die zweite hervorſtechende Eigenheit der Fridericianiſchen Adminiſtration iſt die, daß ſie aus mehr oder weniger blinden Werkzeugen beſteht, daß ſie, nach dem Grundſatze der gemeinen Manufacturtheilung der Arbeit, die einzelnen Functionen, die finanziellen, juſtiziellen, polizeilichen u. ſ. w., und in jeder einzelnen derſelben wieder untergeordnete Functionen von einander abſondert und keinem Beamten eine Umſicht auf das adminiſtrative Ganze des Staates (denn das Uebrige iſt ohne Ständeverfaſſung ohnehin gänzlich verborgen) geſtattet; endlich, daß ſie den einzelnen Functionen unter einander keine andre Mittheilung einräumt, als die auf dem ſchwerfälligen Wege der Schrift. —

Aus allen diesen Gründen ist die Administration buchstäblich, geistlos, und nur so lange brauchbar, als der Fürst Autokrat seyn kann oder seyn will. Nur durch die Rücksicht auf das Ganze der Administration, die jedem einzelnen Beamten in seiner Art nicht bloß gestattet, sondern erleichtert wird, erhält seine einzelne Function in seinen Augen die Art von Heiligkeit, ohne welche in Staatssachen nichts Würdiges vollbracht wird. Wer dieses Verlangen nach einer Rücksicht auf das Ganze in seinen Beamten nicht begünstigt und nicht befriedigt, der muß, wie Friedrich, auf ein äußeres Surrogat für jenes heilige innere Gefühl denken, welches den Beamten beseelen muß, wenn nicht alle Absicht des Chefs vereitelt werden soll. Religion, deutliche Nationalgefühle, waren in Ermangelung der innern Freiheit nicht vorhanden: der Ruhm des Herrn ist etwas, aber keine Garantie; Friedrich führte also eine eigne, freilich etwas dürre und kalte, Dienstreligion ein: die Religion der Dienstpflicht, des Dienstbuchstabens; was dadurch an Gewissenhaftigkeit in der Geschäftsführung gewonnen wurde, ging auf der andern Seite genau wieder verloren an Beweglichkeit und Leben in derselben. Sie kennen die auf den Kopf gestellte Methode zu schließen: der Staat bedarf

vor allem andern den Eid; der Eid ist nichts ohne den Beisatz eines gewissen Stücks Religion: also ist ein gewissen Stück Religion dem Staate nöthig. Die mit dem kleinen Stück Religion, welches zur Heilighaltung des Eides nothwendig ist, versetzte Dienstersüllung war alles, was Friedrich von seinen Beamten begehrte.

Der einförmige und trockne Gehorsam gegen ein dem einzelnen Beamten völlig dunkles und unbestimmtes, unbekanntes Etwas, welches Staat heißt, das Gestoßen-werden zu Handlungen, deren höhere, heiligere Beziehungen auf ein Ganzes man nicht begreift, kaum ahndet, kann, wenn auch hundertmal der späte Erfolg bewiesen hat, daß recht befohlen worden, auf die Dauer die besseren Naturen nicht befriedigen; und der Jugend ist es wohl nicht zu verargen, wenn sie sich vor einem Geschäfte scheuet, worin sie nur reüssiren kann, in so fern sie erstarrt. Ich kann nur, wird die gründliche Seele sprechen, einem Staate dienen, oder noch ganz insbesondre als Beamter dienen, dessen Leben ich verstehen und verfolgen kann; ich kann überhaupt nur etwas Bestimmtes lieben; auf den bloßen Glauben, auf die bloße Erklärung, daß er ein Staat sei, wenn die alte Stummheit und Verschlossenheit noch fortdauern soll, liebe

ich ihn noch nicht: mindeſtens liebe ich ihn immer weniger, als unzählig vieles andre Liebenswürdige, welches ſpricht.

Die Adminiſtration Friedrichs war eine ſtumme Adminiſtration; der Buchſtäblichkeit halber ward ihr der Mund verſchloſſen, und dann noch obenein verſiegelt, weil der ganze prekäre und künſtliche Zuſtand der Preuſſiſchen Angelegenheiten Europa gegenüber auch ein künſtliches Verbergen und Verſchleiern der ſpärlichen Staatskräfte nothwendig machte.

Glücklich haben ſich dieſe Umſtände verändert; gegen ſeine Unterthanen, wie gegen Europa, kann der Preuſſiſche Staat jetzt offenherzig ſeyn. Die Beamten werden zu lebendigen Werkzeugen, die nothwendige Theilung der Staatsarbeit wird unſchädlich, ſobald jedem Einzelnen die Rückſicht auf das Ganze möglich gemacht wird: nun erſt kann man unbedingten Gehorſam von ihm fordern, ohne ihn zu einem todten Werkzeuge herabzuwürdigen; nun erſt wird jede einzelne untergeordnete Beamtenſtelle zu einer fortgeſetzten Schule für den großen und allgemeinen Staatsdienſt; keine Erſtarrung und Verſteinerung findet Statt; jeder Beamte in der beſchränkteſten Lage entwickelt ſich für eine gewiſſe Art des Allgemeinen; das Talent entwik-

kelt ſich fortgehend für das Allgemeine, und die Liebe zum Allgemeinen begleitet wachſend dieſe Entwickelung; nun erſt iſt die Adminiſtration eine Adminiſtration im Geiſte und nicht im Buchſtaben, und die zarte Gewiſſenhaftigkeit der Liebe kann an die Stelle der groben Gewiſſenhaftigkeit, der gemeinen Dienſtpflicht, treten. Wahre und geiſtvolle öffentliche Berichte über den Gang der Adminiſtration im Ganzen und Großen, ſo weit es die Umſtände zulaſſen, ſind das erſte und nächſte Mittel, den einzelnen Beamten dahin zu bringen, daß er ſeine Beziehung zum Ganzen fortgehend, kräftig und deutlich empfinde; nachher wird die nothwendig öffentliche Ständeverfaſſung das Uebrige ergänzen.

Hier möge dann auch die Erziehung des künftigen Beamten lebendiger und umfaſſender eingreifen in die Belebung der Adminiſtration. Jene große und tiefſinnige Polizeiordnung, welche wir Römiſches Recht nennen, ſoll durchaus nicht direkt eingreifen in die Geſetzgebung eines freien Germaniſchen Staates, wie des Preuſſiſchen; denn durch ſie ſind die heiligen feudaliſtiſchen Inſtitutionen, unſre Deutſchen Geſetze, erſt verderbt und romaniſirt, und dann, da ſie es an Verſtandesſchärfe und handgreiflicher Conſequenz mit den Altrömiſchen Nebenbuhlern we-

der aufnehmen konnten noch ſollten, von den Fremdlingen aus dem Deutſchen Staate zu unſerm Unglück herausgedrängt worden. Aber dieſe Polizeiordnung ſchließt ſich an das Studium der Alten, das, nächſt der religiöſen Erziehung und der Mathematik, die Baſis des Unterrichts bleiben muß, natürlich und hiſtoriſch an: ſie hat das Verdienſt der Strenge, wie alle Römiſchen Disciplinen, und muß die Baſis des adminiſtrativen Unterrichts bleiben. Aber alle andern Staatswiſſenſchaften müſſen, da ſie zu jämmerlichen und ohnmächtigen Privatwiſſenſchaften herabgeſunken ſind, erſt belebt und nationaliſirt werden, bevor man ſagen kann, es gebe eine wirkliche Vorbereitung auf den Staatsdienſt. Meine Elemente der Staatskunſt ſind das erſte Buch, welches ſich mit dem Leben und dem Zuſammenhange des Staates befaßt hat. Es iſt vorher niemanden eingefallen, den Staat als ein durchaus lebendiges Ganzes und in der Bewegung darzuſtellen: nur die Schlacken des Staates, ſeine äußere Erſcheinung, hat man ſtillſtehend dargeſtellt. Ich kann, um den Geiſt dieſer adminiſtrativen Erziehung zu beſchreiben, leider auf nichts anderes verweiſen, als auf jenes Buch.

Die höchſte Foderung, welche ich an eine wahre Adminiſtration mache, iſt, daß ſie leben-

dig ſey. Daß die beiden vorzüglichſten Eigenſchaften der Fridericianiſchen Adminiſtration, die Einheit und Gewiſſenhaftigkeit, nebſt unzähligen andern, von ſelbſt und beſſer vorhanden ſind, wenn das vorhanden iſt, was ich politiſches Leben nenne, haben Sie geſehen. Das Leben der Adminiſtration äußert ſich hauptſächlich darin, daß jeder adminiſtrative Impuls von oben herab, jeder Befehl nicht bloß den einzelnen Fleck trifft, auf den er gerichtet iſt, ſondern daß die geiſtige Vibration ſich in's Unendliche durch den ganzen Staatsorganismus fortpflanzt. Fühlt man denn, wenn man auch die große Beſchleunigung, Veredlung und Verbeſſerung aller Staatsgeſchäfte durch die lebendige Organiſation wirklich einzuſehen zu beſchränkt, zu kurzſichtig und träge iſt, nicht wenigſtens die Schmach der Herrſchaft einer groben Mechanik über das freie Leben? Wie kann man zulaſſen, daß das Leben durch Buchſtab und Zahl erſt getödtet wird, damit es reif werde, das Leben zu regieren!

Die Beſchuldigungen treffen ihn nicht, jenen Friedrich in der Geſchichte, der das Höchſte war, was er, nach Maßgabe ſeiner Zeit und ſeiner Umſtände, ſeyn konnte. Ich habe von uns verlangt, daß wir auf der Höhe unſrer Zeit das vollſtändig ſeyn ſollen, was er in der ſeinigen

war: dies ist die einzige würdige und stolze Art des Umganges mit den Großen der Vorwelt. Meine Beschuldigungen treffen jenes falsche Bild, das die kleinen Zeitgenossen von dem großen vergangenen Fürsten umhertragen, und sein Werk, das zu seiner Zeit und in der damaligen Kindheit und revolutionären Verwirrung der Staatswissenschaft viel gelten mochte, für einen tiefsinnigen Zeugen der Revolution in den letzten dreißig Jahren, aber durchaus nicht für einen Staat, nicht einmal für eine Administration, mehr gelten kann.

Zehnte Vorleſung.

Vom National-Credit.

Es giebt eine gewiſſe humane, ſüßliche und complimentariſche Art, mit den Völkern umzugehen, beſonders in Finanzangelegenheiten von oben herab ſo zu verfahren, als wenn die Adminiſtration von den Unterthanen eigentlich große Opfer nicht mit Fug und Recht verlangen könnte, als wenn in dringenden Finanzverlegenheiten den unglücklichen Adminiſtrations-Chefs nur Privatmittel übrig blieben, entweder Höflichkeit und eine gewiſſe Appellation an das Herz, oder kaufmänniſche Liſt und Verſchlagenheit. Man ſucht es den Völkern zu verdecken und zu verhehlen, daß ſie bezahlen müſſen; man ſucht durch ein Syſtem bloß indirekter Abgaben, die unvermerkt im Handel und Wandel erhoben werden, den Völkern zu verheimlichen, daß ſie in einem Staate leben. — Man vergißt die große

Wahrheit, welche schon Machiavell verkündigt, daß Menschen und Völker nicht allein durch die Wohlthaten gewonnen und gebunden werden, die man ihnen erweist, sondern auch durch die, welche man sich von ihnen erweisen läßt. Ist es nicht eine allgemeine Erfahrung, daß Eltern, besonders Mütter, ihre Kinder unendlich mehr lieben, als sie von diesen wieder geliebt werden? Warum? weil sie bloß geben, aufopfern, mittheilen, und sich nicht in demselben Maße von ihren Kindern geben, opfern und mittheilen lassen. Was wir gründlich lieben sollen, muß uns recht gründliche Mühe, und Arbeit und Noth, und meinethalben auch Geld, gekostet haben. In Zeiten, wie die jetzigen, muß der Staat, welcher geliebt seyn will, dem Unterthan theuer zu stehen kommen, theuer an Geld: denn die Waare aller Waaren ist ja auch das Opfer aller Opfer.

Verstehen wir uns recht! Ich setze die höchste Sorgfalt und Rechtschaffenheit von Seiten der Administration, wie es bei uns der Fall ist, voraus; ich setze voraus, daß die Unterthanen dem Staate theuer zu stehen kommen, indem ich verlange, daß nun auch der Staat den Unterthanen theuer zu stehen kommen solle: ich will ja, daß sie einander wechselseitig theuer

seyn sollen. — Was sich für und gegen die indirekte Besteuerung sagen läßt, wissen Sie: es ist gegen die Würde dieser Vorlesung, dieses **pro** und **contra** aus Krämergesichtspunkten zu wiederholen. Höchst unnational und unedel aber ist das Verdecken und Verheimlichen des heiligsten Opfers, welches der Mensch bringen kann. Ich möchte, daß der Bürger bei jeder Ausgabe und Einnahme deutlich einzusehen und zu unterscheiden gezwungen wäre, welcher Theil der Ausgabe an den Staat fließt, und welcher Theil der Einnahme vom Staate herkommt; denn ich wiederhole es, wo man noch hören, sehen, fühlen, denken, also auch noch ausgeben und einnehmen kann ohne den Staat, da giebt es noch keinen ordentlichen Staat. Auf die Dauer reicht es nicht hin, daß so ein unsichtbarer Wächter über unsre Sicherheit und Glückseligkeit da sey, auch wenn er sich, durch das Genie an der Spitze, an allen Stellen der Noth wirklich gegenwärtig und hülfreich bezeigen könnte: er muß sich zeigen, er kann nicht genug in die Augen fallen, damit der geringste Bürger auch seines Orts wieder ihm, dem Staate, verständig zu Hülfe kommmen könne. Die Kraft eines Genie's, wie Friedrichs des Zweiten, liegt ja eben hauptsächlich in seiner Sichtbarkeit und

Handgreiflichkeit: seine deutliche Person gilt eine Weile für den Staat; es ist aber noch besser, daß der Staat selbst sichtbar sei, weil das Genie vergeht, der Staat aber bleibt. —

Sehen Sie zurück auf die elende Staatswissenschaft, gegen die ich mich in diesen Stunden so oft habe auflehnen müssen: geht sie nicht von der Voraussetzung aus, der Staat sei im Grunde genant, ennüyant, und eine Last? Der Staat dieser Theorieen hat kein gutes Gewissen, daher vielerlei Heimlichkeit, listiges unvermerktes Beikommen, und Uebervortheilen und Schwindeleien aller Art. Ich dagegen habe, mit Novalis, behauptet: der Staat sei von Natur höchst liebenswürdig, offen und amüsant; er muß es seyn, da er das Interesse aller Interesses ist. Und wie könnte er denn auch anders seinen Vorrang vor den andern liebenswürdigen und amüsanten Gegenständen in seinem Umkreise behaupten! Das nun war der besondere Unverstand der Theorieen.

Aber auch der Staat selbst, der Preussische Staat, hat sich vor seinen Bürgern zu sehr versteckt; das System der indirekten Abgaben, und die Accise, die Exemtionen der Hauptstädte vom Kriegesdienst, vermittelst deren auch die Rekruten-Abgabe von den Bildungsstätten der öffent-

lichen Meinung über den Staat entfernt und aus den Augen gerückt wurde, die große Masse der Domänen, und endlich die bereits neulich gerügte allzu große Heimlichkeit und Schriftlichkeit der Verwaltung — alle diese Umstände haben den Staat verstecken helfen, so daß man unter Friedrichs II Regierung vom Staate selbst nichts weiter gesehen hat, als den König an der Spitze. Da aber nun der König, wenn er nicht allenthalben zugleich mit dem Staat und in dem Staat betrachtet wird, wie ich schon früher gezeigt habe, sehr leicht verwechselt werden kann mit einem bloßen Privatmann, mit einem ordinären großen Mann: so wird sich sehr leicht in dem Unterthan der unsinnige Gedanke festsetzen, der Staat müsse den Bürger behandeln, wie ein Privatmann den andern, und der Bürger könne dem Staate nicht mehr Credit widerfahren lassen, als der persönliche Charakter des Regenten und sein Privatreichthum an Domänen, Regalien u. s. f. etwa mit sich bringen; kurz, der Staat sei etwas außer dem Bürger Vorhandenes, wie der Wächter eigentlich außer dem Gehöfte stehe, welches er zu bewachen habe. —

Glauben Sie mir auf mein Wort, oder, besser, untersuchen Sie es; und Sie werden überzeugt

werden: die Hemmung, welche die guten und rechtlichen Regenten und Administratoren auf und an den Europäischen Thronen dieser Zeit bei allen ihren Unternehmungen erfahren haben, liegt hauptsächlich in dem Widerspruch ihrer Positionen; daß sie für das Ganze königlich zu sorgen, daß sie königliche Zwecke zu verfolgen haben, und daß ihnen die königlichen Mittel von den politischen Theorieen und demnach von der öffentlichen Meinung versagt werden; daß sie den Credit des Ganzen aufrecht erhalten sollen, und daß ihnen doch nur ihr persönlicher und sächlicher Privatcredit eigentlich als Mittel zu Gebote steht. Es ist klar, wie die Sonne: die vaterländische Noth muß den heilsamen Erfolg haben, über kurz oder lang diesen Widerspruch vor Aller Augen aufzudecken. Die Privatmittel der Regierung sind schon jetzt unzulänglich; aber da sey Gott vor, daß die eigentlichen National- und Staatsmittel, die bis jetzt noch nicht versucht worden sind, ebenfalls unzureichend wären! Man ergreife nur, wie ich gezeigt habe, die Idee des Ganzen, so wird das jetzt unsichtbare National-Capital in die Augen fallen: England und Oestreich haben durch Gunst des Himmels die Gewalt solches National-Capitals in der Papier-Circulation kennen gelernt. — — —

Die

Die Hauptſache alſo iſt, daß der Staat ſichtbar werde, und er wird es dadurch, daß alles Leben im Staate mit Bewußtſeyn darum verflochten wird. Dieſes iſt das A und O aller politiſchen Wiſſenſchaft, aber auch das A und O aller politiſchen Praxis. Unpraktiſch iſt alles Regieren, wenn es mit bloßen Privatmitteln geſchieht: denn gleichwie es überhaupt unpraktiſch iſt, in einem andern Geiſte zu handeln, als im Geiſte des Geſchäfts; wie es unpraktiſch iſt, z. B. in einer im Auslande angeſtellten Collecte die Geſetze und Inſtitutionen für den Preuſſiſchen Staat zu ſammeln, (wie es in einer neulichen Broſchüre über unſre neue Staatsorganiſation geſchah): ſo iſt es vornehmlich unpraktiſch, wenn an der Spitze der Nationen im Geiſte des Unnationalen, im Geiſte der kümmerlichen, ſorgen- und ſchuldenvollen Privatwirthſchaft, gehandelt wird; wenn der Staatsmann in einen unedlen Wetteifer eingeht mit dem Privatproducenten, dem Privatbanquier — anſtatt alles Privative von ſich abhängig zu machen. Ich erwarte alſo mancherlei Vorwürfe und Ausſtellungen von meiner hypercritiſchen Zeit: nur unpraktiſch wird man mich, ohne eine völlige Umkehrung aller Begriffe, nicht nennen können.

Der bedeutendſte Mangel einer Finanzadmi-

niſtration, wie die Friedrichs II, in ſo fern ſie zu einem Muſter für unſre Zeiten dienen ſollte, würde ſeyn, daß ſie bloß und ausſchließend auf baarem Gelde baſirt geweſen. An dieſer wichtigen Stelle erlauben Sie mir, mich auf eine politiſche Wahrheit zu ſtützen, die in ihrem heiligen Umfange bis jetzt noch Niemand ausgeſprochen hat. Es iſt nehmlich keinesweges die Abſicht der Natur, daß der geſammte innere Verkehr der Nationen vermittelſt der edeln Metalle getrieben und auseinander geſetzt werden ſoll: die auf der ganzen Oberfläche der Erde vorhandene größtmögliche Maſſe des Goldes und Silbers reicht nicht nur nicht hin, den einjährigen Ertrag der geſammten Production in den polircten Staaten zu repräſentiren (was auch unnöthig ſeyn würde, weil dieſer Ertrag unter ſich ausgetauſcht wird, und es nur hier und dort einer kurzen Vermittelung des Metallgeldes bedarf, daſſelbe Metallgeld aber ſehr vielfältige Dienſte der Art verrichtet); dieſe Geſammtmaſſe des Goldes und Silbers reicht nicht einmal hin, den vierten Theil der geſammten wirklichen Circulation zu beſtreiten. Die Natur alſo hat den Menſchen nöthigen wollen, jenes natürliche Geld durch ein künſtliches zu ergänzen. So, an der Hand der Noth, ſind die großen Papiercirculationen

in den Europäischen Staaten herbeigeführt worden, die man, in einer gewissen beträchtlichen Masse, für ein reines Uebel zu halten noch immer nicht aufhören will. Ich sage: es sind auch wenige Menschen in Europa, wenige Staatsmänner, die mit dem Papiergelde umzugehen wissen; und in der ungeschickten Anwendung wird es freilich zu einem reinen Uebel.

Nun aber erlauben Sie mir die dreiste Behauptung: in einem Staate, wo der große Verkehr ausschließlich mit Gold und Silber getrieben wird, und demselben kein wahrhaftes Papiergeld wechselwirkend zur Seite geht — in einem solchen Staate giebt es keine Nationalökonomie, nicht einmal eine eigentliche Staatswirthschaft. Verwechseln Sie mit dem Papiergelde, welches ich meine, nicht jene auf den Privatcredit dieses und jenes Besitzstückes fundirten, verzinslichen Papiere! — Wir haben ein einziges unschätzbares Papier der Art, die Treforscheine. — — —

Ich nehme an, daß der Name und die idealische Hypothek dieses Papiers nur, wie Moses sagte, um der Herzenshärtigkeit der Kinder Israel willen, angenommen worden sey; also ohne Präjudiz für dieses unser schönes, fast erstes Nationaleigenthum, die Treforscheine, be-

ſtimme ich das Weſen des echten Papiergeldes folgendermaßen: es ſind perſönliche, auf den Credit der Perſon des ewigen Souveräns, ausgeſtellte, unverzinsliche Wechſel.

Nehmen Sie an: die ganze Erde beſtände aus einem einzigen Staat von der Größe der Preuſſiſchen Monarchie; nehmen Sie ferner einſtweilen das Unmögliche an, nehmlich, dieſer einzige Staat wäre vollſtändig organiſirt und concentrirt (was freilich nur erſt dadurch möglich wird, daß dieſer Staat ſeines Gleichen gegen ſich über hat, oder daß es mehrere Staaten giebt): — ſo würde in dieſem Staate kein Metallgeld nöthig ſeyn; das nach einer gleichförmigen Eintheilung in gleiche ökonomiſche Werthe parcellirte Wort des Landesherrn, oder reines Papiergeld, würde zur Circulation vollſtändig hinreichen, immer vorausgeſetzt, daß der Staat auch dauerte, und daß nicht die folgende Generation und der folgende Landesherr das Werk des vorigen umzuſtoßen und einen ganz neuen Staat zu gründen unternähme. Das Wort des wahren, conſequenten und ewigen Souveräns wäre das beſte und vortrefflichſte Geld.

Gegen die Alleinherrſchaft eines ſolchen auf das bloße echt-königliche Wort gegründeten Papiergeldes lehnen ſich alſo folgende Un-

ſtände auf: 1) daß es mehrere Staaten giebt, und daß das königliche Wort des Einen Staates nicht für den andern Staat gilt, weil dort eben wieder ein anderes königliches Wort geltend iſt; 2) daß der Nationalverband der einzelnen Staaten zu ſchwach und unvollſtändig iſt, daß der Souverän nicht alle Theile ſeines Staates zu durchdringen vermag, alſo ſein Wort auch nicht vollſtändigen und allgemeinen Credit hat; endlich 3), daß die Staaten, der allgemeinen Anſicht nach, kurze und höchſtvergängliche und mancherlei Schickſalswechſel unterworfene Erſcheinungen ſind, die natürlich einem feſten und ewigen Papiergelde nicht zur Grundlage dienen können! — So erleben wir denn in der heutigen Welt oft die ganz tolle Erſcheinung, daß das einzelne Handlungshaus im Staate mehr Credit hat, als der Staat. —

Alle dieſe drei Argumente reduciren ſich auf folgendes Eine Hauptargument: die einzelnen Europäiſchen Staaten haben, auſſer ihrer nationalen und concentriſchen Richtung, auch eine weltbürgerliche; und dieſer letzteren iſt in ökonomiſcher Hinſicht durch Papiergeld nicht zu genügen. Alſo in dem wahren Europäiſchen Staate wird der Souverän, ſo wie er unaufhörlich das Verhältniß des weltbürgerlichen und des natio-

nalen Strebens, oder das Verhältniß der auswärtigen und inneren Angelegenheiten zu dirigiren hat, so auch unaufhörlich das Verhältniß der Papiercirculation zur baaren Circulation zu dirigiren haben. — Kurz, eine vollständige Nationalökonomie beruhet auf der Wechselwirkung zwischen beiden, zwischen Papiergeld und Metallgeld. Ueber das Metallgeld allein kann der Landesherr nicht gebieten; dieses folgt den ewigen Strömungen des Welthandels, und der Welthandel ist nicht in der Gewalt eines einzelnen Landesherrn. Schätze sammeln, Ausfuhrverbote der edlen Metalle, Fabrikanlagen, um dieselben in das Land hinein zu reißen und zu bauen, waren die Mittel Friedrichs II, womit er sich von den Strömungen des Welthandels unabhängig zu machen strebte; und dennoch blieb er, der Freie, Mächtige, in günstigen Zeiten Unterthan des Metallgeldes: die Oekonomie blieb eigentlich hors de la loi, außer der Herrschaft, außer dem Einflusse Friedrichs.

Sie sehen ferner ein, wie das heutige Frankreich nur durch die Uebermacht der Waffen, und durch die [illegible], die in den letzten Jahren beinahe die Hälfte aller Revenüen betragen haben, (nebst die Revenüen aus den

Beſitzungen der Franzöſiſchen Generale, die auch größten Theils baar nach Frankreich remittirt werden, noch ungerechnet ſind), ohne Papiercirculation hat beſtehen können, alſo auch dort von einer ſuveränen Macht über das Geld nicht die Rede ſeyn kann. Will der Landesherr von der Sklaverei des Metallgeldes emancipirt werden; will der Miniſter über dem Gelde ſtehen, wie er bisher meiſten Theils abhängig unter dem Gelde geſtanden hat: ſo muß er dem Metallgelde oder Weltgelde einen Nebenbuhler erwekken, ein Landgeld oder Papiergeld; er muß dem Gelde, welches von den Strömungen des Welthandels ewig abhängig bleibt, ein andres Geld gegenüber ſtellen, welches von dem feſten, von ihm abhängigen Nationalleben getragen wird. — Nun tritt der Suverän, oder der Miniſter, in die Lage jenes unpartheiſchen dritten Zuhörers bei einem Geſpräch, Führers bei einem Streit: er ſteht über einem Verhältniß, und nicht mehr über einer bloßen Sache; er kann gebieten. —

Das Unglück unſrer Zeit hat den großen und unberechenbaren Gewinn herbeigeführet, daß die Völker an Papiercirculation gewöhnt worden ſind: die geſammten öffentlichen Schulden des Preuſſiſchen Staates, ſeiner Provinzen, Kreiſe und Städte, wie beträchtlich ſie auch ſeyn mögen,

erreichen die Summe von Papiergeld bei weitem noch nicht, welche der Preuſſiſche Staat durch ſeine innere Circulation in glücklichen Zeiten zu tragen im Stande ſeyn möchte. Die Aufgabe wäre alſo, dieſe Schulden in reine Staatsſchulden, dieſe endlich in Papiergeld, in Treſorſcheine, zu verwandeln, und demnächſt durch Anlage verhältnißmäßiger Tilgungsfonds und Realiſationscaſſen dieſes Papiergeld und ſeinen Cours, wie es ſehr wohl möglich iſt, ganz der ſuveränen Gewalt zu unterwerfen. — Es gehört ein gewiſſer Grad von Nationalität dazu, dieſen Plan auszuführen: der bloße Financier muß und ſoll ihn unbegreiflich finden. Wie die Nation, ihr Gemüth, ihr Leben, zu concentriren und zu binden ſei, habe ich gezeigt. Könnt ihr die Nationalität überhaupt nicht erwecken, ſo redet auch nicht von Nationalökonomie. — Aber in dem Maße wie der Nationalgeiſt die wahre und reine Papiercirculation, (welche ich hier beſchrieben habe, und welche die Natur verlangt, weil das Metallgeld für den Verkehr nicht hinreicht) tragen hilft, wird er ſelbſt wieder durch die Papiercirculation getragen: der Bürger wird durch das Papier feſter an die beſtehende Ordnung gebunden, während das bloße Metallgeld auch nur die bloße weltbürgerliche Stimmung

begünſtigt. Fragen Sie nur, wie viel Oeſtreich von ſeinem innern Nationalverbande, wodurch es ſich in den Stürmen der neueren Zeiten vor faſt allen Europäiſchen Staaten auszeichnet, ſeinen Bankzetteln zu verdanken hatte! Freilich gehört ein mächtiger Nationalgeiſt dazu, ein Papiergeld zum Belauf von beinahe 2000 Millionen Gulden zu tragen; aber wie iſt dieſer Nationalgeiſt wieder von dem Papiergelde getragen worden! Auch hier gilt der ſchöne Spruch des Dichters: er trägt die Flügel zwar, doch tragen ſie ihn wieder. —

Trauen Sie mir nicht zu, daß ich das unbewußte, bloß durch die Noth herbeigeführte, alſo falſche, Verhältniß des Papiergeldes zum baaren Gelde, ſo wie es in irgend einem der heutigen Europäiſchen Staaten exiſtirt, billige! Schon die herrſchende Anſicht, daß das Papiergeld ein reines Uebel ſei, und die daraus herfließende Abſicht, es durchaus zu tilgen und zu vernichten, beweiſ't, daß, England ausgenommen, vielleicht noch kein Europäiſcher Staat einſieht, was er an ſeiner Papiercirculation beſitzt. Ich möchte aber auch behaupten, daß ſeit Erfindung der Sprache, für die geſellſchaftliche Organiſation der Menſchheit keine größere gemacht worden iſt, als die Erfindung des Papiergeldes. — Es iſt

ein seltnes Loos, welches den Staatsmann trifft, dem zuerst in einem innerlich frei gewordenen, zur Nationalität erhobnen Europäischen Staate verstattet seyn wird, ein wahres, freies Papiergeld einzuführen und in die Nationalökonomie zu verarbeiten. Welche große Geheimnisse des gesellschaftlichen Lebens werden sich Dem enthüllen, der sich zuerst ungezwungen über das Metallgeld erheben, der sich selbst zum Gelde machen, der, wie es sich gebührt, die Seele der Nationalökonomie seines Vaterlandes werden wird! Er ist bestimmt, die Oekonomie, welche nun lange genug, unter der Sklaverei des Metalls, ihre dumpfen, einseitigen Zwecke verfolgt haben wird, mit allen höheren Bestrebungen wieder auszusöhnen! —

So lange diese höhere und einzige Kunst, sich von der Sklaverei des Metallgeldes loszumachen, dadurch, daß man ihm ein wahrhaftes Nationalcreditgeld gegenüber stellt, und eins durch das andere bändigt und garantirt, nicht existirt: — so lange ist die Finanzadministration Friedrichs eine vollständige und innerlich consequente; jene Prediger des reinen Ertrages, jene Philosophen der Handelsfreiheit, die der Botmäßigkeit des Metallgeldes zu entkommen meinten, indem sie eine Theorie der Production zu Stande brachten, die

nur ausgeführt werden konnte, in ſo fern alle nationalen Grenzen zwiſchen den einzelnen Staaten verſchwanden, d. h. in ſo fern alle höheren Zwecke des Lebens verleugnet wurden und das Thieriſche ausſchließender Gegenſtand der Oekonomie blieb — haben der ökonomiſchen Politik Friedrichs und Colberts praktiſch nichts anhaben können. Es mußten allerdings unzählige Netze ausgeſtellt werden, um das Metallgeld einzufangen, viele Kanäle eröffnet werden, um es herein zu leiten, wenn die nationale Unabhängigkeit und Eigenheit, welche mit dem Eiſen erobert worden, nicht in jedem Augenblicke wieder durch das Geld zerſtört werden ſollte. Gewiſſe allgemeine und wohlfeile Principien über die Natur der Production, über das Niveau des Welthandels, welche die Schule Adam Smith's auswendig gelernt, zur Mode, ja zu einer Art von Religion erhoben hat, ſind leicht zu begreifen: auch Friedrich würde ſie wohl noch erſchwungen haben, wenn er ſich über den kleinen Mangel dieſer Theorieen hätte hinweg ſetzen können, daß auf die Nothwendigkeit beſonderer Staaten, einzelner ganz verſchieden geſtalteter Nationalökonomieen darin keine Rückſicht genommen war. Adam Smith, von ſeiner unüberwindlichen Inſel her, wo die Nationalität in tauſendjährigen

inneren Kämpfen begründet, und nun gegen die Angriffe gährender Zeiten durch das Meer beſchirmt wurde, ſetzt die Nationalität, die beſondere vaterländiſche Exiſtenz, wie etwas Gegebenes, voraus; und die kleinen Nachbeller des Continents in ihren zerfließenden Vaterländern thun desgleichen, als wenn die Nationalexiſtenz ſchon von ſelbſt ſich erobern und formen werde, oder vielmehr, als wenn ſie mit der Nationalökonomie gar nichts zu ſchaffen habe!

Wir Völker des Continents, zumal wir Deutſchen, haben eine noch höhere Nationalbeſtimmung, als die Britten. Wenn wir uns dereinſt zur Nationalität erheben, ſo iſt es, da wir die Mauern, die Meere, die Grenzſteine unſerer Staaten aus der bloßen Kraft unſeres Herzens ſelbſt erzeugen und ewig wieder erzeugen müſſen, ſicher eine viel gründlichere: es reicht bei uns nie und an keiner Stelle hin, Reichthum zu haben; wir müſſen ihn auch ohne Ende vertheidigen, mit Freiheit garantiren: jeder Erwerb bei uns muß zugleich bewaffnet ſeyn; wir ſind gezwungen, jeden Beſitz an das Herz unſrer Staaten anzuketten, wenn er uns bleiben ſoll; in alle unſre ökonomiſchen Calcüls muß die Nationalexiſtenz, und ſo allmählich, wie es ſich gebührt, alles Heilige und Menſchliche verwebt

werden. — Deshalb nun ist das erste, nächste und höchste Ziel der Nationalökonomie des Continents, sich in Besitz des ökonomischen Princips selbst zu setzen, d. h.: entweder auf dem mechanischen Wege die größtmögliche Masse des Metalls in unsern Staat hinein zu leiten und zu zwingen (das war die Politik Colberts, Friedrichs, und ist noch jetzt überhaupt die Französische), oder auf dem organischen Wege aus eigner nationaler Kraft ein lebendiges Nationalcreditgeld zu erzeugen, welches dem Metallgelde zur Seite gehe, es ergänze und sich mit ihm streitend durchdringe und vermähle. —

Ich habe den einzig würdigen Standpunkt für den wahren Financier gezeigt, indem ich die Möglichkeit eines freien Verkehrs mit, also einer freien Herrschaft über das Metallgeld, zeigte: die großen Strömungen des Welthandels, also die Massen des Metalls, bleiben so unüberwunden, wie bisher; aber der nationale Oekonomiestaat braucht wegen Verminderung des Metalls nicht still zu stehen, weil ein andres höchst elastisches Geld unmittelbar die leeren Räume wieder ausfüllt und die Oekonomie ihre unendliche Bewegung behält. Diese Bewegung verwandelt die Metalle, welche in Amerika und nachher in Asien nichts weiter sind als eben

Metalle, in Europa in wahres Geld: deshalb haben die Metalle eine unüberwindliche Neigung nach dieser ökonomischen Bewegung hin, die ihnen das Leben giebt; also in so fern es der Staatskunst gelingt, eine nationale concentrische Bewegung, also ein wahres Nationalcreditgeld, zu erzeugen, wird auch die Natur nachgeben: das Metall wird herein gebannt werden in den Staat.

Ich kann hier nur flüchtig berühren, was ich in meinen Elementen der Staatskunst umständlicher bewiesen habe; und was ich über jene nichtsnutzige, ökonomische Lehre denke, welche noch heut zu Tage — unbekümmert um das vaterländische Band, unbekümmert um die nationale Garantie — für die bloße Vermehrung des Ertrags arbeitet und für die elende Privatbehaglichkeit des einzelnen Consumenten in seiner Haut, die man Glück der Menschheit zu nennen beliebt, brauche ich nicht erst auszusprechen. Diese Kleinkrämer, diese reinen Plusmacher, wagen es, die Administration Friedrichs zu tadeln: Friedrichs, der keinen Augenblick vergessen hat, seinen Staat ökonomisch zu garantiren, wenn auch nur durch mechanische Mittel, wenn auch nur durch Geldmassen — während Jene keinem einzigen Magen auch nur auf vier und zwanzig

Stunden das Brot garantiren können, wozu ihre freien Bauern das Getreide gebaut, und welches ihre freien Müller und Bäcker gemahlen und gebacken haben. Dafür sei Gott, daß die sehr consequente, auf die sehr wesentlichen Zwecke gerichtete Administrationspolitik Friedrichs von solcher gelehrten, höchst unpraktischen Schwärmerei angetastet werden könnte!

Nur aus dem Standpunkte der lebendigen Staatskunst ist eine unbefangene Darstellung, also eine wahre Kritik Friedrichs möglich: der Zweck aller ökonomischen Administration Friedrichs war anerkannt das Metallgeld, und der Zweck dieses Metallgeldes die Behauptung der äußern nationalen Unabhängigkeit, oder derjenigen Staatsmacht, welche wieder die Bedingung aller Sicherheit und alles Genusses im Innern des Staates war. In so fern also das Metallgeld seinen Zweck wirklich und dauernd erreicht, liesse sich gegen das System Friedrichs im Wesen nichts — wenn auch noch so viel in der Ausführung — einwenden. Aber das Metallgeld kann 1) nur äußere und todte Kräfte repräsentiren; 2) es wendet durch seine Allgemeingültigkeit den Sinn des einzelnen Bürgers wieder vom Staate ab, gerade in demselben Maße, als der Regent es benutzt, den Bürger äußerlich

feſter in den Staat hinein zu zwingen; 3) es iſt nicht in der Maſſe hinlänglich vorhanden, um auch nur den beträchtlichſten Theil des Nationalverkehrs in den einzelnen Staaten zu tragen, und wenn es, wie ehemals in dem Schatze Friedrichs, und wie jetzt in Frankreich, ſich gar an einzelnen Stellen von Europa zu häufen anfängt, ſo tritt in den andern Staaten die Circulation und der vorhandene Metallvorrath in ein deſto ſchreienderes Mißverhältniß; 4) endlich, ſobald Metallgeld der Zweck der Adminiſtrationspolitik iſt, tritt die Regierung nothwendig mit dem eignen Unterthan, mit dem eignen Bankier, Fabrikanten und Producenten in einen unanſtändigen Wettſtreit um ein auswärtiges Produkt; und auch ſo wird, durch Auflöſung des innern natürlichen Verhältniſſes zwiſchen Suverän und Unterthan, die innere Nationalfreiheit in demſelben Maße zerſtört, wie die Maſſe des Metallgeldes ſie befeſtigen ſoll. Der Suverän behält die höchſte Gewalt nur ſo lange, als er auch der geldreichſte Particulier ſeines Staates iſt; und deshalb war Friedrich nicht allein durch die auswärtigen Europäiſchen Verhältniſſe, ſondern auch innerlich und ſtaatsrechtlich zur Aufhäufung großer Schätze genöthigt. —

Wenn alſo im gegenwärtigen Augenblick ein-

einzelne Staaten ſich damit rühmen, das Glück und die Sicherheit, welche der Particulier in ihnen genießt, deshalb preiſen wollen, weil ſie von einer Papiercirculation, wie ſie ſich ausdrücken, befreiet, und allein von baarem Metallgelde abhängig ſind: ſo iſt das ein ſehr prekärer und verdächtiger Ruhm; der Kenner wird vielleicht gerade in dieſem Mangel an Papiercirculation die Stelle entdecken, wo ſolche goldſchimmernde Staaten ſterblich ſind. Warum will ſich überhaupt der wahre Staatswirth nicht an die Geſchichte des Geldzufluſſes in ſeinem Staate halten? Warum floß durch den größten Theil des letzten Jahrhunderts die ganze Ausbeute der Minen von Peru unaufhaltſam, durch Spanien hindurch, auf die Bank von Amſterdam? — Weil in Holland eine ökonomiſche Bewegung vorhanden war, in Spanien aber nicht. Dieſe ökonomiſche Bewegung iſt alſo eher da, als die Metalle: ſie haucht den Metallen erſt eine Seele ein, daß ſie nunmehr Geld werden. Hätte Holland dieſes Geld bloß feſthalten wollen, ſo hätte das Geld — in Ermangelung der Freiheit und der Bewegung, durch die es Geld wird — nunmehr auch aufgehört Geld zu ſeyn. Das Geld, wenigſtens der größte Theil deſſelben, floß aus Holland wieder fort in den Norden, nach In-

dien u. ſ. f.; aber es floß nicht ab, wie aus Spanien, ohne Spur, ſondern das eigentliche Weſen des Geldes blieb in Holland, unſichtbar aber gewaltig, in der Geſtalt eines geſteigerten Credits, in Papieren, Wechſeln, Handelsbüchern zurück; in der engern, lebhaftern und mächtigern Verbindung der Holländiſchen Kaufleute; in ihrem gewaltigeren Einfluß auf alle andern Oekonomieſtaaten der Welt. Jeder Piaſter, der durch Holland ſtrömte, bekräftigte das Wort des einzelnen Holländiſchen Kaufmanns, der in ſeiner Creditſphäre, wie der wahre Suverän in der ſeinigen, eigentlich nicht mit dem Metalle, ſondern nur mit einem leichten Federzug, mit einem Blatt Papier, die Kräfte von Tauſenden in Bewegung ſetzt.

Dieſe ſteigende, in der Wechſelwirkung ſich belebende Kraft der menſchlichen Verbindung iſt alſo das Weſentliche, und die Kraft des Metallgeldes nur in Verbindung mit jener lebendigen Kraft des Wortes, oder des aufgeſchriebenen Wortes, d. h. des Wechſels, des Papiers, etwas werth. Demnach hat der wahre Kaufmann nicht die Acquiſition des Metallgeldes zu ſeinem Zweck: er belebt nur ſeinen Credit, er bekräftigt nur ſein Wort, er unterſtützt nur ſein Papier vermittelſt des Metallgeldes; er ſelbſt ſteht über dem

Gelde, braucht es nicht krampfhaft festzuhalten, kann es mit Freiheit fahren laſſen, weil er neben dem Metallgelde noch unendlich mehr Credit oder Papiergeld beſitzt, als baares Geld. Kurz, weil er ein Verhältniß zu dirigiren hat, weil er der Dritte im Geſpräch iſt, ſo regiert und prosperirt er. Dieſes Bild des großen Kaufmannes wünſchte ich vollſtändig auf die Staatswirthſchaft zu übertragen, während man nur einzelne Seiten des kaufmänniſchen Wirkens, nie aber das kaufmänniſche Leben im Ganzen und Großen, dem Staatswirthe vorzuhalten pflegt.

Nur übertrage man das Bild auch richtig! Man überſetze den Gedanken auch richtig aus der Creditſphäre eines großen Kaufmannes in die Creditſphäre eines Staatswirthes! Die Creditſphäre eines großen Kaufmannes iſt das ganze Netz von merkantiliſchen Verbindungen, welches im Laufe ſeines Lebens, auch vielleicht in Folgen des Credits, den er ſchon von ſeinen Vorfahren geerbt hat, durch ſeine Vorfahren und ihn über die reichſten und ergiebigſten Stellen der Erde hin angeknüpft worden iſt. Die Creditſphäre eines Staatswirthes hingegen iſt, oder ſollte vielmehr ſeyn, die Totalität des Staates mit allen Gedanken und allem Fleiſche, welches er in ſich begreift: aller Credit im Umfange des Staates

muß ein von dem Credit des Staates abgeleiteter und alſo auch von dieſem garantirter Credit ſeyn, während jetzt, leider! ſehr häufig der Staat ſeinen Credit von den großen Kaufmannshäuſern abzuleiten pflegt. Die Wechſel des Staatswirthes, ſein Credit, ſein Wort, ſollte eigentlich über alles Wort, allen Credit, alle Wechſel gehen. Und warum iſt dies nicht der Fall? Weil die meiſten Staatswirthe die Sphäre ihres Einfluſſes, alſo ihres Credits, nicht kennen; weil ſie über ihre gemeinen Hypotheken, Domänen, Regalien, Revenüen hinaus nicht zu gehen wagen; weil ſie mit dem Privatcredit ihres Herrn und ihrer Perſon Nationalbedürfniſſe beſtreiten wollen; weil ſie den Nationalcredit nicht dreiſt vorauszuſetzen, und im Namen des Suveräns muthig auf ihn hin zu traſſiren wagen. — Aus allen dieſen Gründen kommt alſo jener Privatcredit, wie künſtlich er auch benutzt werden möge, gegen die Nationalbedürfniſſe zu kurz; man muß nun, wie es an ſo vielen Orten in Europa geſchehen iſt, zu allerlei Fabel und Schwindelei ſeine Zuflucht nehmen, und ſo führt ſich endlich jener unanſtändige, complimentariſche Ton zwiſchen Suverän und Unterthan ein: ein Entſchuldigen jeder Forderung, ein Verſprechen baldiger Milderung. Kurz, das ganze Verfahren des Pri-

vatmannes, der vom Privatmanne Geld borgen will und doch ſeinen Credit verſcherzt hat, wiederholt ſich öffentlich von Seiten der Regierung: man überträgt unabhängigen Commiſſionen die Fonds zur Wiederbezahlung, und geſteht damit öffentlich ein, daß Privatleute mehr Credit haben, als die Regierung. Dieſe kümmerlichen Mittel, welche die Regierung erſt entweihen, um ihr — was wohl nie gelingen wird — durch die Entweihung Credit zu verſchaffen, können und werden das Elend nur mehren, bis ſich endlich alle Staatsmänner zu dem Gedanken des Nationalcredits erheben, d. h. mit andern Worten: bis die Staatswirthe ihre große Creditſphäre ſo deutlich zu erkennen, ſo richtig zu behandeln anfangen, wie, meiner obigen Darſtellung nach, der Kaufmann ſeine kleinere, und bis dann das Verhältniß zwiſchen Metall und Nationalpapier das erſte Object aller Staatswirthſchaft wird, demnach die Sklaverei des Metallgeldes und des Privatlebens über den Staat ein glückliches Ende nimmt.

Dieſe große Reform in den Finanzangelegenheiten einer Nation, dieſes wünſchenswürdigſte Ereigniß, kann aber nur in Gemeinſchaft mit den übrigen nationalen Erhebungen, die ich früher beſchrieben habe, erreicht werden. Wenn

nicht Partheien im Lande entstehen, natürliche Partheien, die von der Regierung zu einer wahren Ständeverfassung veredelt werden; ehe man nicht den Geist der Nationalität hebt mit Worten und mit Werken; ehe man nicht alles Einzelne im Umkreise einer Nation auf den Mittelpunkt derselben zu beziehen anfängt; ehe man nicht alle Einzelnen wörtlich und kräftig und thätig davon überzeugt, daß sie nichts sind ohne ihre vaterländische Gemeinschaft; ehe man nicht das Vaterland liebenswürdig zu machen, zum ersten Gegenstande aller Neigung zu erheben, ehe man nicht allen zumal in unserm Vaterlande vorhandnen guten Willen hin zu lenken versucht auf den einzig würdigen Gegenstand —: ehe wird man auch nicht versuchen dürfen, den Nationalcredit zu realisiren. Die Administration allein kann dieses große Geschäft nicht vollenden: es gehört dazu ein gewisses Entgegenkommen von Seiten der Besseren und Edleren in der Nation. Diese anzufeuern, ist das einzig würdige Geschäft der echt praktischen Wissenschaft in unsern Tagen, also das meinige. Lassen Sie mir den Stolz, daß ich es mit reinem Willen und ganzer Seele umfasse. Gegen die falsche Wissenschaft, gegen die Theorieen, welche eine herzlose Zeit ausgeboren hat, gegen die unglück-

liche Popularität gewiſſer ſogenannten Grundſätze einer leeren Erwerbsfreiheit, die, von dem Princip der Weltbürgerlichkeit ausgehend, uns in kurzer Zeit leicht in den Stand der reinen, nackten Weltbürger dieſer Zeit erheben würden, gegen alles Modeweſen der Zeit — bleibt uns vorläufig eine einzige, aber große Bürgſchaft: der reine Sinn des Königs, ſein erhabenes Mißtrauen gegen alle unechte, untergeſchobene, mit philoſophiſchen Flittern und mancherlei Modereiz prangende Wiſſenſchaft, und ſeine treue Liebe für das Vaterländiſche und Nationale.

Noch ein Wort erlauben Sie mir über den unvergleichlichen Adam Smith, gegen deſſen mechaniſche Nachbeter in Deutſchland ich mich vornehmlich heute an mehreren Stellen habe erklären müſſen. Glauben Sie mir auf mein Wort, daß niemand dieſe Schüler feierlicher desavouiren würde, als er ſelbſt, wenn er noch ſprechen könnte. Ihm, wie jedem großen Manne, der etwas Erhabenes lebendig ausgeſprochen hat, und dem nach ſeinem Tode das Unglück widerfährt, daß ſich ein Troß nachlaufender Geſellen an ſeinen Namen hängt, und den Buchſtaben ſeiner Gedanken todt in den Staub herabzieht, ſind wir dieſe Proteſtation gegen die Sekte ſchuldig. Wir können die Schatten Adam

Smith's und selbst Friedrichs nicht besser ehren, als indem wir die ungeschickten Nachbeter ihrer Ideen, welche ihren wahren Ruhm beeinträchtigen, unausgesetzt verfolgen. Keine größere Schmach kann einem großen Gedanken widerfahren, als wenn er das Symbolum einer Schule, das Panier einer Sekte, wird.

Elfte Vorleſung.

Vom nationalen Heer, und von der kriegeriſchen Erziehung der Nation.

Es giebt vier Gattungen von Staatsmännern: Staatsmänner aus Routine, Staatsmänner nach Principien, Staatsmänner nach Maximen, Staatsmänner von Ideen. Die unterſte, unbedeutendſte obgleich zahlreichſte Gattung bilden die Staatsmänner aus Routine. Eine breitgetretene Straße forttraben, ſich auf die Erfahrungen eines kurzen Geſchäftslebens und auf die irgend einem Vortreter abgelernten Kunſtgriffe viel zu gut thun, von den großen Weltläuften, von den Umgeſtaltungen der Zeiten keine Notiz nehmen, keinen Schritt aus ſeinem Reſſort, ſeinem Departement, ſeiner Provinz weichen, das Ganze des Staates, die Macht des Souveräns für etwas längſt Etablirtes, von allem Schickſal Unbezwingliches halten, nicht aus Ge-

fühl oder Glauben, sondern aus dem elenden Calcül, es sei doch unwahrscheinlich, daß der Staat, welcher so viele Generationen überstanden habe, gerade heute, gerade morgen, gerade in dem Lebensraume dieser Generation, einstürzen sollte — warum soll ich Ihnen dieses wohlbekannte Geschlecht noch näher beschreiben! Gerade ein eigenthümlicher Geist, der seinen Stempel recht tief der Zeit und seiner Nation eindrückt, wie Friedrich, wird einen recht großen Schwarm solcher Routiniers nach sich ziehen. So lange man überhaupt im Staate nichts weiter begehrt, als todten Mechanismus, so lange können die Räder auch nicht geschliffen und mechanisch genug, die Kraft des Individuums nicht blind genug seyn. — Hätte sich irgend ein Staatsmann in der Administration Friedrichs zu einer freien Ansicht der Zeit und des Vaterlandes, unabhängig von der des Monarchen, erheben können, so würde ihn entweder die Maschine durch ihre treibende Gewalt ausgestoßen, oder er die ganze Maschine in Unordnung gebracht haben. — —

— — — — — — — — — — — — — —

Wir können uns Glück wünschen, daß das Reich der Routiniers in Preussen unwiederruflich zu Ende ist. —

Die zweite ehrenwerthere Classe von Staats-

männern ſind die, nach Principien. Die Liberalität der Preuſſiſchen Könige, der Andrang von Fremden in unſer Vaterland, der Trieb nach dem Auslande, der die beſſere Preuſſiſche Jugend ergriff, und den die elfjährige Neutralität begünſtigte, beſonders aber die dadurch herbeigeführte wiſſenſchaftliche Reibung, wenn ſie auch lange Jahre hindurch nur mechaniſche Reibung blieb —: alle dieſe Umſtände haben Staatsmänner nach Principien erzogen; die Wiſſenſchaften und das Ausland haben gegen die Routine und den geſchloſſenen Staat Friedrichs nothwendig reagiren müſſen. — Der Blick wird allerdings freier, die Seele empfänglicher, wenn die Adminiſtrationsformen des Auslandes bei der Bildung des künftigen Staatsmannes concurriren dürfen, wenn die tauſendfältigen Anwendungen und Wirkungen der Geſetze, welche der reiche Boden unſeres Welttheils darbietet, mit in die Betrachtung gezogen werden dürfen, und wenn der betriebſamen Wiſſenſchaft geſtattet wird, nicht bloß die unzähligen Erfahrungen des Auslandes wie ein Material heran zu führen, ſondern ſelbſt mit zu ſprechen beim Bau. Aber ſehr leicht bekommen ganz allgemeine, markloſe und unnationale Principien die Oberhand, zumal in Zeiten wiſſenſchaftlicher Verwirrung und

Anarchie, wie gegenwärtig. Die falschen und todten Begriffsformen aller unsrer heutigen Wissenschaften werden dem lebendigen Weben des Staates aufgedrungen; von den auswärtigen Verhältnissen, d. h. von der nationalen Form des vaterländischen Lebens, wird abgesehen, und dafür innerhalb des Staates auf ein angeblich-philosophisches Schema von Freiheit der Gewerbe und des Privatlebens los operirt. Der Staatsmann nach Principien zu unsrer Zeit, ist immer und nothwendig Angloman: denn in keinem Lande sind die Staatswissenschaften gründlicher bearbeitet, als in England. Aber man vergesse doch nie, daß in keinem Lande die Wissenschaften nationaler, und mehr für den vaterländischen Hausgebrauch bearbeitet sind, als in England. Nirgends weniger qualificiren sich Gesetze und Staatswissenschaften zum Nachahmen und zum Nachschnitzeln, als in England: sie müssen im Leben, und mit allen Bedingungen ihres Lebens genialisch aufgegriffen werden, oder die direkte handwerksmäßige Uebertragung schlägt sicher zum Fluch der Länder aus, die man Großbrittanien nachformt. Man übersehe doch nicht, daß England gerade so unfähig ist, die Lebensbedingungen irgend eines Continentalstaates einzusehen, so völlig unwissend über

alles, was auſser seinem Nationalintereſſe liegt, als weiſe und einſichtsvoll in den eigenen Angelegenheiten. Der gelehrte, der gereifte Staatsmann nach Principien wird überhaupt wenig Poſitives zu Stande bringen: vor der Unendlichkeit der geſammten Fälle und der Gewalt der politischen Gegenwart, werden die Principien, wie feſt auch an ſie geglaubt werden möge, doch nicht aufkommen; alſo werden die Sachen ſich ſelbſt machen, wie es Gott gefällt.

Die dritte Gattung ſind die Staatsmänner nach Maximen. Dieſe ergreifen und bilden ſogar wirklich die ihnen unterworfenen Maſſen; dem aufgegebenen gewaltigen Geſchäfte ſind ſie in hohem Grade gewachſen, thun ſie das Zweckmäſſige, und, in ſo fern man es bloſs aus dem Standpunkte der Gegenwart beurtheilt, auch Richtige. Sie verſtehen ihre Inſtrumente zu finden, zu ſubordiniren; ſie wiſſen zu befehlen: kurz, hier iſt ſchon von Handlung die Rede. Sie meinen nicht (wie die Staatsmänner nach Principien meiſten Theils), daſs es in Staatsangelegenheiten bloſs auf die Sache ankomme; ihnen ſind die Perſonen, und deren Behandlung eben ſo wichtig. Sie wiſſen ſich große Partheien zu bilden, auch wohl Oppoſitionen gegen dieſe Partheien, wie die Beiſpiele

in der Geſchichte zu finden ſind, um als dritte Perſonen deſto ſicherer zu herrſchen. Und ſo lauern ſich in ihnen zuletzt, aus Verſtand und Erfahrung zugleich, kurz, aus dem politiſchen Leben ſelbſt, gewiſſe lebendige Regeln ab, die bis an's Ende ihres Geſchäftslebens Euch halten, wenn ſie auch dann ihnen bald nachſterben. Dieſe politiſchen Lebensregeln, aus der eigenen Situation entſprungen und für ſie hinreichend, nenne ich: Maximen. — Die höchſten Muſter ſolcher Staatsmänner nach Maximen ſind die Machiavelli, die Richelieu und der Kaunitz. Friedrich ſelbſt, obgleich in vielen andern Fällen weit über dieſe Individuen erhaben, gehört als Adminiſtrations-Chef durchaus in dieſe Gattung. Der Hauptfehler dieſer Gattung iſt, daß ſie die innere Freiheit des ihr unterworfenen Stoffes ausſchließt; daß ſie, wenn auch noch ſo klar und vernünftig, doch immer mechaniſch und unorganiſch, d. h. mit einſeitigem Willen und ohne Reaction des beherrſchten Volkes zu Werke geht, alſo unfruchtbar iſt, ſich nicht fortpflanzen kann in's Unendliche, wie alles Leben; daß ſie alſo ausſtirbt in einen Schweif von Neuerungen, welche ſie getrieben hat, und welche ohne ſie ſo wenig vermögen, wie die Räder einer Maſchine ohne die treibende Kraft.

So nun erreichen wir endlich die höchste und würdigste Gattung: die Staatsmänner von Ideen. Alle Klarheit und Klugheit des menschlichen Geistes, aller Lebenskalt, alle Umsicht des praktischen Talents, die wir der vorigen Gattung zuschreiben mochten, vermag über die Schwelle des gegenwärtigen Moments hinaus nichts, bis sie sich an das Gemüth anschließt, an jenes fruchtbare Gefühl des Weltgesetzes in uns. Nun hängt der Staatsmann nicht mehr äußerlich, wie das Gewicht an der Uhr, die es treiben soll: er wird die Seele eines lebendigen Körpers. Der Cardinal Ximenez, van de Witt, Chatham, Burke, in vielen Rücksichten auch der jüngere Pitt, sind schöne Muster dieser herrlichen Gattung. Auf den ersten Anschein sollte man denken, es gehöre ein Element bereits etablirter Freiheit und Religiosität dazu, um diese seltenen Erscheinungen hervorzubringen. Aber auch die bloße Nothwendigkeit, der bloße gewaltige Drang der Zeiten, kann sie erzeugen. Gerade die Zeit, welche wir leben, möchte so angethan seyn, um sie herbei zu zwingen: alle Principien, alle Maximen, möchten leicht der Routine, deren Bankerott schon declarirt ist, nachfolgen; es möchte leicht keine Zufluchte für die verwilderten, zerstückelten, aller gemeinen Bändigung entwachsenen Völker mehr

übrig bleiben, als in dem klaren, gewaltigen, an Ideen von Religion und der inneren Freiheit, von welcher in diesen Stunden die Rede gewesen ist, ganz hingegebenen Charakter.

Die Intrigue kann die Völker nicht mehr beherrschen, wie zu den Zeiten der Katharina von Medici und Richelieu's. Da bei dem großen Haufen die alten moralischen Formen nicht mehr gelten, welche den Menschen eigentlich berechenbar machten für die Intrigue; so gilt auch der einzelne Intriguant, der sich über diese Formen hinwegsetzt, nichts Besonderes mehr, eben weil er sich nicht mehr allein darüber hinwegsetzt. So könnte nun also an die Stelle dieser moralischen Begriffe und Formen, mit denen die Richelieus ihr Spiel trieben, die Furcht treten. Auch die Furcht macht den Menschen, der im natürlichen Zustande sich durchaus nicht berechnen und einem mechanischen Gesetz unterwerfen läßt, berechenbar und mechanisirbar. Da aber die Furcht ein vergänglicher Zustand ist — vergänglich wie die Instrumente, welche sie erzeugen —: so würde doch endlich ein altes unverjährbares Gefühl der inneren Unabhängigkeit in den Nationen erwachen, und sie Einmal für immer von der Herrschaft der Intrigue oder der Staatsmänner nach Maximen entbinden.

Dann

Dann müßte das Gemüth nothwendig den Thron befeſtigen, welches die Freiheit und Uebereinbarkeit aller Glieder des Staates nicht bloß ſtatuirt, ſondern ſchlechterdings verlangt, damit es durch freie Verbindung freier Glieder ein lebendiges und ungezwungenes Ganze erzeugen könne. — Kein Staatsmann unſrer Zeit wird es weder in inneren, noch auswärtigen Verhältniſſen ungeſtraft unternehmen können, zu intriguiren, wenn er die Intrigue nicht mit Furcht begleiten kann.

Laſſen Sie Sich durch keine Zeiterſcheinung blenden! Das Zeitalter der moraliſchen Formen, Buchſtaben, Begriffe in Europa iſt zu Ende. Das Geſchlecht vor der Franzöſiſchen Revolution war allzuſehr eingeſchnürt in ſolche moraliſche Rückſichten und Convenienzen; der Menſch ſelbſt war ertödtet durch die Form: wie hätte ſich dieſer Tod nicht auch allen politiſchen Inſtitutionen, Ständen, Geſetzen mittheilen ſollen! Die Naturgewalt, die Wahlverwandeſchaft des unterdrückten, eingezwangten Lebens, ſprengt dieſe Bande. Die phyſiſche Gewalt bekommt zuerſt die Oberhand: es entſteht ein Reich der Waffen und der Maſſen. Laſſen Sie den andern eben ſo weſentlichen Stoffen in der Bruſt der Menſchen und der Staaten nur einige Zeit, ſich zu

entwickeln und ihre ewige Nothwendigkeit zu behaupten; noch beſſer! bilden Sie den erſten rohen Laut der Freiheit, der in dem am meiſten mechaniſirten Volke der Franzoſen gleich in den erſten Tagen der Revolution wieder zum Begriff und Buchſtaben herabſinken mußte, in ihrem Deutſchen Gemüth zu der göttlichen und doch irdiſch-tüchtigen Idee der innern nationalen Freiheit aus, die ich Ihnen zu beſchreiben verſucht habe, und die Sie beſſer, kräftiger und eigenthümlicher in ſich erzeugen werden, wenn Sie wollen: ſo wird es Ihnen klar werden, daß jene alten, alles wahre Leben hemmenden und der Intrigue und dem Frevel Preis gebenden, todten moraliſchen Begriffe nicht bloß zerbrochen worden, ſondern daß wirklich ein reineres, freieres moraliſches Leben im Anzuge iſt, und daß alle die äußere Spannung, welche wir dulden, und welche unſer edelſtes Theil immer nicht trifft, nur da iſt, um die Idee der Freiheit in uns zu befeſtigen. Allenthalben, wo ſie die Zukunft ergriffen hat, iſt ſie immer noch aus Gefängniſſen, aus Leiden und aus Wüſteneien hervorgegangen. Alſo, ich bitte Sie: Friedrich, wie groß er auch ſei, nur nicht zum Kanon erhoben für die Staatskunſt, nur nicht zum Maßſtab für die politiſche Größe; ſondern, wie

ich mich beſtrebt habe: aus der Weltgeſchichte, aus den großen Staatshändeln von Europa ſich im Fluge echter Begeiſterung einen Kanon und einen Maßſtab gegriffen und Friedrich daran gehalten!

Ich habe Ihnen den Geiſt, der dem Werke Friedrichs, dem Preuſſiſchen Staate, erſt Seele und Leben einhauchen muß, noch einmal verkörpert unter dem Bilde des Staatsmannes von Ideen, weil es mir ſo gelingen konnte, ihn durch den Contraſt von dreierlei andern Staatsmännern noch ſchärfer zu beſtimmen. Möge nun der dieſem Ideal entſprechende Staatsmann ſchon vorhanden ſeyn, oder ſich erſt finden ſollen: beſſer iſt es, wenn die Staatskunſt nach Ideen Eingang findet in das Herz der Nation, und ein nationales Bedürfniß ihn, dem zu Folge, herbei zwingt; ſo wird ihm die Nation auch in die Hände arbeiten und nicht länger bloße adminiſtrative Kunſtſtücke, unmittelbare Befreiung von der Noth und überhaupt Wirkungen der politiſchen Intrigue begehren, die einmal, wie ich bewieſen habe, ohne begleitenden Terrorismus, heut zu Tage keinen Einfluß mehr hat. Ich möchte wiſſen, wie der allergrößte Staatsmann den unzähligen Forderungen genügen könnte, die gegenwärtig an ihn gemacht werden, bei den be-

ſchränkten Mitteln, welche man ihm einräumt. Alſo iſt es gewiß nicht unverdienſtlich, dieſe Forderungen zu veredeln, wie ich es mich im ganzen Laufe dieſer Vorleſungen beſtrebt.

Sind Staatsmann und Nation über die gegenſeitigen Forderungen und über den gemeinſchaftlichen nationalen Zweck einverſtanden — und dahin zu wirken, iſt die Beſtimmung der nationalen Wiſſenſchaft, alſo die meinige —: dann kann 1) an die Stelle der Privat-Geldwirthſchaft Friedrichs, die National-Creditwirthſchaft treten, die ich in der vorigen Stunde betrachtete. Unſer Schuldenweſen iſt ein ſchöner Wink des Schickſals, uns zur Idee des Nationalcredits zu erheben; denn unſre baaren Geldreſſourcen ſind ſchlechterdings, und Gott Lob! unzureichend. Dies iſt der dringendſte Adminiſtrationsgegenſtand; alſo habe ich ihn zuerſt aus den Geſichtspunkten Friedrichs, und dann aus den geläuterſten Geſichtspunkten unſerer Zeit betrachtet. In den Banden der edlen Metalle iſt unſer Volk am tiefſten befangen: die gründliche Cur fängt dabei am natürlichſten an. Sind Staatsmann und Volk über die Forderungen, wie über den Zweck, einverſtanden, dann kann aber auch 2) an die Stelle der bloß auswärtigen, den Staat äußerlich, wie ein bloßer aus

fremden Stoffen geſchmiedeter Panzer, umfangenden Armee, ein inneres und nationales Heer treten. Die Preuſſiſche Armee, voll des vortrefflichſten Stoffes, der ſich je wieder in eine ſolche Maſſe zuſammen finden wird, hatte einen Hauptfehler: ſie war nicht verwachſen mit der Nation; ſie war nicht Eins mit ihr, nicht unzertrennbar von ihr. —

Wenige Europäiſche Staaten ſind ſo gründlich mit dem unglücklichen Wahn geſchmeichelt worden, daß der Friedensſtand, oder vielmehr der Zuſtand des geſchloſſenen, neutralen Juſtizſtaates, der einzig natürliche Zuſtand civiliſirter Nationen ſei, daß demnach Armeen und Waffen nur ein nothwendiges Uebel, ein unumgängliches Mittel zur Abwehrung der immer fortwährenden Kriegesbarbarei wären, und daß man es der Zukunft überlaſſen müſſe, ob es nicht vielleicht noch endlich einmal der Moral oder der Induſtrie gelingen möchte, den Krieg aus Europa hinaus zu induſtriren oder zu moraliſiren. Dieſem allergefährlichſten Irrthum, dieſer Brut des allerſchlaffſten, allerentartetſten Privatlebens, welches ſich nie über den eigenen Küchenſchrank, die eigene Scheure und die Sicherheit der eigenen Haut zu etwas Höherem und Göttlicherem erheben, müſſen wir begegnen, mit welcher Kraft

es ſey, am liebſten mit der Kraft der über Krieg und Frieden, über Bewegung und Ruhe, und über alle einzelnen vergänglichen Zuſtände erhabenen Idee. Haben ſie ſich doch vielfältig und ſpitzfündig herumgeſtritten, um dem Staate das Recht über Leben und Tod ſeiner Glieder, ſeiner verbrecheriſchen ſogar, abzudisputiren, gleich als ob das einzelne Menſchenleben doch immer noch mehr werth ſey, als der Staat! — — — — — — — — — —

Das ganze Leben des freien Menſchen iſt ein beſtändiges Hingeben des Geringeren, um das Beſſere zu erlangen. Behauptet man nun alſo, das einzelne Menſchenleben dürfe nicht hingegeben werden, ſo läugnet man damit nur, daß es überhaupt Etwas gebe, welches rechtlich dem einzelnen Menſchenleben an Werth überlegen ſey, und ſchlägt allen Heroen und Großen der Erde in's Angeſicht, von denen die Weltgeſchichte redet, und die nur dadurch groß ſind, daß ſie eignes und fremdes Menſchenleben höheren Gütern oder Ideen aufzuopfern im Stande waren.

Der Staat iſt nicht zu denken ohne dieſe beſtändige Bereitſchaft, das einzelne Glied dem Ganzen zu opfern, alſo, bei der nothwendigen Zweideutigkeit, den ewigen Mißverſtändniſſen und Schwankungen in allen menſchlichen Verhältniſ-

ſen, ohne beſtändiges wirkliches Opfer des einzelnen Gliedes für das Ganze, weil es nothwendig zwei und mehrere Staaten geben muß, und dieſe Staaten ſich nothwendig verhalten, wie einzelne Menſchen, d. h. durch unaufhörlichen Streit und gegenſeitige Reibungen aller Art erſt zu einem immer beſtimmteren Bewußtſeyn ihrer Eigenheit, und zu einer immer höheren Erkenntniß des Friedens gelangen, der zwiſchen ihnen walten ſoll. Wie wäre es, wenn man behauptete: das ſey der natürliche und moraliſche Zuſtand des einzelnen Menſchen, wenn er ſich um die übrigen Menſchen, ihr Meinen, Denken und Handeln nicht bekümmere, abſolut auf ſich beſchränkt ſein Brot in Frieden verzehre, und ſchweige? Wohlan! die einzelnen Menſchen ſtreiten, nicht bloß mit Worten und Gründen, ſondern auch und allenthalben mit Bosheiten und Bitterkeiten aller Art. Daß ihnen im Durchſchnitt der Gebrauch von Blutwaffen in dieſem Streite von unſrer Juſtiz verweigert wird, hat ſeinen guten Grund, weil im Durchſchnitt nehmlich der Lumpen von Eigenthum, um den ſie ſich ſtreiten, kein Blut werth iſt. Die Staaten ſtreiten ebenfalls nicht bloß mit Worten und Gründen, ſondern mit jeder gedenkbaren Lebenswaffe: in dieſem Streite geht es um das Höch-

ſie, warum geſtritten werden kann; alſo muß auch das höchſte Gedenkbare eingeſetzt werden in den Streit. Wie kann man alſo behaupten, es ſei der natürliche und rechtliche Zuſtand des Staates, ſich um die übrigen Staaten nicht zu bekümmern, d. h. zwar den Streit im Innern, durch den das Individuum ſich ſeiner Eigenheit bewußt wird, mit den ſelbſtangemeſſenen Waffen zu ſtatuiren, den eben ſo nothwendigen Streit nach Außen, in welchem der Staat ſich ſeiner Eigenheit bewußt wird, mit den dieſem angemeſſenen Waffen abſolut hors de la loi zu ſetzen. — — — — — — — — — —

Daß wir uns zu keiner Staatsanſicht erheben hatten, die alles, was zur Conſervation, Belebung und Erhöhung der Nationalität dient, alſo auch die Kriege, in das große Gebiet lebendiger Gerechtigkeit einſchließt — das haben wir bitter empfinden müſſen. Haben wir uns nicht nach dem Unglück bei Jena beſonders deshalb ſo hülf- und troſtlos gefühlt, weil kein Gedächtniß großer und durch gemeinſame Kraft überwundener Nationalcalamität uns zu Hülfe kam? — Ein Staat, der in das Gebiet ſeiner Gerechtigkeit noch nicht die Kriege aufgenommen hat und der nur eine Gerechtigkeit des Friedens kennt, iſt gerade eben ſo wie ein Menſch, der in das

Gebiet ſeiner Tugend noch nicht die Leiden aufgenommen, und der nur tugendhaft iſt, ſo lange er glücklich bleibt. — Die ſchrecklichſte Folge von ſolchem Irrthum iſt die Spaltung der ganzen Nation in eine Friedens-hälfte und eine Kriegshälfte, in Civil und Militair. Jeder Tropfen Blut, der den Staat durchfließt, habe ich an einer andern Stelle geſagt, ſoll mit dem Eifen des Krieges verſetzt ſeyn, und der ganze Staat ſo geſtellt werden, daß er im Kriege, wie im Frieden, ein Ganzes bleiben kann. Dagegen erleben wir in unſeren Tagen oft, daß die Staaten im Kriege, wo ſie ganzer ſeyn ſollten als je, zerbrochener und entzweeter ſind, als je. Jetzt, wo die Möglichkeit eines wirklichen National-Krieges entfernter von uns liegt, als in irgend einer früheren Zeit, jetzt iſt es anſtändig, das unmittelbare äußere Schickſal des Vaterlandes den Wendungen der Dinge zu überlaſſen, die vorläufig nicht mehr in unſrer Gewalt ſind, dagegen allen Verſtand und alles vaterländiſche Genie auf die Befeſtigung und Concentrirung des inneren Verbandes zu wenden, der allein die äußere Bedeutung glänzender und gründlicher wiederbringen kann.

Die militairiſche Erziehung der ganzen Nation iſt nothwendig, nicht bloß Vorbereitung auf die Conſcription! — Es iſt allerdings,

unter vielem Unglück, ein groſses Glück, daſs in unſern Tagen der Gedanke von der unbedingten Verpflichtung eines Jeden zum Kriegsdienſte den weichlichen widerſtrebenden Völkern praktiſch gelehrt wird. Wenn man das Europäiſche Geſchlecht auf dieſe Weiſe vorläufig auch zu weiter nichts erzieht, als zum Muthe, ſo iſt das ſchon mehr werth, als alle bisherige Bildung zu den Friedens- und Stuben-Manövres der Geiſter und der Hände. Je mehr alle Individuen herein geriſſen werden in den kriegeriſchen Strudel, der uns ergriffen hat, um ſo mehr müſſen alle bisherigen Friedensintereſſes auch einſtrömen in dieſen Strudel, um ſo mehr muſs die allgemeine groſsmüthige Stimmung, welche der Krieg in beſſeren Gemüthern erweckt, ſich wieder geiſtreich, beſtimmt, national und vaterländiſch geſtalten; denn die Friedenskünſte ſind ſo weſentlich wie die Kriegeskünſte: das Eine gilt durch das Andere; nur Eins allein taugt nichts. Eben weil die Künſte des Friedens und der Cultur ſchon unüberwindliche Wurzel geſchlagen haben, weil der Geiſt ſchon mächtig genug iſt, und nur dadurch ohnmächtig, daſs er allein und auf eigene Hand hat wirthſchaften wollen, wird die Conſcription des Fleiſches zu einem allgemeinen, unbeſtimmten Kriegesdienſte

dem menſchlichen Geſchlechte keinen Eintrag thun: über kurz oder lang wird der Geiſt dieſe unbeſtimmte Kriegesluſt, welche unſrer Jugend beigebracht wird, dämpfen, veredeln und nationaliſiren. Dies ſcheint der Gang des großen Weltſchickſals mit ſich zu führen.

Aber wenn bei uns in Preuſſen eine freie Ahndung, ein Vorgefühl künftiger Nationalität möglich iſt, wie ich mich dieſes zu zeigen beſtrebt habe: — warum ſollen wir nicht einem unvermeidlichen und dabei ſegensreichen Schickſal mit Freiheit entgegengehen? Deshalb, ſage ich, wollen wir nicht bei der bloßen Conſcription, oder dem allgemeinen Mittel ſtehen bleiben, welches die Natur herbeigeführt hat, ſondern dieſes Mittel von Hauſe aus vaterländiſch und künſtleriſch umgeſtalten. Vielleicht iſt es möglich, dieſe Harmonie des Geiſtes und der Waffen, dieſe Einheit und gegenſeitige Durchdrungenheit des Civils und des Militairs, oder der Kriegs- und der Friedenskünſte, welche einzig nothwendig wie ſie iſt, von der Weltordnung herbei gezwungen wird, früher und mit Freiheit herbei zu führen und herbei zu reißen. — Militairiſche Erziehung der ganzen Nation iſt das erſte Ziel aller Preuſſiſchen Staatskunſt. Militairiſch erzogen werden, heißt gelehrt und geübt

werden, mit allem geiſtigen und phyſiſchen Beſitz, allen Kenntniſſen und allen Gütern zugleich die Waffen zu acquiriren, womit dieſe Dinge vertheidigt werden. Jeder ſoll in ſeiner Art und nach ſeiner Kraft das, was er beſitzt, auch vertheidigen können: nie ſoll er mehr haben an Gütern und Kenntniſſen, als er auch vertheidigen kann.

Dadurch, daß man allen Beſitz ſich feſtungsartig zu beſchränken nöthigt, wird alles Schweifen in eine unbeſtimmte, wiſſenſchaftliche Ferne, das unſern Geiſt und unſre Wünſche ſo unruhig und unzufrieden gemacht und die Waffen des Vaterlandes über den ganzen Erdboden verſtreuet hat, ſo daß ſie im dringenden Augenblick nicht verſammelt werden konnten, auch unmöglich. Das Geſetz der Selbſtvertheidigung rückt und bindet das Nähere wieder an das Nähere; der Nachbar wird wieder zum Nachbar, der Mitbürger zum Mitbürger, alſo das Vaterland wieder zum Vaterland, alſo alle Wiſſenſchaft und Friedenskunſt wieder national, was ich an einer früheren Stelle verlangt habe. Möchten doch die Anhänger Peſtalozzi's dieſes Eine Geſetz der Selbſtvertheidigung aus der berühmten Methode, wenn es wirklich und deutlich vorhanden iſt, herausnehmen, und dieſes Geſetz in unſer bedürftiges Vaterland viel lieber hinübertragen, als

die Aeußerlichkeiten der Methode, denen mancherlei Localität, Spielerei und Eigensinn anklebt! — Möchten sie dieses Gesetz der Selbstvertheidigung auf allen Besitz und selbst auf alle höheren Wissenschaften anwenden, damit auch die großen Kinder mit ihrer Universalweisheit zur Ruhe gebracht würden, von welcher Johann von Müller sehr schön und richtig sagte, daß sie heut zu Tage nicht mehr hinreiche, oder im Stande sey, einen Schweinestall zu vertheidigen. Was ist das Anziehende z. B. an Fichte, das mit Recht Unwiderstehliche für seine Schüler? Gewiß nicht die Consequenz des Stoffes, der objective Werth der Lehre, sondern die unaufhörliche militairische Disposition des Gemüths, die Selbstvertheidigung bis dahin und weit darüber hinaus, wo gar kein Mensch mehr anzugreifen scheint. Also die militairische Erziehung der Nation, welche ich jetzt meine, ist vollständig dieselbe nationale Erziehung, von der ich früher gesprochen. Ich habe mich nirgends auch nur um einen Schritt von der Grundidee entfernt. Wenn Armee und Nation Eins werden sollen, wie es sich gebührt; wenn der Staat in ewigem Bewußtseyn und Genuß seiner selbst, aber auch in ewiger Selbstgarantie, in beständiger Selbstvertheidigung begriffen seyn soll: so muß alle Crea-

tur und aller Beſitz im Staate bewaffnet oder vielmehr ſelbſt Waffe ſeyn; ſo müſſen alle Inſtitutionen des Staates und alle Wiſſenſchaften kriegeriſch und friedlich zugleich ſeyn. Dahin ſtreben, heißt eine Nation militairiſch erziehen.

Die Armee Friedrichs war nicht unnational, aber ſie ſtand außer der Nation: großen Theils eine Folge der außer-Preuſſiſchen, der Europäiſchen Zwecke, zu welchen der große Mann ſie zu gebrauchen oft genöthigt und oft geneigt war. Daß ſie großen Theils aus Ausländern beſtand, war das Wenigſte, Unweſentlichſte. — Daß ſie es bleiben konnte, lag darin, daß das Schickſal der Nation nicht auch im Frieden, nicht innerlich, in ſie verwebt wurde, daß die Hauptſtädte vom Kriegesdienſt eximirt waren, und beſonders, daß geiſtige Anlagen und Talente aller Art ebenfalls für hinreichende Gründe zur Exemtion angeſehen wurden, während alle Anlage und alles Talent als unwürdig und als unecht betrachtet werden müſſen, wenn ſie der Anlage zum Kriegesdienſte widerſprechen. —

So bildete ſich nun innerhalb des Staates jener ſtehende, von keinem Winde Gottes aufgewühlte Pfuhl des Civillebens; ſo bildete ſich jene eitle, faule, alles beſchwatzende und nichts erlebende, hyperkritiſche Behaglichkeit und Be-

quemlichkeit des bürgerlichen und unnationalen Preuſſiſchen Publikums, jene maskenhafte, wetterwendiſche, auslandsſüchtige Geſellſchaft, und jene talentvolle aber kernloſe Jugend. Der Geſchmack an den unnationalen Wiſſenſchaften, die im übrigen Deutſchland empfangen und geboren, hier aber vornehmlich ausgebrütet wurden, theilte ſich den gebildeten Individuen des Militairſtandes mit: es gab ſo viele Syſteme der Kriegeskunſt, als Köpfe, aber keine vaterländiſche Idee, als etwa die verblichene und unverſtandene des alten, vor funfzig Jahren, in ganz anderen Weltumſtänden, erworbenen Nationalruhms.

Wozu dieſe Auseinanderſetzung des Einfluſſes wiſſenſchaftlicher Corruption auf die praktiſchen Unfälle? Dazu, damit eingeſehen werde, daß alle Verbeſſerungen der Militairadminiſtration, zu der ſchon große und richtige Schritte geſchehen ſind, erſt dadurch ihre Vollendung erhalten, daß die Nationalidee ſelbſt wieder mächtig werde; dadurch, daß ein und derſelbe Geiſt der Nationalität und der Selbſtvertheidigung, den ich zu verkündigen ſtrebe, in allen Zweigen der Geſetzgebung und Adminiſtration, des öffentlichen und des Privatlebens, um ſich greife. Wird der Staat ſichtbarer als alles Sichtbare im Staate, liebenswürdiger als alles Liebenswürdige in ſei-

nem Umkreiſe, ſo wird es leichter ſeyn, den Kriegesmuth, den die Zeit ſchon in unſrer Jugend zu wecken ſtrebt, beſtimmt, deutlich und national zu geſtalten, und ihn auf den einzig ſeiner würdigen Zweck, nehmlich auf das beſtimmte Vaterland, zu richten. Die Conſcription giebt Waffen in die Hand, aber keinen Zweck, keinen Beſitz, kein Object des Sieges oder der Vertheidigung. So gebe man denn der Jugend unaufhörlich, mit den Waffen zugleich, den beſtimmten vaterländiſchen Zweck in die Hände, und man wird eine echt-militairiſche Erziehung haben, einen nationalen Heerbann, anſtatt der univerſalen Conſcription. Empfindungen, die nur aufwallen, verfliegen wie ein Weinrauſch: ewig wirken, ſtreiten und vertheidigen die Empfindungen der poſitiven Liebe zum Vaterlande, weil die Liebe der ewig natürliche Zuſtand des Herzens iſt. Indem ſie vertheidigen, bauen ſie, und indem ſie bauen, vertheidigen ſie. — —

— — — — — — — — — —

Wenn wir unſer innerliches nationales Leben geiſtig und phyſiſch aufrühren, allmählich bewaffnen, ſo bedarf es keines Zufalls, und wir ſind, wie auch die großen Weltſchickſale über uns walten und wogen mögen, unſrer eignen Zukunft gewiß. — Die Reorganiſation unſeres

Milie

Militairs muß ganz aus der Tiefe, bis aus dem Gemüth der Nation hervorgehen: den Staat reorganiſiren, heißt das Militair reorganiſiren. Unzählige Kräfte, bisher unſichtbar, in den ſiegreichſten Armeen unſichtbar, werden an den Tag treten, wenn die Nation zu einem Heere wird: eben ſo wie vielfältige unſichtbare Kräfte in den Finanzen zum Vorſchein kommen, wenn man ſich, wie ich neulich gezeigt habe, zur Idee des Nationalcredits erhebt. —

Glauben Sie nicht, daß ich meinen Standpunkt vergeſſe und mein Verhältniß zu meiner Zeit! Ich ſcheine zu träumen, wenn ich mich des kleinen Treibens um mich her erinnere; erinnere, wie alle großen Lehren der Zeit unbeachtet, und, was noch ſchlimmer iſt, unempfunden, an dieſem kleinen Geſchlechte vorübergehen; wie der große Haufe meint, es komme nur darauf an, ſich ſelbſt und ſeine Habſeligkeit durch das Getümmel hindurch zu winden, wie die Beſſern meinen, es komme nur darauf an, eine äußere Macht abzuwehren. Was wollt ihr mit eurer Freiheit anfangen! in das alte dürre, egoiſtiſche Erwerbsleben zurückkehren? — Dieſes Weſen, weil keine Idee es erfüllt und belebt, ruft und zwingt unfehlbar wieder eine neue äußere Macht herbei, und giebt ihr die Waffen in die Hände.

Ich will ein Träumer heißen: wenn nur die Beſſeren durch mich begreifen, daß Waffenruhm allein keine Nationalexiſtenz begründet; und wenn nur der große Haufe in dem Umkreiſe meines Vaterlandes begreift, daß es keine Habſeligkeit giebt ohne Freiheit, keine Freiheit ohne den beſonderen, nationalen Staat und ſeine ganz überſchwengliche Liebens- und Ehrwürdigkeit. In den erſten Jahren ſeines Heldenlebens hat es Friedrich vermocht, ſeinem damaligen Volk, und deſſen Forderungen und Anſprüchen gemäß, den Preuſſiſchen Staat ehrwürdig und liebenswürdig zu machen. Von den Früchten dieſer Tage haben wir an die funfzig Jahre gezehrt, und ſind bei einander geblieben. Laſſen Sie uns in unſrer Zeit, und nach unſern ganz veränderten Forderungen und Anſprüchen, mit unſerm Vaterlande desgleichen thun: — und wir werden unüberwindlich ſeyn.

Zwölfte Vorleſung.

Von der Nationaljuſtiz.

Unter den mehreren Departements, unter den verſchiedenen Werkſtätten, worein, der gemeinen Anſicht nach, die große Manufactur des Staates zerfällt, zeigt ſich nun auch eine ganz abgeſonderte Prägeſtätte der Gerechtigkeit, das Juſtiz-Departement. Die Lehrer der Staatswiſſenſchaften ſind darin einig geweſen, die Juſtiz als das innerſte Heiligthum des Staates zu betrachten, ſie gleichſam für den Kern anzuſehen, welchem die übrigen Inſtitutionen, die Armee, die Polizei, die Finanzen, und ſelbſt der Gottesdienſt nur zu einer Art von Hülſe dienen. Deshalb hat man denn auch die Gewalt des Suveräns nur über die Hülſe ausdehnen, und den Juſtizkern gänzlich davon eximiren wollen: alle Conſtitutions-Fabrikanten unſrer Tage ſchnitzeln und drehen vielerlei künſtliche Vorkehrungen

zurecht, um nur die Justiz gänzlich abzusondern von dem übrigen Staatsapparat: bloß die mechanische zwingende Kraft, bloß ihre Executionsmittel soll die Justiz vom Souverän entlehnen; denn freilich, was wäre sie ohne diese Kraft? Aber der Wille des Souveräns soll auf sie keinen Einfluß haben. In Preussische Worte übersetzt: Cabinetsordern sollen nicht an die Stelle von Rechtsurtheilen treten. —

Wenn in einem Staate eine solche absolute und neutrale Justiz eingerichtet ist, die, strenge an den Buchstaben, und meinethalben auch an den Geist der vorhandenen Gesetzgebung gebunden, ihren durchaus eigenen Weg geht; so sollte man meinen, der Staat könnte untergehen, während die Justiz bestände, in so fern sie sich nur von der neuetablirten Obermacht unmittelbar wieder jene blinde executive Kraft zu entlehnen wüßte. Wollen Sie wissen, welcher furchtbare Grundsatz aus diesem Wahn einer völligen Willensindependenz der Justiz nothwendig folgt? Die Macht nehmlich, welche über den Völkern waltet, sei welche sie wolle, wechsele wie und so oft sie wolle: — so fern sie nur jener Justiz blind ihren Arm leihet, ist das Wesentliche des Staates schon vorhanden. —

Auf wenige leicht verfliegende Tage be-

ſchränkt, glaubt der einzelne Menſch ſich ſchon überhaupt geſichert, wenn das kleine Beiweſen ſeines Lebens', der Kram, der Vorrath, den er zuſammengeſchleppt, um ſeine äuſsere Natur gegen das Entbehren ſicher zu ſtellen, nur für heute und morgen keinem Angriffe des Nachbars ausgeſetzt iſt, und wenn daher das nach einer gewiſſen beſtimmten und legalen Manier Erworbene, nach Regeln, welche dieſem Erwerb entſprechen, von einer eigenen Juſtiz-Caſte beſchützt wird. — Die Bedürfniſſe des gewöhnlichen Menſchen gehen über dieſen gemeinen Kram nicht hinaus; ſo lernt er auch vom Staat in der Regel nichts weiter kennen, als das Departement, welches dieſen gemeinen Kram beſchützt. Er erfährt freilich noch eine andre Art von Einwirkung des Staates: er ſieht eine Hand, die ſich unaufhörlich zahlen läſst. Aber dieſe zweite Offenbarung des Staates bringt er in Beziehung mit der erſten: er meint, er bezahle die Pflege der Gerechtigkeit, er halte ſich für ſein Geld gewiſſe Diſtributoren und Beſchützer der Gerechtigkeit; und in dieſer Juſtiz und in jener Finanz beſtehe eigentlich der Staat: die Armeen ſeien ein beiläufiges Uebel, welches im Grunde nur durch die Launen der groſsen Herren, durch ihre Ruhm- und Eroberungsſucht, nothwendig gemacht werde.

Ich frage Sie auf Ihr Gewiſſen, ob im Laufe des letzten Jahrhunderts der große Haufe von Europa eine größere und würdigere Anſicht von dem Staate zu erſchwingen gewußt hat, als die hier beſchriebene, bis endlich ungeheure Revolutionen ausbrachen, bis ganze Staaten vor den Augen der Welt aus einander genommen wurden, und man von der Noth, vom Entbehren, von der Furcht die große Lehre bekam, daß es innerhalb der Staaten Güter gebe, welche die gemeine Juſtiz nicht beſchützen könne, und daß der einzelne Menſch außer dem gemeinen Kram des Mein und Dein und der Bedürfniſſe, noch ein höheres Eigenthum, alſo ein höheres Verlangen, brauche, ohne welches aller gemeine Beſitz keinen Werth habe. —

Im Zuſtande der Geſundheit fühlt der Menſch die weſentlichſten Theile ſeines Körpers nicht: er fühlt eben, daß er lebt und nichts weiter; allenfalls fühlt er den Magen vermittelſt des täglichen Hungers und der täglichen Sättigung. So hat man auch vom Staate nur allenfalls den Magen gefühlt, und dieſen Magen ſo lange für den eigentlichen Staat gehalten, bis die Krankheiten der übrigen Glieder eine nach der andern, erinnerten, daß der Staat unendlich viele eben ſo weſentliche Glie-

der habe, als den Magen, wenn ſie auch nicht gerade am Mittag und Abend ihre Exiſtenz wirklich und handgreiflich kund geben, wie dieſer. Der Menſch hat Bedürfniſſe, die ſich täglich und dringend, er hat andere, die ſich nur monathlich, jährlich, zu gewiſſen Zeiten, vielleicht auch nur Einmal im ganzen Leben, doch eben ſo dringend, anmelden: er hat phyſiſche Bedürfniſſe, die ganze Jahrhunderte brauchen, um ſich wirklich und ſchmerzhaft anzumelden. — — Wie kann alſo Jemand vom Staate reden und die Weſenheit des Staates beſtimmen, der nicht die ganze Lebensdauer deſſelben, d. h. die Jahrhunderte, und die eben ſo weſentlichen, obgleich unſichtbarern, unfühlbareren Glieder unaufhörlich mit in Anſchlag bringt! Wie kann alſo eine unverſtändige Theorie die Magenpolizei des Staates, oder die Juſtiz im engeren Sinne des Wortes, ſtreng abſondern wollen von den übrigen Funcrionen der durch den ganzen Körper des Staates ſich nothwendig verbreitenden Gerechtigkeit! In einem Staate von geſunder und lebendiger Anlage, wie der Preuſſiſche, wird die übrige Organiſation in allen Veränderungen, die ſie leidet, unaufhörlich auf dieſe Magenpolizei Einfluß haben und dieſelbe modificiren: hier iſt alſo die Abſonderung der Juſtiz

von der übrigen Organisation unstatthaft, wenn man nicht in den sonderbaren Widerspruch gerathen will, den man uns in diesem Augenblick vielleicht noch Schuld geben könnte, nehmlich daß wir zweierlei Gerechtigkeit im Staate hätten: Eine auf die Verfassung Friedrichs gegründete des Landrechts, welche für unsre Justiz, im engeren Sinne des Wortes, gilt; und eine andre, die sich aus der neuen Preußischen Staatsorganisation, den ganz veränderten Unterthänigkeits- Stände- und selbst Eigenthumsverhältnissen, schon jetzt ergiebt, oder doch nothwendig ergeben muß. —

Ein vollständiges Gesetzbuch enthält bekanntlich beides, sowohl die allgemeinen Bestimmungen über die Staatsform, über die Stände- und Unterthänigkeitsverhältnisse; es enthält sowohl die staatsrechtlichen als die privatrechtlichen Dispositionen, aus dem sehr einfachen Grunde, weil beide völlig von einander abhängig sind, weil beide ein zusammenhangendes Ganze bilden, weil man das eine nicht ohne das andre kennen oder studieren, weil dem einen nicht ohne das andre nachgelebt werden kann. Deshalb war das Preußische Landrecht unter allen vorhandenen Gesetzbüchern, und bei allen seinen Mängeln, das vollständigste. Um so weniger kann es jetzt, wie es

iſt, ohne gänzliche Reform beſtehen, nachdem wir ein ganz neues Staatsrecht, oder, damit ich mich des Modeausdrucks bediene, neue organiſche Geſetze, Theils ſchon erhalten haben, Theils noch erhalten werden. — Der Irrthum nun, daß die Juſtiz von den übrigen Staatsangelegenheiten abſolut getrennt ſeyn könne, veranlaßte den andern, daß ſich eine Privatgeſetzgebung zuſammenſetzen laſſe, die für jedes Volk unter allen Klimaten und in allen Sprachen der Welt gültig und gerecht ſey, wenn man nur dafür ſorge, die ſtaatsrechtlichen oder ſogenannten organiſchen Geſetze nach Maßgabe der Größe und der Hülfsmittel jedes einzelnen Staates zu modificiren.

Die Römiſchen Muſter und Lehren, welche ſeit etwa drei Jahrhunderten in die Mode gekommen ſind, haben alles derbe, tüchtige und nationale Landrecht verdrängt, und dem metaphyſiſchen Wahn von allgemeingültigen Geſetzen, wie von allgemeinen Maßen, Münzen und Gewichten, den unſer Zeitalter ordentlich wiſſenſchaftlich ausgebildet hat, den Weg bahnen helfen. Den gemeinen Mann hat man unaufhörlich auf dieſe allgemeinen Römiſchen Regeln über das Mein und Dein und auf deren Verwalter gewieſen, indem man ihm ſagte: ſiehe, da iſt die Gerechtigkeit, und nirgends weiter! — ſo

daß eine gewissenlose Obermacht ihn unter allen den Formen von Abgabe u. s. w., wofern sie nur übrigens die Römischen Regeln respectirte, nackt ausziehen und allem Wetter und allem Mangel der Welt überlassen könnte, ohne daß die Gerechtigkeit, welche unsre Staatsgelehrten predigen, eigentlich verletzt wäre. — — — — —

Friedrich der Große, vielleicht mehr mit Europa beschäftigt als mit Preussen, unempfindlich für das eigentlich Nationale, weil er in Römischer Schule erzogen war, hat die Absonderung der Justiz von der übrigen Staatsorganisation begünstigt; auch er hat der Gerechtigkeit ein absolut besonderes Gebiet in seinem Staate abgesteckt. So schwer fällt der Fluch eines Zeitalters auch auf die einzelnen, größten Menschen: in dem unendlichen Gebiete des gesellschaftlichen Lebens waren gewisse Bezirke für die Gerechtigkeit abgesteckt; eingezirkelte, vermauerte Worte galten für Gesetze und Sittengebote; Begriffe commandirten, wo Ideen herrschen sollten — und ein großes Herz, wie Friedrichs, das ausschlagen konnte in alle Blüthen der Gerechtigkeit, wird gebunden und gepreßt, sein klares Auge verwirrt und trübt: schichtenweis muß er die Thaten seines schönen, gediegenen Gemüths sortiren in Thaten der Gerechtigkeit, Thaten der Noth, Tha-

ten der Waffenmacht, der financiellen Verſchlagenheit u. ſ. w. — Er ſoll eine Welt ſtreitender Elemente befriedigen, und fühlt, eben weil er groß iſt, in allen Functionen ſeines erhabenen Amtes ſich ſelbſt unbefriedigt. —

Daß nun nicht etwa jene wohlfeile Weisheit, die heut zu Tage an allen Ecken predigt, herkomme, mich zu belehren, wie es die Staatspraxis in dieſer unvollkommenen Welt ſo mit ſich bringe, daß alles fortirt ſei nach Behörden und Departements, daß für die unzähligen kleinen, täglichen Händel über das Mein und Dein, eine beſondre Diſtribution der Gerechtigkeit, eigne Privatgerichtshöfe errichtet werden müſſen! Hiervon iſt nicht die Rede: aber davon, daß bei der Corruption aller Wiſſenſchaft, der Staatswiſſenſchaft insbeſondre, unſre Fürſten und Staatsmänner ſich nur in einzelnen und nicht in allen Functionen ihres Berufs gerecht, oder nach Gerechtigkeit ſtrebend, zeigen konnten; daß der Faden des geſellſchaftlichen Lebens, an den das größte, wie das geringſte Intereſſe gebunden verwickelt und zerriſſen war, daß nur ein Stück Menſch, ein Fragment des Menſchen, der Gerechtigkeit oder dem Streben nach geſellſchaftlicher Gerechtigkeit unterworfen war, das übrige Stück aber barbariſch außerhalb des Staates

ſtand. Wenn Friedrich ſeine eigne Juſtiz, ſein eignes Kammergericht ſcheute, ſo empfinde ich die Größe ſeiner Seele, trotz Jedem; aber ich verwünſche die Römiſche Schule, in der er, wie wir Alle, erzogen war, weil ſie ihn verhinderte, ſeinem ganzen Staat ein einziges Gewiſſen und eine conſequente Würde zu geben, ihn zu einem Gegenſtande ehrerbietiger Gerechtigkeitsſcheu zu machen, wie es ſein Kammergericht war. Sei die Juſtiz getrennt von der übrigen Organiſation, wie der Zweig von ſeinem Stamme — wenn ſie nur in der Idee der Fürſten und der Bürger, und in der Geſetzgebung ewig Eins iſt mit ihr.

Nationalcredit, ein nationales Heer und eine nationale Geſetzgebung ſind die drei großen Palladia der Nationen, die drei großen Anzeichen, ob eine gründliche politiſche Vereinigung vorhanden ſei; und ſoll eine nationale Geſetzgebung vorhanden ſeyn, ſo kann 1) eine abſolute Mauer zwiſchen dem Privatrecht und den ſogenannten organiſchen Geſetzen nicht weiter Statt finden; ſo müſſen die Privatgeſetze an demſelben Stamme gewachſen, aus demſelben Blut entſproſſen ſeyn, aus welchem die Staatsverfaſſung entſproſſen iſt, und ſo kann 2), was daraus folgt, eine allgemeine, noch ſo conſequente

Römiſche Magenpolizei für einen beſondern Staatskörper nicht weiter gelten. Darum hat der gute Inſtinkt von Altengland es nie vertragen können, wenn ſich gelehrte Brittiſche Richter hier und da einmal auf Römiſche Geſetze berufen.

Die Schule des Römiſchen Rechtes bleibt die weſentlichſte Vorbereitung auch der Preuſſiſchen Staatsmänner, aber nicht, um darin zu lernen, was in Preuſſen Rechtens iſt: hiſtoriſch, lebendig durchaus mit Beziehung auf die Römiſch-Imperatoriſche Welt — die gerade, weil ſie unſern nationalen Zuſtänden diametral entgegenſteht, weil ſie die geborne, gründliche und ewige Feindin der Nationalität und des Zuſtandes iſt, den wir begehren — muß das Römiſche Recht erlernt werden; unendliche Kunſtgriffe des kalten rechnenden Verſtandes, vielfältige Gewandtheit iſt in dieſem Studium zu gewinnen; und überhaupt es iſt ja alte, Deutſche, tauſendjährige Sitte, von Rom ſelbſt zu lernen, wie man Rom überwindet. Aber wenn dieſe Kunſt, gleichſam den Teufel abzuwehren, erlernt iſt, dann muß der eigentliche Gottesdienſt des Vaterländiſchen, des Nationalrechts, anfangen. Eingehend in die Acten der Zeit und in die früheren Weltumſtände des vaterländiſchen Staates, muß man die

Geſetze lebendig an der Quelle ſchöpfen: man muß ſie als lebendige und poſitive Weſen begreifen lernen, und nicht in der unwürdigen bisherigen Manier bloß als Abweichungen vom Römiſchen Rechte. — So wie man beim Vortrag des Römiſchen Privatrechtes nie für einen Augenblick die in eine einzige imperatoriſche, tyranniſche Macht zuſammengeſtorbene Freiheit der Römer, wie man nie die allgemeine Sklaverei jener Völker, und die eiſerne Staatsverfaſſung vergeſſen muß, welche die ſpitzige Conſequenz jenes Privatrechtes erſt möglich machte: ſo ſoll im Studium der Rechte Deutſcher Völker, wie der Preuſſiſchen, nie das Staatsrecht, an allen Stellen nie die Freiheit vergeſſen werden, die unſre Vorfahren ſchwerlich geneigt waren hinzugeben für eine Handvoll Römiſcher Verſtandesconſequenz. Kurz, anſtatt der Römiſch-Deutſchen Mixtur von allerlei Rechtsartikeln, womit bisher unſre Staatsmänner großgefüttert wurden, und woran ſie ihr Lebelang gezehrt haben, wenn nicht etwa ihre eigne geſunde Natur ſie zu ganz andern Speiſen führte, ſoll die ganze Römiſche Staatsanſchauung und die ganze Deutſche, gründlich geſchieden und contraſtirt, ſo daß beider Weſen ewig nicht wieder verwechſelt oder vermiſcht werden kann, dem jugendlich für das Höchſte, für die

Freiheit, d. h. für die Nationalität, empfänglichen Sinne vorgehalten werden.

Dann möge das praktiſche Studium in den vaterländiſchen Gerichtshöfen anfangen, beſſer, wie in Großbrittanien, bei einzelnen, bedeutenden, und von vaterländiſchem Geiſte erfüllten praktiſchen Juriſten: denn zum wahren Richter gehört vor allen Dingen, daß er ſich in die Lage des wahren Anwalds verſetzen könne, und daß er die Partheien verſtehe. Der vaterländiſche Geiſt, der ſich auf dieſem Erziehungswege entwickelt, wird nie die Privatgeſetzgebung betrachten können abgeſondert von der Staatsverfaſſung und dem Intereſſe des Ganzen. Damit allein iſt aber noch nicht alles geſchehen. In den Schranken eines mühſamen, unaufhörlich auf das beſondre, einzelne Privatintereſſe gerichteten Geſchäfts, erſtirbt allmählich wieder das allgemeine Intereſſe für den Staat, zumal, wenn dieſer ſtumm iſt und nichts von ſich verlauten läßt. Soll die Juſtiz lebendig und vaterländiſch bleiben, ſo muß das durch die Zeitbegebenheiten geweckte Intereſſe an Staatsangelegenheiten, das jetzt entweder im ganzen Europäiſchen Auslande politiſirend und faſelnd umherſchwärmt, oder den eignen Staat nur mit ſeinem Vorwitz oder ſeinem Gifte beehrt, an das Vaterländiſche heran

genöthigt werden. Wenigen Reichen haben die Privatansichten, die Privatunvorsichtigkeiten und die Privat- und Provinzialgesichtspunkte ihrer Bürger, vornehmlich ihrer Beamten, so geschadet, wie unsrer Monarchie. Eine der erfreulichsten Aussichten, welche uns die neue Staatsorganisation eröffnet, ist das Verschwinden der alten Mauern, die unsre Provinzen von einander trennten.

Da nun unsre administrativen Beamten größten Theils in den Provinzialregierungen, unsre Justizbeamten hingegen in den Privatgerichtshöfen ihre praktische Bildung erhalten, so muß es Gegengewichte geben sowohl für die leicht sich einstellenden Provinzialgesichtspunkte bei den Administratoren, wie für die eben so natürlichen Privatgesichtspunkte bei den Richtern und Advocaten. Dies geschieht dadurch, daß der Staat sich in seiner Totalität und in den großen Hauptumrissen seines Betragens fortdauernd allen seinen Bürgern und Beamten deutlich zu erkennen gebe, und das politisirende Interesse des großen Haufens auf sich lenke, da er ja eben so interessant seyn muß, wie alles Ausland, welches den großen Vortheil über uns nicht mehr haben darf, daß wir mehr von ihm wissen, als von uns selbst. Ferner muß es noch

ein

ein beſondres Inſtitut für den Civildienſt geben, welches dem allgemeinen Staatsdienſte, wofür es bei uns gar keine Vorbereitung giebt, eben weil alle unſre Beamten in Provinzialregierungen und Privatgerichtshöfen erzogen werden, zu einer Bildungsſtätte wahrer Staatsmänner diene, und zugleich den beſondren Dienſt mit dem allgemeinen verbinde und vermittle. Laſſen Sie mich dieſes Inſtitut nach der Analogie des militairiſchen Generalſtabs, mit welchem es Aehnlichkeit haben würde, einen Miniſterialſtab nennen: ich erinnere Sie an die Auditeurs des Staatsrathes in Frankreich, nur um meinen Gedanken zu erklären, keinesweges, um ein ausländiſches Muſter in mein Vaterland herüberzutragen. Hier könnte, mit wirklichem praktiſchem Antheil an den allgemeinen Geſchäften, der fortgehende Unterricht in den höheren, nun ſchon durchaus vaterländiſch gefärbten Staatswiſſenſchaften, und eine beſtändige lehrende Hinweiſung auf das Ausland verbunden werden. Der Antheil an dem Auslande, der heut zu Tage unter unſern Staatsbeamten graſſirt, will im Grunde nur ekletiſch die einzelnen Anſtalten des Auslandes prüfen und auswählen, ſie, wie ſie leiden und leben, in unſer Vaterland herübertragen, und daraus eine Moſaik zuſammenſetzen, die wir für Preuſſen

halten ſollen. Gegen dieſen Irrthum kann nicht genug gewarnt werden; die inneren Inſtitutionen des Auslandes müſſen alle ſo lange bei Seite geſtellt werden, bis die Seele feſt und männlich geworden, und die, ich möchte ſagen, zauberiſche Kraft erlangt hat, daß ihr alles unter den Händen zu nationalem und vaterländiſchem Gute wirklich wird, durch ordentliche Transſubſtantiation wird. In dieſer unumgänglich nothwendigen Dispoſition ſoll mein Miniſterialſtab ihr lehren und praktiſch zeigen, wie ein Preuſſe die innere Adminiſtration der Engländer und der Franzoſen zu betrachten und zu benutzen hat, ohne ſeinem eignen Vaterlande etwas zu vergeben. Ich würde ein ſolches Inſtitut für noch dringender und nothwendiger halten, als die, übrigens ſehr achtungswürdige, Univerſität. — — —

Warum ich dieſe Vorſchläge gerade bei Gelegenheit unſrer Juſtiz mache, werden Sie fragen. Deshalb zuvörderſt, weil unſre Juſtiz und auch unſer Geſetzbuch ſich vornehmlich im Allgemeinen und Univerſalen gehalten haben, weil ſie das Nationale und die Beziehungen auf die Staatsverfaſſung verſäumt haben und eine ſehr weſentliche Auffriſchung erhalten würden, durch die juriſtiſche Elementarerziehung, die ich vorgeſchlagen, und vielleicht auch durch einige Aſſeſſo-

ren aus Denen, die einige Jahre in meinem Miniſterialſtabe gearbeitet hätten: deshalb zweitens, weil die Juſtiz außerhalb des Staates ſteht, und, beim Privatintereſſe verweilend, beſonders durch die Beziehungen auf das Ganze des Staates, die ich herbei führen möchte, gewinnen würde, ſo wie ſie ihrerſeits zur Vereinigung dieſes Ganzen am meiſten beitragen würde, wenn ſie ſich zur Idee einer vaterländiſchen Geſetzgebung erheben wollte; deshalb endlich drittens, weil, wie es die Geſchichte der Franzöſiſchen Revolution beweiſen, die Privatjuriſten unter allen Staatsbeamten, der gegenwärtigen Natur ihres Geſchäftes gemäß, bei irgend einer Erſchütterung des Ganzen ſich nur zu leicht als die dem Staate abgewandteſten, gefährlichſten und auch revolutionärſten zeigen: die gefährlichſten, weil ſie ſich mit dem Firniß der Gerechtigkeit noch ganz beſonders ſchmücken, während der ganze Staat durch und durch von Gerechtigkeit gleich erfüllt ſeyn ſollte. Man war in Frankreich ihnen beſonders geneigt zu glauben, als ſie, in völliger Unwiſſenheit über das Große und Ganze des Staates, das ich ihnen vorgehalten wiſſen will, ihren Pachtcontract auf den Social- und Nationalcontract applicirten. —

Daß wir ein Geſetzbuch haben, iſt ſchön und gut; indeß im gegenwärtigen Augenblick iſt es in manchem ſeiner charakteriſtiſchen Theile eine Antiquität, und mit Rückſicht auf den Einfluß, den wir von einem ſolchen alles umfaſſenden Codex für die bürgerliche Ordnung erwartet haben, ſind wir recht gründlich getäuſcht worden. In dem Studium der Geſetze vornehmlich nimmt man wahr, daß, je beſtimmter, detaillirter und ſpecieller die Einſicht in die menſchlichen Verhältniſſe wird, um ſo mehr auch die Bewegung und heilige Wandelbarkeit derſelben einleuchten muß: je ſpecieller ein Geſetz wird, um ſo weniger läßt es ſich durch den ſpröden Buchſtaben fixiren. Es iſt damit, wie mit den Geſtirnen: je vollkommener unſre Fernröhre werden, je beſtimmter und ſpecieller ſie uns das Bild des einzelnen Planeten oder Fixſterns zeigen, um ſo eiliger rauſcht auch das Bild bei unſerm Glaſe vorüber. Es reicht nicht hin, daß wir unſre Fernröhre ſchärfen und vervollkommnen; wir müßten auch einen Mechanismus erfinden, der das Fernrohr ſelbſt in eine ſanfte, dem Firmament durchaus entſprechende Bewegung verſetzte; wir müßten die Bewegung des Himmels, die wir zugleich mit dem Geſtirne deutlicher wahrnehmen, durch eine Gegenbewegung unſrer

Hand, unſres Inſtruments, unſres Auges wieder aufheben. Ich habe dieſes an andern Orten die ideenweiſe Betrachtung der Dinge genannt, da man ſie nehmlich im Fluge ihres Lebens auffaßt, da man ſie zugleich mit ihrer Bewegung betrachtet, kurz, da man ihre Bewegung, ihr Leben mitläuft und mitlebt, und nun das eigentliche Feſte in ihnen für die Ewigkeit wahrnimmt. Das Auge des Menſchen, ſein Geiſt, muß beides erlernen, beides in einander: die Bewegung der Dinge während der Zergliederung ihrer Natur, und dieſe ſcharfe Zergliederung während und in der Bewegung. — Unſre heutige Wiſſenſchaft geht den Dingen gerade auf den Leib, packt ſie und hält ſie, und will nicht einſehen, daß, je krampfhafter ſie die Dinge ergreift, ſie ſich um ſo weiter von der wahren Natur derſelben nothwendig entfernt: ſie verderbt ihre Fernröhre und alle ihre Inſtrumente, indem ſie dieſelben nur zu ſchärfen, aber nicht in eben dem Verhältniß zu bewegen und zu beleben ſtrebt. Dies iſt das Grundthema meiner wiſſenſchaftlichen Wirkſamkeit: es iſt über alle Angriffe erhaben, weil es aus der Mitte des Lebens geſchöpft iſt. Die einzige Ausſtellung, welche mir mit Grunde gemacht werden kann, iſt vielleicht nur die, daß ich es in dieſer Babyloniſchen Sprachverwirrung

in dieſer tiefen Corruption der Herzen, alſo auch der Köpfe, zu früh verkündigt habe. —

Von Denen, welche die Gerechtigkeit haarſcharf zergliedern, ohne daß ſie ihren Geiſt, wie eben die Fernröhre, für das Leben und die Bewegung dieſer Gerechtigkeit einrichten, ohne daß ſie mitfliegen mit den Geſetzen durch die Jahrhunderte, indem ſie dieſelben im Fluge betrachten, gilt mein Tadel zumal. Die Ohnmacht der Geſetze hat in Europa in den letzten funfzig Jahren in demſelben Verhältniß zugenommen, wie die blaſſen, todten Zergliederungen der Geſetze um ſich gegriffen haben, und der Menſch hat ſich um ſo weiter von der Tugend entfernt, als ſeine Moral caſuiſtiſcher geworden iſt. Was ſoll mir die todte Schlacke ehemaligen Lebens, das kalte Reſiduum diſtinguirender Weisheit in den Geſetzbüchern, wenn mir von der beſonderen, inſtinktiven Bewegung, von dem alten geheimnißvollen Leben meines Vaterlandes niemand mehr Rechenſchaft geben kann! Haben mehr Menſchen Preuſſen empfunden vor dem Geſetzbuch, oder nach der Erſcheinung deſſelben? Ich habe Ehrfurcht vor einem Volke, das nicht wagt ſeine Geſetze zu ſammeln, aus heiliger Scheu, daß es um ihre Friſche und Jugend gethan ſeyn möchte in dem engen Behälter

des Buchſtabs. Eben wegen dieſer fürchterlichen Beſtimmtheit des Buchſtabs fliegt die Gerechtigkeit raſcher durch ſeinen Focus hindurch; ſchwerfälligen Köpfen, von einer ungalanten Wiſſenſchaft abgerichtet, iſt ſie, gerade um der Beſtimmtheit willen, ſchwerer zu begreifen: kurz, das Geſetzbuch hat bei uns das Studium der wahren Gerechtigkeit und dem Richter ſelbſt das Gerechtſeyn erſchwert. In England bekanntlich ſcherzt man mit dem Buchſtaben nicht: man hat geſchriebenes Geſetz, aber auch ein eben ſo mächtiges Gewohnheitsgeſetz; an dem Tage, an welchem die ganze Brittiſche Verfaſſung und alles Geſetz in einen einzigen Codex zuſammen getragen würde, müßte England untergehen. —

Mit Rückſicht auf unſer Vaterland noch die Bemerkung zum Schluß: Kommt es zu einer Reform unſres Geſetzbuches, und erhält es ſich alſo, zum Trotz einer Zeit, welche ſchwanger geht mit einem Reiche höherer Gerechtigkeit, das aus den Revolutionen unſerer Tage nothwendig hervorgehen muß; erhält es ſich um der Herzenshärtigkeit des Volkes willen, das freilich noch lange Zeit hindurch an keine Gerechtigkeit glauben wird, als an eine ſolche, die es mit Händen greifen kann, worauf der Staatsmann ſehr nothwendig Rückſicht nehmen muß: ſo belebe, erfriſche

und nationaliſire man wenigſtens auf allen Seiten die juriſtiſche Erziehung. Vor allen Dingen vergeſſe man aber nicht, daß es keine wahre Adminiſtration, alſo auch keine der Juſtiz geben kann, ohne eine ihr gegenüber ſtehende Ständeverfaſſung, und keine künftige nationalere Geſetzgebung, ohne die lebendige Wechſelwirkung zwiſchen beiden. —

Um den Beifall des großen Mannes, von dem ich zu reden gekommen bin, habe ich geworben, und mich ſo viel mehr mit ſeinem Werke beſchäftigt, als mit ihm ſelbſt, als mit den Eigenheiten ſeiner vergänglichen Perſon. Es iſt ja der größte Zug ſeines ſchönen Weſens, daß er in ſeinem Werke der eignen Perſönlichkeit vergaß. Der Aeußerlichkeiten wiſſen wir Alle genug von ihm; über die Manieren ſeines Geiſtes iſt Unzähliges geredet und geſchrieben worden: alſo habe ich mich bemühet, die innere zweifelhafte Poſition ſeines Gemüths und die daraus entſprungenen Mängel ſeines Werkes zu zeigen; um ſo größeres Lob für ihn, daß er aus ſolcher Schule und in ſolchen Weltumſtänden ſo feſten Schrittes gewandelt iſt. Eben weil er ganz in ſeinem Werke lebte, ſo wurden alle Zweifel und Widerſprüche ſeiner Seele auch zu Staatsgebrechen ſeiner Monarchie. Wir aber,

Kinder dieſer Stunden, hätten noch lange die Spuren ſeiner Fußtritte geküßt im Staube, wir hätten uns emſig gehalten an den ganzen Nachlaß ſeiner ſterblichen Natur, nichts Höheres erſchwungen mit aller politiſchen Phantaſie, als Nachbilder ſeiner, wenn nicht der Sturm der Zeiten, die nach ihm gekommen, alle dieſe Spuren und die ſeiner größten Vorgänger und Nachfolger zugleich mit verwehet, und den heiligen Granit, den Urſtoff unſrer Staaten, entblößt hätte. Mit ganz andern, furchtbareren Augen ſieht uns die bürgerliche Geſellſchaft an, ſeitdem wir ſie zwanzig Jahre lang durch die ganze Skala ihrer inneren und äußeren Metamorphoſen verfolgt haben, ſeitdem keins ihrer Glieder mehr verborgen iſt — als da im ſpäten Herbſte des Weltjahrs, welches nunmehr verfloſſen, der Philoſoph von Sanſſouci die weichen Lehren der Humanität und Toleranz den Europäiſchen Fürſten und Völkern verkündigte. Wie leicht ſchien da die Welt zu beglücken, wie Weniges zu ergänzen!

Einige Freiheit unſchuldigen Denkens und Dichtens, Rückſichten auf Menſchenleben und Menſchenwohl, eine gewiſſe Milde der Herrſcher, eine gewiſſe Artigkeit und Geſchliffenheit der Völker — wenige Schritte nur, und es gab eine

goldene Zeit! Unter unaufhörlichen Eingriffen trüber und unerklärlicher Ahndung nahm unser königlicher Prophet alle diese gefälligen Weissagungen wieder zurück: gutgeartete Fürstenkinder von allen Seiten gingen in die philanthropische Schule Friedrichs: die sanften Lehren wurzelten tief: aber die eben so häufigen Ausbrüche eines erst menschenfreundlichen Zornes, der dann in Bitterkeit, Melancholie und Verachtung des ganzen Geschlechtes überging, wurden mißverstanden; man sah nichts darin, als die Grämlichkeit des Alters, und dukere Einsamkeit. Er selbst in seiner Person blieb nicht das Ideal seiner fürstlichen Schüler; sie suchten sich ein weicheres, sanfteres, wollüstigeres Bild in der Geschichte: Heinrich der Vierte, hieß es, sei unverbesserlich im Herrschen, wie Friedrich in der Administration und in der Philosophie. So bildeten sich die Ludewige, die Adelaide, die Leopolde, und alle die heiligen, am frühsten gefallenen, Schlachtopfer dieser blutigen Zeit.

Sie sind alle für die Freiheit gefallen: auch die Kämpfe Friedrichs, die Zwiespalte seiner Seele — lange unbefriedigt, dem irdischen Auge des großen Mannes undurchdringlich — waren Kämpfe für die Freiheit, für die nationale bürgerliche Freiheit der Welt; den Gegenstand die-

ſes Kampfes, nehmlich die echt-nationale Preuſſiſche Freiheit, zeigen, heißt: Friedrich verſöhnen mit ſich ſelbſt; heißt: ihn durch dieſe ſchauderhaft verwickelte Zeit, durch alle Nebenbuhlereien der ſpäteren großen Männer, ſicher hindurch führen; heißt: ſeine königliche Leiche beſtatten und ſeinem Gedächtniß den irdiſchen Frieden geben, der ihm gebührt. — Er, ausgerüſtet mit aller Kraft und allem Glück, eine in ſich ſelbſt verſchlungene und ohnmächtige Nation zu tyranniſiren, hat die Freiheit unaufhörlich beſungen, hat der Stimme in ſeiner Bruſt nicht widerſtehen können, hat die Völker Europa's ſelbſt aufgeregt für höhere Zuſtände, als die des mechaniſchen Gehorſams. Die Freiheit wurde das Panier der Welt; durch alle Entſtellungen und Maskeraden eines großen Völker-Faſchings ging ſie hindurch: alle Mißgeſtalten der Freiheit haben wir vor Augen gehabt, und ſo können wir jetzt deutlich und unverkennbar zeigen, wie ich es gethan habe, wonach Friedrich in ſeiner innerſten Seele, tief unter allem Glanz und aller Gebrechlichkeit ſeiner äußeren Thaten, meiſten Theils auch ſich ſelbſt unbewußt, ſtrebte: nehmlich die kräftige nationale Freiheit. Dieſer göttlichen Idee, ſagt man auch jetzt — eben weil man ſie in ſeinem Herzen erſt erleben muß, um ſie zu verſtehen —

noch nach, sie sei unpraktisch, sie könne des Augenblickes nicht mächtig werden. Das laß ich gut seyn. Es werden Tage der Wiedergeburt kommen; die lange versäumte Vorzeit, das Gedächtniß der verschwundenen Generationen, welche alle Freiheit verbürgen müssen, wenn die übermüthige Gegenwart sie nicht zertreten soll, wird erst ausgesucht und dann wieder lebendig werden. Kein Sieg thut es; noch einmal: keine bloße Befriedigung der Leidenschaft kann zur Freiheit führen; der Himmel hat es deutlich genug gezeigt, daß er sich selbst, oder seinem Gesetze, die Genugthuung verbehält! Dieses Gesetz allein wird alle falsche Staats- und Lebenskunst in ihre eignen Schlingen verwickeln, und allein recht nationale freie Streben rechtfertigen. —

Ich habe in dem Laufe der verflossenen Stunden Ihnen das Beste gegeben, was ich geben konnte: es ist wenig Heimstecken gewesen für den Hausgebrauch; die Kenntnisse haben sich eben nicht erweitert; für die unmittelbare Application nüchterner Handwerker ist nichts beigebracht worden; dessen, überhaupt des Krams in der Welt, woraus lebendige Menschen, wenn es viele dergleichen gäbe, etwas zu machen wissen würden, giebt es ja schon viel zu viel: ich

will ihn nicht vermehren! — Meine erste Frage ist nur: giebt es noch Menschen in der Welt, die eine lebendige, gemüthliche und in sich consequente Ansicht der von den Vorfahren am heiligsten gehaltenen Dinge, des Staates nehmlich und der vaterländischen Freiheit, mit Wohlgefallen und uneigennützig betrachten können? Mit dieser Frage im Herzen, bin ich vor zwölf Wochen vor Ihnen aufgetreten. Die zweite Frage ist: giebt es noch Menschen in der Preussischen Monarchie, welche die erste unter allen Ehrensachen, die Sache des Vaterlandes, in ihrem Herzen behaupten, welche, nicht zufrieden mit den kleinen Palliativmittelchen der Stunde, die von der gemeinen Staatskunst vorgeschrieben werden, einer möglichen deutlichen, Preussischen Zukunft in die Augen zu sehen wünschen, welche das lehrreiche Jahrhundert angefrischt hat im Herzen, anstatt sie abzustumpfen? — Ich glaube in dieser hoch zu verehrenden Versammlung von Beiden gefunden zu haben; ich glaube, daß meinem großen Gegenstande mitunter Ihr Wohlgefallen, mitunter der Antheil Ihres Herzens, nicht entgangen ist.

BAY
BIB
MU

Bei dem Verleger dieſes Buches ſind auch folgende Schriften von demſelben Verfaſſer zu haben.

Die Elemente der Staatskunſt, Vorleſungen, gehalten in Dresden im Winter 1808 u. 1809. 3 Theile. 8. 4 thl.
Auf feinem Papiere 5 thl.

Die Rückkehr des Königs in ſeine Hauptſtadt, zur Erinnerung an den 23 December 1809. 8. geh. 4 gr.

Dritte Vorleſung über Friedrich II und die Würde und Beſtimmung der Preuſſiſchen Monarchie (aus dem vorliegenden Werke einzeln abgedruckt) 6 gr.

Zum Gedächtniß der verewigten Königin von Preuſſen. 4. geh Mit 2 Vignetten. 7 gr.

Ferner, die in dem vorliegenden Buche citirte Schrift:

Raumer, Fr. v., das Brittiſche Beſteurungsſyſtem, insbeſondere die Einkommenſteuer, dargeſtellt, mit Hinſicht auf die in der Preuſſiſchen Monarchie zu treffenden Einrichtungen 8. geh. 1 thl. 2 gr.

Adam Müllers

vermischte Schriften

über

Staat, Philosophie

und

Kunst.

Erster Theil.

Wien 1812,
in der Camesina'schen Buchhandlung.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Vorrede.

Das treue Bestreben in der Wissenschaft wie in der Kunst und im Leben Einem Herren zu dienen, in der Sprachverwirrung dieser Zeit Eine und Dieselbe Sprache des Herzens zu reden, und in allen Stücken, sobald ich mir eines göttlichen Willens bewußt

war, auch mir ſelbſt genug zu ſeyn, hatte die Elemente der Staatskunſt hervorgebracht: Reden an die wenigen, von denen ich gehört zu werden begehrte, und die auch, wie ich heut gerührt anerkenne, ihren Zweck vollſtändig erreicht haben. Die darin aufgeſtellte Anſicht des Staates wird bleiben und wird befriedigen, weil ſie von einem Standpuncte aus gefaßt iſt, der beſtehen wird, ſo lange die Welt ſteht, und den jeder erreichen kann, inwiefern er ſich nur von den Berechnungen der gemeinen weltlichen Klugheit, von dem Intereſſe an dem Vergänglichen und von allem Eigendünkel vollſtändig losſagen kann.

Jenem Werke zu einem Begleiter und Dolmetſcher habe ich die Reden über Friedrich den großen nachgeſandt. Jezt erſcheint ein flüchtigeres, leichte-

res Gefolge von Abhandlungen, Betrachtungen und Fragmenten über einzelne Gegenstände der höheren Politik, der Philosophie und Kunst, eine Schaar die, vielleicht unvollkommen montirt, aber gut bewaffnet, wenigstens zeigen wird, daß der Geist eines und desselben Anführers sie beseelt. Die Versöhnung der Wissenschaft und Kunst und ihrer heiligsten Ideen mit dem ernsthaften, politischen Leben war der Zweck meiner größeren Werke: diese kleineren Arbeiten werden ihn nicht minder befördern.

In dem gegenwärtigen anarchischen Zustande der deutschen Literatur ist die wahre Autorschaft nichts weiter als Correspondenz derjenigen untereinander, denen es ernst geblieben ist, und welche die Wissenschaft an einer Stelle ergreifen, die ausser dem Bereich der Mode und der gemeinen Liebhaberey liegt. So, als

Sendschreiben an die besseren Zeitgenossen, deren Adresse ich zufälligerweise nicht habe, bitte ich diese zerstreuten Blätter über sehr ernsthafte und große Materien hinzunehmen.

Inhalt des erſten Theils.

Seite

I. Gelegenheitsſchriften.

1. Die Rückkehr des Königs von Preußen in ſeine Hauptſtadt 1809 3
2. Zum Gedächtniß der verewigten Königinn von Preußen 18

II. Vermiſchte politiſche und ſtaatswirthſchaftliche Schriften.

1. Ueber die politiſche Meinung in Deutſchland 35
2. Ueber Machiavelli 43
3. Verhältniß des Staates zur Wiſſenſchaft . 56

Seite.

4. Vom Papiergelde 59
5. Vom Credit der Grundstücke . . . 70
6. Von der Gewerbefreyheit 76
7. Adam Smith 88
8. Streit zwischen Glück und Industrie . . 96
9. Fragment über den Adel 103
10. Gränze zwischen dem Geburtsvorzuge und dem Verdienste 144
11. Vom Geburtsrecht 151
12. Bey Gelegenheit der Untersuchungen über den Geburtsadel von Buchholz 156
13. Eagers Schrift über den französischen Erbadel 164
14. Indirekte Abgaben, indirekte Rekrutirung der Armeen 168
15. Von politischer Unpartheilichkeit . . . 171
16. Programm zu Fox Geschichte der Stuarte 175
17. Ueber Ständeverfassung 182
18. Der poetische Besitz 193
19. Johann von Müller 195
20 Von der Intrigue 207
21. Ueber Brandes Zeitgeist 214
22. Inokulation der politischen Ungleichheit . 225
23. Der Staat, als nützliche Entreprise . . 228
24. Staatsverfassungen 230
25. Von der Freyheit 231

Seite.

26. Theilung der Arbeit 233
27. Individuum und Corporation im Staate 236
28. Die einfachen Grundsätze 238
29. Taxation des Grundeigenthums 240
30. Geldwesen von Großbritanien 242
31. Von dem Wesen einer politischen Literatur 247
32. Edmund Burke 252
33. Studium der positiven Wissenschaften . 260
34. Die Jesuiten 263
35. Idee eines staatswirthschaftlichen Seminariums für die Oesterreichischen Staaten . . 268
36. Ueber die Errichtung einer Nationalbank für Oesterreich 284
37. Um die öffentliche Meinung zu regieren muß die Regierung selbst öffentlich seyn . . 300
38. Anmerkungen zur brittischen Staatsverfassung 303
39. Gesetzgebung und Administration . . . 306
40. Der Marquis de Bonald 311
41. Von der Diplomatie des 17ten Jahrhunderts 318
42. Ueber Fichtes geschloßnen Handelsstaat 324

III. Beyträge zur Philosophie der Sitten und der Natur.

1. Theologische Moral 345
2. Versöhnung des Egoismus mit der Religion 356

Seite.

3. Versöhnung der Sinnenwelt mit der Geisterwelt 359
4. Von den Modulationen des Schmerzes . 361
5. Die Subordination der Liebe . . . 363
6. Die moralische Person als Autor . . 364
7. Der Entschluß der Tugend 366
8. Beyfall der Welt 368
9. Wissen und Glauben 370
10. Vernunft und Offenbarung 372
11. Denkfreyheit 373
12. Der christliche Kalender 374
13. Globularform aller Wissenschaft . . . 378
14. Exercis 380
15. Daß es keine Privatlektüre der Bibel gebe 382
16. Betrachtungen des Göthes und Runges Farbenlehrer 385
17. Wetterkunde 393

I.

Gelegenheitsschriften.

1.

Die Rückkehr des Königs von Preussen in seine Hauptstadt. Zur Erinnerung an den 23sten December 1809.

Wenn der Erbe eines königlichen Hauses geboren wird, und die Gemüther des Volkes die schöne Gewißheit erhalten, daß der geheiligte Stamm seine Zweige weiter und weiter in die Zukunft treibt, daß der längst gefeyerte Name als glückliches Panier für die vaterländischen Herzen besteht, daß das theure Blut der großen vorangegangenen Könige fort fließt unter verjüngten Geschlechtern; — so ist es nur eine unvollkommene Freude: mehr Ahndung, als Hoffnung; der neue Gegenstand ihrer Liebe verbirgt sich in dem innersten Heiligthume des Vaterlandes, an dem Herzen der königlichen Mutter; unsicheres Erwölk hängt über den Jahren der Entwickelung; ein leichter Hauch des Schicksals berührt die zarte Bildung, und sie zieht sich in die geheimnißvolle Nacht zurück, aus der sie gekommen.

Wenn der königliche Erbe den Thron besteigt, so sind nun Hoffnungen aus der Ahndung geworden, die Schlangen, welche die heilige Wiege umwanden, sind bezwungen; die Glieder sind nun stark genug für die Last der Krone; alles Geheimniß, welches die frühere Bildung der Könige bedeckt, verschwindet; der Wille, die Manier der Herrschaft, die Familienzüge der Ahnherren treten, jugendlich wieder erweckt, an den hellsten Tag. Wer könnte die Hoffnungen, die Wünsche, die Phantasien bezähmen, die ein solcher Augenblick aufregt, wenn nicht Erinnerung an die eben untergegangene Größe des Vorfahren die allzu stark aufwallenden Empfindungen dämpfte, und wenn nicht, wie wir es erlebt haben, der jugendliche Monarch unmittelbar mit erhabner Strenge und Handlungen der Gerechtigkeit die unbestimmte, stürmische Freude des Volkes besänftigte! Der Moment ist groß und rührend: um ihn beneiden Freystaaten mit Recht die monarchischen Völker, da sie diese Perioden natürlicher Verjüngung nicht kennen. Aber noch fehlt die Prüfung der Schicksale, die Bewährung der Treue: durch neue Zeiten und fremde Weltumstände müssen sie verbunden wandeln, Fürst und Volk; unter dem Wechsel vereitelter Hoffnungen, die, wie alles Endliche, im Strome der Tage untergehen, muß sich die ewige Hoffnung bilden, daß der alte Bund der Väter dauere: diese Hoffnung muß

unter Leiden zum Glauben, und der Glaube dann zu bestimmter Liebe für den Monarchen werden, welche die Treue und ein stilles, gegenseitiges Behagen zwischen den Nationen und Herrschern mit sich führt. Dann bereiten sich andere, mildere und heiligere Momente, als die beschriebenen.

Wenn der König, längst gekannt und längst geliebt, nach Jahren der Prüfung, zurückkehrt in den Mittelpunkt seines Reiches, in das Haus seiner Väter, und nun Jeder schon weiß, daß in ihm die Wahrheit und die Treue selbst zurückkehrt, und Jeder das Glück, welches kommt, mit eignem Verstande würdigen, mit eignem Herzen vorempfinden kann: — dann erscheint ein seltner Tag. Ein Glück finden, ist wenig: denn das Maaß fehlt, die Seele berauscht sich; ein Glück wiederfinden, ist das höchste: denn wir sind seiner mächtig, wissen es zu genießen, und glauben an seine Dauer.

Es ist eine der erhabensten Eigenschaften des Königs, der heute zurückkehrt, unseres Königs, daß Er die Huldigungen und den Freudenrausch der Völker, besonders wenn Er der Gegenstand derselben ist, so lange gering achtet, bis Er fühlt, daß Dauerhaftes darin seyn könne, oder, wie Er es so oft mit allzubescheidener Würde ausgedrückt hat, bis Er fühlt,

daß Er sie verdiene. Fieberhafte Aufwallungen des überraschten Gefühls, geschwinde, leicht verlodernde Neigungen, übereilte Entschlüsse sind in den Menschen dieses Jahrhunderts gewöhnlich: große Weltbewegungen führen dies als ein charakteristisches Gefolge mit sich. Es ist schwer, der verbündeten Freude eines ganzen Volkes zu widerstehen; es ist schwer, im Genuß an die Treue zu denken: der König hat ein seltenes, göttliches Mißtrauen in den Glücksrausch seiner Völker mit auf den Thron gebracht, weil Er ihr bleibendes Glück will, weil Er die Wahrheit will, und weil, was mit einem göttlichen Namen Wahrheit ist, in die Sprache der Menschen übersetzt, Treue heißt. Er liebt wieder erkannt zu werden: deshalb lehnte Er so oft unsere Freudenbezeugungen ab, da wir Seinen reinen Willen, in den früheren Tagen Seiner Herrschaft, nur erst erkannten.

Was Bundestreue sey? Er hat sie bewiesen, und Europa hat es anerkannt; was Treue gegen Seine Bürger, und gegen das geringste Versprechen, das Er Seinem Volke gethan? — Was hat Ihn entfernt gehalten von uns — denn Er hat uns entbehrt, wie wir Ihn —, als nur die Sorge, daß Er nicht jedes kleinste Wort und jede Erwartung erfüllen kann, weil ein ungeheures Schicksal nicht mit Einem Schlage zu besänftigen ist: in dieser Noth, in dieser Schule der Treue, die uns enger verbunden hat

mit unſerm Herrn, als es je das Glück vermag, hat Er gegen den Geringſten gerecht ſeyn wollen.

So iſt Der, welcher zurückkehrt: daran erkennt Ihn Jeder unter uns wieder; ſo ruhig, ernſt und erprüft ſind die Gefühle, die Er erwartet: dieſer ſchönſte Augenblick in dem Leben unſeres Vaterlandes erzeugt keine anderen, und es giebt keine größeren, reineren. Laut müſſen ſie werden; denn ſie haben das Recht dazu: daß Er wiederkommt, daß Er bleibt, nicht bloß darüber, daß Er kommt, freuen wir uns. Daß die angeſtorbene, durch Zeit und unter Thränen bekräftigte Empfindung für dieſen Herrn und ſein Haus, daß der Bund dieſer vaterländiſchen Erde mit ihrem Gebieter bleiben ſoll: das iſt unſre Freude, und dereinſt die Freude unſerer Enkel; und dieſe, wie mißtrauiſch Er ſonſt in unedle und flüchtige Regungen des Herzens ſeyn möge, billigt und theilt der König

Es iſt Ton vieler ſogenannten gebildeten in unſeren Tagen, leicht zu denken von der Sache des Vaterlandes, ſie wohl gar aufzugeben, damit, wenn durch eine feindliche Fügung des Schickſals das Gemeinweſen untergienge, man doch zu den beſonders Klugen gehöre, welche den Fall weislich vorhergeſehen und welche keiner unhaltbaren Begeiſterung bey ſich Raum gegeben. In der Unſicherheit ſchwankender Zeiten verliert man

leicht die Gründe der Staatenbefestigung; die vielmal getäuschte Seele sucht den letzten traurigen Rückhalt in sich allein; und so verkehren sich die Dinge, daß sie zuletzt einen Trost findet in dem Bewußtseyn, an nichts Gemeinsames mehr zu glauben, während aller Glaube und aller Trost jetzt und immerdar aus dem Gemeinsamen kommt, aus der Ueberzeugung, daß gemeinschaftliches Vaterland länger lebt, als der Einzelne, Weiseste, und daß Mitleiden und Mitfreude mehr ist, als einsames Freuen und Leid. — Widerstehen diese klüglichen Zweifler dem Anblick eines, nach mancherley Leiden und getäuschten Erwartungen, rückkehrenden Königs und eines neu befestigten Vaterlandes? Ergreift sie nicht ein siegreiches Gefühl darüber, daß die gute, alte Verbindung dauert und Herr geworden ist über das Schwanken; daß bey einander bleibt, was zusammen gehört, Monarch und Volk und Hauptstadt und der Provinzenstamm des alten Reiches und die Gräber der Könige? — In der Freude über die Rückkehr unseres Vaters, Herrn und Königs ist und wird seyn mehr Gründliches, als in dem feinsten Gewebe jener Privat-Weisheit: darum nach ewigem Gesetz, wird die natürliche Empfindung Herr über die trostlose Seele, und alles spitzfündige Urtheil über die Unhaltbarkeit der Staaten von gestern, wird heute zum Glauben an das feste Bestehen dieses bestimmten Vaterlandes, an Preussen. —

Sind nun die theuern Unterpfänder dieses unsers nächsten, natürlichsten, vaterländischen Glaubens alle beisammen? Fehlt von den wesentlichen Dingen nichts? — Hat die Strenge des Schicksals uns irgend ein Gut entrissen, das nie wiederkehren kann? —

Dieses Preussische Vaterland hat oft die glänzende schiedsrichterliche Rolle gespielt in dem Bunde der Europäischen Staaten; dafür haben auch die grossen Kriege der letzten Jahrhunderte vornehmlich unseren Boden zerrissen: in ihm besonders hatten der dreyßigjährige und der siebenjährige Krieg schreckliche Spuren zurück gelassen. Waren es aber die Heldenkraft des großen Kurfürsten und das Genie Friedrichs allein, welche diese Spuren auslöschten und immer glänzendere Zustände hervorriefen? — Es ist falsch und abermals falsch, dem einzelnen Helden — mit welchem Recht auch übrigens sein Name gefeyert werde — allein zuzuschreiben, was tiefere, ich möchte sagen heiligere, Gründe hat. Daß die Völker von Zeit zu Zeit herausgerissen werden aus den Bollwerken, welche sie sich mit ihren Besitzthümern bauen, aus dem todten Vertrauen auf das Erzvergängliche; daß ihnen mitunter nichts zu ergreifen bleibt, als die Hand des Nachbars, kein anderes Gut, als der Oberherr, die Gesetze und das Gedächtniß ihrer Vorfahren und Enkel —: darin ruhet das Geheimniß jenes Glanzes und jener Macht, welche nachfolgen,

und den Völkern wiederentrissen werden müssen, wenn sie der großen Ursachen vergessen, damit ein neuer, kräftiger Bund der Herzen geschlossen werde, und das versäumte Wesentliche und Unvergängliche Allen wieder einleuchte. — In solche lehrreiche und fruchtbare Zeit fällt auch die Freude dieses Tages! — Ihr Stände und Bürger dieses Landes! könntet Ihr noch meinen, das Vaterland sey dadurch wieder hergestellt, daß der hoffnungslos verschlungene Knäuel eures weltlichen Interesse und eurer weltlichen Besitzthümer sich auflöse; dadurch, daß Jeder nur sein handgreifliches Mein und Dein wahrnehme; daß ein kalt vertheilter und eingefoderter Tribut euch auseinander setze untereinander; dadurch allein, daß nur wieder gezahlt werde, daß Jeder mit dem kleinstmöglichen Verluste davon komme, und daß das alte Industrie- und Privat-Leben mit seinen Gewinnen und Genüssen wieder fortgelebt werden könne, wie zuvor, ohne glühende Theilnahme an dem Allgemeinen, ohne freye Opfer an das Vaterland? — Die gegenseitigen Verpflichtungen sind zu verwickelt, Gläubiger und Schuldner sind — mit vaterländischen Dankgefühlen sey Gott dafür gelobt! — allzu festverwachsen in einander, als daß es dies Mal ohne gegenseitige Großmuth abgehen könnte, und ohne gegenseitige Opfer, nicht bloß einzelner Personen, sondern ganzer Stände, und ohne allgemeine Erhebung zu jenen Gütern, an welche sich, da von ihnen die Dauer und die Sicherheit

kommen, alles Andere, Geringere leicht anſchließt. — Wenn das Wort nie wieder mehr gelten ſollte, als die vergängliche Sache; wenn der Herr des Guts ewig zurückſtehen ſollte in der Meinung der Mitbürger hinter dem Gut; wenn der perſönliche Credit, durch den, wie durch die perſönliche Kraft, das von der Natur nicht allzu reich ausgeſtattete Vaterland groß geworden, nie wieder bedeuten ſollte neben dem ſächlichen Credit; wenn das wenige Lebensgeräth, welches die Natur uns vergönnt und der Krieg hinterlaſſen, immerfort mehr werth bleiben ſollte, als der Staatsbürger und ſein Wort: ſo wäre die ganze Schule der Leiden, und das erhabne Gefühl dieſes hoffnungsreichen Tages für uns verloren.

Glücklicher Weiſe — wie auch das einzelne Intereſſe hier und dort ſich winden möge, dem Unvermeidlichen zu entgehen — iſt es anders, und der heutige Tag das Signal wieder auflebender perſönlicher Kraft und perſönlichen Glaubens. Wie oft in den Tagen der Trennung haben wir im unterſten Volke, da wo die Treue wohnt und der Wille des Königs verſtanden wird, die Worte vernommen: wenn Er allein nur wiederkehrt, ohne Beiweſen, ohne Schätze, die in dieſer Noth, wie groß ſie auch ſeyn möchten, uns alle doch nicht befriedigen könnten; ſo iſt al-

lesanders, und alles besser: wir brauchen Ihn selbst, und nur Ihn.

Ja, Volk Friedrichs, du erkennst es richtig und tief, was dich groß gemacht hat: das Band, welches deine Könige, bald mit Kraft, bald mit Liebenswürdigkeit, bald mit unbestechlich treuem Sinne, immer mit erhabenen Eigenschaften der Person, um dich geschlungen haben, ist die einzige und schönste Bürgschaft deines nationalen Daseyns. Männer, verbündete Freunde, zu Tausenden hat die Natur aus diesem rauhen Boden hervorrufen wollen! bloße Eigenthümer, einzelne Privatbesitzer, die zu Grunde gehen mit ihrem Gute, kann er nur wenige tragen: auch der Kriegesruhm, die Zierde der Männlichkeit, ist nicht verscherzt; was ist das Unglück Eines Tages gegen das Bewußtseyn eines wiederverbundenen Volkes! — Er hatte, da Er den Thron bestieg, in schöner, überschwellender Menschlichkeit seinen Provinzen den Frieden gelobt, und zu treu, zu lange Wort gehalten: dieselbe Treue muß uns wieder retten, und, was die Schuld treuloser Diener zu dem Unglück hinzugefügt die Tugend wieder auslöschen.

Er kehrt zurück, heißt also: jenes männliche Gefühl kehrt zurück, daß wir mehr als Privatmänner, mehr als Eigenthümer, daß wir Bürger, daß wir Preussen sind. Das Schicksal hat uns mit Strenge

aber liebreich behandelt: wir sind nicht vereinzelt worden. Er ist uns geblieben, in welchem wir Alles zurück erhalten, weil wir darinn, uns selbst, das höhere, nationale Erbtheil unserer Natur, wiederfinden.

Gedenket noch einmal des zerrissenen Zustandes der vaterländischen Angelegenheiten, dem der heutige Tag ein erfreuliches Ende macht; gedenkt, wie ein Theil der verwaiſ'ten Nation, mit unedlem Streite um den Besitz, nach einem häuslichen Ersatz für jenes nationale Sicherheitsgefühl strebte, das nur der K ö n i g wiederbringen konnte! gedenkt, wie ein anderer frischerer, jugendlicherer Theil der Nation in übereilten Unternehmungen den alten Thatenruhm des Vaterlandes auf eigne Hand zurück ertrotzen wollte, den die himmlischen Mächte nur dem Volke im Bunde mit seinem Fürsten gewähren mögen, den also auch nur d e r K ö n i g zurückbringen kann! Keine Anklage entweihe diesen heiligen Tag! Wenn in der ersten Bestürzung Jeder das einzig Würdige verloren glaubte, so griff er ungewiß und krampfhaft nach dem Nächsten, nach den Waffen, nach dem Golde; vergessend, daß ja die Kraft dieser Dinge nur in der Weihe liegt, die sie von dem Herrn des Landes empfangen.

Mit dem tiefen Gefühl, welches diese lehrreichen und so natürlichen Irrthümer hinterlassen, werde der Tag des Zurückkehrenden gefeyert! Entweder, wir hal-

ten die richtigen, unwiderſtehlichen Empfindungen dieſes Tages feſt, vertrauen einander gegenſeitig um des Königs willen, erwarten von außen und von innen, von den Waffen und vom Golde, kein Glück, als von wegen unſerer männlichen Verbindung für Gott, den König und das Vaterland, oder alle kümmerlichen Stützen unſeres beſondern Daſeyn ſinken, und kein Feind achtet uns höher, denn als Baugeräth zu ganz neuen Zuſtänden der Dinge.

An dem Probierſtein dieſer ahndungsvollen Zeit wird ſich bewähren, was feſt geweſen, was in ſich ſelbſt ruhet, und was verdient die Heiligthümer der Vorwelt auf die zukünftigen Geſchlechter fortzupflanzen. — Mit den begüterten, kenntnißreichen und geſchmackvollen Privatmännern belaſtet ſich das Jahrhundert nicht: ſie mögen in ihrer reichen Armuth verkümmern und zerfallen. Das Jahrhundert ſucht Bürger, Völker, die ein Ganzes, ihren Bund, ihren Herrn mit Kraft und Reſignation zu lieben vermögen; dieſe und den unvergänglichen Nachlaß der Vorfahren, trägt es auf ſeinen Schwingen der beſſeren Zukunft zur Befruchtung entgegen. — Einzeln, rettet Ihr nichts; der Enkel weiß nicht mehr, daß Ihr es einſt beſeſſen: verbunden auf Leben und Tod, rettet Ihr alles. Könnt Ihr zu Zeitgenoſſen und Landsleuten kein Vertrauen erſchwingen: wie mögt Ihr Glau-

ben, Gehorſam und Liebe erwarten von Euren Nachkommen, die dann ſicher auch Fremdlinge ſeyn werden!

Vom Weltbürgerſinn, der die Vorliebe für das nähere Vaterland ausſchließt, von aller Vereinzelung, und allen Cultur-Frivolitäten in ſeinem Gefolge, ſind die Beſſeren unter uns glücklich geheilt: er war eine Stufe der Bildung, ein Kapitel unſerer Hiſtorie; wir mußten hindurch. Wenige Nationen haben die Liebhaberey des Ausländiſchen und — des Außerzeitigen, möchte ich ſagen, des Ehemaligen, zum Nachtheil des Vaterländiſchen und Gegenwärtigen, weiter getrieben, als wir Deutſche. Alles muß jetzt einander näher rücken in dem bedürftigen Augenblicke: Arbeit, Genuß, Wiſſenſchaft, Kunſt, muß vaterländiſch werden, wohin der richtige und wahrhafte Sinn des Königs ſchon längſt geſtrebt hat. Iſt man erſt Bürger, ſo iſt es noch immer Zeit, Weltbürger zu werden: an Gelegenheit zum Umgange mit andern Völkern, und zwar zu einem ehrenvollen und ſtolzen Umgange, wird es uns nicht fehlen, wenn wir wirklich ein Volk ſind, und ſo auch an den Segnungen nicht, welche dieſer erhabene Verkehr mit ſich führt.

Alle perſönlichen Elemente des vaterländiſchen Lebens, Muth, Wiſſenſchaft, Kunſtfleiß, ſind in ſeltener Fülle vorhanden, und die erſte, dringendſte und nächſte

Bedingung dieses tüchtigen und dauerhaften Zustandes: „Wenn Er allein nur wiederkehrt: wir brauchen Ihn selbst, nur Ihn — ist gewährt. Er kehrt zurück, aber nicht allein: das, was wir als einen reinen Spiegel Seiner treuen Seele unzertrennlich von Ihm zu denken gewohnt sind, steht Ihm auch dies Mal zur Seite. Was kann alle die Elemente eines neuen und schöneren bürgerlichen Lebens, die noch hier und dort schroff und feindlich einander entgegen stehen, leichter zur Eintracht besänftigen, als die Liebe, die anbetungsvolle Liebe zu Ihr, welche die Ehre Ihres Volkes, wie Ihr theuerstes Kleinod, am Herzen trägt, der Königin! Hat jemand noch etwas Besonderes, das ihm werther ist, als Vaterland und Königshaus? Erträgt es diese Erscheinung? zerfällt es nicht in Staub? Oder wird es nicht bey dem bloßen Anblick Ihr unterthan für immer? —

Als wir einst dieser jugendlichen Schönheit entgegen giengen, und Ihr, der Neuverlobten, Blumen und Wünsche entgegen brachten, und Jeder über Ihr Selbst vergaß, daß Sie eine Krone zu tragen gekommen war, und in wenigen Tagen ein ganzes Volk entzückt Ihr Bild, und nichts Anderes, in der Seele trug: — wer hätte glauben sollen, daß Sie nach sechzehn Jahren, nachdem Sie allen Glanz und alle erhabnen Leiden der Krone getragen, zum zweyten

Male einziehen würde in Ihre Hauptſtadt, ganz dieſelbe an Schönheit und Anmuth, und nun noch verklärt durch das Unausſprechliche, welches die Krone Denen giebt, die ſie mit Würde zu tragen wiſſen! Ein neues Geſchlecht beugt ſich vor Dir, Königinn und Mutter der Könige unſrer Kinder! Ein neues Geſchlecht empfängt von Dir, wie wir es einſt empfingen, das Maaß, das Ideal, wonach es ſich im Lieben und Leben zu richten hat! —

Worte ſind nicht weiter nöthig: das Volk Friedrich Wilhelms erkennt ſeine Beſtimmung in den längſt gewohnten, längſt bekannten Zügen ſeiner Herrſcher wieder; und — was, in der Wiederbelebung und Erhebung des guten Volkes zum höchſten Ruhme ſeiner Anherren, die königliche Treue etwa unvollendet laſſen muß, vollendet die königliche Schönheit.

2.

Zum Gedächtniß der verewigten Königinn von Preussen.

Se. Majestät der König haben in den Gärten von Charlottenburg die Stelle zu bestimmen geruhet, wo in dem Erdgeschoß eines einfachen Tempels, die heiligen Ueberreste unserer Königinn aufbewahret werden sollen. Sie bleiben der Hauptstadt anvertraut, bis jener stille, dem freyen schönen Gemach der künftigen Bewohnerinn so angemessene Aufenthalt eingerichtet seyn wird.

Auch wir die Leidtragenden, möchten die Stelle suchen in unserm Herzen, wo wir, nach dem ersten Sturm der Empfindungen, nun auch die Erinnerung an unsere verklärte Fürstinn beisetzen, und Ihrem Andenken in uns die heilige Ruhe geben konnten, welche Sie Selbst genießt.

Denn noch iſt in unſerm Schmerz etwas unſtetes, fieberhaftes, ſeinem ruhigen Gegenſtande nicht entſprechendes: vieles muß ſeeylich aus ſeinen Fugen weichen, wenn der Schlußſtein des vaterländiſchen Glückes plötzlich hinweggenommen wird, wenn der Augenblick ſolche vernichtende Gewalt erhält über ein glückliches glanzreiches Leben, und die Zeit mit unerhörter Strenge über die Schönheit ein Recht ausübt, welches die Liebe nie anerkennen wird.

Es verſchwinden dann alle Zeitbedingungen vor der zerriſſenen Seele, die an den Verluſt wie an etwas ungedenkbares immer noch nicht glauben will, bald träumt, ſie beſitze noch fort, bald wachend zweifelt ob ſie je wirklich beſeſſen, bald ihren geliebten Gegenſtand ſeit langen Jahren ſchon verloren wähnt.

Es iſt auch, als wenn die ſämmtlichen Gegenſtände im Umfange dieſes Kreiſes ihre Farben verloren hätten, ſeitdem der Sonnenſtrahl jenes herrlichen Daſeyns ausgelöſcht iſt; ein weitläuftiges mühſeliges Erwerbsleben wo nur verdient, nur das Schuldige gezahlt, wo nicht mehr geſchenkt und gewonnen wird, ſcheint uns zu verbleiben: die künftigen Feſte und Freuden ſelbſt, bey denen Sie fehlen wird, erſcheinen wie Arbeit, und alle Hoffnung wie kalte Berechnung.

So war der Gemüthszustand des Volks in diesen letzten Tagen; in den öffentlichen Anzeigen, in den Klagen, in der Todtenfeier selbst etwas unruhiges, unbefriedigendes, so bitter getäuschten Herzen Natürliches.

Während sich also die Steine fügen zu jener letzten Ruhestätte für die Unvergleichliche, wird es angemessen seyn, auch unsere Gefühle zu ordnen, und jenen unvergänglichen Tempel im Herzen Ihres Volks zu erbauen, den Sie Sich wünschte, und den niemand mit Ihr theilen wird.

Ganz und ungetheilt hatte Sie Ihr Glück, Ihre Jugend, die heitre Treue Ihres Herzens, alles unaussprechlich Schöne, was an Ihr war, Ihrem erhabenem Gemahl und Preussen geschenkt: Wie könnte also je die Empfindung getheilt oder auf andere Dinge gewendet werden, die wir von Ihr erst gelernt haben? —

Wenn gesagt werden soll, wie diese königliche Frau gewesen ist und wie sie in dem dankbarem Andenken Ihres Volks und Europas fortleben wird, so muß der Buchstab zuförderst sich bescheiden Ihre äußere Grazie, den Anstand, den Wohllaut Ihrer Bewegungen festzuhalten. Ihre Erscheinung lebendig im Herzen zu tragen bleibt das Vorrecht Ihrer Zeitgenossen

und Ihres Volks: Ihre Gegenwart war so unbeschreiblich als unersetzlich, und der Künstler gesteht lieber frey der Nachwelt die Ohnmacht seiner Kunst, um nur dem Ruhme, daß er Sie Selbst gesehen, nichts zu vergeben.

Die Worte Schönheit, Anmuth, Reiz, womit man sonst wohl die Täuschung nährt, daß sich das unaussprechliche bestimmen und sagen lasse, eigneten sich nicht zu dieser Fürstinn: die gesprächige Freude über ihre Erscheinung verlohr sich bald in ein allgemeines Gefühl der Entzückung und der Befriedigung darüber daß Sie da sey, daß Sie Königinn sey und einem ganzen Volke gehöre.

Eben so wenig eignet sich für die bescheidenste Beschreibung, was Sie im innern Heiligthum Ihres hohen Hauses als Gemahlinn und Mutter gewesen. Dieser stilleren Tugend Erinnerung pflege jeder, dem ein Blick in Ihre nähere Umgebung vergönnt war, als sein innigstes vertrautestes Geheimniß. — Es hieße sich eindrängen wollen in den heiligen Schmerz unsers Königs, wenn man zu sagen wagte, was er als Gemahl verlohren, wenn man mehr zu wissen begehrte, als daß, wie jeder weiß, ein treuer über Grab und Zeit erhabener Bund auf unserm Throne bestanden hat und noch besteht. — Uns den Unterthanen, den von Gottes Gnaden diesem theuren Herrn Unterworfenen gezieme

es nur die Königinn zu preisen, die Monarchinn, die Mutter aller unserer Hoffnungen. — Wer fühlt es nicht mit Stolz, daß in diesen Tagen des Leichtsinns und der Zerstreuung das königliche Haus ein Tempel jeden Familienglücks gewesen? Wer fühlt aber auch nicht ehrerbietige Scheu, das Heiligste durch öffentliche Beschreibung zu entweihn. —— Sie geht überhaupt zu Ende jene verkehrte Zeit, welche die Häuslichkeit auf Bühnen und Märkten umherträgt, die Oeffentlichkeit aber in stille Gemächer verschließt, welche von den Häusern der Fürsten nur Muster-Familien begehrt, und in den Königinnen nichts sieht als Frauen.

Wir möchten die Verewigte anklagen, daß Sie als Frau und Königinn ein und dieselbe gewesen, daß jeder Schmuck Ihrer Stirn zur Krone geworden, und daß sich in jeder königlichen Handlung Ihres Lebens wieder der ganze Zauber Ihres Geschlechts offenbaret hat: Sie hat uns die Anbetung zu leicht gemacht, und den Königinnen der Nachwelt ihr Amt zu schwer. Schwer haben wir uns in diesen Tagen des Schmerzes daran gewöhnen können, daß dieselbe herrliche Frau dem irrdischen Verhängniß folgen müsse, die als Königinn ewig in unserm Herzen lebt.

Die Trauer unsers Volkes aber verweilt zu lange, allzumenschlich möchte ich sagen, bey dem Anden-

ken Ihrer Weiblichkeit, Ihrer häuslichen Anmuth und der Eigenschaften, durch welche Sie blos die erste unter den Frauen war. Wir müssen eine tiefere Trauer erwecken, um die Unvergeßliche in einer höheren Verklärung zu zeigen.

Es sind von oben herab durch alle Stände dieses Reichs, mit Ihrem Tode gewisse unsichtbare Bande zerrissen; in den öffentlichen Angelegenheiten scheint jeder gegen seinen Nachbar anders gestellt als vorher. Es ist als drückten die Gesetze, als sähe uns dies unglückliche Jahrhundert finstrer und strenger an als je. Die Lust ist ja verschwunden, welche Amtspflicht und Staatsarbeit, wie jedes andere Werk beglänzen muß, wenn es gelingen soll: über allen Orden und Ehren des Staats stand Sie, wie gesagt durch Ihr bloßes Daseyn, eine unendliche immer höhere Belohnung; wer auch alles erreicht hatte, dem blieb noch ganz anderes wünschenswerth, ein dankbarer Blick, ein Wort von Ihr, und die tausendfältigen himmlischen Aeußerungen einer ganz in das Glück und in die Ehre Ihres Volks hingegebnen Freude.

Wir haben viel in Staatsbüchern gelesen, aber nirgends Auskunft gefunden über das, was die Königinnen in den Monarchien bedeuten. — Es sind arme Künstler, ihres Stoffes nicht mächtig, und fremd in den Gemüthern der Menschen, — die ihren Staat erbauen wollen mit so vielen Zahlen, und mit so wenig Liebe.

Der Augenblick eignet ſich dazu, es zu ſagen: Jener himmliſche Reiz, den wir in dieſen Tagen mit der irrdiſchen Erſcheinung unſrer Monarchin verſchwunden glauben, war für die innere Erhaltung des Staats, eben ſo weſentlich und mächtig als alle Waffen und alle Staatsklugheit. Unſere Königinn iſt geſtorben, heißt: die Sitte, der von Gott die Kraft gegeben iſt, die Geſetze zu verklären, aber auch ſie zu zermalmen, hat keine Statthalterinn, keine Beſchützerinn mehr in dieſem Reiche. Nicht blos die Krone fortzupflanzen auf die kommenden Geſchlechter, auch den Geiſt der Liebe und der Ehre, den eigentlichen Träger des Staats zu erhalten, war die große Beſtimmung, welche Sie ohne alle Abſicht blos durch Ihr glückliches Daſeyn in ſo reichem Maaße erfüllt hat.

Das giebt den Europäiſchen Geſetzen und Inſtitutionen, vor denen Aſiens und der alten Welt, die ganz eigne Wunderkraft, daß ſie tief in die Sitte verwebet ſind, daß ſie alſo von der Liebe und von der Gewalt verbürgt werden, während die übrigen Geſetzgebungen von der Gewalt und höchſtens noch von einer gewaltthätigen, eigenwilligen Moral, die mit der Sitte nichts gemein hat, getragen werden. Die letzteren Zeiten haben dieſen hohen Vorzug fahren laſſen, ja verläugnet, um irrdiſcher Vortheile willen, die dafür auch ein Spiel aller Win-

de des Himmels geworden sind. Die Kraft der Erden sollte wieder allein gelten, und die Kraft des Himmels, möchte ich sie nennen, die Kraft der Sitte und der Frauen ausgeschlossen werden von allen großen Geschäften des Lebens. Wir waren nahe daran zu vergeßen, daß wir irgend etwas einer höheren Hand verdanken als der Unsrigen, Menschlichen, d. h. Männlichen; wir verläugneten fast den bald freundlichen, bald strengen Einspruch, den sich der Himmel über die Geschäfte der Menschen vorbehält; wir Preussen zumahl, weil uns mit wenigen Mitteln viel gelungen war, hielten uns für die Meister unsers Schicksals, und, weil der Mensch ohne allen Wunderglauben nicht bestehen kann, wurden Götzendiener der Industrie und des Genies: eine dürre Aristokratie der Talente, der Vielwißerey und des Geldes drohte die alten Europäischen Monarchien zu verdrängen.

Diese kalte Sinnesart schien alle Gemüther zu beherrschen — als, unverdient und unerfleht wie ein reines Glück, an der sichern Hand unsers königlichen Herrn, der Engel erschien, um dessen Verschwinden wir jetzt trauern. Kein Genie, keine Industrie hätte ein nationales Band weben können, wie es die anbetende Liebe zu Ihr, im ersten Moment Ihres Erscheinens, um alle Provinzen dieses Reiches schlang. Sie war da, Sie war Königinn der Herzen, alles Bestreben hatte ein Ziel, alle Neigung eine Richtung;

an den Staat ließ sich nicht mehr denken ohne wohlthätige Bewegung des Herzens, denn er war nicht blos ehrwürdig, er war liebenswürdig geworden durch Sie: Ihr Anblick erfrischte in den Besseren das Andenken an die gering geachtete Vorzeit; es regte sich wieder ein längst vergeßner galanter Sinn für das politische Leben; es war als sollte unter dem Wehen eines neuen Gestirns der ausgestorbene Staat wieder Blüthen treiben.

Nicht ohne Wehmuth erinnern wir uns des unvergeßlichen Novalis, der vom Auslande her Sie mit solchen Ahndungen bey Ihrer Thronbesteigung begrüßte, und bald darauf frühe vollendet, wir möchten glauben, als ein Herold seiner Königinn, Ihr in das Land vorangieng, wohin Sie jetzt gefolgt ist.

Anspruchlos, in der eigenthümlichen Würde Ihres Geschlechts, und in den besondern Schranken desselben wie eingeboren, hat sie zwölf Jahre hindurch unter gewaltigem Wechsel des Weltglücks den Thron dieses Reiches, den Sie nur zu schmücken berufen schien, tragen helfen. Ohne Eingriff in die besonderen Geschäfte der Herrschaft hat Sie unaufhörlich und mit unerschöpflicher, heitrer Füglichkeit des Geistes, die treue Seele Ihres königlichen Gemahls mit der treulosen Zeit versöhnt; ein von großem Verluste gebeugtes Volk und das sorgenvolle Herz eines väterli-

chen Königs hat Sie beruhigt: der Himmel war uns geneigt, denn er gönnte uns Ihre hoffnungsreiche Gegenwart; das Unvermeidliche war leicht verschmerzt, so lange uns das Unschätzbare verblieb.

Alle Herrschaft der Erde schwebt und schwankt zwischen zwey gleich mächtigen und doch tief verschiedenen Gestalten: ein Zeitalter erhebt die Macht des Armes und der Waffen, ein andres die Macht des Herzens und der Liebe. Es giebt nur Eine Krone des Lebens und doch im Innern jedes Reichs, ja jedes einzelnen Menschen zwey gleich unüberwindliche Prätendenten dieser untheilbaren Krone.

Wir hatten vor sechszehn Jahren das seltene Schauspiel beyde Mächte einen Bund mit einander schließen zu sehen; alle Gewohnheit, alle besondere Neigung unsres besonderen Lebens hat sich angeschlossen an diesen Bund: wir können uns die Herrschaft kaum anders denken, als in ihren beyden ewigen Grundgestalten.

Der sechszehnjährige Augenblick ist vergangen, und Sie ist hinweggenommen, wie Sie uns einst gegeben worden, unerwartet, ohne unser Fürwissen oder Bewilligung. Eine langsam, im Laufe der Jahre abgedrungene Neigung, hätte die Natur vielleicht sanft und allmählig im Laufe der Jahre wieder aufgelößt: das Himmlisch Schöne aber, kann sie nur verewigen

indem ſie ſeine irrdiſche Erſcheinung verkürzt, indem ſie es raſch hinweghebt und den verlaſſenen Menſchen nöthigt aus eigener Kraft, und frey von aller niedrigen Beziehung ſich ein verklärtes Bild des verſchwundenen zu entwerfen. Darum wölben ſich dieſe Dunkel des Todes vornehmlich um alle Schönheit der Erden; der Schmerz und das Entbehren muß die Sinnen der Seele ſchärfen, damit ſie das verlohrne noch inniger und ſelbſtthätiger ergreifen lerne.

Hier iſt nun endlich einmal eine ganz allgemeine Empfindung des Schmerzes: wir haben viele Jahre gelebt, und doch iſt dieſes das erſtemal, daß wir ein ganzes Volk wirklich in Einem Gefühle beyſammen ſehen; Europa theilt unſre Beſtürzung, und in ganz fremden Ländern, wo nur die Sage von Ihrer Schönheit hingedrungen, fühlt man, daß dieſe Erde ärmer iſt, ſeitdem Sie die Herrliche nicht mehr trägt. — Lange ſchwelgt ſolcher Schmerz, indem er die irrdiſchen Ueberreſte der verewigten, und alles was durch Ihre Berührung geheiligt worden, verehrt; indem er die Lebens-Erſcheinung aus dem zurückgebliebenen Staube wieder herzuſtellen unternimmt; aber, da ihn der Tod überall von ſeinen Pforten, die er durchbrechen will, ins Leben zurückdrängt, ſo muß er ſich zuletzt gewöhnen an die Verwandlung zu glauben, und die Verlohrne, in dem eigenen fortlebenden Herzen zu ſuchen.

Aus dem vereinigten Schmerz eines ganzen Volks entzündet ſich, verklärt, und doch treuer, als es je in Deiner Gegenwart empfunden worden, Dein Bild, unſterbliche Königinn! Was iſt die Reihe einzelner glücklicher Augenblicke Deiner irrdiſchen Erſcheinung, gegen den ganzen und hellen Eindruck deines Weſens auf uns, nachdem nun die Jahre und alle feindſeligen Mächte dieſer Erde ihr Recht verlohren haben über Dich, nachdem es nun gewiß iſt, daß durch die Gebrechlichkeit der Welt, Du fleckenlos und ſiegreich hindurchgewandelt biſt; und kein Pfeil Dich getroffen hat, als der eine, himmliſche, an dem Du verblutet biſt! —

Ja noch immerfort und unzertrennlicher als je, tragen zwey verbundene die Krone dieſes Landes! Die Strenge und das Geſetz herrſchen nicht allein. Auch die Sitte und die Liebe behaupten Ihre Rechte. Da Sie die Erde zu verlaſſen ſchien, hat Sie die Bürger dieſes Staats bis auf den geringſten herab, noch näher herangehoben an das Herz Ihres königlichen Gemahls: ſie ſind Ihm theurer als je, denn jeder trägt ein Kleinod in ſeinem Herzen, ein eigenthümliches Bild der Himmliſchen Frau, die wie alles Vollendete und Schöne kein Spiegel der Welt genügend darſtellt, die nur in der tauſendfältigen Betriebſamkeit liebender Herzen vollſtändig geſchildert wird.

So, nachdem wir die Schauer des Todes durchgangen und allen Jammer der Trennung empfunden, und der heilige Gegenstand unsrer Sehnsucht aus allen Herzen doch wieder aufblüht, weißt es sich aus, daß die Macht auf Erden, die ordnende, wie die zertretende, strafende, trennende, — die Macht des Todes selbst, nichts dauerndes ausrichten kann, ohne die Liebe und über die Liebe.

So erkennt doch in diesem ernsten Moment, daß es auch keine Staatskunst giebt ohne die Liebe, daß aller Mechanismus der sinnreichsten Gesetze und daß die besonnenste Gewalt allein, über das Glück und den Fortgang lebendiger Völker nichts mehr vermögen. Einzelne wenige könnt ihr verhelfen zu den äußeren Mitteln des Glücks; aber ein nationales Behagen, ein allgemeines Bewußtseyn fortschreitenden Lebens, erreicht ihr nur, wenn ihr, wozu Euch das bittre Geschick dieser Stunde auffordert, ungesäumt hinaufsteigen könnt an die Quelle des allgemeinen, vaterländischen Schmerzes. Nach den Rathschlüßen des Ewigen werdet ihr geübt, das Todte zu beleben, das verlohrne durch freye Kraft des Herzens wieder zu gewinnen; dem bloßen Verstande gelingts nicht, — erstarrt und verwirrt wendet er sich ab von den Opfern des Verhängnisses, und von jeder Aussicht in die Unendlichkeit; das bloße Gefühl zerfließt in den Strom, der sein Glück dahin reißt, und den es nicht hemmen kann; nur für das

Herz allein, aus dem die Ehre kommt, und die Liebe und jedes Bollwerk, und jede Waffe des Lebens, giebt es nichts unversöhnliches, unwiederbringliches.

Wohlan also! nicht aus den äußeren Gütern, den Sachen und alle dem Beywesen, was ihr in Eurer Armuth, den Reichthum des Landes nennt, vielmehr aus den Herzen zunächst, die über die Königinn trauern, ist der Staat zu erbauen, den gleichfalls, wenn sein Geist entwichen ist, weder der Verstand herbeyrechnen, noch das patriotische Gefühl mit Thränen und frommen Gelübden zurückrufen wird.

Alles andre ist Irren, aber die von diesem großen Augenblick ergriffnen, gebeugten, diese sind der Stoff einer würdigen Staatskunst: diese sind anzureden, der Schmerz hat das Schönste in ihnen aufgeregt und sie verstehen von ferne; diese sind zu erheben aus dem Gram über die Vergänglichkeit, zu ihrer verklärten Monarchinn, also zu Preussen, in dessen innersten Heiligthum sie wohnt; diese sind zu verbinden auf Leben und Tod, denn über der Asche des herrlichsten, welches die vaterländische Erde getragen, haben sie schon empfunden, daß sie verbunden sind.

Ruhe denn, seliger Geist! wo uns der Augenblick beängstigt, wo die Schatten der Erde uns ver-

wirren, da walte du ruhig im Sonnenlicht der uns noch verborgnen Zukunft deines Volks, und beſchirme, füge, erheitre, beſänftige, blos durch Dein verklärtes Daſeyn, wie einſt durch Dein Irrdiſches! —

Treu bewahren wir jeden Zug, jede Spur Deines Lebens, auch die beſondre Empfindung womit wir Dich, hier, in den Schranken der Erde begrüßt! — Mit dieſen Gefühlen wird in Preuſſen niemand mehr geliebt! —

II.

Vermiſchte Aufſätze

über

Politik und Staatswirthſchaft.

I.

Ueber die Ausbildung der politischen Ansichten in Deutschland in der letzten Hälfte des 18ten Jahrhunderts.

Die deutsche Reichsverfassung scheint auf den ersten Anblick der Entwicklung, Verbreitung, und der Wechselwirkung politischer Ideen nicht günstig gewesen zu seyn; denn die öffentliche Untersuchung von Staatsangelegenheiten fängt in Deutschland erst an, nachdem benachbarte Nationen, vorzüglich England und Frankreich den Anstoß gegeben hatten. Wenn man aber näher eingeht in die Betrachtung deutscher Geschichte und Litteratur, so findet man, daß in Deutschland mehr als in irgend einem andern Lande die Religionsangelegenheiten von Anfang an in das Interesse des politischen Körpers verschmolzen waren. Es hat über zwey Jahrhunderte gedauert, bevor die religiöse Spaltung unsrer Nation welche sich in der Reformation zuerst äußerte, in eine rein weltliche und politische Spaltung ausgeartet war. Die Erhebung des Hauses Braunschweig-Lüneburg auf den britti-

ſchen Thron, und die Königswürde welche in Preuſſen errichtet wurde, waren die Beyden vornehmſten Ereigniſſe welche auf die weltliche Ausbildung des deutſchen politiſchen Gleichgewichts einwirkten.

Die Geſchichte Deutſchlands wird mit Rückſicht auf die politiſche Ausbildung des Staatskörpers aufs natürlichſte in vier große Zeiträume eingetheilt. Zuerſt war dieſes Reich baſirt auf dem Gleichgewicht und der Wechſelwirkung der großen Herrn und Vaſallen mit dem Kaiſer, dann etwa ſeit der Erhebung des Hauſes Habsburg auf der Wechſelwirkung der mächtig gewordenen Städte und Städtebünde mit den Fürſten und dem Adel, oder der bürgerlichen mit den adeligen Staaten. In dieſen beyden erſten Perioden war der ganze Reichskörper noch in religiöſem Zuſammenhange; geſpaltet in ſeinem Intereſſe, wie es dem großen Mittelalter der Welt begegnen mußte, aber ein und derſelbe unverrückte Geiſt gemeinſchaftlichen Glaubens vereinigte das Streitende wieder.

Die dritte Periode iſt die des Gleichgewichts zwiſchen dem Katholiſchen und Proteſtantiſchen Intereſſe, und in dieſem Zeitraume, dem 16ten und 17ten Jahrhundert zeigen ſich die erſten Spuren einer politiſchen Litteratur. Es ſcheint um die Religionsangelegenheiten allein zu gehn, aber, wie ſchon in den Schriften Luthers wahrzunehmen iſt, alles weltliche Intereſſe iſt

in den Streit der beyden Kirchen verſchlungen. Niemand will ſich geſtehen, oder ahndet auch nur, daß die politiſche Einheit des alten h. röm. Reichs wirklich verlohren iſt, und ſo flüchten ſich alle weltlichen Streitfragen unter den Mantel der Religion; und wie die Religion allenthalben tiefer greifen wird, als die weltliche Wiſſenſchaft, ſo wird in dieſem Raume die Spaltung auch um ſo unheilbarer. Die Vorſtellungen von den Rechten der Fürſten, der Städte und des Kaiſers werden von Grund aus umgeſtaltet; es bildet ſich alſo ein todtes Gleichgewicht ganz verſchieden conſtruirter Maſſen und die alte Wechſelwirkung kehrt nicht wieder.

So kommt unaufhaltſam die vierte Periode heran. Die Religion welche nur in unendlicher Wechſelwirkung gedeihen kann, erſtarrte und erbleichte ſcheinbar immer mehr, je mehr man einzelne Formen derſelben zu iſoliren ſtrebte. Das weltliche Intereſſe trat nackt und frech allein heraus, und ſo war im Jahr 1740 bey der Thronbeſteigung der Maria Thereſia und Friedrichs der Reichsverband wirklich aufgelöſt, von der alten Baſis der Verfaſſung keine Spur mehr, weltliche Vorſtellung von Unabhängigkeit und Macht allein herrſchend: die einzelnen deutſchen Mächte, jede für ſich, ſtellten ſich uneingedenk der alten vaterländiſchen Verbindungen in willkührliche Beziehung zu den einzelnen übrigen Europäiſchen Mächten: ſie waren nichts mehr als die kleineren Gewichte, welche zur au-

genblicklichen Ausgleichung der größeren Gewichte in der Wagschale des Europäischen Gleichgewichts dienten.

Nun ergoß sich auch die Litteratur dieses Landes über ganz Europa: bisher hatten sich alle staatswissenschaftlichen Bestrebungen ganz nahe bey der deutschen Reichsverfassung erhalten. Wenn vom Staatsrecht auf den deutschen Lehrstühlen gesprochen wurde, dachte niemand bisher an etwas anders als an deutsches Staatsrecht: jus publicum germanicum: künftige Staatsmänner hatten sich bisher statt alles historischen Studiums mit ängstlicher Erlernung der deutschen Reichsgeschichte begnügt: nun erhoben sich auf den deutschen Universitäten die neuen Studien des allgemeinen Staatsrechts, der Europäischen Politik und Staatengeschichte. Alle deutschen Akademien hatten sich bisher in der Erziehung künftiger Staatsmänner blos auf die Kenntniß des Rechts beschränkt: wie das Römische Recht durch die Umstaltungen des Mittelalters hindurch, und durch den Einfluß des Canonischen, des Feudal und deutschen Privatrechts in die heutige deutsche Rechtsverfassung übergegangen sey, darauf reducirte sich die ganze Vorbereitung des künftigen Geschäftsmanns; keine Spur von einer wissenschaftlichen Behandlung der Administrationskünste, der Finanzen, der Polizey und aller der Disciplinen, die in unsern Tagen so überwiegenden Einfluß gewannen. Wer Römisches und deutsches Recht, und den Vermittler zwi-

ſchen Beyden, die Gewohnheit, den usus gehörig kannte, der hatte die ganze wiſſenſchaftliche Vorſchule abſolvirt. — Die ökonomiſchen Wiſſenſchaften, meinte man, ließen ſich in der Praxis am beſten lernen; überhaupt bedürfe es dazu der Univerſitäten nicht.

Dieſe ganze Lage der Sachen wird in der Mitte des 18ten Jahrhunderts durch die bereits erwähnten politiſchen Veränderungen von Grund aus umgekehrt. Die Univerſität Göttingen begünſtigt durch die Liberalität ihrer Könige, durch den großen Geiſt ihres Stifters des Freyherrn von Münchhauſen und durch die Freyheiten, beſonders durch die Preßfreyheit welche ihren Lehrern eingeräumt wurde, führte die Europäiſche Politik, die Staatengeſchichte, die Statiſtik, und die adminiſtrativen Wiſſenſchaften zuerſt in den Kreis der alten deutſchen Disciplinen ein, und wiewohl einerſeits der alten gründlichen Erkenntniß deutſcher Verfaſſung und Rechte ein Stoß verſetzt, und einem gewiſſen leichtſinnigen Departements- und adminiſtrativen Kaſtenweſen ſchon auf den hohen Schulen Thor und Thür geöffnet wurde, ſo ward dennoch dem eigentlichen Talent durch dieſe Erweiterung der akademiſchen Disciplinen ein freyerer Standpunkt, ein Europäiſcher ſtatt eines abſolut deutſchen gegeben, und, zwar für den Augenblick dem alten Studium und ſomit deutſcher Anſicht der Geſetze und des Staates Abbruch gethan, hingegen, durch die unzähligen Vergleichungs-

punkte welche sich nun anstellen ließen eine größere, tiefere und kräftigere Würdigung des vaterländischen für die Zukunft zubereitet.

In den ersten dreyßig Jahren nach dieser Veränderung d. h. nachdem Achenwall, Schlözer, Johann Beckmann und Spittler, die neuen historischen und ökonomischen Wissenschaften organisirt, strömten hauptsächlich von Göttingen, begünstigt durch den Einfluß zusammen gefloßener Fremden aus allen Theilen der Welt, Europäische Ansichten statt der deutschen aus. Schlözers Staatsanzeigen, die einen fast Universalhistorischen Einfluß gehabt haben, wie wenige Journale, verbreiteten zugleich den Geist der Reform im Innern und in den Finanzen über alle kleinere Staaten von Deutschland, woran die alten Statthalter der deutschen politischen Erziehung: die Böhmer, die Pütter u. s. w. sich nur langsam gewöhnen wollten, wogegen selbst einer würdigen Freyheit ergebne Männer aus der alten Schule, wie besonders Carl Friedrich Freyherr von Moser, sich aufs entschiedendste sträubten. —

Niemand hat sich den Ausschweifungen der Göttinger Schule gründlicher und kräftiger widersetzt, als der Freyherr von Moser, dessen Neues patriotisches Archiv die Grenze sehr richtig absteckte, innerhalb deren das neue politische Licht hätte wirken müssen, um den Zustand von Deutschland zu verbessern ohne ihn

zu zerſtören: niemand hat beſſer die Folgen der Göttinger Exeſſe vorausgeſagt. Er hat wirklich, wie ihm ſein Gegner Schlözer ſelbſt zugeſteht, in der politiſchen Denkart von Deutſchland Epoche gemacht, den Deutſchen ihre Hundsdemuth (wie er die blinde und mechaniſche Unterwerfung unſrer Herzen unter die ſouveraine Gewalt ſehr richtig nannte) abgewöhnt, und den völlig erſtorbenen, ächten Freyheitsſinn wieder aufgeweckt, ohne je dem Vaterlande und ſeinen ehrwürdigen conſtitutionellen und Geſetzesformen abtrünnig zu werden. Dieſer Mann ſteht an der Spitze der deutſchen politiſchen Litteratur und die Kraft mit welcher er ſich in dem Jahr 1791—92 bereits der franzöſiſchen Revolution, und den durch ſie verbreiteten Lehren widerſetzte, wird unſrer Litteratur, wie ihm ſelbſt zum dauernden Ruhme gereichen. —

August Ludwig Schlözer, eine kräftige durch und durch polemiſche Natur, nicht ohne einen gewiſſen Beyſatz von cyniſcher Derbheit, war, wiewohl mit einigem gerechten Widerwillen gegen die Ausſchweifungen der franzöſiſchen Revolution, der Hauptverbreiter jener Lehren und jener Staatsphiloſophie, welche ihr in Frankreich zu einer Baſis dienten. Als ſolcher hat er ſich und ſeine Werke nun ſchon längſt überlebt: ein vermeintliches Recht des Widerſtandes der Unterthanen gegen ihren Souverain, mit deſſen Deduktion Schlözer vor allen andern deutſchen Gelehrten ſich befaßte,

konnte in dem alten, gesunden, wenn auch etwas ausgetrockneten Körper der deutschen Gesetze und Rechtsansichten nicht hinein construirt werden: dieser rechtliche Autor wollte das Alte nicht fahren lassen, und dennoch ein neues dem Rechte tödtliches, und das Wesen des Gesetzes selbst vergiftendes, festhalten. Schlözer indeß muß man nie mit den gemeinen Freyheitsaposteln verwechseln, die Deutschland legionenweise ausgeboren hat. Zuförderst war er gründlicher Kenner der Weltgeschichte und empfindender Verehrer des Alten und der deutschen Gesetze; dann zweytens hat er sich nie hergegeben zu einem blinden Lobredner der Ereignisse in Frankreich.

Die deutschen Fürsten, die kleinen insbesondre hatten von der Souverainität die ihnen so unerwartet zugekommen war, nachdem die religiösen Schranken längst gefallen und nun auch der politische Reichsverband durch die Schritte Friedrichs des zweyten so gut als aufgelöst war, großentheils einen etwas muthwilligen Gebrauch gemacht. Jeder dieser Fürsten sobald seine Verbindungen mit der Einen Staatenparthey des Europäischen Gleichgewichts, an welche ihn der Zufall geknüpft hatte, zu Stande gebracht waren — glaubte sich in allen übrigen Rücksichten, und besonders mit Rücksicht auf alle innere Polizey-, Finanz-, Justiz- und Landesangelegenheiten völlig unabhängig: ein grosser Theil dieser Fürsten agirte rein willkührlich und

nach Tyrannenart — wie denn überhaupt das todte, ich darf jetzt wohl ſagen, das irreligiöſe Gleichgewicht, offenbar die Tendenz hatte aller innern Freyheit ein Ende zu machen. Hätte ein ſolcher Zuſtand des Gleichgewichts der Maſſen d. h. insbeſondere der militairiſchen Maſſen, wie die Politik des 18ten Jahrhunderts träumte, je ausgeführt werden können, hätte nicht ein den Völkerbund und die einzelnen Staaten innerlich durchdringender religiöſer Glaube dieſes Gleichgewicht belebt, ſo war alle politiſche Wechſelwirkung in dem Bezirk der einzelnen Staaten dahin. Die reſp. Fürſten, auf ihrer phyſiſchen Macht einerſeits, und auf ihren Verbindungen mit den übrigen Europäiſchen Mächten andererſeits allein beruhend, hatten keinen Grund weiter in denen ihnen unterworfenen Gebieten das Recht und die Eigenthümlichkeit der Völker zu reſpectiren. Ihre Exiſtenz hieng von auswärtigen Verhältniſſen allein ab, und eine Art von ewigen Frieden war mit Untergang der Freyheit erkauft. —

Man leſe Schlözers Staatsanzeigen und betrachte wie zügellos und willkührlich in den Jahren 1770—1790 die meiſten kleinen deutſchen Fürſten in ihren Staaten verfuhren, und wie die innere Auflöſung des deutſchen Bundes, der ſie früher in Zaum hielt, wie alſo ihre Emancipation von einem alten würdigen und ſanften Joch verderblich auf ſie wirkte. Sie waren ſchwach und haltungslos, wie ſie noch ſind, hinge-

ſchlendert aus der deutſchen in die Europäiſche Politik, mußten alſo, weil ihnen die Sprache der Macht verweigert war, mit Künſten der Intrigue an den großen Europäiſchen Höfen ihre Exiſtenz behaupten. Darauf richtete ſich ihr ganzes Genie; die Herrſchaft des Rechts aber war am Ende. Die ehrwürdigen Reichsgerichte wurden verſpottet: die innere Juſtiz der Staaten wurde wo möglich mit noch größerem Muthwillen verhöhnt, als es ohnedieß erfolgt ſeyn würde — weil die kleinen Tyrannen ihre kurze Macht gebrauchen, und ihre vergängliche Unabhängigkeit von einem oberſten Lehensherrn geltend machen wollten.

Zum Schutz der unterdrückten Völker gab es alſo nur Ein Rettungsmittel: es mußte etwas entſtehn, was die, ihres oberſten Garants und Lehnsherrn entblößten Geſetze, und die Religion, welche den Geſetzen und dem Suzerain wieder ihre Haltung gegeben hatte, erſetze: eine öffentliche Meinung mußte gebildet werden, welche ſich den kleinen Tyrannen widerſetzen konnte. Die Göttinger Preßfreyheit, der Schutz der Brittiſchen George war dazu das zweckmäßigſte Mittel. So entſtanden die berühmten Schlözerſchen Staatsanzeigen. In gewiſſen Rückſichten hat der Freyherr von Moſer Recht, der dieſe Zeitſchrift eine Collecte von Landesbeſchwerden nannte: es war ſchwierig ein ſolches zärtliches Unternehmen in den gehörigen Schranken zu erhalten. Schlözer mehr tapfer als klug, über-

ſchritt dieſe Schranken oft: er war im kleinen in der Lage, wie Luther im großen; er mißbrauchte häufig die Macht welche ihm die glückliche Lage von Göttingen und die öffentliche Meinung in die Hände gegeben: er gieng in der Sache der Völker zu weit, er verſchmolz ſie mit franzöſiſcher Philoſophie und ward aus einem Apoſtel der Freyheit wie es den meiſten, nur Burken nicht begegnet, zu einem Revolutionair.

Daſſelbige widerfährt einem jeden, der nur einen beſtimmten Standpunkt vertheidigen und nicht vielmehr ein großes vollſtändiges menſchliches Ganze, wie den Staat, oder die Religion erreichen will. Sollen der Macht der Fürſten bloß Schranken geſetzt werden, ſoll es bloß zu einem todten Gleichgewichte zwiſchen Volk und Fürſten kommen, ſo ſchweift bald ihrerſeits die Freyheit über die Schranken hinaus, bald andrerſeits die Macht über die ihrigen, und es iſt nirgends Ruhe zu erreichen. Hat der Staatsmann aber wie Burke eine politiſche Idee von dem ganzen und vollſtändigen aus der Wechſelwirkung von Freyheit und Macht entſprungenen Staate feſt ins Auge gefaßt, nun ſo wird er auch das Maaß ſeiner eigenen Wirkſamkeit kennen wie Burke, und mit freyer Beweglichkeit bald der Freyheit bald der Macht beyſpringen, weil nicht die bloße Freyheit, nicht die bloße Macht, ſondern der wirkliche Staat errichtet und behauptet werden ſoll. —

So auch im Großen im Europäiſchen Gleichgewichte: fehlt in den Gemüthern der Regierenden die wirkliche Idee eines Staatenbundes, wie ſie das Chriſtenthum aufgeſtellet hat, ſoll blos daß todte Schrankenweſen welches ich die o des Gleichgewichts nannte, erreicht werden, — ſo ſchweift von den beyden Partheyen, welche ſich balanciren ſollen, bald die eine, bald die andere, weil ſie bloß ihren Standpunkt und nicht mit chriſtlicher Hingebung an ein Ganzes den Staatenbund will, weit über die Schranken hinaus, und es entſteht die Präponderenz bald der einen, bald der andern Parthey unter deren Zwieſpalt alles eigentliche Recht, alle tüchtige Freyheit und alles wahre Staatenglück zu Grunde geht. —

Es iſt nichts gewonnen, ſo lange man ſich nicht von dieſer Vorſtellung des Gleichgewichts und alles Rechts vollſtändig losmacht, nach der mit Gleichgewicht und Recht nichts weiter bewirkt werden ſoll als o, Friede, Ruhe, Sicherheit des einen vor dem andern. Nein! wirkliche Güter ſollen damit erreicht, nicht bloß Schaden verhütet werden. — Ideen, das höchſte, welches unſer Leben gewinnen und welches unſerm Leben Haltung und Würde geben kann, ſollen damit erreicht werden. Der Einzelne ſoll ſeine Portion Recht erhalten, aber was unendlich mehr ſagen will, der Gedanke des Rechts, und die höchſte, verklärteſte, lebendigſte Geſtalt deſſelben, die Religion ſoll wirklich und leibhaftig auf Er-

den herab kommen; der Staat, der Staatenbund ſoll empfunden werden, als der beſte Freund, als das höchſte Gut, damit jeder etwas beſtimmtes vor der Seele habe, was ihn antreibe Recht zu handeln; damit alle Präpontenz, alles willkührliche Streben, aller Trotz gegen das Heilige auf Erden, in Rauch und Schande vergehe, bey dem bloßen Anblicke dieſes höchſten Gutes. Alſo, wir wollen ein Gleichgewicht, nicht um des Gleichgewichts, nicht um eines abſtrackten Begriffs willen dem jeder ſeine eigenthümlichen Gedanken unterlegen kann: ſondern um aus der lebendigen Gemeinſchaft der Völker auf Erden nun die Garantie unſrer, der Gemeinſchaft der Individuen im einzelnen Staate, zu erhalten, welches nicht anders erreicht werden kann, als wenn wir fragen: was iſt, war und wird ſeyn das höchſte Gut auf Erden, was iſt allen Menſchen, allen Völkern das Nächſte und Höchſte? Danach ſollen alle Geſellſchaftlichen Inſtitute, alle Staatenbunde ſtreben.

2.

Ueber Machiavelli.

Für Charaktere von der innern Gediegenheit Machiavellis waren die Formen des wieder erwachten griechischen und Römischen Alterthums sehr angemessen; denn er hatte große und stolze Gefühle, sie auszufüllen. Die Staatsmänner des 16ten Jahrhunderts gienen bey den Medicis in die Schule und suchten ihre Freundschaft. Aller Reichthum der mittelländischen Küsten strömte durch die Märkte Italiens. Daher die Fülle der Ansicht und die Tiefe der Kraft in Machiavelli. Kein Neuerer ist wohl dem Charakter der Alten näher gekommen als er: die Gesetzgebungen des Mittelalters begriff er nicht. Die Staatskunst ist ihm durchaus ein Geschäft der individuellen Persönlichkeit; in der Erziehung des Staatsmanns, vornehmlich in der Pflege seiner Kraft findet er alles Heil. Die Naturgesetze in der Construktion der bürgerlichen Gesellschaft interessiren ihn weniger: Bezähmung der Leidenschaften und Anregung der Kraft geht ihm über Al-

les. Und so schien er dem Republikanismus abgeneigter als es seine Seele in ihrer Tiefe eigentlich war.

Freylich unterschied Machiavelli die lebende, vorübergehende Staatsgesellschaft nie von der aus den gegenwärtigen, vergangenen und zukünftigen Gliedern des Staates zusammengesetzten ewigen Staatsgesellschaft, und so fehlt auch die Grundidee des Republikanismus, welches keineswegs die Concurrenz aller dermaligen Bürger bey der Herrschaft ist, wie man gewöhnlich glaubt, sondern die Concurrenz des unsichtbaren und des sichtbaren Theils der Staatsfamilie bey der Herrschaft. Klarheit der Einsicht und eiserne Kraft des Willens, die nichts einzelnes schont um das ganze zu behaupten ist ihm das Höchste; denn da er das Volk so wie es war nicht verstand, seine Bedürfnisse ehrte, aber seine Meinung und sein Gemüth verachtete, da er anstatt der Italiener des 16ten Jahrhunderts immer einen Römischen populus, unzuverläßig und schwankend in seinen Neigungen und seinem Willen, wie er unter dem Julius Cäsar gewesen seyn mag, vor Augen hat, so ist die Kunst des Regenten bey ihm der Kunst Rosse zu zähmen zu vergleichen, und so fehlt der Gedanke einer Wechselwirkung zwischen Volk und Fürsten d. h. das Princip der christlichen Staatskunst durchaus. Dem Genie gebührt die Herrschaft über die Erde, das ist seine Lehre; das was man Volk nennt ist sich unter allen Verhältnissen gleich, gleich ohnmächtig, ei-

ner gemeinsamen Tugend gleich abgeneigt, folglich kann der Regent nichts, wenn er nicht 1) die Natur d. h. die lokalen Bedürfnisse dieses Volks studiert, wenn er nicht 2) diese nothwendige Natur des Volkes lenken und richten, und die ganze Masse mit Freyheit kneten und formen lernt. Also kräftiger Verstand und beständige Kraft im Regenten ist das Höchste. Die Kraft des Gehorchens muß durch alle disciplinarische Mittel dem Volke eingeprägt werden: der Wille des Regenten muß sich den Stoff selbst zubereiten, der die Form von seinen Gedanken erhalten soll. Und so hat Machiavelli allerdings ein lebendiges Gesetz im Auge, aber es sind aus dem Alterthume geschöpfte Ideen von Kraft, Muth und überhaupt von Römischer Tugend, welche dies Gesetz erwecken soll. Die ewigen Naturgesetze welche die Gestalt der Menschheit unveränderlich hatten wurden übersehn, und so ist der innerste Gedanke des principe eigentlich: nach dem Ideal einer Römischen Tugend ein Italienisches Volk zu bilden. —

Das berühmte 18te Capitel des principe: Auf welche Weise die Fürsten Treue und Glauben zu halten haben, hat sehr viele kritische Leser verleitet, die ganze Schrift für eine Satyre auf die Fürsten anzusehn: der Fürst hat zwey Generationen zu bekämpfen, die eine mit den Gesetzen die andre mit der Gewalt, jenes sind die Menschen, dieses sind die Bestien unter den Menschen. Das treue Beharren bey den

Gesetzen wird auch hier wie bloßes Mittel zur Behauptung der Herrschaft angesehn. — Ferner: Wenn der Fürst auch diese beyden Eigenschaften nicht gerade hat, so ist es demnach nöthig daß er sie zu haben scheine. Die tiefe Menschenverachtung welche hier, wie an unzähligen andern Stellen des Werkes eine ganz unverdeckte Ironie, hervorbricht, liegt in der Unbekanntschaft mit den gänzlich veränderten politischen Lebensbedingungen der Staaten. Die Einsicht in die Werke der Römer und Griechen hat alles andre in den Augen dieses großen Mannes verdunkelt, und so, unter der Bewunderung des großen Talents und der fast einzigen Charakterkraft des Machiavelli, kann man nicht umhin, ihn zu beklagen, daß er an einer so verführerischen, und der wahren universalen Staatsbetrachtung so ungünstigen Stelle stehen mußte. Das reiche, ununterbrochene, vom Einfluß des Alterthums geblendete, ich möchte sagen, durch und durch protestantische Florenz, konnte nichts größeres erzeugen als die Werke des Machiavelli, und wenn wir noch heut von Römischen Staatsansichten geblendet sind, wer möchte ihm, der den Verfall des geistlichen Regiments in Europa ganz nahe betrachtet hatte einen Vorwurf machen, daß er über die Betrachtung der Römischen Weltherrschaft und der classischen Werke des Alterthums alles moderne vergessen und verachten konnte.

Für alle Zeiten wahr und richtig bleibt die Anſicht des Machiavelli von der Einheit der Macht. Das Gegengewicht, welches die Natur aller Einheit der Macht gegeben hat, indem ſie die Alters- und Geſchlechts-Verſchiedenheiten, oder die Strahlen-Brechung der Familie anordnete, kannte Machiavelli nicht, oder ſetzte es dunkel voraus. Alle Staatskunſt kann indeß ſo dargeſtellt werden, als ſey die Verſchiedenheit unter den Menſchen ſchon von der Natur gemacht, und habe der Regent weiter nichts zu thun als Einheit in dieſe Verſchiedenheit zu bringen. Ein durchaus falſcher Weg iſt der, welchen man eingeſchlagen hat indem man die gemiſchten und ſ. g. beſchränkten Regierungsformen empfohlen hat. Nachdem nehmlich durch die Arbeit der Jahrhunderte, vermittelſt des Glaubens und der Liebe der Nationen das wünſchenswürdigſte, nehmlich eine unumſchränkte Macht errichtet iſt, (es iſt ſchwer zu errathen denn welche widerſtrebende Mächte im Herzen der Menſchen ſtellen ſich ihrem Aufkommen entgegen) — nachdem ſie errichtet, kommen einige ſpekulative Köpfe, und bedauern dieſe Macht ſey allzumächtig, man müſſe ſie künſtlich wieder brechen. Man hat kaum die Einheit und den Zuſammenhang des Ganzen zu Stande gebracht, welche der Zweck aller Staatswiſſenſchaft und Staatskunſt iſt, ſo will man nach gewiſſen philoſophiſchen Regeln dieſelbige Einheit wieder zerſtören. Geſetzgebende, ausübende und richterliche Ge-

welt die mit Mühe in eines verbunden ſind, ſollen wieder losgelöst werden von einander.

Aber man verwechsle nicht Despotismus mit Macht. Es iſt keine vollſtändige Macht zu nennen, wenn viele Elemente des Staates z. B. der Einfluß des Schwächeren und der Alten nicht mit hinein conſtruirt ſind in die Macht: die bloße phyſiſche Macht kann nicht regieren: aber wenn phyſiſche und moraliſche Macht, das was den Menſchen angeht und was die Beſtie, nach Machiavelli, verbunden, alles in einen Canal geleitet, alles in ein Haupt concentrirt iſt, dann iſt das höchſte Problem aller Politik gelöst; dann ſind die Geſchlechtsverſchiedenheiten unter den Menſchen zu einem unauflöslichen Geflecht, die Altersverſchiedenheiten zu einer unentrinnlichen Subordinationskette geworden und es iſt nichts zu wünſchen übrig. —

Die Macht ſoll, wie es die Natur gebietet aus der Beſchränkung und gegenſeitigen Subordination aller Individuen und Stände hervorgehen, weil es nicht anders möglich iſt: aber wenn ſie errichtet iſt, ſo ſollen ihr nicht hintennach legiſlative Körper und andre äußere Schranken in den Weg gelegt und die göttlichſten Werke der Politik wieder zerſtört werden. Alſo muß man ſich beſtimmt ausdrücken: die bloße phyſiſche Macht an der Spitze der Völker taugt nicht weil ſie

unvollständige Macht iſt, weil ſie dem ganzen Staat, der in der Verbindung der geiſtigen und phyſiſchen ruht, gegenüber, Schwäche iſt: die bloße geiſtige Macht taugt aus demſelbigen Grunde eben ſo wenig: die vollſtändige Macht hingegen iſt allesbeides, weil ſie nur aus Recht und der Freyheit hervorgehen kann.

Die geiſtige Macht aber iſt nicht etwa die bloße Klarheit des Verſtandes oder die Intelligenz, ſo daß man ſagen könnte der wahre principe ſey nun fertig, wenn die Klarheit des Verſtandes zugleich mit der phyſiſchen Kraft des Arms und des Willens an der Spitze ſtänden. Fehlt die Weichheit, die Milde, die Menſchlichkeit, das Gemüth, in deren Ueberlegenheit die eigentliche geiſtige Macht beſteht; ſo iſt der Souverain mit Rückſicht auf den ganzen mildern, menſchlichern Theil des Geſchlechts ohnmächtig, wie mächtig er auch ſeyn mag mit Rückſicht auf die kräftige Hälfte des Geſchlechts. Die Kraft in dem ſtrengern Theil des Geſchlechts wird im Laufe der Zeiten leicht ſo mächtig, daß ſie den principe mit ſeiner ganzen eiſernen Waffenbekleidung über den Haufen wirft: und das mit Recht, weil er ſie vergeſſen hat.

Wenn hingegen dem Souverain vollſtändige Macht d. h. nicht blos die Macht des Zwangs, denn wie vieles auf Erden läßt ſich durchaus nicht zwingen, auch von dem mächtigſten nicht, ſondern auch die Macht des

Reizes und der Liebe, zu Gebote steht, dann ist der principe fertig und unwiderstehlich, allmächtig und allgerecht, das eine weil er das andere ist und umgekehrt. Nun ist es ganz gleichgültig in welcher Form die Befehle und das ganze Regieren erfolgen; nun ist es nichtswürdig und Kennzeichen schlaffer Seelen zu schmeicheln der Volksgunst, ihr nachzugeben, mit ihr zu capituliren, ihr Gründe der Befehle anzugeben und mit dem Volke umzugehen wie ein schlechter Erzieher, der seinem Zögling das ernsthafte spielend beybringen will. —

So hat der Geist des Reizes und der Liebe da er mit Christus in der reinsten Gestalt in die Welt gekommen, auch die wahre, souveraine Macht erst begründet: Traum und Fabel ist die Hoheit und die Gewalt der antiken Regenten, neben der Majestät welche die Religion, wenn sie in allen ihren politischen Einflüssen begriffen wird, in die Hände der Herrscher gegeben.

3.

Vom Frieden zwiſchen dem Staate und der Wiſſenſchaft.

Man möchte alle einzelne Wiſſenſchaften noch einmal in einen groſſen Organiſmus zuſammenfaſſen, wenn man ſich der Staatswiſſenſchaft nähert; denn wie man auch den ethiſchen Standpunkt von dem politiſchen, den ſichtbaren Richter von dem unſichtbaren, und das Privatleben von dem öffentlichen trennen möge, ſo vermag dennoch die Wiſſenſchaft, der in letzter Inſtanz das menſchliche Geſammtleben zur Beſtimmung und Förderung anheimgeſtellt wird, nichts, wenn ihr nicht die Diſpoſition über alles Menſchliche eingeräumt wird. Weltverſtanden: ihr, der Staatswiſſenſchaft — und nicht dem bloß weltlichen Richter oder Deputirte der Zwangsgewalt.

Alle einzelne Wiſſenſchaften werden reif und groß erſt dann, wenn ihre Blüthen und Früchte dem Geſammtleben d. h. dem Staate zu Gute kommen, und

der sogenannte praktische Nutzen der Wissenschaften ist nur deswegen in unsern Tagen so verächtlich oder wenigstens verdächtig geworden, weil der Staat von seinen Repräsentanten nur für eine Maschine ausgegeben wurde, und weil die heiligen Bestrebungen der Wissenschaft einem todten Mechanismus des Zwanges nicht dienen sollen, noch können.

Wenn aber das göttlichste Theil der Wissenschaften das ist, was davon den lebendigen Staat belebend und bildend ergreift; wenn es die Probe ächter Wissenschaft ist, daß sie sich mit dem Gemeinwesen nicht bloß verträgt, sondern thätig verbindet, wenn also alle Wissenschaften den Ruhm haben, den Staat zu befestigen und seine Existenz zu garantiren, so wird man es natürlich finden, daß auch der Staat sich rühme, wieder von seiner Seite die Wissenschaften zu garantiren, und daß er sie alle sich zueigne, wie es jeder Einzelnen frey steht, und ihr nicht bloß vergönnt, sondern dringend empfohlen wird sich den Staat und seine großen Zwecke anzueignen.

Der größte staatswirthschaftliche Schriftsteller aller Zeiten, Adam Smith, schrieb mit gleicher Neigung ein Buch über das moralische Gefühl, und der größte Gesetzgeber des letzten Jahrhunderts Burke ein Buch über das Erhabene und Schöne. In großen Gemüthern widersprechen sich diese Gegenstände unter-

einander nicht nur nicht: ſie fordern ſich, ſie exiſtiren nicht ohne einander.

Wenn es nun aber gar der Stolz einer beſonderen Zeit iſt, wie der unſrigen, daß die Wiſſenſchaften mächtig und ihr Licht unüberwindlich geworden, — dann wird der Staat durchaus nicht länger auf bloß phyſiſche Zwecke und bloß mechaniſche Kräfte zu beſchränken ſeyn: dann wird es faſt erſtes unter allen Problemen des Staatsmanns, die Wiſſenſchaften zu bändigen, d. h. weil er ſie braucht und ſie ſich auch nicht unterdrücken laſſen, ſie zu regieren.

4.

Vom Papiergelde.

Wir erinnern uns aus der Geſchichte eines Zuſtandes von Europa, wo nur die bey weitem kleinere Hälfte alles Verkehrs der Menſchen untereinander mit baarem Gelde getrieben wurde, wo z. B. das wichtigſte Theil alles Verkehrs, nemlich die perſönlichen Dienſte, welche die Menſchen entweder ſich untereinander oder dem Staate leiſteten, ohne Dazwiſchenkunft des Geldes vor ſich gieng. Die wichtigſten Dienſte, welche die Menſchen einander leiſten können, die am Pflnge und die andern mit dem Schwerdte, wurden ohne Löhnung bloß durch Gegendienſte oder überhaupt perſönlich vergolten. Ich möchte ſagen: in allen Verhältniſſen des Lebens, wo die Menſchen einander unmittelbar berühren und erreichen konnten, da waren ſie einander ohne Dazwiſchenkunft des entfremdenden Metallgeldes gewiß: nur für die Relationen mit ganz fremden Gegenden und Menſchen waren die ſpärlich vorhandenen Metalle nothwendig. Dieſe Seltenheit der Metalle hatte eben die einfache Folge, daß

man ſie ohne weitere Ueberlegung nur in den ſehr wenigen Fällen gebrauchte, wo ſie gar nicht entbehrt werden konnten.

Man erlaube mir zuförderſt dieſen Zuſtand der Dinge natürlicher zu finden, als den ſpäteren, wo, durch den ſcheinbaren Ueberfluß der edlen Metalle verführt, ſich das ganze Leben der Menſchen auf den Erwerb dieſer Metalle richtete, und wo nicht bloß der Verkehr mit der Fremde, ſondern alles Verhältniß des Menſchen mit ſeinen nächſten häuslichſten Umgebungen durch die Vermittlung der Metalle regulirt werden ſollte. Statt des innigen, perſönlichen Berührens der einander bedürfenden Menſchen, woraus ſich die gewaltige Bindung des Näheren an das Nähere entwickelte, auf welcher die Dauerhaftigkeit der Staaten beruht, kam ein kaltes, oberflächliches Auseinanderſetzen der Menſchen, vermittelſt eines dritten unempfindlichen Mittels im Schwange. Die nächſten Verhältniſſe des Lebens wurden behandelt wie die entfernteſten, weil die entfernteſten durch die Beweglichkeit und Allgemeingültigkeit der Metalle zu nahe gerückt wurden.

Die nothwendige Folge war einerſeits ein flaches weltbürgerliches Intereſſe an der Menſchheit im Ganzen, d. h. in wie fern dieſe empfänglich war für den Reiz der edlen Metalle, und anderſeits eine völlige

Entfremdung von den näheren, gründlicheren, vaterländischen Angelegenheiten.

Wenn es die Absicht des Himmels gewesen wäre, eine Welt zu errichten, in der jeder einzelne Mensch in Beziehung zu der unendlichen metallsüchtigen Menschheit stehen sollte, in der es keine besondre Verbindung unter den Naherstehenden, keine besondren Staaten und Vaterländer, sondern nur einen Universal-Geld-Staat geben sollte, der die ganze Menschheit umfaßte, so müßten Gold und Silber an der Oberfläche der Erde in hinreichenden Vorräthen vorhanden seyn, um nach Zeit, Bedürfniß und Umständen, den Verkehr jedes Einzelnen mit allen Uebrigen zu decken und zu tragen. Diese ungeheure Masse würde durch den verschiedenartigen Drang der menschlichen Bedürfnisse, und durch das Steigern und Ueberbieten in allen dringenden Fällen, bald auf einen sehr geringen Werth herabgesetzt seyn: in dem Verhältniß ihrer Vermehrung würden die Metalle an ihrer Macht verlieren; ihre auseinandersetzende Kraft würde mit ihrer Seltenheit dahin seyn, und der Mensch würde zu ganz andren Garantieen des Verkehrs seine Zuflucht nehmen müssen. Es würde sich zeigen, daß diese goldenen Flügel, vermittelst deren sich der Mensch eine kurze Zeit schwebend über den Ländern der Erde erhalten hätte, nicht dauern könnten, und daß er zu dem nä-

heren Intereſſe in ſeine vaterländiſchen Thaler wieder herab müßte.

Da nun, wenn aller Europäiſche Verkehr der Völker ſowohl als der Staaten und Privaten, vermittelſt der edeln Metalle getrieben werden ſoll, ein Vorrath derſelben nothwendig iſt, welcher die weſentlichſte Eigenſchaft dieſer Metalle, ihre Seltenheit aufhebt, es alſo ein Maximum in der Vermehrung der Metalle aber nicht in der Vermehrung der Bedürfniſſe giebt, ſo folgt daraus, daß die Natur nur einen Theil des menſchlichen Verkehrs vermittelſt der Metalle getrieben wiſſen will.

In einem gewiſſen Grade hat Europa dieſe große Erfahrung gemacht. Die vielen tauſend Millionen Piaſter, welche ſeit der Entdeckung von Amerika in unſern Welttheil eingeſtrömt ſind, ſchienen einen Zuſtand der Dinge herbeyzuführen, worin die Exiſtenz eines Jeden und ſeine näheren oder entfernteren Verhältniſſe auf dem Beſitz der Metalle baſirt wären, wo alle ehemaligen perſönlichen Dienſte und Verpflichtungen unter den Nachbarn deſſelben Orts, deſſelben Bezirks, deſſelben Staats auf Geldprästationen reduzirt werden könnten, und wo dann dieſe Metalle die Welt regierten.

Man hatte ſich in Folge dieſer Ueberſchwemmung und jährlichen Vermehrung des Europäiſchen Marktes mit den amerikaniſchen Metallen, im Laufe des lezten Jahrhunderts eine eigne Staats- und Finanzkunſt gebildet, zufolge welcher der lezte Zweck und die lezte Garantie der Fortdauer eines einzelnen Europäiſchen Staaten die Anhäufung der größt-möglichen Maſſe von edlen Metallen in dem Umkreiſe jedes einzelnen Staates wurde. Dieſe Politik ward die Seele aller Staaten, ja jedes einzelnen Hauswesens: die Souveraine der Staaten ließen ſich zu einer unwürdigen Parität und Aemulation mit ihren großen Eigenthümern und Banquiers herab; die charakteriſtiſchen Eigenheiten der Stände verſchwanden, denn in allen wurde nach demſelben rohen Lebens-Inſtrumente der Metalle geſtrebt, und da die Beſitzer der Metalle, eben wegen der Allgemeingültigkeit ihres Beſitzes, an allen Stellen in Europa ungefähr gleich viel galten und vermochten, ſo verſchwand die Vorliebe für das Nähere, Nachbarliche, Vaterländiſche, Nationale mehr und mehr, und ſo fanden flache Vorſtellungen von Univerſalſtaat, Menſchheit, Weltbürgerlichkeit, Philanthropie überall Eingang.

Das Zuſtrömen der Metalle aus Amerika, und das Abſtrömen derſelben nach Oſtindien erfolgte mit einer Art von täuſchender Regelmäßigkeit, und in der Erfahrung ganzer Jahrhunderte bereits zeigte ſich kein Grund, eine andre Baſis der Staatswirthſchaft an-

zunehmen; aus diesen Strömungen für Staat und Haus an sich zu reißen, so viel man vermochte, war das Gesetz aller Oekonomie.

Die löblichen Versuche der Physiokraten und des Adam Smith, die Oekonomie auf Besitz und Erzeugung der unmittelbaren und verzehrlichen Lebensbedürfnisse zu begründen, liegen außer dem Kreise unserer gegenwärtigen Betrachtung. Sie mußten mißlingen, weil von der vereinigenden Gewalt, welche das Metallgeld, in gehörigen Massen versammelt, über die Gesellschaft ausübt, abgesehen wurde: der besondere Staat konnte durch den, gegen Partikulier und Ausland gehörig proportionirten, Metallgeldreichthum des Souverains einigermassen garantirt werden; Metallgelomassen konnten durch ihre Beweglichkeit und Elastizität wenigstens die monarchische Disziplin bis zu einem gewissen Grade aufrecht erhalten helfen, während der Produktenreichthum jener philosophischen Oekonomen wohl dem Partikulier schmeicheln, keineswegs aber den Thron irgend eines Europäischen Souverains stützen konnte. Jene Philosophen übersahen daß der Reichthum nicht bloß da sey, sondern durch seine politische und nachbarliche Zusammensetzung die Kraft haben müsse, besonderer, individueller Reichthum des bestimmten Menschen, Standes oder Staates zu bleiben, d.h. sich gegen eine ganze begierdevolle Welt zu vertheidigen und zu behaupten. —

Nationalbewaffnung, Gerichtshöfe, alle die großen Institutionen, welche den einzelnen Reichthum in seiner Besonderheit, ich möchte sagen, in seiner Individualität beschützen müssen, damit er mit dem Reichthum seines Nachbarmenschen oder Nachbarstaates in einer Art von Ehe, höheren Reichthum erzeugen könne, wurden von Adam Smith als bereits vorhandene, hinlänglich sicher-gestellte Dinge angesehn.

Nach der Lehre der Physiokraten und des Adam Smith wird der besondre Staat und der besondre Bürger mit seinen Rechten als datum betrachtet, während uns die neueren Weltbewegungen gelehrt haben, daß diese Garants und Träger des Reichthums verschwinden können. Nun wird aber der Reichthum nur durch den bestimmten und bleibenden Träger, oder Besitzer, oder Eigenthümer zu einem individuellen, besondern d. h. lebendigen und fruchtbaren Reichthum; also wird künftig wahrscheinlich nicht mehr der Producten-Reichthum an sich ohne seinen Träger und Eigenthümer, durch dessen Beharren er allein nur belebt wird, betrachtet werden können, und so werden in der künftigen Nationalökonomie, die besonderen Staaten, die besonderen Armeen und Festungen, die besonderen Gerichtshöfe und die besondern so und nicht anders gestalteten Bürger als integrirende Theile des Nationalreichthums auftreten müssen: die Gesetze zumal, welche den einzelnen Reichthum indivi-

dualiſiren, ſeine beſondre, ſeine Geſchlechts-Natur verbürgen, ihn alſo befruchten, während der wahre Reichthum ſeiner Seits auch wieder die Geſetze beſeſtigen hilft, werden in den Syſtemen der Staatswirthſchaft abgehandelt werden müſſen.

So viel beyläufig über die künftige, naturgemäßere Geſtalt dieſer großen Wiſſenſchaft.

Von dem verderblichſten Aberglauben, von dem Glauben an die Allmacht des Metallgeldes ſind jene ſtaatswirthſchaftlichen Philoſophen lange nicht ſo frey als ſie glauben, ſchon weil, wie ſie ſich auch ſträuben mögen, die edlen Metalle durch ihre Allgemeingültigkeit die einzigen Garants der Theilung der Arbeit und des freyen Verkehrs ſind, den ſie beabſichtigen. Da nun aber unter allen gedenkbaren, handgreiflichen Produkten, die Adam Smith allein als Beſtandtheile des Reichthums ſtatuirt, die edlen Metalle nach wie vor die bedeutendſten und mächtigſten bleiben, ſo halten wir die Lehre der alten Merkantiliſten für unbedingt konſequenter als die der neueren Philoſophen.

Die Diſciplin, welche durch die Souveränität des Goldes unter das ganze Reich der handgreiflichen Produkte gebracht wird, mußte dieſes Gold auch zu einer interimiſtiſchen Stütze der Thronen alſo des Eigenthums und der Sicherheit, alſo zu einem Garant

des Reichthums eignen, freylich nur so lange, als das Daseyn der Menschen auf den Besitz des Handgreiflichen basirt blieb, und nicht die Ideen, wie es neuerlich geschehn ist, wieder in ihr altes Recht eintraten. Denn wenn auch die Alleinherrschaft der edlen Metalle die Herzen der Menschen gegen einander entfremdete, und sie von dem Nächsten und Nachbarlichsten zu dem Entfernteren hinüberlenkte, wie ich oben beschrieben, so lag doch eine Art von Gegengift in den Metallen selbst: war nähmlich die oberste Gewalt des besonderen Staates zu dem Fang der edlen Metalle besonders berechtigt und fähig, so konnte sie vermittelst des Uebergewichts metallischer Macht die entwichene Disciplin der Herzen durch eine Zwangsdisciplin ersetzen.

Eine solche Zwangsdisciplin war dann auch die interimistische Form aller Europäischen Staaten und die Grundlage aller ökonomischen und Rechts-Verfassung geworden und geblieben, bis in diesen letzten Tagen die Idee, der unsichtbare und unhandgreifliche Geist des Menschen, wieder in seine Rechte trat, und zugleich durch wunderbare Fügung die alte hundertjährige, regelmäßige Metallzirkulation unterbrochen wurde.

Die Rückkehr der Menschen von dem Zustande metallischer Erstarrung, in den durch lange Gewohnheit zuletzt alle ihre gesellschaftlichen Verhältnisse über-

gegangen waren, mußte mit ungeheuren Revolutionen verknüpft seyn. In langwierigen Kriegen mußten die vernachläßigten Heiligthümer der Menschheit, Recht, Sitte, Freyheit wieder erworben werden. Diese Revolutionen und Kriege mußten die Emanipation von Amerika d. h. eine Unterbrechung der Metallfluth von Westen nach Osten herbeyführen.

Nun ziemt es, sich dem unvermeidlichen, dem glücklicherweise unvermeidlichen, mit Freyheit zu unterwerfen.

Der oben beschriebene, ökonomische Zustand des Mittelalters beruhte auf Metallen und persönlichen Diensten: so werden nun die Europäischen Staaten der Nachwelt auf Metallen und Papier beruhen. Die persönlichen Dienste des Mittelalters, die bewußtlos außer dem Gebiete der Oekonomie lagen, und die man späterhin eine Zeitlang in Metalle zu verwandeln unternahm, müssen nunmehr zum Bewußtseyn erhoben, dem ökonomischen System einverleibt d. h. alle nachbarlichen, nationalen Verhältnisse müssen mit dem Repräsentanten der persönlichen Dienste, mit dem Papier bestritten werden. Die Macht dieses Papiers liegt nur in der Innigkeit der nachbarlichen und nationalen Vereinigung und in dem Glauben daran; das Papier ist also die selbstbewußte Anerkennung des unendlichen Dienstausches, worin der

besondre Staat besteht, und den das Mittelalter bewußtlos übte.

Das Papier ist für die näheren, nationalen; das Metall für die entfernteren kosmopolitischen Verhältnisse: die Aufgabe für den Staatswirth ist also die Papierzirkulation so zu vereinfachen durch Kunst, wie es die Metallzirkulation durch Natur ist, damit beyde sich durchdringen und tragen können. Wider unsern Willen ist in fast allen Staaten das Papier schon vorhanden; kein neues braucht erfunden zu werden; man konzentrire und belebe das Vorhandne.

5.

Vom Credit der Grundstücke.

Die preussische Gesetzgebung und Administration in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zeichnet sich durch eine auffallende Begünstigung des Geld-Interesse's vor dem Interesse von Grund und Boden aus. Die Regierenden schienen eine allgemeine Mobilisirung des unbeweglichen Eigenthums zu beabsichtigen. Es war dies eine Folge der unverhältnißmäßig großen Rolle die wir in Europa spielten und die uns nöthigte alle ruhende Kraft der Monarchie in Bewegung zu setzen, um augenblicklichen militärischen Anstrengungen gewachsen zu seyn, die weit über das natürliche Vermögen des Staats giengen.

Daher die Vorliebe für das Fabrikinteresse und für alle Anlagen, die Geld ins Land zu ziehen schienen: Daher die Creditsysteme um jeden Einzelnen

mit seinem Vermögen so beweglich und für den Augenblick mächtig zu machen als möglich.

Der, wenn auch unausgesprochene, doch allenthalben anerkannte Grundsatz war:

In wiefern Vermögen vorhanden ist, ist solches auch in Bewegung und Umlauf zu setzen.

Wobey übersehen wurde

1. Daß ein Theil des Nationalvermögens nur in Bewegung zu seyen ist, in wiefern ein andrer, noch mächtigerer Theil desselben ruhig und unbeweglich verbleibt.

2. Daß, wenn der Werth eines Grundstücks bestimmt wird, dabey die Voraussetzung statt findet, daß die Grundstücke nicht zugleich mit dem Getreide, Holz, Vieh und der Wolle, die sie erzeugen, auf den Markt kommen, weil durch die Feilbietung der Grundstücke oder Capitalwerthe neben den Producten oder Zinswerthen, sich alle Preise untereinander zerstören.

3. Daß also im ordentlichen Gange der Dinge nur die Zinsen d. h. der gesammte Ertrag, die gesammte Production in Bewegung und Umlauf gebracht werden können und sollen, während das

producirende Nationalcapital von Menschen und Gütern unbeweglich verbleibt, weil es die Bedingung aller weiteren Zinsenerzeugung oder Production ist.

Es ist unbegreiflich daß man in diesen Hinsichten die Nachtheile der Zeitpächte, besonders der kurzen so deutlich eingesehen, und doch gegen die Alienation der Grundstücke selbst, zumal gegen die verderblichste Art der Alienation, nehmlich gegen die theilweise, gegen die Verschuldung nicht nur keine gesetzliche Vorkehrungen getroffen, sondern sie auf alle gedenkbare Weise, befördert hat. Während man sehr richtig einsah daß das Capital und die Person des Pächters nicht lange genug an das Grundstück gebunden werden konnten, wenn Capital und Arbeit rentiren sollten, nähmte man immerfort daß die Person des Eigenthümers wechseln könne, wie sie wolle, ohne daß die in diesem schrecklichen Verkehr realisirenden Capitalien im mindesten gefährdet würden, oder an ihrer Fruchtbarkeit einbüßten.

Weil die Domainenkammern nur mit Pächtern zu thun hatten, und die ganze Gesetzgebung des Grundeigenthums doch in letzter Instanz von ihnen und aus ihren Schulen ausging, und weil ein großer Theil der Grundbesitzer, den Verführungen des Zeitgeistes oder dem Staats und Kriegsdienste folgend, der Selbstbewirthschaftung entsagte, so gewannen die

Pachtgrundſätze überhaupt die Oberhand. Nach einer Rente, die gar nicht mehr in der Gewalt des Eigenthümers, ſondern von den allgemeinen politiſchen und Handlungsconjuncturen, alſo vom Zufall abhängig war, wurde der Kaufwerth und Credit des Grundſtückes an ſich angeſchlagen. Dieſe Werthe des Grundſtücks an ſich, die ſchwankendſten Werthe die es vielleicht giebt, wurden von einer völlig irregeleiteten Meinung und weil doch Grund und Boden bleibe und weder geraubt noch vernichtet werden könne, für die aller-ſicherſten und dauerhafteſten Werthe im ganzen Umkreiſe des Staates angenommen. Man erinnere ſich an den lächerlichen Reſpect den die Worte: hypothekariſche oder pupillariſche Sicherheit bis jetzt genoſſen haben. — Und noch heute, wo erwieſen iſt daß die Getreidepreiſe kaum die Productionskoſten decken, wo alſo eine Landrente und ein Capitalwerth der Güter für den Augenblick gar nicht exiſtirt, will dieſe dumme Achtung vor der Hypothekenverfaſſung nicht nachlaſſen.

Dauerhafte Werthe d. h. ſolche, die Credit verdienen, weil ſie ihn auf die Dauer und unter Glück und Unglück behaupten, entſtehen nur aus dem dauerhaften Verkehr der Perſonen mit den Sachen. Der Arbeiter an ſich und das Grundſtück an ſich ſind nichts werth: ihr wechſelſeitiger Verkehr conſtituirt einen je längeren, deſto größeren und ſichreren Werth. Dies

erkennen alle die an, welche den überwiegenden Reiz und die Vortheile des Eigenthums anerkennen. Damit aber wird auch die Unmöglichkeit anerkannt daß der Real-Credit je von dem Personal Credite getrennt werden könne, wie durch unsre Hypotheken-Verfassung geschehen ist.

Worinn aber besteht der wesentliche Credit des Grundeigenthums? — Darin, daß das Grundstück nicht von einem einzelnen sterblichen und verderblichen Menschen wirklich besessen wird, sondern von vielen aufeinanderfolgenden Generationen, also von einer moralischen Person die unsterblich wie auch unverderblich ist, und der also Credit eingeräumt werden kann; darin, daß das Grundstück nur durch einen Scheinhandel, durch eine Art von Fiction veräußert wird; daß es seinem Besitzer nichts abwirft als Zinsen und niemand also realiter ein Grundstück besitzt der es nicht unveräußerlich für Enkel, und Urenkel und alle Zeiten besitzt. Wie also alles andern Eigenthums rechtliches Kennzeichen die Veräußerlichkeit seyn möge, so ist und bleibt des Grundeigenthums Kennzeichen die Unveräußerlichkeit.

Je bestimmter die Gesetzgebung allenthalben diesen Charakter der beyden Hauptgattungen des Ei-

genthums behauptet, um so leichter wird es ihr, den wahren und natürlichen Verkehr zwischen beyden zu reguliren, und die unvermeidlichen Domainen-Veräußerungen zu Stande zu bringen. Je unerschütterlicher die Regel steht, um so unschädlicher und ausführbarer sind die nothwendigen Ausnahmen.

6.

Von der Gewerbefreyheit.

Weil man in dieser Zeit unter National-Vermögen nichts anderes versteht als, die Summe aller Privat-Vermögen, so macht man in dieser thörichten Voraussetzung leicht den thörigten Schluß, daß die einzelnen Bestandtheile dieser Summe, nehmlich die einzelnen Privat-Vermögen, wohl bestehen könnten, ohne daß gerade die Summe gezogen würde, oder ohne daß ein National-Vermögen sie alle umspannte und beschützte.

Die Prediger der Gewerbefreyheit begehren eigentlich daß jedes Privat-Vermögen nach Wohlgefallen in jeden möglichen Kreis irgend eines Gesammt-Vermögens aus und eingehen dürfe: jeder Besitzer eines Getreide-Vermögens z. B. soll nach bloßer Maaßgabe seines individuellen Vortheils in das Gesammt-Vermögen bald dieses, bald jenes in- oder aus-ländischen Marktes übertreten können, ohne je auch nur vorzugswei-

se an den Nationalmarkt, oder an den Verkehr mit dem National-Gesammtvermögen gebunden zu seyn. So meint man, finde jedes Gewerbe seinen größtmöglichen Privatlohn, gedeihe also am besten.

Man sieht leicht ein, wie dieser Lehre dunkel die Vorstellung vom Universal-Staat zum Grunde liegt und wie der ewige Friede, der dumpfe Industrie-Friede, welcher eintreten würde, wenn alles freye, göttliche Verlangen des Menschen, sowohl das kriegerische als das höhere friedliche aus der Welt heraus mechanisirt wäre, dabey vorausgesetzt wird. Erst müßt ihr die Erde mit ihren unendlichen Climaten und eigenthümlichen Lokalitäten in eine große gleichförmige Fläche ausgewalzt haben, erst muß alle Vorliebe der Menschen für das Nähere und Angewöhnte und für das Besondre, Erworbene ausgerottet seyn, ehe diese unbedingte Gewerbfreyheit, also ehe dieses absolut freye Privat-Vermögen der Einzelnen möglich wären.

Der Streitpunkt nehmlich, zwischen diesen Freyheitsaposteln und mir, ist folgender: ich behaupte und ihre Lehre setzt unbewußt voraus, daß zu allem Privat-Vermögen wenn es lebendig verkehren und sich erweitern solle ein Gesammt-Vermögen, ein bedeutender Verkehr, (ein Markt, ein merkantilisches oder industrielles Gemeinwesen, ein ökonomischer Staat) ge-

höre; in so weit sind wir einig: das bedeutendste Privatvermögen auf eine übrigens wüste Insel versetzt, tritt außer Verkehr, d. h. außer Verhältniß, außer Werth: — Nun zeigt sich die Divergenz: jene behaupten daß dieses Gesammt-Vermögen, wodurch das Privatvermögen erst zum Vermögen wird, täglich ein anderes ausländisches seyn könne: und daß es nur das, arithmetisch betrachtet, größtmögliche seyn solle, verlangt ihre Lehre von der Concurrenz. Ich behaupte, daß ein bestimmtes, bleibendes, vaterländisches Gesammt-Vermögen dem Privat-Vermögen gegenüberstehen müsse, damit es Vermögen seyn und als solches nun auch mit andern benachbarten Gesammt-Vermögen verkehren könne.

Wir wollen uns um höherer Klarheit willen eine bessere Bezeichnung wählen: Nennen wir das Vermögen des Einzelnen: Individual-Vermögen d. h. bestimmtes Vermögen auf eine eigenthümliche Weise zu haben, zu wirken und zu genießen. Dieses Individual-Vermögen ist nicht bloß größer und kleiner, sondern auch qualitativ verschieden bey jeglichem Einzelnen. — Bey gleicher Größe können die Individual-Vermögen zweyer Personen, eben wegen ihrer qualitativen Verschiedenheit von sehr ungleichen Werthen seyn, was, wenn es auch in einzelnen Fällen, da es sich von selbst versteht, leicht zugegeben werden wird, doch im Ganzen der Staatswirthschaft,

eben wegen der Corruption und arithmetischen Tendenz der Mutter-Wissenschaft, der Mathematik nehmlich, bis jetzt noch nicht beachtet worden ist.

Jedes Individual-Vermögen hat also außer seinen Werth in Zahlen noch einen andern eben so wichtigen qualitativen Werth, einen Geschlechtscharakter. Deßhalb, wenn es sich fortpflanzen oder neues Vermögen erzeugen soll, muß es in Berührung treten mit einem andern Individual-Vermögen von entgegengesetztem Geschlecht. So das Individual-Vermögen von Vieh mit dem Individual-Vermögen an Acker; so das ländliche Individual-Vermögen mit dem städtischen. Ich wähle mit Bedacht diese beyden Beyspiele damit man mein Zahlen: Individual-Vermögen mit möglichster Freyheit gebrauche, es nicht unbedingt an das menschliche Individuum hefte; sondern sich zweyerley entgegengesetztes Individual-Vermögen in demselbigen menschlichen Individuum, und in zweyerley dergleichen Individuen, ja auch in zweyerley Classen von Individuen denken könne. Innerhalb jedes menschlichen Geschäfts müssen schon zweyerley Individual-Vermögen gegen einander operiren, wenn es ein wirklich qualitatives besonderes Geschäft seyn soll, wenn es ein freyes Geschäft, eine Kunst seyn soll. Servile Geschäfte oder mechanische sind alle diejenigen Geschäfte der Menschen in deren besonderen Umfang nicht zweyerley Individual-Vermögen

gegen einander operiren, sondern wo, wie bey der Arbeitstheilung in den Europäischen Fabriken, jeder Arbeiter ein vollkommen einseitiges Vermögen repräsentirt, also nie mit dem Zeichen der Freyheit, mit bestimmtem Geschlechtscharakter in die bürgerliche Gesellschaft eingreift, wenn man nicht etwa das Wort Geschlechtscharakter in so umfassendem Sinne versteht daß der Trilling und das Kammrad einer Maschine zu einander im Geschlechtsverhältnisse stehn.

Durch die ganze Natur, die bürgerliche wie die physische gilt das Gesetz: zum Wirken und Leben gehört Geschlechtscharakter; und diesen hat nur, was selbst aus der Wechselwirkung der Geschlechter, oder aus qualitativer Opposition entstanden ist, oder aus unendlichen solchen qualitativen Geschlechts-Oppositionen besteht.

Wie mit dem physischen Geschlechtsvermögen des Menschen, im gewöhnlichen Sinn des Worts, so, und genau eben so ist es mit seinem erweiterten Geschlechts-Vermögen welches wir Individual-Vermögen genannt haben. Zweyerley in Geschlechts-Opposition befindliches Individual-Vermögen bildet nunmehr das eigentlich producirende Gesammt-Vermögen: daher kann man sagen, daß alles Individual- oder Privat-Vermögen, absolut für sich und außer dem Gesammt-Vermögen oder außer Beziehung auf das-

ſelbe gedacht, in ſich geſchlechtslos, alſo unfruchtbar, alſo todt ſey; denn die Lebenserzeugung oder die Production, im wahren Sinne des Worts, iſt das einzige untrügliche Kennzeichen des Lebens. Die Frage ob zu jedem beſonderen, bleibenden und eigenthümlichen Individual-Vermögen ein beſtimmtes und bleibendes Geſammt-Vermögen gehöre, oder ob dieſem Individual-Vermögen die unbedingte Freyheit bleiben müſſe in Relation zu jedem möglichen, irrdiſchen Geſammt-Vermögen nach Belieben zu treten, wird alſo mit der andern Frage, ob es eine beſtimmte Ehe, ein Sakrament der Ehe geben ſolle, oder ob das einzelne Geſchlechts-Vermögen in Relation zu allen möglichen anderen und entgegengeſetzten Geſchlechts-Vermögen, unbeſchadet der geſellſchaftlichen Ordnung treten könne, auf eines und daſſelbe hinauskommen.

Die Folge unbedingter Gemeinſchaft der Güter und der Weiber würde ſeyn, daß die darin erzeugten Güter oder Kinder ſich nicht individualiſiren würden. Nur durch eine beſondre bleibende Geſammtheit von zweyerley beſtimmten Perſonen (welche Familie heißt) werden vollſtändige Kinder mit gehörig markirter Geſchlechts-Verſchiedenheit, nicht bloß der phyſiſchen Geſchlechtszeichen ſondern der ganzen und vollſtändigen Perſönlichkeit erzeugt werden können; ja, wer zweifelt nicht, daß bey unbedingter Gemeinſchaft jedes einzelnen Geſchlechts-Charakters mit allen erreichba-

ren Individuen des entgegengesetzten Geschlechts, die Fortpflanzung überhaupt unmöglich wäre. Eben so würde die Fortpflanzung und Erweiterung des Vermögens, die Produktion der Güter, bey unbedingter Gemeinschaft jedes Individual-Vermögens mit allen andern erreichbaren Individual-Vermögen, oder bey unbedingter Concurrenz, unmöglich seyn. Also werden nur durch eine besonder bleibende Gemeinschaft zwischen zweyerley bestimmten Individual-Vermögen, oder was dasselbe sagt, zwischen einem bestimmten Individual-Vermögen mit einem bestimmten Gesammt-Vermögen (welche Oekonomie heißen möge) vollständige, mit gehöriger Geschlechts-Verschiedenheit markirte, zur wahren und gelaßnen Fortpflanzung geeignete Produkte oder Individual-Vermögen erzeugt werden können.

Der Mensch besitzt Eigenthum, oder das Individual-Vermögen, der Mensch lebt in Ehe mit einem entgegengesetzten Individual-Vermögen, welches sein Eigenthum heißt. Wenn jeder Nachbar mit diesem Eigenthum abwechselnd in genießender und befruchtender Gemeinschaft leben könnte, so würde es bey Versuchen der Befruchtung bleiben, aber ewig kein Produkt zu Stande kommen; er lebt also ausschließend in Ehe mit seinem Eigenthum d. h. er bildet mit seinem Eigenthum ein bestimmtes Gesammt-Vermögen. Dieses Gesammt-Vermögen, nachdem es gehörig und ge-

ſetzlich beſtimmt und befeſtigt, d. h. individualiſirt werden, tritt es mit dem geſchlechtsartig verſchieden individualiſirten Geſammt-Vermögen des Mitbürgers in eine beſtimmte Vereinigung. Z. B. das beſtimmte Geſammt-Vermögen welches Induſtrie-Capital heißt tritt mit dem andern beſtimmten, ſtreng und geſchlechtsartig individualiſirten Geſammt-Vermögen welches Induſtrie-Fähigkeit heißt, in eine beſtimmte und ſtreng lokaliſirte Ehe, welche die Stadt A heißen ſoll. Wenn das Induſtrie-Capital der Stadt A mit den Induſtrie-Fähigkeiten aller andren Städte in Gemeinſchaft oder unbedingter Concurrenz leben ſollte, ſo würde eigentlich kein beſtimmtes Individuum Stadt zu Stande kommen.

Hier werden die Apoſtel der Gewerbs-Freyheit, wenn ſie mir folgen können, ein, daß ſie ja gegen das beſtimmte Individualiſiren des Eigenthums und aller der verſchiedenen befeſtigten Ehen, die ich hier beſchrieben habe, nichts einzuwenden hätten: vielmehr ſprächen ſie nur für Concurrenz, damit ſich naturgemäß ſolche Ehen bilden könnten; ſie ſprächen nur gegen die geſetzliche Confirmation dieſer Ehen. — Und doch fordern ſie unbedingte Sicherheit des Eigenthums! —

Darin zeigt ſich nun die tiefe Inkonſequenz dieſes Lehrgebäudes der ſogenannten Freyheit: denn wenn nun

jenes grössere Gesammt-Vermögen, die verschiedenen kleineren Gesammt-Vermögen, aus deren Individualisirung und geschlechtsartigen Conflict es entstanden ist, verbürgt, und das grössere Gesetz bildet an dessen Festigkeit sich alle die kleineren Gesammt-Vermögen oder Gesetze befestigen; wenn nun endlich Stadt und Land als nothwendig, geschlechtsartig verschieden individualisirte Gesammt-Vermögen, in die grosse und bestimmte Ehe treten, welche Staat heißt, und dieser nun mit seiner tausendjährigen Gesetzeskraft, das ganze unendliche Netz von bestimmten Gesetzen oder Eben, welches er umspannt, dergestalt befestigt und consolidirt, daß alles in seinem Umfange auf bestimmte gesetzliche Weise individuell, d. h. fruchtbar d. h. lebendig und lebenserzeugend sey — so zeigt es sich klar, daß dieses Gesammt-Vermögen, oder dieses National-Vermögen, oder dieser Staat von seinen besonderen Schranken, oder von seiner besondern Individualität, wie sie durch seine ganze Handels- Kriegs- und Civil-Gesetzgebung, oder was dasselbe heißt, durch seine tausendjährige Individualisirung beschaffen ist, nicht ablassen kann, ohne daß zugleich alle ihm untergebenen besonderen Gesammt-Vermögen, bis auf das geringste Eigenthum herab gebrochen, und im Wesen vernichtet würden. Die Meinung daß das besondre Individual-Vermögen, oder das Eigenthum des Einzelnen bestehen könne, während die Individualität des garantirenden, besonderen

Staats zu Grunde geht, auf welcher Meinung, wenn auch unausgesprochen, die Systeme der neueren philosophischen Oekonomen beruhen, ist also bodenlos und falsch. Ein einstweiliges todtes Ankleben der Güter an den Personen, ein todter Besitz aber ewig kein lebendiges Eigenthum kann durch einen todten Zwangs-Mechanismus aufrecht erhalten werden; nur die Individualität kann die Individualität, nur das Leben kann das Leben verbürgen.

Diejenigen, welche jetzt die Staaten regieren, fühlen diese Lähmung, diesen Tod in allen ökonomischen Angelegenheiten, welcher ja nur eine Aeusserung des Hinsterbens jener Individualität aller Gesammt-Vermögen ist. Sie schieben die Schuld auf die Eigenthümer, zumal des Grundes und Bodens, d. h. auf die Ehemänner in den wichtigsten Ehen, welche den Staat bilden helfen. Diese müssen wechseln, heißt es, wir müssen andre Eigenthümer haben! und so zeigt sich zu vollständiger Bewährung des politischen Unsinns, die entgegengesetzte Behauptung, daß nämlich der Wechsel des Eigenthums, oder die Entindividualisirung desselben gleichgültig für den Staat sey, oder daß dessen Individualität dadurch nicht gefährdet wäre.

Wenn also im ersteren Falle nur die todte Sicherheit, welche das Schwert geben kann, anstatt des

Staates, und im andren Falle die todten Sachen und Güter anstatt des Eigenthums gerettet werden, so ist nach jenen Philosophen die Regeneration der Gesellschaft möglich; dergestalt nun wird dann die todte Summe der todten Sachen, anstatt jenes von mir beschriebenen Gesammt-Vermögens aller Gesammt-Vermögen für den National-Reichthum, die Summe der riches wird für wealth gehalten, und der todte Tribut dieser Sachen, für die Quelle der Nationalmacht.

Dagegen behaupte ich für alle Zukunft: unter aller Umarmung und aller Erstarrung, welche sich aus dem Hinneigen der Welt von lebenfreyen Zuständen zu imperatorischer Macht, und zu imperatorischem Golde, haben nothwendig ergeben müssen, sind in den alten europäischen Staaten noch allenthalben wenigstens die Skelette jener Wechselgarantieen des Individual-Vermögens durch das Gesammt-Vermögen gerettet. Diese Wechselgarantieen sind zu beleben! — Der Staat welcher solche Verbürgungen, durch die allein sein Heil zurückkommen kann, absichtlich an der Hand thörigter Philosophen zerschneidet, setzt sich selbst in die Reihe von neugebauten todten Staaten herab, und mag fürchterliche Reactionen des beleidigten Lebens gegen den Tod der ihm aufgedrungen wird erwarten. Die Schätze, die er heben will, gehorchen und kommen sicherlich nicht; denn nur in der Wech-

sel-Wirkung, aus der sie so muthwillig gerissen werden, sind alle Güter fruchtbar und lebendig.

Hört es! — alle Sachen und Güter im Umfange des Staats erhalten Werth und Fruchtbarkeit nur durch ihre Träger, durch das Bleiben derselben, wo die Sachen bleiben sollen, durch die Beweglichkeit derselben, wo sich die Sachen bewegen sollen. — Dieses nenne ich die Individualisirung des Vermögens, durch welche es geschlechtsfähig, lebendig, also erst Vermögen wird.

7.

Adam Smith 1803.

Das National-Vermögen iſt nach Adam Smith das phyſiſche, ergreifbare Product der geſammten Arbeit einer Nation; die Körperlichkeit, die Ergreifbarkeit der Producte gehört in der Anſicht dieſes Schriftſtellers zu den weſentlichen Bedingungen ihres Werths und ihrer Realität. Auf die Frage, welche Arbeit in nationalökonomiſcher Hinſicht productiv zu nennen ſey? antworten die Merkantiliſten: die, welche Geld einbringt; die Phyſiokraten: die, welche auf den Ackerbau gewandt wird, und Adam Smith: die, welche überhaupt Sachen zu Tage fördert. —

So hatte das Syſtem dieſes großen Mannes den erhabnen Gegenſtand mit bis dahin unerhörter Allgemeinheit ergriffen, wiewohl auch hier eine Einſeitigkeit zurück blieb, welche nachher das Thema aller wahren Angriffe auf den Verſuch über den National-Reichthum geworden.

Die idealiſchen Producte nemlich, der ſchönſte und erhabenſte Gewinn einer Nation, die Erzeugniſſe ihrer edelſten Geiſter hatten nach Adam Smith, wenn es auf einen Anſchlag des National-Reichthums ankam, keinen ökonomiſchen Werth. Der Gedanke eines Staatsmanns, welcher vielleicht Millionen wirklichen Geldes hervorbrachte; die Worte des Geiſtlichen, des Künſtlers, welche vielleicht das Herz oder die Erfindungskraft der Nation um vieles bereicherten, oder veredelten: — dieſe herrlichſten Saaten, dieſe ergiebigſten Manufakturen wurden nicht gezählt, wenn das Geſammt-Vermögen einer Nation überſchlagen wurde. —

Aus dem einfachen Grunde, höre ich mir einwenden, weil dieſe Güter nicht gezählt werden konnten, und dann, weil das Endreſultat dieſer idealiſchen Arbeiten, doch immer wieder ergreifbare Sachen ſeyn mußten; und weil erſt an dieſen körperlichen Reſultaten ſich mit Gewißheit ausmies, daß der Gedanke jenes Staatsmanns, der Rath jenes Gelehrten oder Künſtlers wirklich praktiſch und productiv geweſen ſey: jene Urſachen der verbeſſerten Production, wie bedeutend ſie auch geweſen ſeyn mögen, gehören nur nicht in die Berechnung, in den Anſchlag des Vermögens, darum es dem Finanzier eigentlich zu thun ſey.

Es iſt wahr, der praktiſche Kalkül geräth in Verwirrung, wenn man z. B. die tiefe Einſicht und den Ideen-Reichthum eines Adam Smith, in einen Ueberſchlag des National-Vermögens von England mit aufnehmen wollte; eben ſo, wenn man bey Berechnung des gegenwärtigen, der Preußiſchen Monarchie verbliebenen Reichthums, etwa den Gewinn an Selbſterkenntniß und die Erfahrungen des letzten Krieges mit in Anſchlag bringen wollte. Wenn man aber bedenkt, daß der nothwendige Bedingung alles Reichthums die Sicherheit ihn zu genießen iſt, und daß es unendliche Grade dieſer Sicherheit giebt, daß alſo ein geringeres Vermögen, von kräftigeren Händen gehalten, mehr innerlichen Werth hat, und viel eher Reichthum zu nennen iſt, als ein großes Vermögen, welches von ſchwächeren Händen gehalten, und von einem ſchlafferen Nationalwillen garantirt wird — ſo gewinnen alle jene unſichtbaren Arbeiten auch für die Veranſchlagung des National-Reichthums eine große Bedeutung.

Geſetzt, die Wiſſenſchaft der Nationalökonomie hätte weiter keinen Zweck, als die Anfertigung eines ſolchen Anſchlages, oder eines jährlichen Etats der National-Ausgabe und Einnahme, ſo ſieht jedermann ein, daß die Zahl, welche die tägliche Balanz in den Büchern des unbedeutendſten Kaufmanns nachweiſt, keineswegs einen wahren Maaßſtab von dem

Vermögen desselben abgeben kann: vielmehr die unsichtbare und unberechenbare Art der Geschäfte und Spekulazionen dieses Kaufmanns, bestimmt erst den wahren Werth jener Zahl, und des handgreiflich vorräthigen Gelds und Waarenlagers. Um so weniger kommt es der Schätzung des National-Vermögens jene absoluten Unterscheidungen der physischen Güter einer Nation, von ihren moralischen, der körperlichen Bedürfnisse und Produkte von den geistigen geduldet werden. Der Verstand, welcher die sichtbaren, und das Gefühl, welches die unsichtbaren Schätze der Nation schätzet, müssen einander unaufhörlich in die Hände arbeiten, und das Endresultat der erhabnen Berechnung, muß auf gleiche Weise nach Ideen und nach reellen Gütern schmecken.

Nun aber ist die Wissenschaft der Nationalökonomie nicht bloß auf ein spekulatives Beschauen des Staats-Vermögens, sondern auf eine beständige praktische Vermehrung desselben hingerichtet. Alle Kräfte der Menschheit muß sie in ihr Interesse ziehen, um die große Bewegung des ökonomischen Geschäfts zu erhalten, welches zurückgeht, wenn es nur still steht.

Es gehört folglich eine viel größere Vorstellung von ihrem Zweck, von dem Produkt, welches sie beabsichtigt, dazu, als Adam Smith ihr anweist, wenn sie nicht auf jedem Schritt durch eine unedle und klein-

mäßige Würdigung der menſchlichen Güter gehemmt werden ſoll. Und ſo ſollte man eigentlich ſagen: die Nationalexiſtenz ſelbſt in ihrem ganzen Umfange ſey der wahre Reichthum einer Nation.

Mögen es die Verfaſſung und die unvermeidliche Gebrechlichkeit der menſchlichen Dinge fordern, daß im wirklichen Staate die Verwaltung des ökonomiſchen Vermögens (Finanzen), des juridiſchen Vermögens (Geſetzgebung und Juſtiz) des ſittlichen und religiöſen Vermögens (geiſtliche Angelegenheiten und Erziehung) und des militäriſchen Vermögens in eben ſo viele Departements getrennt ſeyen: die Wiſſenſchaft kann in eine ſolche abſolute Trennung der menſchlichen Geſchäfte nicht eingehen, denn ſie iſt ja eben die Gewährleiſtung des nothwendigen Zuſammenhangs der geſammten Geſchäfte, und der gemeinſchaftlichen Beziehung aller auf den Einen, einfachen Staatszweck.

Der wahre Juſtizminiſter, der das Ganze im Auge hat, betrachtet alle Zweige der Staatsverwaltung, wie eben ſo viele Zweige der Geſetzgebung; der wahre geiſtliche Miniſter möge eben ſo die ganze Staatsorganiſation als ein ſyſtemäßiges Inſtitut, und der Kriegsminiſter ſie als eine große Gemeinſchaft der Kraft betrachten.

Wenn jeder von ihnen das heilige Feuer der Idee, deren Pflege ihm anvertraut worden, in den ganzen Umkreis des Staates umherzutragen, und so sein besonderes Geschäft im Geiste des Ganzen zu treiben versteht, dann läßt sich sagen, daß er seine Bestimmung wissenschaftlich erkannt habe, und dann wird es auch an der nothwendigen Einheit unter den verschiedenen Administrationszweigen nicht fehlen.

Es soll demnach der Finanzminister, und was dasselbe sagen will, der Finanzgelehrte den ganzen Staat, den ganzen Inbegriff physischer und moralischer Güter als ein ökonomisches Objekt zu begreifen wissen; und den juristischen, den sittlichen, den militärischen Reichthum auf gleiche Weise wie den im engern Sinn ökonomischen in die Rechnung bringen, die sein Gemüth abschließt.

In jedem wirklichen Staate wird freylich eine von den hier genannten vier Ideen, die eigentlich untereinander gehen und wissenschaftlich balanzirt seyn sollten, nach Maaßgabe der Lage und Umstände eine Prärogative genießen; in einem Handelsstaate, wie in England, wird der Finanzminister nothwendig Premierminister seyn; in einem militärischen Staate, wie dem ehemaligen Preußen, werden alle Departements eine militärische Farbe annehmen; ein armer Staat wird sich hauptsächlich durch Kraft und Strenge

des Gesetzes erhalten: — aber kann man sich den Staat von Europa oder das wahre Gleichgewicht unter einer erhabneren Gestalt denken, als unter dem Bilde eines gesellschaftlichen Ganzen, worin der Finanzstaat, der Militärstaat, der Justizstaat und der geistliche Staat, jeder aus seinem besondern eigenthümlichen Standpunct, sich und alle übrigen mit der hier beschriebenen Consequenz und wissenschaftlichen Universalität zu betrachten, und zu behandeln vermöchte.

Auf diese einzige ächte Weise lebendig existirend, ist die einem Handelsstaate so natürliche, besondere Idee der Reichthumserzeugung, und die andre einem Militärstaate so angemessene der Krafterzeugung, segensreich für alle übrigen Staaten. Jede absolute Beschränkung der Administrationszweige, jede absolute Trennung der geistigen und körperlichen Besitzthümer, ist der Tod für den Staat: alle Administrationsgeschäfte werden sich in unzählige Alternativen und Collisionen verstricken, zwischen denen der kalt-calculirende Begriff entscheiden muß, der eben so ungeschickt zum Regimente der Völker, als die von mir beschriebne Idee dazu von Gott berufen ist.

Die Natur dieser Ideen, unter allen Entstellungen, denen sie in der Anwendung unterworfen sind, in ihrer Reinheit zu bewahren, ist der große Zweck der

Wiſſenſchaft: und ſo können wir es ohne Nachtheil für den Ruhm des unſterblichen Mannes, deſſen Werk nach viel höheren Dingen ſtrebt, als die es wirklich und handgreiflich aufſtellt, erklären, daß der Grundirrthum der Unterſuchungen über den National-Reichthum von Adam Smith darin liegt, daß dieſer Autor einen, freylich ſehr verallgemeinerten, aber doch nur immer einen — Begriff vom National-Reichthum giebt, der, eben als abgeſchloſſener Begriff dem in unendlicher Erweiterung begriffne Nationalleben, womit nur die eben ſo unendliche, bewegliche, ich möchte ſagen, elaſtiſche Idee Schritt halten mag, keineswegs gewachſen iſt.

Sobald nur Ein Product dieſes National-Reichthums, ſobald nur Eine körperliche oder geiſtige Function des Nationalgewerbes von dem erhabnen Calcül abſolut ausgeſchloſſen iſt, eben ſobald kann die Idee nicht mehr zu Stande kommen. —

8.

Streit zwiſchen Glück und Induſtrie.

Kaufmänniſche Schäzung und kaufmänniſcher Erwerb der Dinge, wenn er allgemein wird, bringt auch kaufmänniſchen Glückswechſel über alle Dinge. Soll es keine Art des Beſizes weiter geben, als den unmittelbar erworbnen, mit gemeiner Induſtrie erwucherten; will der Menſch die ſchöne Satzung der Natur, oder der Zeit, da ein Theil des Beſizes ungebeten, wie ein reines Geſchenk des Himmels auf den Beſizer kommt, welche Satzung dem unſteten Glück zu einer Art von Ableiter dient, nicht ſtatuiren; — nun ſo muß das Glück wohl, da man ihm den friedlichen und geſezmäßigen Eintritt in die Staaten und Wohnungen der Menſchen verſagt, ſich feindſelig beweiſen, und mit anſcheinender Blindheit in die eigenſinnige Ordnung der Dinge greifen; da doch im Grunde jene, welche alles Glück aus dem Staate heraus zu induſtriren unternehmen, die eigentlich Blinden ſind.

In demſelben Grade als der Menſch dem Glücke zu gebieten und es zu tyranniſiren glaubt, in demſelben Maaße ſpielt mit ihm und tyranniſirt ihn das Glück. In keinem Zeitalter ſprachen die Oekonomen und Staatswirthe wohl mit größerer Zuverſichtlichkeit und Behaglichkeit von der Weltherrſchaft der Induſtrie, als in dem unſrigen, wie ja die ganze Finanzkunſt und dazu gehörige Wiſſenſchaft vorgeblich erſt jetzt ausgebildet worden iſt. Die Anhänglichkeit am Hergebrachten, und alles, was nur mit einigem Scheine für Aberglauben oder Vorurtheil gelten konnte, wurde von dieſen neuen Prieſtern der Induſtrie, als ein beſondrer Feind des Menſchenglücks verfolgt; nach ihren Anſichten koſtete es der Menſchheit nur einen kleinen Entſchluß klüger und liſtiger zu werden, oder den Rathſchlägen des Klügeren und Liſtigeren zu folgen, um mit der Natur und ihren feindſeligen oder ungewiſſen Kräften für immer fertig zu werden. Die Peſt iſt längſt bey Seite gebracht; wo der Blitz hinfahren ſoll, kann der Menſch ihm zeigen und gebieten: welche Feuer- und Kuhpocken-Anſtalten in Städten und auf dem platten Lande! Bald wird es auch nicht einmal mehr der Aſſekuranz bedürfen, und keines innigen Aneinanderhaltens, und gegenſeitigen, liebevollen Beyſtandes der Menſchen untereinander. —

Zugleich mit der Noth, welche die Menſchen zuſammen bindet, wird auch die Liebe künſtlich abgeleitet und abgewehrt; denn es iſt beſſer, daß ein jeder für ſich auf ſeine eigne Hand lebe und fertig werde. Weit auseinander bauen ſie die ländlichen Wohnungen: damit eine Feuersbrunſt nicht um ſich greifen könne, die Unglücklichen, löſchen ſie lieber auch jenes ſchönere Feuer der hülfreichen Liebe aus, welches ſich im Beyeinanderwohnen entzündet; damit jeder bequem und productiv im Mittelpunkt ſeiner Grundſtücke wohne, zerſchneiden ſie die natürlichen Bande der nachbarlichen Geſelligkeit und zerſtören alle die höhern Erzeugniſſe, welche von dieſem Bande abhängen. — Ja ſie bringen es endlich noch dahin, daß der Einzelne in ſeinem Neſte wirklich allein ſitzt, und Blitz und Peſt, und Flamme, und Blattern und dem ganzen Heere der Naturcalamitäten trotzt, und am Ende noch hochmüthig lächelt über jene Helden in den Zeiten des Fauſtrechts, die ohne alle weitere Induſtrie- und Polizeyanſtalt, bloß durch die Kraft ihres Herzens eben ſo einſam, und noch viel trotziger lebten. Denn auch die Regierungen haben ſich allgemach, in dieſes Evangelium der Oekonomie und Induſtrie, wie es Novalis nennt, gefunden: die Verbreitung der Ableitungen und Inokulationen, das Commando des kleinen Krieges der Induſtrie mit der Natur, iſt ihnen allzunahe ans Herz getreten.

Nicht ohne Wehmuth erinnern wir uns aus dem damaligen Allarm der öffentlichen Blätter, des allgemeinen Aufruhrs der Preußischen Staatsmänner über einen unglücklichen, wahrscheinlich aus Livorno, wo damals ein bösartiges Fieber wüthete, herrührenden Koffer mit alten Kleidern und Lumpen, den einige gute Nasen, im Dienst der Polizey zu Halle, aufgespürt haben wollten. Es war etwa ein Jahr vor der Schlacht von Jena, und es geschah vieles, weises und gut combinirtes, in Verfolgung besagten Koffers: hinlängliches Beyspiel um zu zeigen, wie eine zu ängstliche Sicherheitspflege, eine zu spitzfündige Offensiv- und Defensiv-Industrie bey den Regierenden zuforderst zu einer Art von politischer Schwermuth und Hypochondrie, und demnächst zu viel größeren Calamitäten, als denen man auszuweichen strebt, führe; und wie man den feindseligen Kräften der Natur sich durch nichts so sehr preis gebe, als durch übertriebenes Vertrauen in Vorkehrungs- Erwerbs- oder Vertheidigungs-Anstalten.

Auch ich kann mir den ganzen Haushalt des Menschen als eine Industrie, den ganzen Staat, als eine Polizeyanstalt denken; aber dann muß es eine Industrie und eine Polizey seyn, die nicht einzeln, abgerissen, nach Art der Krämer, oder Bettelvögte zu Werke geht, die nicht über einen Pfennigsgewinnst einen großen Credit- Gewinnst fahren,

und die nicht, um einen Landstreicher zu fangen, zehn schlimmere laufen läßt. Es giebt eine Industrie, eine Polizey en gros, die beständig klug und kühn ihrem ganzen Gewinnst, ihrem ganzen Glück, und ihrem ganzen Feinde in die Augen sieht; die, indem sie Alles, auf menschliche Weise Alles, das ihr gebührende nehmlich, erwerben will, zugleich Alles und jedes Einzelne vertheidigt. Von dieser ist aber in unsrer Welt wohl nur in wenigen, glücklicheren Staaten die Rede: — dem Strom des Schicksals ein Stückchen Alluvion nach dem andern abgewinnen, Reiserchen ausstecken unermüdlich mit mühsamer Spitzfündigkeit, daß sich der Schlamm setze, solches verstehn sie; aber, wenn die Fluth einmal hoch geht, dann fehlen die Dämme, weil das Herz, der ausus fehlt, der zu ihrer Construction vonnöthen, und über den kleinen, listigen Handel mit der großen Natur längst verlohren gegangen ist.

Alle Verdienst- Industrie- Wirthschaften- und Talenten-Krämereyen, von denen in neueren Zeiten so ungebührliches Aufsehn gemacht worden, sind Detail-Wirthschaft, und können der Natur, oder dem Glück, welche allenthalben im Großen und Ganzen operiren, nicht widerstehn. — Da es aber dem Menschen hauptsächlich um einen bewafneten Frieden mit der Natur und dem Glücke zu thun ist, so muß er die Natur allenthalben in seinen Calcül, in sein In-

tereſſe ziehn; er muß eine Allianz mit ihr ſchließen, um auf eine wirkſame Art gegen ſie ſtreiten, und ſeine menſchliche Unabhängigkeit behaupten zu können! Er muß das Glück alſo anreden können: „ich laſſe dich hinein in meine Werke; ich laſſe dich eine anſcheinende Unregelmäßigkeit in meinen Calcül bringen, weil ich weiß, daß dieſer an allgemeiner und ewiger Richtigkeit gewinnt, was er an abgeſonderter, augenblicklicher Präciſion verliert; ich laſſe die Familien, welche du einmal auszeichnetest, dadurch, daß du ſie zuerſt kommen, bey der Gründung des Staats zugegen ſeyn ließeſt, oder daß du ihren Unternehmungen beſonderes Gedeihen gabſt, in ihrer Auszeichnung beſtehen, begehre von ihren gegenwärtigen Repräſentanten, weder Verdienſt, noch Induſtrie, noch Virtuoſität, oder Talente; ja, was mehr iſt, ich erkenne die Glücksmenſchen, mit ihrem Glück an, wie die Verdienſtmenſchen mit ihrem Verdienſt. Mein Recht hat zwey Elemente: Gerechtigkeit gegen das Verdienſt, um des Einzelnen, und Gerechtigkeit gegen das Glück, um des Ganzen willen. Ich verbinde mich mit dem Glück ſelbſt, und ſo kann ich allen einzelnen Glücksfällen trotzen!“

Das Glück muß wohl zufällig, und die Natur willkührlich erſcheinen, ſo lange ſie nicht in die menſchliche Ordnung und Berechnung als integrirende Theile aufgenommen werden, ſo lange man ſie nicht

mit Freyheit und Bewußtſeyn anerkennt, ſo lange man glaubt, daß ihre Kräfte, wie wilde Beſtien exterminirt werden müßten, oder daß es bey einem bloßen Unſchädlich-machen ſein Bewenden habe. Im kleinen begreifen das die ſo genannten Staatswirthe unſerer Zeit ſehr wohl; ſie alliiren ſich mit dem Waſſer, mit dem Feuer, mit allen Elementen, wenn es darauf ankommt, eine Mühle zu treiben: aber wenn ein Staat ſich bewegen ſoll, und nun die ungeheuren, von alles umfangender Größe, unſichtbaren Elemente ihren Beyſtand anbieten, dann meinen ſie das Menſchenrecht zu verletzen, wenn nicht alles Geſchäft mit Menſchenhänden verrichtet, wenn nicht aller Beſitz von den Zeitgenoſſen unmittelbar der Natur abverdient wird. —

Die gewaltige, elementariſche Kraft, der Thatenſturm, welcher aus der Vorzeit des Staates herweht; den Vortheil der Beſchleunigung, welchen das Drängen der vorangegangenen Generationen auf die gegenwärtige gewährt, brauchen ſie nicht. So iſt ihr Staat die ſich ſelbſt malende Mühle, von der Novalis ſpricht: die Bewegung der Mühle bloß ſcheinbar, denn wie möchte ſie treiben, da ſie nicht getrieben wird.

9.

Fragment über den Adel.

Erſtes Kapitel.

Charakter der Geſetze und des Beſitzes in den letztverfloſſenen Jahrhunderten.

Dem geſchriebenen Geſetze, wie wir es inſonderheit aus römiſchen Händen empfangen, hat ſich im neueren Europa faſt allenthalben ein ebenſo mächtiges Gewohnheitsrecht gegenübergeſtellt. Dieſes, im früheren Mittelalter unſichtbar, wenn auch um ſo leichter empfunden, und um ſo kräftiger ausgeübt, ward aufrecht erhalten durch die Macht germaniſcher Herzen; vielmehr durch Sitte, Frömmigkeit und freyes Behagen der Völker, denn durch Zwang. Erſt als das römiſche Geſetz wieder aufſtand, hauptſächlich vom Handel herbeygerufen — der den ſtarren Buchſtaben liebt, der, wie die letzten Römer, den Werth der Sachen beſſer kennt, als den der Perſonen, und der von der Taxe viel, von

der Natur der Dinge aber wenig weiß — erſt da wurden jene freyen Regeln des Herzens mit Umſtändlichkeit und vorſorgender Bedinglichkeit in das Pergament hineingezwungen. Man vergleiche das wenige geſchriebene Geſetz, in den germaniſchen Staaten vor der Verbreitung des Handelsgeiſtes und des römiſchen Rechts, die Geſetze Carls des Großen, die Magna charta, die goldne Bulle ſelbſt, mit der Vielfalt, und der unſicheren Beſtimmtheit der Geſetze nach jener Periode, ſo wird das Gefühl eine zunehmende Verderbniß vom Buchſtaben des Rechtes inne werden. Die hohe Perſönlichkeit der früheren Menſchen entweicht allgemach, es ſcheint ſich alles, ja der Lebensmuth und die Lebensfreude ſelbſt einer kaufmänniſchen Taxe zu unterwerfen; weniges bleibt ſeinem freyen Wachsthum, das meiſte der Rechentafel überlaſſen: haarſcharfe Geſetze, ſubtile Anordnung jedes möglichen Zwieſpaltes, Präcautionen gegen das geſtrige, Cautionen für das morgende, unanſtändige Wichtigkeit der Schreibfeder, der Staat ein Gebirge von Beſitzſtücken und Waaren, der Bürger ein Bündel von Sachen und nichts weiter — ſo ausgeſtorben, mindeſtens ausgetrocknet haben unſre nächſten Voreltern all ihr Eigenthum überkommen. Die Perſönlichkeit, der Geiſt, der Muth, welche in- und über den Sachen walten, ſie durchdringen und beſeelen ſollen, ſo, daß aller Beſitz ſich ſelbſt regen und vertheidigen kann, nicht erſt die Waffe von auſſen

hinzuzukommen braucht, sondern jedes Eigenthum des Menschen zugleich zur Waffe dient, diese waren ausgezogen aus den Staaten und den Häusern, standen draußen und wachten in Angst bey dem todten Besitz, oder trieben Muthwillen mit dem Gesetz, dessen Gebrechlichkeit mit seiner Umständlichkeit zunahm. — So verderblich hat ein übertriebenes Vertrauen zu den Buchstaben, zu den Zahlen, zu den Sachen gewirkt; so geisttödend die Abgötterey mit dem Gesetze Roms und den Reichthümern beyder Indien — denn nicht sowohl der Stoff, als vielmehr die Manier der römischen Gesetzgebung, ihre Buchstäblichkeit und Verstandesschärfe ist dem Handelsgeiste willkommen gewesen.

Man möge immerhin meine Darstellung von der Uebermacht der Sachen in den letzten Jahrhunderten hart, unfreundlich, meinethalben auch einseitig finden. Gegen die Einseitigkeit der gegenwärtig grassirenden Politik, welche von Sitte, Persönlichkeit und allen den unsichtbaren Mächten absieht, die keiner gemeinen Rechnung unterworfen werden können, und um so sichrer die klügste Rechnung zu stören wie zu befruchten im Stande sind, gegen diese ist meine Einseitigkeit eine Erhabene. Die Vollständigkeit der Ansicht wird sich am Ende schon finden.

Zweytes Kapitel.

Ueber den Glauben an den Buchstaben der Gesetze und an den todten Besitz.

Es giebt noch heut edle Naturen, die ihrer selbst gewiß, in dem kleinen Umkreise ihres Besitzes, mit der alten Innigkeit und Persönlichkeit leben; die ihr Eigenthum aufopfern können, weil dieses seinen schönsten Werth von dem Herzen des Eigenthümers erhält, davon losgerissen aber wenig bedeutet; die ferner in ihrer Haushaltung wie im Leben allenthalben nach einem Gesetz des Gemüthes, nicht des Papieres oder des grundsätzigen Verstandes agiren. Solche nun begreiffen jene geschriebenen, unzähligen Gesetze des Staates mit der gewohnten Herzlichkeit: sie tragen aus ihrer Seele hinüber in die Staats-Gesetze die alterthümliche Sittlichkeit und Freyheit, welche den starren Buchstaben zu lebendigem Fleische macht. — Wäre die Gesinnung dieser Besseren die allgemeine, so ließen wir uns gern den Wortluxus unsrer Gesetzgebungen gefallen; das Herz des Menschen kann es mit allen Buchstaben der Welt aufnehmen, sein Freyheitsgefühl kann aller Sachen, aller Reichthümer Indiens ruhiger Meister, sanfter Beherrscher werden. — Ueber die Menge der Worte, und den Reichthum an Sachen also klagen wir nicht, sondern über den falschen Gebrauch derselbigen. Für

ſich und abgeriſſen von der Seele des Menſchen, getrennt von der unſichtbaren Sitte, welche das ſichtbare Geſetz belebt und mildert, ſind ſie nichts; wie möchten ſie alſo den Menſchen beſchützen, und ihm eine Sicherheit geben, die ja nur das Herz gewähren kann. —

Das aber iſt die herrſchende Meinung, daß die Sicherheit komme von den Beſitzthümern, die unter Schloß und Riegel gehalten werden, und von den Worten, denen man ja „glauben und ihnen kein Jota rauben könne.“ Darauf beruhen alle gangbaren Anſichten von der Staats- und Privathaushaltung wie von der öffentlichen und häuslichen Geſetzgebung; möglichſt viel Beſitzſtücke und möglichſt viele und beſtimmte Vorſchriften für deren Erhaltung und Gebrauch begehrt dieſes ängſtliche Geſchlecht. Und wie dann die Wiſſenſchaft gern bey dem Zeitgeiſte in Dienſt geht, ſo formen ſich nun nach Maaßgabe jenes engherzigen Bedürfniſſes auch die Finanzlehre und die Rechtslehre. In beyden wird verfahren, als gebe es kein Gefühl, nichts unſichtbares, nichts unüberſetzbares im Menſchen, als verbürgten Worte die Worte, und ein Beſitz den andern; als brauche nichts hinzuzukommen, weder Glauben noch Liebe. Darum haben dann dieſe Wiſſenſchaften weder Anfang noch Ende; wo ſich ihre Lehren anſchließen

an den Menschen und seine Persönlichkeit, läßt sich nicht sagen.

Ueberhaupt hat sich dieser sächliche, buchstäbliche Charakter der ganzen Staatswissenschaft mitgetheilt: sie ist eine ungebührlich exacte Wissenschaft geworden, seitdem sie aus dem alten Verein mit der Sitte und der Religion, kurz mit dem Herzen herausgetreten, und dafür dem blossen Verstande anheim gefallen ist. Alle Ansicht des Staats ist unvollständig geworden, durch das Bestreben des blossen Verstandes sie vollständig zu ergreifen, für sich und auf seine eigene Hand zu ergreifen.. Wie möchte auch der blosse Verstand erkennen oder gar beherrschen die Handlungen der Menschen die aus Verstand und Empfindung so wunderbar gewoben sind: nur die Empfindung zu tödten vermag er, womit alles Handeln ein Ende hat. So ist es den Völkern ergangen, seitdem Buchstaben und Waaren jene alten, hohen Sitten der germanischen Barbaren, die Montesquieu durchaus persönliche Gesetze nennt, verdrängt haben.

Drittes Kapitel.

Von der Persönlichkeit oder vom Leben der Gesetze und des Besitzes.

Was Johannes Müller und andere Heerführer der Literatur einst, da noch nicht alle Kinder öffent-

lich zum Volke ſprechen durften, mit Ernſt beklagten, daß nämlich der Geiſt, der den Dingen und Verfaſſungen und Geſetzen die Dauer gebe, uns fehle — ſolch männliches Bedauern iſt heut zu Tage von ſentimentalen Schulknaben an den Schuhen abgelaufen. Dieſe Arzeney des ſogenannten Geiſtes verſchreibt heute jeder Dorfbarbier den Staaten wie den Menſchen, ſo daß man Bedenken tragen möchte, das edle und anſcheinend ſo unbezwingliche Wort in einer Betrachtung wie die gegenwärtige zu gebrauchen. — Wenn wir vom Geiſte ſprächen, ſo würden wir darunter die lebhafte Wechſelwirkung, das heilige Arm in Arm-gehen des Verſtandes und des Herzens, des ſichtbaren und des unſichtbaren Beſtrebens, des himmliſchen und des irdiſchen Begehrens verſtehn; denn aus dieſer ſchönen Gemeinſchaftlichkeit entſpringt ja eben die ſchöne und fruchtbare Handlung, die ihr durch den Geiſt bewirken wollt; deren Grund, deren Seele der Geiſt ſeyn ſoll. Der bloſſe Verſtand beruhigt ſich mit einem Bewegungsgrunde der Handlung, der ſich mit Händen greiffen laſſe: ſo entſteht der gemeine pragmatiſche Geſchichtſchreiber und das ganze politiſche Geſchwätz unſrer Tage, deſſen wahrer Sprecher und Stellvertreter Friedrich Buchholz, mit der Einſicht in ein derbes Cauſalitätsgeſetz, oder in die erhabene Wahrheit, daß alles auseinander folge, und daß jedes Ding ſeinen Beweggrund habe, nun

auch für ſein ganzes Leben zufriedengeſtellt iſt, und der Mann, auf den es der zerrütteten Welt ankomme, nunmehr zu ſeyn glaubt.

Ein andres aber und höheres als der Beweg-Grund iſt der Grund der Bewegung, jenes unſichtbare Drängen, Treiben und Wachſen der Dinge, welches derjenige noch nicht verſtanden hat, der dahintergekommen, daß auf die Blätter nothwendig die Blüthen, und auf die Blüthen nothwendig die Früchte folgen; und worin dennoch der ganze Gedanke des Lebens beruht. Dieſes nun iſt der Geiſt der Dinge; der bloſſe Verſtand regiert ihn nicht, denn er iſt ja mehr als bloſſer Verſtand, und kann nur von ſeines Gleichen, d. h. wieder von dem wahrhaft bewegten Geiſte beherrſcht werden.

Zweyer einander beſtändig widerſtrebender und unterſtützender Kräfte bedarf der Geiſt wenn er lebendig ſeyn und ſich bewegen ſoll, wie der Menſch zweyer Füße zum gehen. Sehr paſſend möchten wir daher die calculirende Manier die von einem Verſtandesmotiv zum andern, von dem allgemeinen Verſtandesprinzip zum beſondern und ſo fort, ſprungweiſe und mit ſeltſamer Anſtrengung vorſchreitet, ohne des Herzens oder der Empfindung zu gedenken, dem Menſchen vergleichen, der, wie es gehn will, auf einem Fuße eine Weile forthüpft, aber

bald in die gleichmäßige, natürliche Bewegung zurückkehren muß. Eine buchholzische Intelligenz, liebloß wie sie ist, wird geschlechtslos und also unfruchtbar seyn, wie sehr sie auch mit Festigkeit, Consequenz und mathematischer Strenge prahle, denn wie möchte sie sich anknüpfen an die Neigung der Menschen, worinn doch zuletzt, wenn nicht für den Augenblick dennoch für die Dauer, alle Gewähr der Befolgung menschlicher Beschlüsse liegt. Auch von der Staats-Weisheit, und von dem künstlichen Buchstaben der Gesetzgebung gilt es, daß, wenn sie der Liebe entbehren, sie nichts als tönendes Erz und klingende Schelle sind. — Der Geist ist aus unsern Staaten gewichen, weil das Herz entflohen war, und sich an anderweites Nichtswürdiges, an eine wesenlose sogenannte schöne Kunst und an hundert Spielereyen des vermeintlichen häuslichen Lebens gehangen hatte. Alles ist zur Sache geworden, und an Thaten fehlt es weil es an Personen fehlt.

Wenn der Geist, den wir hier beschrieben haben, den Buchstaben und die Dinge ergreift, d. h. wenn nicht bloß der Verstand sie umspannt, sondern auch das Herz sie durchdringt, dann werden sie sichtbar lebendig, sie werden gewissermaaßen unsers Gleichen, sie werden *persönlich* — und nun erst können wir gehorchen und besitzen. Diese Einsicht in die Persönlichkeit aller Gesetze und Besitzthümer wird

demjenigen verborgen bleiben, der den bloſſen Verſtand in ſich zu handthieren und zu rechnen zwingt. Unter den Händen dieſes dürren Regenten wird das ſeelenvollſte Geſetz zum trocknen Buchſtaben, und das lebendigſte Eigenthum, zu einem magern, krampfhaften Feſthalten — denn alles was berührt wird, nimmt ja die Natur deſſen an, welcher berührt. Ebenſo wird aber auch in perſönlichen Händen alles perſönlich: jedes Geſetz kömmt wie unmittelbar aus dem Munde eines Vaters, jeder Beſitz ſchließt ſich wie mit eigenthümlicher Liebe an den innigen Beſitzer an.

Noch einmal alſo: nicht in dem Buchſtaben und ſeiner Umſtändlichkeit, nicht in den Beſitzthümern und ihrer Mannichfaltigkeit, nicht in den Geſetzen, nicht in den Sachen allein liegt unſer Verderbniß, ſondern hauptſächlich darin, daß wir den Muth und die Kraft verlohren haben, ſie zu beleben und zu bewegen, daß in uns ſelbſt wenig Geiſt, wenig Perſönlichkeit iſt. In allen unſern Geſetzgebungen, und Staatsbüchern zeigt ſich dieſe Todesſpur. Alles im Grunde wird ſächlich behandelt, auch die recht perſönlichen Familien-Verhältniſſe werden nach dem Schema des gemeinen Beſitzes erwogen: der Verſtand führt das groſſe Wort, und das Herz läuft höchſtens declamirend oder jammernd nebenher.

Bey solcher Lage der Sachen ist es wohl kein Wunder, daß die Idee des Adels, in der sich der persönliche Geist der germanischen Gesetze dem sächlichen Character der römischen Gesetze zum Trotze, vornehmlich ausdrückt, nicht begriffen wird, und das selbstvergessene Geschlecht zu zweifeln anfängt, sogar an der Fortdauer dieses Instituts, welches nichts destoweniger um seiner Persönlichkeit willen, alle die kleinen Handels- und Assecuranz-Compagnieen, welche wir politische Institutionen nennen, und durch welche wir unser beklommenes Daseyn zu sichern glauben, überleben muß. Um seiner Persönlichkeit willen, sage ich und werde bey diesem bisher noch wenig gemißbrauchten, fast unschuldigen Worte beharren. Denn, wie aus dem obigen hervorgeht: wer die Worte Geist und Herz mit bester Meinung ausspricht, muß sich in diesen Tagen der Sprachverwirrung vielfach verwahren, zuförderst gegen die, welche solche hohe Ideen mit einem gewissen Modeenthusiasmus zertreten und verzerren, sodann gegen die andern, welchen ihre enge Natur nur einen engen Sinn mit jenen Worten zu verknüpfen gestattet, und die sich nachher mit vermeintlich höheren und allgemeinen Verstandes-Begriffen ungebührlich breit machen.

In jedem Werke der redenden Kunst, einem kleinen Wörter- oder Ideenstaate, stellt sich unmit-

telbar und von ſelbſt ein kleiner Monarch an die Spitze; dieß iſt in gegenwärtiger Arbeit die allenthalben vorwaltende Idee der Perſönlichkeit. Im Verfolge wird ſich zeigen wie in der wohlgeordneten, perſönlichen Rede ganz durch inneres Geſetz ſich ebenfalls ein hoher Adel von Ideen bildet, dieſer durch mehrere Capitel, wie der Adel im Staat durch mehrere Geſchlechter verbindend hindurchgreift, und durch ſeine längere Dauer die vergängliche Schönheit der übrigen Wörter- und Gedanken-Bürgerſchaft an die Ewigkeit des Regenten knüpft.

Viertes Capitel.

Wie ſich die falſche Anſicht der Geſetze, und des Beſitzes in der franzöſiſchen Revolution ausgedrückt habe.

Unter den Gedanken, welche der franzöſiſchen Revolution zur Grundlage dienten, ragt einer vor allen andern hervor, und alle enthuſiaſtiſchen Lobredner jenes Ereigniſſes waren noch bis ganz vor kurzem überzeugt, daß dieſer, wie viel anderweite vergebliche Schritte die Revolution auch gemacht, dennoch am Ende triumphirt und die Menſchheit für alle ihre Leiden entſchädigt habe: Jeder Menſch nemlich ſtehe für ſich da, geſtützt auf ſeinem beſonderen Talent und ſeinem eignen Fleiß, und dem Verdienſt, welches das Reſultat von beyden ſey; dieſes Verdienſt ſey

der einzige Maaßſtab ſeines Werthes, und wie es an und für ſich keine Schranken habe, ſo ſey auch der ihm gebührende Preis, und ſollte es die Herrſchaft über die Welt ſeyn, durchaus unbeſtimmbar; der Einzelne könne alles verdienen, und ſo müſſe er auch alles erwerben können, demnach dürfe dieſem Erwerb keine abſolute Gränze entgegengeſtellt werden; weder den Vorfahren ſey er dabey verantwortlich, noch auch eigentlich den Nachkommen, außer in wie fern etwa die Gewiſſenspflicht, für ſeinen eigenen Nachruhm zu ſorgen, dabey ins Spiel käme; nur behielten ſich die Zeitgenoſſen von ihren dergeſtalt provocirten groſſen Männern vor, daß ſie nicht dabey beeinträchtigt würden.

Auf die Gemüther der Menſchen haben allezeit gewiſſe herrſchende Lieblings-Vorſtellungen — Lieblings-Metaphern möchte ich ſagen — einen nicht zu berechnenden Einfluß, ſo nun lag bey dem ganzen oben beſchriebenen Gedanken das Bild eines Weltlaufs zum Grunde. Die Eitelkeit der Menſchen ſahe das Leben am liebſten wie eine groſſe carrière an: jeder einzelne, meinten ſie, lieſe mit den Uebrigen von demſelben Punkte aus, der hülfloſen, ſchlimmer als thieriſchen Kindheit, und in dieſer urſprünglichen Gleichheit hauptſächlich zeige ſich die hohe Gerechtigkeit der Natur. Dieſer ſogenannten Gerechtigkeit dürfe durch menſchliche Satzung nie-

mals entgegen gewirkt; niemanden könne durch künstliche Einrichtung auch nur ein Schritt vorgegeben werden. So bestimmt nun der Anfang, so unbestimmt, so gänzlich den Kräften eines jeden überlassen sey das Ende; sein Ziel sey da, wo er hingelangen könne, und darin bestände die Freyheit. Eine verwegene Theorie wie diese mußte dem frivolen Sinn dieses Zeitalters schmeicheln, und so fanden sich dann auch Leute Erfahrungen, welche sie zu rechtfertigen, und zu beweisen schienen, daß auf diesem Wege nothwendig das gröste Wohl aller erreicht werden müßte. Nach der Analogie, daß die Schuhe besser werden, wenn die Schuhmacher-Carriere freygegeben, und seinem Handwerker durch Zunftbegünstigung auch nur ein Schritt vorausgegeben wird, mußte nothwendig die ganze Menschheit weiter kommen, wenn jedem Einzelnen, wie weit er wollte, zu laufen gestattet war, und dergestalt die möglichst beträchtliche Anzahl grosser Männer in möglichst kurzer Zeit erzielt wurde.

Schade nur, daß dieser Theorie zufolge, und wenn sich auch das neue Pantheon der grossen Männer bis an die Decke mit Monumenten füllte, es dennoch mit der Menschheit immer beym Alten bleiben mußte, und die Weltverbesserung, und die Riesenfortschritte des ganzen Geschlechts, von denen man sich so vieles versprach, nun erst ganz unmöglich wurden.

Alle dieſe Wettläufer nemlich wurden ja endlich doch vom Tode überlaufen; die nachkommenden Menſchen wie jene, mit nicht längerem Beinwuchs, mit nicht ſtärkerer Lunge mußten vom alten Fleck wieder auslaufen, und wenn ihnen auch die Erinnerung an die Vorfahren verblieb, wenn auch dergeſtalt jede einzelne Generation wieder mit allen ihr vorangegangenen Generationen um die Wette zu laufen ſchien, ſo lange dem Nachkommen von den Kräften ſeines Vorfahren zu erben, oder von dem Punct wo dieſer beſchloſſen, nun wieder anzufangen, ungeſtattet blieb, kam das Ganze nicht aus der Stelle.

Unglücklicherweiſe auch, da niemals eine ganze Generation in demſelben Momente auf einmal gebohren wird, ſondern vielmehr jeder Einzelne ſeine Laufbahn in einem andern Augenblicke beginnt, hat jeder vor dem andern ſchon wieder Schritte voraus, der Vorangehende in wie fern er ſchon eine Strecke gelaufen iſt, der Nachkommende in wie fern er wahrſcheinlich vom Tode erſt ſpäter übereilt wird.

Aber darin eben liegt der Leichtſinn und die Nichtswürdigkeit aller Theorien, welche jener furchtbare, und doch ſo lächerliche Schwindel gebohren: daß von der Zeit, geſchweige von der Ewigkeit, ohne deren Präſumtion wenigſtens, kein politiſches Syſtem gedenkbar iſt, ganz abgeſehen wurde; daß

von dem einzig der Rede werthen Problem aller Staatskunst, von der Aufgabe, das Glück, den Besitz, die Kraft, und dann zuletzt auch meinethalben den Ruhm des einen Geschlechts, mit dem Streben, und dem Begehren, und den Ansprüchen des andern zu verflechten und zu versöhnen, daß von der Aufgabe das Wohl des einen Augenblicks durch das Wohl des andern zu verbürgen, daß von der Kunst die längst gestorbenen Voraltern und die lange noch ungebohrenen Enkel zu allen Schritten der Gegenwart mit ihrer Billigung herbeyzurufen, damit der an sich schwächliche Augenblick durch die Anwesenheit der ganzen unsterblichen Familie sich zu der Macht und Majestät heraufhebe, die zum Herrschen erforderlich ist — kurz, daß von dem heiligen Problem der Dauer auch keine Spur zu finden ist.

Statt dessen agirte das ganze damalige Geschlecht, als wenn die Welt um seinetwillen da sey, die Vergangenheit für seinen Genuß nur gesammelt, und für seinen Beyfall nur gelebt habe, als wenn die Zukunft nach Sclavenart sich mit dem beruhigen müsse, was es ihr zu hinterlassen für gut finde. Der persönliche Charakter der Verfassungen, Gesetze und Besitzthümer war freylich schon vor der französischen Revolution mit jedem neuen Geschlecht mehr und mehr verblichen; die alte Ehrwürdigkeit der Formen jener Erbstücke der Menschheit war immer

weniger empfunden, und der kaufmännische Werth derselbigen war immer bestimmter und ängstlicher angeschlagen worden; aber daß es nur Sachen seyen, der despotischen Willkühr vorübergehender Besitzer zur Vernichtung oder zur Erhaltung unbedingt anheimgestellt, daß vom Unwillen und der Rache des alten Geistes, der darin wohnte, nichts zu befürchten sey, zu dieser Erkenntniß war man noch nicht gekommen. Aber der Muthwille, der Rausch eines Jugendtages hob die neue Generation hinauf zu der glänzenden Ueberzeugung, daß wirklich alles todt sey, und Staub, in die Winde zu streun, was sich nicht geradezu und sichtlich auf der oben beschriebenen Laufbahn an Händen und Füßen regte; daß die Vorfahren wirklich vermodert wären, und ihre ganze Verlassenschaft nicht mehr bedeute, als was sich auf jedem Markte erwuchern und erkaufen lasse; und daß die zukünftige Nachkommenschaft, deren Erscheinen ja nun ganz von der Willkühr der Gegenwärtigen abhänge, auch nicht das Opfer der leichtesten caprice des Augenblicks werth sey.

Zu solchem wahnsinnigen Taumel, zu solchem Bankerout des menschlichen Herzens mußte es kommen, so mußte sich die Menschheit berauschen, daß sie ein Todtenfeld für einen Lustgarten ansah, damit in besseren Völkern eine gewaltige Sehnsucht nach den verrufenen Barbaren des Mittelalters erwachen

konnte. Burke und einige Deutsche waren es, die ahneten, daß dort das verlohrne Kleinod zu finden seyn müßte, das Geheimniß nemlich von der Persönlichkeit der Besitzthümer, der Gesetze der Menschen, der Staaten und der ganzen Natur. So tritt auch wieder die Idee des Adels ans Licht. —

Fünftes Capitel.

Wie das falsche Vertrauen auf Sachen sich im Urtheile über die Verdienste der Menschen ausspreche.

Es ist eine gute und ersprießliche Ansicht der Dinge, da man behauptet: der Mensch könne was er ernstlich wolle; sich selbst und seinen eignen Kräften allein müsse er zutrauen, was der Träge von günstigen Wendungen des Schicksals erwarte; nur das Selbsterworbene Glück könne Werth für ihn haben, und es fehle ihm alles, wenn er sich selbst vergesse. — Die edlen und kräftigen Naturen welche mit solchen Sprüchen den gesunkenen Zeitgenossen Muth einredeten, haben damit wahrlich nicht dem falschen Hochmuthe schmeicheln wollen. Ueberall in der Weltgeschichte, wo ein Geschlecht von dem Wahn ergriffen ist, daß alle früheren Geschlechter nur um seinetwillen gelebt haben, daß alle Gesetze, aller Besitz, ja die Natur

ſelbſt nur Sachen ſeyen, der unbedingten Willkühr des Gegenwärtigen übergeben, und daß demnach die ganze Welt mit allen ihren Heiligthümern ein Taglohn werden könne, für den geſchäftigen Einzelnen — da finden wir, daß ſich daſſelbe mit ſeiner Kraft und mit dem Triumph des Verdienſtes prahlende Geſchlecht auch wieder entnervt, und weichlich unbedingt hingiebt allen den Dingen, auf deren unbegränzte Abhängigkeit es ſich ſo viel zu gute thut, und daß dieſelben Menſchen die nur das Verdienſt gelten laſſen wollen, dafür nun auch zum Spielwerk in der Hand des Glückes werden. Jeder Deſpot iſt nothwendig der Sclave ſeines Sclaven: wer mich für ein Spielwerk in ſeiner Hand hält, giebt ſich bloß dadurch mir zum Spielwerk in die Hände. — Wenn ihr demnach mit vermeintlicher Gerechtigkeit ausruft: daß nur dem Verdienſte Kronen zufallen ſollen, ſo mußt ihr euch erſt deutlicher erklären, welches Verdienſt ihr meint, bevor wir mit einſtimmen können. Gebt nur auf euer eignes Urtheil über die Helden des Tages acht: ihr ſelbſt ſchreibt die Größe derſelbigen in der einen Stunde ganz dem Verdienſt, in der andern ganz dem Glücke zu, und gebt damit zu erkennen daß es um die Krönung jenes Verdienſtes, welchem das Glück abgeht, mißlich ausſehe. — Erlaubt alſo, daß wir jenes eitle Verdienſt, welches ohne den Beyſtand unſichtbarer Mächte zu beſtehen glaubt, und welches die ganze Welt für ein todtes Beſitzſtück, für ein rohes Material ſei-

ner Willkühr achtet, unbedingt verwerfen, und nur dem Verdienſt huldigen, welches im Glauben an die Begünſtigung einer höheren, das Gerechte wollenden Macht erworben wird; welches die unſichtbaren Kräfte der Natur, die Liebe oder das Glück, erſt hereingerufen hat in ſein Herz, dahin ſie gehören, und nun gemeinſchaftlich mit ihnen ſein Wollen zum Gelingen bringt; welches demnach zwey ewig nothwendige Beſtandtheile hat, die Kraft und das Glück.

Der Menſch muß in der Vorausſetzung handeln, daß nicht er allein, ſondern die ganze umgebende Natur auch handle, daß jedes Ding ſeine Eigenſchaften habe, welche geſchont ſeyn wollen, ſeine Waffen, welchen auf die zweckmäßigſte Weiſe begegnet werden muß, ſeine Perſönlichkeit, die reſpectirt werden will, und die ſich an ihrem Verächter unfehlbar rächt. Wer dieſe lebendige Eigenthümlichkeit der Dinge nicht erkennt, der kann mit ihnen nichts anfangen, nichts erwerben, ſich nichts bereiten, als ſeinen eignen Untergang: ihm kann alſo auch nie irgend ein wahres Verdienſt zugeſchrieben werden. Man muß dieſe Perſönlichkeit der Dinge, die in den ſinnvollſten Werken der Vorzeit, in ihren Geſetzen, Staatsverfaſſungen, Sitten wohl nicht zu verkennen iſt, in ſein Intereſſe zu ziehn, ſich mit ihr zu alliiren wiſſen, man muß das erhabene pretium affectionis, welches nicht bloß auf einzelnen, ſondern wenn wir nur

recht aufmerken wollen, auf allen Besitzthümern des Lebens unverkundbar ruht, vollständig empfinden, wenn irgend ein Verlangen vollbracht werden, irgend ein Werk zu stande kommen soll. Dieser unsichtbare Alliirte nun, dessen Beystandes man auf dem hier beschriebenem Wege mit jeder That gewisser wird, ist das Glück, dem eine schwankende, zufällige Natur nur zuschreibt, wer es nicht kennt.

Die abgesonderte Kraft also, welche dieses Zeitalter sogern allein auf den Thron erheben und krönen möchte, vermag nichts, ohne den freywilligen, also nur durch Liebe zu gewinnenden Beystand andrer Kräfte, also nichts ohne den Beystand einer höheren Kraft, welche alle die freyen, persönlichen auf sich selbst ruhenden Wesen, aus denen die Welt besteht, verbinden kann, eine Kraft, die der Mensch erst seinem Herzen gegeben haben muß, bevor von Handeln die Rede ist, und die Glück oder Liebe oder auch Gott heißen mag. Hat diese Kraft das Herz durchdrungen, dann ist die Thätigkeit des Menschen vergöttlicht, und nun erst kann von Verdienst die Rede seyn. Sein selbst gedenken, heißt also immer: auch der andern gedenken, und der Persönlichkeit die in ihnen wohnt, und des Geistes der sie treibt; und in diesem Sinne hat der vollkommen Recht, der den Zeitgenossen zuruft, daß sie alles verlieren, wenn sie sich selbst verlieren, und daß nur ein selbsterwor-

benes Glück Werth für sie haben könne. Von wahren Thaten, von ächten Verdiensten läßt sich nicht sagen, daß sie bloß aus Gott oder dem Glücke kommen, eben so wenig, daß der Mensch allein, sein Gehirn, seiner Hände Kraft sie erzeugt habe: vielmehr aus der Allianz des Glückes mit der Thätigkeit, oder der göttlichen Kraft mit der menschlichen, gehen sie hervor.

Nun untersuche man, was die gegenwärtige Generation meint, wenn sie vom Verdienste spricht: ob sie nicht die Werke des Menschen wie eine Waare betrachtet, wofür der Taglohn, oder der kaufmännische Preis erwocht werden könne. Darin liegt auch der unwiderstehliche Drang sich mit gewissen verstorbenen sogenannten Wohlthätern der Menschheit, die zu ihrer Zeit mit angeblichem Undank behandelt worden sind, und denen vielleicht noch einiger Taglohn rückständig ist, — durch Monumente abzufinden; wobey doch auch wieder Eigennutz ans Licht tritt, indem nicht so wohl die Ehre der Todten, als die Nacheiferung der Lebenden beabsichtigt wird. Es sind insbesondre die Erfinder und die Entdecker, welche diese merkantilische Großmuth ihrer Nachkommen auf sich gezogen: ihr Verdienst nehmlich steht als eine derbe, breite, handgreifliche Sache vor dem habsüchtigen Auge des Enkels. — Was in dieser Zeit nebenher von Werken, die ihre Belohnung in sich sel-

ber tragen, von einer Liebe zur Sache, die alle darauf gewendete Arbeit bezahlen soll, verlauten will, ist eitel Trug und Fabel, eine Sage besserer Zeiten, wo noch das Persönliche in den Sachen, also Liebe zu denselbigen empfunden wurde.

Soll man nicht neben dieser Welt von Wasserlagern und Speichern aller Art (denn auch den Ueberfluß der guten Handlungen in guten Jahren speichern sie uns ein, um in schlechten Jahren davon zehren zu können) — jene freye, unökonomische Ritterzeit, selbst in ihrer Einwärmerey bewundern *); soll

*) Anm. Wer die Worte Burke's, die wir jetzt anführten, auswendig weiß, überschlage die Anmerkung: für alle andern sind sie noch nicht oft genug wiederholt worden: „Die Zeiten der Ritterſitte sind dahin: das Jahrhundert der Sophisten, der Oekonomisten und der Rechenmeister ist an ihre Stelle getreten, und der Glanz von Europa ist ausgelöscht auf ewig. Niemals, niemals werden wir sie wiedersehn, diese adelmürdige Ergebenheit an Rang und Geschlecht, diesen würdevollen Gehorsam, diese Dienstbarkeit der Herzen, die selbst in Sclavenseelen den Geist und die Gefühle einer erhabenen Freyheit hauchte. Der unverkaufte Reiz des Lebens, die wohlfeile Vertheidigung der Nationen, die Pflanzschule männlicher Gesinnungen und heroischer Thaten ist dahin! Sie ist dahin diese Feinheit des Ehrgefühls, diese Keuschheit des Stolzes, die einen Schimpf, wie eine Wunde fühlte, die den Muth befeuerte, indem sie die

man nicht neben der widrigen Nüchternheit der sogenannten verdienstvollen Handlungen unsrer Tage, erfrischt werden von dem Andenken an die fromme Innigkeit der Abentheuer von damals, wo, sich hingebend der Liebe, dem Glück und Gott, der Mensch ein Schicksal verschmähte, das ihm zugezählt oder nachgerechnet werden konnte, und frey auf sich selbst vertrauend nun dem Glückswechsel entgegen gieng. Auf seinen Streifzügen im Dienste des Glücks mußte ihm, erfüllt von Glauben wie er war, die ganze Natur in eigenthümlichen Leben, bevölkert mit Geistern und Wundern erscheinen; und so haben die wohl recht, die ermüdet von der Conversation der verdienstvollen Leute unsrer Zeit, sich an die Poesie jenes Heldenalters wenden; so hat der wohl recht, der dort das Geheimniß der Persönlichkeit, und also des politischen Lebens sucht, das uns unter der Sorge für allen den todten Reichthum unsers Jahrhunderts abhanden gekommen.

Wildheit niederschlug, die alles adelte, was sie berührte, und unter der das Laster selbst seine halbe Schrecklichkeit einbüßte, indem es seine ganze Roheit verlohr."

Sechstes Capitel.

Meinung der Gutgesinnten unter den Zeitgenossen über den Unterschied von Glück und Verdienst.

Nachdem wir den revolutionären Uebermuth der modernen Staatstheorien in seiner Wurzel, in seiner Abtrünnigkeit von der Idee des Persönlichen, die allen Gesetzen und allem Eigenthum, also dem ganzen Leben der Menschen zum Grunde liegt, betrachtet, und gesehn haben, wie das Trotzen und Großthun auf eine gewisse Erwerbs-Fähigkeit und Fertigkeit des Menschen, wie die Meinung von der Unterworfenheit der Vorfahren und der ganzen Natur unter ein solches menschliches Erwerbsgesetz, dem unter dem Namen der Vernunft man in eigends dazu erbauten Tempeln huldigte, zu einer unbedingten Herrschaft des Zufalls über die Welt führen, wie auf kaufmännischen Anschlag alles Verdienstes, nothwendig auch kaufmännischer Glückswechsel über alle Angelegenheiten des Lebens kommen mußte, — so wird es rathsam seyn, nun wieder auf die Ansicht schlichter, redlichgesinnter Gemüther Rücksicht zu nehmen, in denen sich, was wir hier, um es kennlich und ergreiflich zu machen im Extreme zeigen mußten, veredelter ausdrücken wird.

„Glück und Verdienſt, ſagen dieſe, iſt zweyerley: der Menſch empfängt was er hat und genießt, von ihnen beyden, aber von jedem auf andere Weiſe. Daß er des Verdienſtes entbehren könne, wie jene Glückskinder des Mittelalters, glauben wir eben ſo wenig, als daß er ohne das Glück gedeihen könnte, wie jene revolutionären Verdienſt- und Vernunftpredniger auf der Tribune behaupteten, unter der Guillotine aber meiſtentheils widerriefen. Wie in dem einfachſten Geſchäfte des Lebens, ſo überall: den Acker beſtellen und die Saat düngen, und vieles Nützliche verrichten, und vieles Schädliche abwehren, iſt des Menſchen und des Verdienſtes: aber das Gedeihen und der Segen kömmt von Oben, von Gott oder dem Glücke. Bauen kann mit ſeinem Verdienſte der Menſch unermeßliches, aber nicht unzerſtörbares; die Kraft, dadurch etwas beſteht, wächſt und dauert und den Zeiten trotzt, alſo lebt — dieſe Kraft muß Gott hinzufügen, der Menſch genügt dazu nicht. Jene Schwindler der Revolution, wie ſie meinten, ihre Jugend würde ewig währen, ſo vertrauten ſie auch auf ihre klug-geſchnitzten Verfaſſungen: daß auf die Dauer das meiſte ankömmt, und es demnach dem Menſchen bey ſeiner eignen Zerbrechlichkeit, und bey der Vergänglichkeit der Dinge die er erbaut oder erwirbt, wohl gebührt ſich anzuſchließen an das durch Jahrhunderte erprüfte, dauerhafte, ward im Rauſche vergeſſen.“

„Das Herz des Menſchen, wenn es gehorſam und nicht ſklaviſch, muthig aber nicht übermüthig, weich aber nicht ſchlaff, ſtark aber nicht ſtarr werden ſoll, muß, wie es die Weisheit Gottes unverbeſſerlich eingerichtet hat, ſein Wohlſeyn beyden, ſowohl dem Verdienſt als dem Glück zu verdanken haben. Arbeit und Verdienſt geben ihm das Brod und die Kraft, die er braucht: vom Glück und Genuß erhält er den Wein und die Freude die ihm nöthig ſind. Die Freude mildert ſeine Kraft, und die Kraft ſeine Freude, beydes zu einem Gottgefälligen Leben. Betrachtet nur wie ſtörrig, widerhaarig und trotzig ein Volk wird, das bloß vom Ackerbau lebt, und vielmehr dem Verdienſt als dem Glücke verdankt: betrachtet ein anderes, das ſich allein von der Pflege der Reben nährt, wie leicht es verwildert oder in Trägheit zerfließt, verzogen von der Fortuna, die nach Art eines Glücksſpiels, das Gedeihen des Weinſtocks allzu ungleich in die Jahre verſtreut; und nun ſucht, wie reich an glücklichen Anlagen ein Volk iſt, über deſſen Felder Wein- und Kornbau gleichmäßig vertheilt ſind. — So erzieht ſich der Himmel ſeine Lieblingsvölker: aber das Glück bleibt immer außerhalb des Menſchen, ewig unabhängig von ſeiner Kraft. Der Menſch muß ſich an Sachen halten, und an ihren Lohn, weil er vor mit ihnen umzugehn, ſie mit Klugheit zu verbinden, ſie nützlich anzuwenden verſteht: alles andre, was die Neigung und die

Personificirung der Dinge angeht, von der du sprichst, muß er dem Wetter des Glücks, und dem Odem Gottes überlassen. Der Mensch kann höchstens in den ihm untergeordneten Verhältnissen Glück und Verdienst nach dem Beyspiele des Himmels gleichmäßig vertheilen, seine Kinder und seine Diener so erziehen, daß sie weder alles ihrer eignen Arbeit noch allein der Gunst ihres Vaters und Herrn verdanken, und so in jedem Augenblick ihrer selbst gewiß in das große Leben hinausgelassen werden können, wo auch vieles und gutes durch eigne Thätigkeit bewirkt und verdient wird, vieles aber und das Beste dem Menschen durch freye Gunst des Himmels entgegen kommt."

In diesen wenigen Worten glaube ich die Meinung vieler rechtlich gesinnten ausgedrückt zu haben. Man erlaube mir jetzt noch von dem ganzen Räsonnement eine unmittelbare Anwendung auf den besonderen Gegenstand meiner Schrift zu machen, und im Tone und Geiste des Wortführers der besseren Zeitgenossen also fortzufahren:

„Wenn nun alles irdische Wohlseyn auf einem Gleichgewicht beruht, zwischen dem, was durch die sichtbaren Anstrengungen des Verdienstes, und dem, was durch die unsichtbare Begünstigung des Glücks erreicht wird; wenn die Natur allenthalben dahin

ſtrebt den Menſchen, der groß und gut gezogen werden ſoll, in die Mitte zwiſchen dem Glück und dem Verdienſt zu ſtellen, warum ſollten nicht die geſammten Mitglieder eines Staates in zwey Gattungen getheilt werden, von denen die eine aus den Kindern des Glücks, die andere aus den Kindern des Verdienſtes beſtände? — Ob die Gerechtigkeit gegen die Einzelnen dieſes geſtattet, iſt eine andre Frage, die wir vorläufig noch dahin geſtellt ſeyn laſſen. Aber wenn auch noch nicht de jure; de facto iſt dies die wirkliche, in allen Staatsverbindungen der Welt wiederkehrende Lage der Sachen: ein Theil der Staatsbürger beſteht vielmehr durch das Glück, ein andrer vielmehr durch Verdienſt; und der innere Inſtinkt, daß der Menſch nur durch beyde vollſtändig glücklich werden könne, treibt die beyden Gattungen zu einer unaufhörlichen Verbindung und Gemeinſchaft hin; jede ſucht ſich durch die Allianz mit der andern zu vervollſtändigen und zu verſtärken, und ſo wird grade die Verſchiedenheit der Glieder des Staats, zu dem mächtigſten, innigſten Bindungsmittel des Ganzen. Wie nun auch der Einzelne dabey leiden möge, der Glückliche daß er das Selbſtgefühl des Verdienſtes, der Verdiente, daß er das Favoritengefühl des Glücklichen entbehre, ſo muß doch jeder um das Beſtehen des Ganzen willen jene Ungleichheit ſegensreich finden, wenn er auch in einſamen Stunden, da er mit ſich ſelbſt ſtill eingeſchloſſen lebt, ſie ſeufzend für ein noth-

wendiges Uebel erklärt. Ob das Erbtheil eines freundlicheren, bequemeren Daseyns dem Glücklichen von seinem Vater kommt, oder von der bildenden Natur, die ihn mit geschmeidigeren Organen, leichterem Blute und geschwinderer Fassung ausstattete, gilt uns völlig gleich: den unvermeidlichen Unterschied der Menschen im Staate loben und beweinen wir."

Ich glaube, daß ich in dem vorstehenden Räsonement, der Gesinnung der edler Denkenden, welche ich auszudrücken strebte, nichts vergeben habe. Sie haben den Traum eines republikanischen Lebens, womit einst ihrer Jugend geschmeichelt wurde, mit frommer Innigkeit aufgefaßt, und deshalb werden sie die ungleiche Vertheilung des Vermögens und der Sachen oder den in dieser Zeit viel drückenderen, ächten Kastenunterschied zwischen Armen und Reichen, um nichts erträglicher finden als den sogenannten Standes-Unterschied zwischen Adelichen und Bürgerlichen, der in der gegenwärtigen Lage der Sachen, wo Geld unendlich mehr bedeutet, als das von allen Seiten geschmälerte Gefühl einer persönlichen Auszeichnung, nur gemeine, ungroßmüthige Naturen erbittern kann.

Wenn die Buchholze dieser Zeit zu erkennen gäben, daß sie das stolze Gefühl welches den ächten Adelichen auch unter diesen zu aller Schätzung persön-

lichen Werths völlig unfähigen Zeitgenossen nicht verlassen kann, je empfunden hätten, so wäre einigermassen begreiflich, warum sie den Standesunterschied verfolgten, den Verdienstunterschied aber auf sich beruhen liessen. Da sie aber an dem Adel weiter nichts sehen als einen Inbegriff feudalischer Privilegien; und nicht das Gefühl, aber wohl den todten Besitz beneiden, so ist es klar, daß sie tief unter der oben redend eingeführten Classe der Gutgesinnten, sowohl an Verstandesconsequenz, als an Gemüthsschönheit stehn, daß sie von roher Animosität regiert werden, und daß eine ruhige Auseinandersetzung der erhabenen Materie vom Adel nicht gegen sie gerichtet seyn kann, sondern gegen solche die consequent, unbefangen und unschuldig sind, wie unser Wortführer.

Siebentes Capitel.

Wie diese Meinung entstanden, welchen Trost und welche Arzeney wir dagegen darbieten möchten.

Die Meinung, welcher wir im vorigen Capitel das Wort erlaubt haben, hat der Gang der großen Weltbegebenheiten in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, in treuen Seelen nothwendig zurücklassen müssen. In einem kleinen, wohlgeordneten Wirkungskreise können Thätigkeit und Glück im besten Gleichgewichte stehen; aber da die Seele sich

nicht enthalten kann von Zeit zu Zeit hinauszusehn auf die großen Begebenheiten der Welt, in die das kleinste Schicksal so unzertrennlich verflochten ist, so muß sie ihre Ansichten vom Leben ja vielmehr von dem größeren Beyspiele hernehmen, als von dem kleineren, abhängigen, welches ihre enge Haushaltung darbieten möchte. Das große Handelshaus fing an zu schwanken und fallirte; der schoncalculirte Fleiß ganzer Jahrhunderte, wie sicher, wie umsichtig er auch zu Werke gegangen war, wurde mit allen seinen glänzenden Instituten zum Spiel weniger Sommertage; und das Herz, wie es auch hier und dort, einzeln, zerstreut am väterlichen Heerde in alter Kraft noch fortbrennen möchte, war aus der großen Maschinerie des Staates zugleich mit der Religion in jedem folgenden Jahrzehend mehr und mehr gewichen; vermochte in seiner Glaubenslosigkeit nichts gegen die Jugendkraft eines neuen wenn auch noch so unhaltbaren Glaubens. Die Besseren in ihrer Gutmüthigkeit trauten ihren Fürsten den Willen der Rettung zu; und wie hätte diesen die Kraft dazu fehlen können, meinten sie, nach der Anhänglichkeit und Ehrfurcht ihres eignen Herzens urtheilend. Aber der Erfolg, wie gut und rein auch der Wille der Fürsten war, widersprach aller Erwartung: und wem konnte er anders zugeschrieben werden als der Unwillfährigkeit und dem Eigensinn eines unbekannten Schicksals. So bildete sich die melancholische Lehre von einem großen Zwie-

spalt zwischen dem Verdienst und dem Glück immer mehr auf. Mancherley republikanische Grundsätze, welche die Revolution theils zum Schmuck theils zu ihrer Rechtfertigung aus dem Alterthume herbeygeholt hatte, blieben in dem Gutgesinnten noch haften, während die Masse der Neuerer längst darüber weggeschritten war. Der Begriff Verdienst, erhoben durch die in den Gemüthern der Menschen wieder aufgefrischten Beyspiele aus der griechischen und römischen Heldenzeit, ward immer populärer, während besonders in diesen letzten Jahren das Glück immer willkührlicher, mächtiger und dem Verdienste abgeneigter erschien. Auf diese Weise kam die sonderbare Mischung von rechtlichem Selbstvertrauen und von Fatalismus zu Stande, welche wir bey den besseren Zeitgenossen vorfinden. Die ganze Lehre ist zusammengesetzt aus dem Glauben an die Nothwendigkeit gewisser Uebel, aus unbedingtem Mißtrauen in das Glück und aus eben so unbedingter Ehrfurcht vor allem Verdienst. Daß aber aus solchem Gemüthszustande, schon wegen des Trübsinns der darin herrscht, wenig Thaten, am allerwenigsten die Rettung der Welt hervorgehen könne, versteht sich von selbst.

Es ist dies eine weitere Ausbildung jener weinerlichen Weltansicht gewisser Theologen am Ende des siebzehnten und am Anfange des achtzehnten Jahrhun-

derts, nach denen die Welt ein Jammerthal, der Mensch und sein Schicksal ein Werkzeug zu auswärtigen, außerhalb dieser Erde liegenden Zwecken in der Hand Gottes ist, wonach dem hienieden verfolgten Edeln nichts weiter übrig blieb, als die unaufhörliche, unwirksame Appellation an eine unbekannte Macht, und die Assignation auf die jenseits zu erhaltende Einsicht in die Nothwendigkeit alles des diesseits erfahrenen Unheils. — Daß die Macht Gottes und seine Klarheit, in den Umkreis dieses hinfälligen Lebens hineingezogen werden, daß er hier, unter allen den unbegreiflichen Schwankungen des Schicksals, nicht bloß mit Trost, sondern auch mit Muth und Lust erfüllen könne, dieser Gedanke aller ächten Religion, der Staaten und Menschen aufrecht erhalten kann, war nicht mehr lebendig, und so blieb dem Herzen nichts weiter übrig als in seinen eigenen Leiden zu schwelgen, und aus dem Uebermaaß der diesseitigen Unterdrückung die Hoffnung auf eine jenseitige Freyheit zu schöpfen.

Thätigkeit und Glück sind also nach dieser Lehre zweyerley, meistentheils feindselige Mächte; demnach wurde auch der Standesunterschied von Adel und Bürgerstand, der aus früheren Jahrhunderten herabgekommen war, für eine unglückliche aber nothwendige Spaltung der Gesellschaft angesehn. Wie die Thätigkeit, das frische Leben und Erwerben des Augen-

blicks, in einen Bund getreten war, der Bürgerſtand hieß, ſo, ſchien es, habe ſich auf der andern Seite das Glück und der mühloſe Beſitz ſeit alten Zeiten aufgehäuft: die Erbfolge, die zu aller Ordnung und Sicherheit unentbehrlich ſey, habe auch dieſen verdienſtvollen Erwerb befeſtigen müſſen, und dergeſtalt ſey entſtanden, was wir Adel nennen. So wenig die feindſeligen Eingriffe des Glücks aus den Wirkungskreiſen des einfachſten Privatlebens verbannt werden können, ſo gewiß würde der Zerſtörung des Adels, die doch nur auf Unkoſten aller Ruhe und Ordnung zu Stande gebracht werden könnte, die Bildung eines neuen vielleicht ſchlimmeren Adels auf dem Fuße folgen; man müſſe ſich alſo lieber die böſe, aber doch wenigſtens legitimirte Ordnung der Dinge gefallen laſſen.

Dieſe Meinung nicht bloß von der Unverträglichkeit, ſondern von der abſoluten Unverſöhnlichkeit des Glücks und der Thätigkeit, und das dumpfe Vertrauen auf den Buchſtaben der Staatsverfaſſungen und Geſetze, auf eine künſtlich conſtruirte Zwangsanſtalt, welche die einmal abgeſteckten Grenzen des Beſitzes, die Mauern, die Graben, die Grenzſteine, die Schlöſſer und Riegel in ihren Schutz zu nehmen, und auf dieſe Weiſe den Staat zu begründen und zu conſerviren habe — dieſe beyden naheverwandten, tief eingewurzelten Irrthümer der Zeit haben eine

gründliche Erläuterung von der Natur der Standesunterschiede in der Gesellschaft bisher ans Licht zu treten verhindert. Alle andere Theile der Politik sind tausendfältig betrachtet und bearbeitet, mit Unbefangenheit, mit Umsicht: über den Adel findet sich nichts als rohe, giftige Anklage statt der Kritik, oder halbe, lahme, unmaßgebliche Entschuldigung statt der Vertheidigung. — Sie finden tiefsinniger Untersuchung werth jenen traurigen Staatsmechanismus, der vom Zwange regiert wird, die Liebe aber ausschließt, der den Eigennutz künstlich pflegt und erzieht, die Ehre aber und ihre unerbittlichen Forderungen hors de la loi setzt, der die Hände, die Füße, die Muskeln und eine kleine Portion Gehirn seiner Bürger in Anspruch nimmt und cultivirt, das übrige aber sich selbst anheimstellt, und das Herz schlagen läßt, wild oder sanft, wie es will. Sie finden ihr Leben und Streben belohnt, wenn der Boden, darauf sie stehen nur breiter und gehorsamer wird, wenn die Hand des Menschen nur an Gelenkigkeit gewinnt, was sie an Begierlichkeit verliert: sie prahlen mit unendlicher Theilung der Arbeit, wie sie, mit unendlicher Zersplitterung der Kraft, wie wir es nennen; während wir viel lieber als arme Insekten auf einen Baum, auf einen kleinen Platz des Genusses von der Natur, denn als reiche Menschen auf einen einzelnen elenden Kunstgriff des Erwerbes von jener lieblosen Staatskunst angewiesen seyn

möchten. An alles was die menschliche Natur adelt, denken sie nicht, wie möchten sie also den Adel begreiffen. Dann kommt wohl eine Zeit, wo die lange vernachläßigten Neigungen, und Sitten, und Herzenskräfte sich einzeln in der Irre zusammenrotten, hier in kleinen Haufen dort in großen Heerschaaren über den ungeschickten Bau herfallen, hier ihn allmälich zernagen, dort ihn mit plötzlichem Stoße über den Haufen werfen, und Gesetz und Sitte in gemeinschaftlichem Ruine untergehn. Das nennen sie dann Unglück, als ob die schönsten Gaben des Himmels, ohne Rache, ohne Strafe bey Seite gesetzt werden könnten, wenn aus vielen Menschen ein Staat, ein größerer, alle andre Menschen umfassender Mensch gebildet werden soll.

Nehmt in euren steifen, morschen, bürgerlichen Verein wieder das Herz auf; laßt diese trocknen Zahlen und Buchstaben wieder beseelen vom alten Geiste, mit dem die ersten Ahnherrn sie niederschrieben; öffnet das verödete Wohnhaus wieder jenen heiligen Gefühlen, die der Besitz euch abwendig gemacht hat, und von denen das ganze Mittelalter spricht; bringt, wenn ihr verordnet und rechnet und spekulirt, doch wieder den ganzen Menschen in Rechnung, damit sein schöneres Theil nicht draußen außerhalb des Staates verwildere; was unaussprechlich bleibt, das innerste Wesen der Religion, des Adels,

der Ehre und der Sitte, dies ſchreibt nur zuvörderſt wieder zwiſchen die Zeilen eurer Geſetzbücher, und begehrt nur erſt ein vollſtändiges hiſtoriſches Verſtändniß, ſo wird ſich allmählich das Gemüth ſchon finden; kurz, erkennet was ihr in euren politiſchen Studien vergeſſen habt, — die Idee der Perſönlichkeit — ſo wird euch klar werden, daß Thätigkeit und Glück, Bürgerſtand und Adel nicht in unverſöhnlichem Kriege begriffen, daß ſie nicht nothwendig nur feindſelige Mächte, ſondern daß ſie die beyden freylich in ewigem Streit, aber auch in ewigem Frieden begriffenen Elemente des Lebens und des Staates ſind; daß alles Glück Raum hat in dem Umfang einer menſchlichen Bruſt und hereingezogen werden, nicht draußen bleiben ſoll; daß der wahre Adel nicht von außen drückt, ſondern ſtill, ſchön verbindend und nothwendig eingreift in den Kreis menſchlicher Thätigkeit und bürgerlichen Verdienſtes.

Es iſt bey mir, wie ſchon aus dem bisher geſagten hervorgeht, weder auf den Beyfall der Adelichen, noch auf den der Bürgerlichen dieſer Zeit, ſondern vielmehr auf das Wohlgefallen jenes großen, verkannten Menſchen, welchen wir Staat nennen, abgeſehn. Dieſer hat allerdings, auch in dieſen Tagen der Zerrüttung noch, ſeine unſchuldigen, unbefangenen Freunde und Liebhaber, nach deren Billigung zu ſtreben, zerſtreut und niedergeſchlagen, wie ſie ſind,

ja wohl nicht für Eigennutz oder Parteylichkeit angesehn werden wird. Sie zu neuem Gespräch über sehr alte Dinge auffordern und ihnen die Hand reichen, wird, bey jetzt obwaltender Schätzung der Güter und der Macht, weder den Neid, noch die Eifersucht, noch weniger die Verfolgung der Zeitgenossen auf sich ziehn.

Kraft und Glück, das nemlich, was in anderen besseren Zeiten so hieß, und was sich, wie so viele rechtliche Zeitgenossen meinen, niemals versöhnen will, hat sich in diesen Tagen wirklich gegenseitig verzehrt und ist im Frieden, wäre es auch der Friede des gemeinschaftlichen Grabes. Von dem nemlich was sich jetzt noch tummelt, regt, und was jetzt noch drückt, und für Kraft gehalten wird, ist die Rede nicht: es hat gut sich tummeln, da alles Große in Staub zerfallen. Wer wird die Kraft des Felsen preisen, der vom Schicksale hergewälzt, die Häufchen Asche da unten drückt. Beyspiele hat man freylich, daß sich die Asche regt, und den Felsen überwindet.

Aber die wahre Macht und das wahre Glück haben einander verlaunt und verzehrt; wir, die wenigen wahrhaft überlebenden, haben die ganze Historie vor unsern Augen gesehn, und, wie unglücklich wir auch seyn mögen, die größte Schule erlebt, in die irgend ein Zeitalter gegangen. Wir haben die herr-

lichen Glieder allmählich zerfallen sehn, wir können aufsagen wo das Herz, wo die Eingeweide lagen; wir kennen die Krankheit, die sie zerstörten, wir wissen die Anatomie; wir könnten allenfalls Aerzte erziehn.

Wenn ich die Revolution von Frankreich betrachte, und nach den glücklichen Folgen frage, welche die Natur eben sowohl auf diesem, als auf jedem andern Schauplatz der Zerstörung bereitet haben muß; wenn das Auflodern vieler philanthropischen Ideen, ja, wenn der Sturz unzähliger falscher Autoritäten, wenn die Befreyung von manchen eigennützigen Schranken des Lebens, wenn alles, was die allzugenügsamen, zu früh triumphirenden Zeitgenossen mir für einen Gewinnst der Revolution anrechnen, vor meiner ernsthaften, sorgsamen Betrachtung nicht besteht, und mich nicht befriedigt — dann bleibe ich bey einer Antwort stehen, vor der alles Blut, alle Thränen, alle Zerstörung, und alle Noth, welche die ungeheure Begebenheit kostete, zu leicht erfunden worden. Das unsichtbare, heilige, persönliche nemlich, welches unsre Staaten zusammenband, welches wir nicht achteten, da es ungesehen und nothwendig, wie Sonne und Mond, Seegen über uns brachte, welches wir wenigstens hintansetzen, gegen die stolzen Chiffern unsrer Gesetze, gegen die Buchstaben unsrer rechnenden Klugheit — dieses ist sicht-

bar geworden, weil es, nachdem aller falscher Tand des Lebens gewichen, das einst so sicher geachtet dahin, der ganze kaufmännische Verstand unsrer bürgerlichen Anordnung zu Schanden geworden — weil es nun endlich uns allein, aber auch für die Ewigkeit verblieben ist. Wir hätten noch lange das bequeme Gefühl eines wohlassekurirten Lebens für Neigung zum Vaterlande, und ein verständiges, rechtmäßiges Betragen für Gottesdienst gehalten — aber die angenehme Sicherheit des Lebens wurde zernichtet, der Buchstabe des Rechts verdreht, dann entstaltet und zertrümmert: mit unserm Herzen blieben wir allein. Wir haben zum andernmale im Tode das Leben und das Unsterbliche erkannt. Der schöne irrdische Leib unsrer Europäischen Staaten, welche die Kirche groß gezogen, hat der Gebrechlichkeit der irrdischen Dinge weichen müssen, und eine tiefe, fruchtbare, lehrreiche Nacht ist über das Land gekommen.

Was den Erbauern und Erhaltern unsrer Staaten, unbewußt, wie ein schöner Instinkt in der Seele wohnte, haben wir deutlich und handgreiflich gesehn, da diese Staaten sich aufzulösen schienen. Um dieser Erkenntniß willen ist der ganze Schein von Tod und Untergang, auch dieser Staaten, in die Welt gekommen.

10.

Grenze zwiſchen dem Geburtsvorzuge und dem Verdienſte.

Wenn man mir zeigen möchte, wo, in welchem Zeitabſchnitte, der Menſch eigentlich anfängt; von wo an irgend ein Verdienſt oder eine That ihm zuzuſchreiben ſey, ob von ſeiner Geburt oder von ſeiner Mündigkeit oder von irgend einer andern Stufe ſeiner Ausbildung, ſo würde ich auf einen Augenblick in die Anſicht derer eingehn, die im Staate keinen andern Maaßſtab der Würdigkeit, als den des individuellen Verdienſtes dulden wollen. Es iſt anderswo ſchon hinlänglich gezeigt worden, wie jede Handlung des Menſchen, aus eigenthümlicher Kraft und auswärtiger Gunſt des Zufalls oder des Glücks zuſammengeſetzt ſey. Aber geſetzt es gebe ein reines und abſolutes Verdienſt, geſetzt es gebe Handlungen, die ganz außerhalb des Einfluſſes der Natur lägen, und keiner Begünſtigung, keines Entgegenkommens, keiner Antwort von außen bedürften — ſo frage ich nur, wie wird der Menſch,

dieses vielarmige nach allen Seiten in die Natur eingesponnene, an tausend physischen und moralischen Fäden mit Vorzeit und Nachwelt zusammenhängende Wesen, nun aus dem Zusammenhange so herausgeschnitten, daß ein rein verdienstvoller Mann übrig bleibt. Wie wird die Summe des Verdienstes herausgebracht: arithmetisch oder chemisch, mit der Rechentafel oder mit dem Schmelztiegel? — Vergönnt uns, mit dem strengen Maaß, womit ihr messet euch wieder zu messen. Sollte in der Wirklichkeit ein Verdienstadel entstehen, so wird es ohne Zweifel dabey etwas locker her gehn, und in der Abschätzung des Verdienstes meistentheils auf eine Handvoll falscher Noten nicht ankommen, um so mehr, da ja nicht für die Ewigkeit, sondern höchstens für dreyßig oder vierzig Jahre geadelt wird: es wird alsdann das Verdienst wahrscheinlich nur nach dem augenblicklichen Eclat oder nach der glücklichen Anstrengung einer Stunde abgeschätzt werden, zumal da der Staat, wegen der großen Quantität des Verdienstes, welche ihr damit anzuregen denkt, sich etwas kurz fassen müßte, wenn er noch etwas anders thun wollte, außer dem Adeln.

Aber laßt uns von eurer Idee reden, und so werdet ihr mir antworten: „Wer das Entwicklungsprotokoll der Menschheit zu führen weiß, wie wir,

dem iſt über die Entwicklung einzelner Menſchen Rechenſchaft zu geben, nur ein Spiel. Der Menſch, der handelnde, fängt mit ſeiner Geburt an, demnach verlangen wir, daß alle Menſchen im Augenblick der Geburt gleich ſeyn, und alle einen und denſelbigen Anſpruch mitbringen ſollen. Was die Natur taub oder blind oder mißgebohren ans Licht kommen ließ, hat keinen Anſpruch, und dies mag ſie ſelbſt verantworten: dieſe Raſſe von Verworfenen, dieſer prädeſtinirte Pöbel muß der Natur zu gefallen geduldet werden: angebohrnen Adel können wir nicht ſtatuiren, aber angebohrne Verworfenheit. Die Gunſt der Natur leiden wir nicht, aber ihre Ungunſt laſſen wir uns gefallen: dem Seegen des Himmels ſoll der Staat ſich widerſetzen, er ſoll ihn verkürzen wo er kann; aber ſeinen Fluch ſoll er großmüthig pflegen und fortpflanzen. Wo die Natur unhold hinwegſah von dem Lager der Gebährenden, da thun wir desgleichen: da entſteht kein Anſpruch, alſo auch ewig kein Recht. — Sobald aber der anſprüchige, geſunde Menſch geboh-ren worden, fängt er an ſich um die Menſchheit verdient zu machen, und Rechte zu erwerben. Beyſtecken, oder aufbewahren von der Mutter, wie ein Pathen- oder Schau- oder Spar-Pfennig läßt ſich der Anſpruch nicht: er muß ja in beſtändiger Realiſation begriffen ſeyn. So nun ſteuert das junge Verdienſt grade auf den wahren Adel los, welcher ja nichts anders iſt, als: die Perſonifikation der Tu-

gendlichkeit *) und der Virtuosität. Der kleine Virtuose läßt Vater und Mutter seitwärts: universalmonarchische Impulse treiben ihn, die Socialverhältnisse bedürfen seiner: denn es giebt noch Geburtsadel, Domainen, Erbunterthänigkeit und Juden. Endlich ist die Summe voll, die Tugendlichkeit ist versonificirt, die Virtuosität zu Stande gebracht, und das Diplom kann erfolgen."

Diese Geschichte einer Buchholzischen Adelserhöhung ist ohne weitere Uebertreibung aus den Untersuchungen jenes Mannes über den Geburtsadel gefolgert. Solche Spekulationen und solche Ansichten der Gesellschaft werden uns geboten, nachdem die einfache Betrachtung der Zeitbegebenheiten uns nun schon seit zwey Jahrzehenden erinnert, alle Virtuosität, deren es leider schon zu viel giebt, bey Seite zu setzen, und unser Auge vielmehr auf die Dinge zu richten, welche den Menschen an den Menschen, das Eigenthum an das Eigenthum, und eine Generation an die andre knüpfen, damit wir nur auffassen möchten, wie der gesellschaftliche Verband fest und dauerhaft werde. Statt dessen verweilt deutsche Staatsweisheit noch

*) Anm. Dieses Wort ist mit rühmlicher Ehrlichkeit gebildet: Tugendlichkeit, Tugendähnlichkeit: ce qui a l'air faux de la vertu. Eine achtungswerthe Scheu hat ihn verhindert: Tugend zu schreiben.

heut bey dem alten, abgetragenen Problem, die größte Maſſe von Virtuoſen und Produkten zu gewinnen, und löst es in um ſo ungeſchickterer Manier, als die Aufgabe immer weniger dem Bedürfniſſe der Zeit entſpricht.

Wo der Menſch, dieſes ſo oft auf ſich ſelbſt, auf ſeine Kraft, ſein Verdienſt, und ſeine Unabhängigkeit von der Natur pochende Weſen, den Leib ſeiner Mutter verlaſſe, läßt ſich allerdings ſagen und nach Zeit und Ort anmerken. Wo ſich aber das einzig würdige und werthe in ihm, wo ſich anfange das was ihn in die Mitte der ſichtbaren Natur ſtellt; wo nun der endliche, letzte, unabhängige Keim von allen ſchönen Entwickelungen liege, welche ſeine Betrachtung ſo reizend und ſo merkwürdig machen — dieſe Stelle hat die Natur verhüllt. Denn ſollte ſie auch in Stationen, in Abſätzen oder ſchrittweis und einzeln ihre Werke erzeugen, ſo wie ſie einzeln unſerm Auge entgegentreten — ſo pflegt ſie dennoch alle Spuren ihrer Tritte wieder auszulöſchen, und uns, wenn ſie ſelbſt erſcheinen will, ſich zu zeigen, als ſchwebte ſie ſanft und ununterbrochen durch alle Zeiten. — Auf den erſten Blick erſcheint uns der Sohn an den Vater künſtlich, wie mit einem Knoten geknüpft; die nachfolgende Generation in die vorangegangene mit feinen aber ſichtbaren Fäden hineingewebt — aber bey näherer Betrachtung wird der Zuſammenhang aller

dieſer Schöpfungen immer zarter und inniger; die Grenzen verſchwinden; die Knoten, das Gewebe, aller Handwerksverband wird unſichtbar, und wie einzelne Waſſertropfen in einen Strom, ſo verliert ſich alles beſondere, anſcheinend auf ſich beruhende im allgemeinen.

Einmal in ſeinem Leben wenigſtens muß man, wie hier beſchrieben worden, die heiligen Bande der Natur geſehen, und empfunden haben; einmal muß man ſich ſelbſt und ſeine Kraft und ſeinen ganzen Uebermuth haben verſchwinden ſehn, in der Betrachtung jenes Stromes, worin ſich alles Geborne auflöſt — wenn man zeigen will, wie einzelne Menſchen nun zu einer künſtlichen Geſellſchaft verbunden werden. Denn unter freyen Weſen giebt es keinen andern Verband als den der Natur, in dem hinlänglich angedeuteten Sinne des Worts: an Bande der Natur, ſchon darum weil ſie die einzigen unauflöslichen ſind, und nur im Sinne der Natur und durch kein Handwerkskunſtſtück nachgeſchürzt werden können, muß ſich alles anſchließen, was beſtehen will.

Die Hingebung und die Liebe, welche zu dieſer erhabenen Betrachtung gehört, bilden die Propyläen der Staatswiſſenſchaft. Von hier, im Voraus erfüllt mit göttlicher Verachtung gegen alle die übliche

Handwerksmanier in der Politik, gegen die liebloſe Inſtitutionen und den todten Mechanismus des gemeinen Staatsmannes, läßt ſich in einem höheren Stile von der einzig würdigſten Angelegenheit der Geſellſchaft reden.

II.

Vom Geburtsrecht.

Wenn man die neuerlich vorgebrachten Gründe gegen den Adel, wie gegen die Geburtsrechte überhaupt, erwägt, so zeigt sich daß dem Staate, als einer großen Erziehungsanstalt, von unsern Zeitgenossen durchaus kein Einfluß auf die Bildung der Privatmänner und Individuen mehr zugestanden wird. Je mehr man von der einen Seite, blind an die Wunder einer künstlichen Bildung glaubt, um so ungläubiger ist man wieder auf der andern Seite: die Erziehung scheint die trüglichste aller Künste, wenn man betrachtet wie die Gegner des Adels die Vereinigung des Geburtsrechts mit persönlicher Würdigkeit in diesem Stande für etwas absolut zufälliges und seltenes halten: gerade in dem Stande, der alle zu-

heren Mittel vereinigt um die vorgeblichen Fortschritte der Erziehungskunst auszuführen, soll die Blindheit des Glücks ganz unheilbar seyn.

Da man aber in unserer Zeit die ganze Bestimmung des Staats in die mechanische Bändigung der Nebeneinanderstehenden setzt, diejenige höhere Staatskunst aber, welche lehrt, wie mehrere Generationen unter einander verbunden werden, und wie die Nacheinander folgenden sich in einander verflechten und durch einander verbürgen, vergessen ist, so ist es natürlich, daß man Eigenthumsrecht und Zutrauen für gleichbedeutend hält. In Zeiten allgemeiner Verwirrung, wo das menschliche Geschlecht von seiner eigenen Bestimmung entfremdet ist, — wagt niemand mehr für den Nachkommen, nicht einmal für den Zeitgenossen, ja kaum für sich selbst gut zu sagen: und so ist es eitel Täuschung in den meisten Staaten, wenn man dermalen überhaupt von etwas anderem redet als von Polizey. Darum fällt es dem heutigen Staatsphilosophen auch so schwer, diese heutige Polizey zu definiren: sie ist eigentlich alles in allem, und soll doch ein besonderer Zweig der Staatsverwaltung seyn.

Wenn der Staat keinen ewig bildenden erhebenden und begeisternden Einfluß haben kann auf die In-

viduen: wenn das Ganze nicht gut sagen kann, daß der zukünftige Einzelne im Durchschnitt tüchtig an seinem Ort und in seinem Stande seyn wird, was er seyn soll, so soll es überhaupt keine Geburtsrechte geben; giebt es keine Staatskunst, die zugleich die höchste und einzige Erziehungskunst ist, und wird der Mensch vom reinen Zufall erzogen, so muß der Adel wegfallen. Ist die Staatskunst nichts weiter als Polizey unter den Zeitgenossen, so giebt es keinen Adel. Der Adel steht und fällt mit dem christlichen Staat: er hoffe nicht zu bestehn, wenn die große weltbeherrschende Idee des Glaubens, der alle Generationen umfaßt und demnach allen Geburtsrechten zur einzig gedenkbaren Basis dient, je verschwinden könnte.

So gewiß aber beydes gemeinschaftlich erzieht: der Pädagog und die Natur, welche letztere durch ihr ewiges Eingreifen die Kunst des Pädagogen nur steigert, so gewiß erzieht der wahre Staat seinen Bürger; und der s. g. feindselige Zufall, die Revolutionen, welche Sitten und Staatskunst umzukehren scheinen, reinigen in letzter Instanz nur diese Sitte, steigern diese Staatskunst. Auch aus den gegenwärtigen Revolutionen kann zuletzt nur eine größere Gewalt des Pädagogen über seinen Zögling, der Staatskunst über ihre Bürger, d. h. überhaupt der Ideen über den einzelnen Menschen hervorgehn.

Adelich ſind in unſerm Sinne und nach dem chriſtlichen Verſtande nicht bloß die in ihrer eignen Haut Talentvollen oder Kräftigen, ſondern die durch die vereinigte Kraft der bürgerlichen und ſtändiſchen Geſellſchaft, bewafneten, erhobenen: ſie, die adeligen Individuen, — Stellvertreter, Functionairs, geborne Beamten der bürgerlichen Geſellſchaft, nicht bloße Privatmänner ſind es, durch welche die Geſellſchaft jene tapfern Söhne erzieht, die das heilige Vermächtniß des Nationallebens auf die Zukunft vererben ſollen. — Giebt es niedre und erhabene Charaktere in der Geſellſchaft, repräſentiren einige mehr den Staat als andre, dadurch daß ſie als Grundeigenthümer oder als dienende Herrſcher überhaupt den Staat mehr verſtehn und empfinden, als die Uebrigen, ſo werden ohne Zweifel aus ihnen auch beſſere Repräſentanten des Gemeinweſens entſpringen.

Ein Zeitalter, wie das jetzige, wo unendliche, verſchiedenartige Ziele den Menſchen nach allen Seiten von ſeiner Quelle weglocken, kann kaum mehr Rechenſchaft geben, wie der Menſch ſich zu der Quelle verhält, aus welcher er entſpringt. Unſre Generation proteſtirt und reagirt gegen die ihrer Väter vollſtändiger als irgend eine frühere: die Einſeitigkeit ſowohl der Einen als der Andern iſt Schuld. Wenn keine von dieſen beyden Generationen den Adel begreift, ſo iſt es das herrlichſte Argument für dieſe

Institution, daß ihn die von der Natur der Gesellschaft entfernteſten, zerſprengteſten, am hartnäckigſten verläugnen. Was dieſes unnatürlichſte Geſchlecht am bitterſten verfolgt, iſt ſicher das Natürlichſte; da ſuche man nach; da ſpringen die lebendigen Quellen der Geſetzgebung.

12.

Bey Gelegenheit der Unterſuchungen über den Geburtsadel von Fr. Buchholz.

Wie genügſam unſre Nation ſey, wie empfänglich für die Paradoxie, welche ihr nur mit gehöriger Unverſchämtheit geboten wird, wie leicht auch durch den Schein der Conſequenz zu blenden, wie entwöhnt von aller großen und freyen politiſchen Anſicht, wie verlaſſen von ihren beſſeren Geiſtern — das alles läßt ſich nicht anſchaulicher ausdrücken, als indem man den Verfaſſer der Schrift über den Geburtsadel für das Haupt der gegenwärtigen politiſchen Litteratur erklärt. — Er iſt es unſtreitig, nicht ſowohl durch Umfang als durch eine gewiſſe Starrheit der Anſicht, die, ganz für ſich ſchon, wie ihm, in Zeiten, wie die jetzigen, zum hohen Verdienſt anzurechnen geneigt ſind: er hat ferner eine gewiſſe trockne und beſtimmte Kraft der Rede, eine inſolente Selbſtzufriedenheit und eine Art von Dreiſtigkeit, die, wiewohl ſie auf dem Papiere leichter durchzugehen pflegt, als im Leben,

doch an Charakter grenzt — kurz eine Menge von Eigenschaften, die, so wie die Dinge jezt stehn, für etwas gelten müssen. Endlich hat er die für Menschen von einiger Galle so äußerst wichtige Kunst, sich in Belagerungszustand zu erklären, möchte ich sagen; d. h. sich und sein Publikum beständig zu überreden, er habe einen kräftigen Feind gegen sich über, er werde hart bedrängt, und triumphire am Ende dennoch. Diese Kunst ist wichtig, denn sie erregt die Galle, und die Galle erregt wieder die Intelligenz, und so wird aus wenigen Mitteln ein ganz pignantes Buch. — Wenn man die Schriften dieses Mannes betrachtet, sollte man meinen, er habe, wenn auch nicht die ganze Altpreußische Monarchie oder den ganzen europäischen Adel, doch die sämmtlichen Juden oder wenigstens eine grose litterarische Parthey gegen sich, während er vielmehr den Zeitgeist selbst auf seiner Seite hat.

Eine Zeitlang war dieser Autor in dem Wahne erhalten worden, die Begebenheiten, und wie er sich dann leicht überredete, auch die Weltgeschichte wäre auf seiner Seite: ein sehr natürlicher Wahn, weil sein ganzes politisches System eben von diesen Begebenheiten abgeschöpft war. Er beklagte sich aufrichtig, daß der Erfolg ihn allemahl rechtfertige, und daß er Prophet bleiben müsse, so lange die Welt in ihrer Unempfindlichkeit gegen Gravitationssystem und neuen

Leviathan verharre: und ſo erſchien die franzöſiſche Regierung, von ſeinen Schriften aus angeſehn, wie ein Bekehrungsinſtrument, welches das Schickſal für den Credit unſers Autors angelegt habe. Unglücklicherweiſe, gerade in der wichtigſten Frage, welche der Staatswiſſenſchaft vorgelegt werden kann, in der Frage: vom Weſen des Adels, übernahm er ſich in ſeiner Zuverſicht, und antwortete kurz und rund, was die Begebenheiten diesmal nicht nur nicht rechtfertigten, ſondern nach wenigen Tagen ſchneidend widerlegten. Das Kaiſerliche Dekret vom 1. März wird nun freylich den Credit der franzöſiſchen Regierung bey unſerm Schriftſteller zu Schanden machen, nichts deſtoweniger bleibt es doch ein Todesſtreich, welcher ſeiner litterariſchen Wirkſamkeit verſetzt worden. Denn wie möchte Herr Buchholz über einen ſolchen Gegenſtand nachgeben, oder, wenn er der eiſerne Mann iſt, für den er ſich ausgiebt, auch nur ſchweigen. Er hat Verſtand und Conſequenz genug um einzuſehn, daß, wie hoch er auch Gravitationsſyſtem und Leviathan anſchlagen mag, dennoch die Schriften, welche er herausgegeben, nachdem ihm der Fall der preußiſchen Monarchie Luft gemacht, und vornehmlich die vom Geburtsadel, den Schlußſtein ſeines ganzen Gebäudes bilden. Er wird uns nicht zumuthen wollen, zu glauben, daß er noch lebe, wenn er einen ſolchen Widerſpruch ruhig ertragen kann von den einſt ſo unterwürfigen Begebenheiten. —

Wahrſcheinlich aber wird er ſchweigen, und es iſt überhaupt gut, daß er ſchweige! Eine politiſche Anſicht, in der ganz von der Zeit, ihrer Natur und ihrer Gewalt und ihrer Bewegung, in der ferner ganz von dem Weſen der Familie, der einzigen ewigen Grundlage des Staats, ganz von jenen unſichtbaren Mächten, welche das Herz, ganz von dem Herzen, welches die Weltgeſchichte regiert, abſtrahirt wird; eine politiſche Anſicht, in der die verſchiedenen Generationen der Menſchheit wie eben ſo viel Fächer eines Schreibtiſches ſich mechaniſch heraus und hereinziehen laſſen, ohne daß die eine von der andern etwas empfände; eine Anſicht endlich, die in dem breit auseinandergelegten Mechanismus politiſcher Inſtitutionen in einzelnen Principien und Axiomen das Heil der Welt findet, und die Cäſarn und Carln den Großen und was die Welt großes geſehn, als Marionetten in der Hand des Herrn Buchholz darſtellt — eine Anſicht von dieſer quälenden Einſeitigkeit, wie lehrreich ſie auch für den dagegen ſtreitenden Leſer, durch das Geſchick, womit ſie dargeſtellt wird, ſein möge, kann als Curioſität, als Stimmungsmeſſer des Publikums eine Welle gelten, wenn ſie ſich nicht ungebührlich ausſpinnt und wenn ſie nicht ſo weit um ſich greift, daß eine continuirliche Weltkritik daraus wird.

In alten beſſeren Zeiten der deutſchen politiſchen Litteratur, wurden für die Schriftſtellerey in dieſer

wichtigſten Dingen gewiſſe große und umfaſſende Vorbereitungen für nöthig erachtet: eigentliches Studium der Geſetze und der Nationalökonomie, einige Bekanntſchaft mit der Praxis des Staats, und wenigſtens aufmerkſames Verfolgen der Zeitgeſchichte und ihrer Andeutungen, waren unumgänglich. — Hat der Verfaſſer des neuen Leviathan — wir wollen ihn mit ſeinem Lieblingsnamen ſchmeicheln — je die Materie vom Erbrecht, um welche ſich die ganze Lehre vom Eigenthum dreht, auch nur juriſtiſch unterſucht, auch nur ſpekulativ, da er doch ſelbſt Erbe geweſen ſeyn, und Erblaſſer werden wird, erwogen? Iſt er im Stande die Grenze anzugeben, wo das Erbrecht der Sachen (des Vermögens, des Habens) welches er billigt, aufhört und wo das Erbrecht der Perſönlichkeit (des Seins, der Geburtsadel) welches er verwirft, aufhört? Hat der zuverläßige und ſcharfe Mann ſein politiſches Studium ſo ſchlaff und ſo herzlos getrieben, daß ihm nie vorgekommen iſt, als wäre keine Grenze zwiſchen Vater und Sohn, als gebe es gemeinſchaftliche Perſönlichkeit zwiſchen beyden, und ihren Ahnherrn, und ganzen Stämmen und ganzen Völkern? Armſelige Weltgeſchichte, wenn auch keine erhebende Idee von der Perſönlichkeit ganzer Geſchlechter aus ihr ſpricht, wenn über die Virtuoſität des Einzelnen hinaus es auch nun nichts mehr giebt als die Ketten des Ganzen, den Zug einer lie-

beſſeren Gravitation! Aber was begehren wir von ihm? Wir wollen andere faßlichere Fragen ſtellen:

Hatte der Verfaſſer des neuen Leviathan denn nicht das lange vor ſeinem Adelsbuche erlaſſene Decret über die Errichtung der italiäniſchen Lehen geleſen, und gab es nicht in jeder Zeitung vielfältige Spuren, daß der franzöſiſche Kaiſer über die Erbfähigkeit der Perſönlichkeit, und über den wahren Geburtsadel, über das wichtigſte Reſultat der ganzen modernen Politik, und über das faſt einzige Inſtitut, dem Ewigkeit zugeſchrieben werden kann, weil es um der Ewigkeit der Staaten willen da iſt, ganz anders dachte, als er? Vom Geburtsadel iſt die Rede, den dieſer Autor freylich wieder nicht vom Privilegium zu unterſcheiden weiß, wie er überhaupt das Erbrecht der Perſönlichkeit aus dem einfachen Grunde nicht begreifen kann, weil er die Perſönlichkeit ſelbſt nicht begreift. Alſo eine noch faßlichere Frage:

Kannte der Verfaſſer des neuen Leviathan denn nicht die Literatur der franzöſiſchen Revolution nur in ſo weit, um ſich zu erinnern, daß alle dieſe Angriffe auf den Adel in einem ganz andern Stil und mit viel erſchütternderer Kraft ſchon vor zwanzig Jahren geſchehen waren? Daß die Corporation, gegen welche er nun nach zwanzig Jahren das alte

Gift ausschütten, gar nicht mehr existirt? und daß über das Wesen dieses hinreichend erschütterten Standes, außer ungroßmüthiger Schmach, die man ihm nur ungestraft zufügen mochte, so lange bis sich der französische Kaiser dafür erklärte, jetzt nichts neues mehr beygebracht werden kann, als die gründliche Untersuchung über den Unterschied zwischen dem Adelsrecht und dem Privilegium, oder zwischen der Erbfähigkeit der Persönlichkeit und der Sachen.

Ich würde mißverstanden werden, wenn man mich für einen Vertheidiger des Adels hielte. Ich müßte erst die kleinen politischen Marktschreyer meines Vaterlandes für meine Gegner, und die ewig unerschütterliche, heilige Institution des Adels für streitig und zweifelhaft anerkennen, um den Vertheidiger zu spielen. Reine und mächtige Hände, mit reinen und mächtigen Gründen, ein Montesquieu, ein Burke müßten erst auftreten und ihn angreifen; der Angriff müßte gewaltig und verwegen seyn, ich müßte in der Vertheidigung untergehen können, dann würde es sich der Mühe verlohnen. So aber — wie kann ich kämpfen gegen die, welche sich verschanzen hinter einen Zeitgeist, locker, schlaff und schwankend wie er ist, hinter eine öffentliche Meinung, die den Adel nicht begreift, weil sie das, wie sie gestern geadelt, heute mit Füssen tritt.

Nein, mich ſelbſt, meinen Stand, den Bürgerſtand vertheidige ich, um den Vorwurf zu zerſtreun, als gäbe es auch nicht einen unter uns, der durch die Ehre und die Gerechtigkeit, die er dem andern Stand wiederfahren läßt, ſich ſelbſt und ſeinen Stand zu ehren wüßte.

13.

Des Freyherrn von Eagers Schrift über den neuen französischen Erbadel.

Das merkwürdige Dekret vom 1. März 1808 über die Wiedererrichtung eines erblichen Adels in Frankreich eignet sich ganz besonders zu einer großen und ernsthaften Betrachtung sowohl in allgemein politischer, als auch besonders in staatswirthschaftlicher Hinsicht. — Wenn nemlich dasselbe Institut, welches bisher blos durch die stille, natürliche Kraft der Jahrhunderte und durch das Uebereintreffen glücklicher Umstände wuchs, und das vom allgemeinen Glauben, wie eine von Menschen unerfundene, und unerreichbare Sache, als eine Fügung der Nothwendigkeit mit allen seinen guten und schlimmen Eigenschaften, getragen wurde, wenn dieses nun von Menschenhänden mit Absicht und Bewußtseyn, nachdem es eine Zeitlang entbehrt worden, wieder aufgerichtet

werden soll — so kommen die größten Hebel der Staatsweisheit in Bewegung: Augen, die vorwärts und weit hinter sich zu schauen wissen, gehören dazu, um das, was die Natur erbicht, weil sie selbst es erschaffen hatte, nun mit Kunst zugleich zu schaffen und zu erhalten.

Wichtige Fragen, die sich dort aufdrängen, sind folgende:

1) In wie fern ist der neue Adel von dem alten s. g. feudalistischen verschieden, die neue Pflanze von der alten, wie sich der Erzkanzler ausdrückte, entwurzelten Eiche?

2) Welche Mittel sind gebraucht worden, um dieses Institut zu garantiren, da die einzige Garantie, welche man bisher gekannt hat, nemlich die Garantie der Ahnen selbst, wegfällt; ein so persönliches Wesen müßte sich tief in die Vergangenheit einwurzeln, sollte man denken, wenn es weit in die Zukunft hinaus blühen und fruchten solle? Wie hat das Genie Napoleons hier die Macht der Gewohnheit überwunden?

3) In wie fern ist durch die Immobilisirung gewisser Staatsrenten das ökonomische Problem gelöst worden, die Unbeweglichkeit der Majo-

ratsgüter mit dem Interesse des Ganzen in Uebereinstimmung zu bringen?

Solche und ähnliche unzählige Fragen drängen sich auf. Herr v. Eggers giebt hier auf 28 Seiten eine deklamatorische Periphrase des Dekrets: „Ich habe es immer gesagt, daß der Adel wieder hergestellt werden würde, und — es giebt auch kein festeres Band zwischen Regenten und Volk, und — jener Zauber der in der Anhänglichkeit an Familienbanden liegt, und — dann jener Feuerfunken der Seele, denn man göttlich nennen könnte, die Ehre — ich habe es immer gesagt und mein Freund Tetens in Coppenhagen nicht minder, schon Anno 1791, und der Graf Melzi d'Erile, in einer von jenen unvergeßlichen Rastädtschen Unterredungen (S. meine Reisen) hat es auch gesagt." — Dies ungefähr ist der Gang der Empfindungen dieses Schriftstellers, woran sich denn alte, abgetretene und wohlfeile Räsonnements über Steuerfreyheit, Patrimonialgerichtsbarkeit, Unveräußerlichkeit der Majoratsgüter, Primogenitur u. s. f. anreihen. Zuletzt noch eine philantropische Fürbitte für die unschuldigen Nachkommen derer, die durch ein Verbrechen ihres Adels verlustig gehn. —

Wir empfehlen dem Verfasser die Ansichten des Rheinbundes, Briefe zweyer Staatsmän-

ner. Göttingen 1808? Diese können dem Herrn v. Eggers zum Muster dienen, wie ohne der, der franzöſ. Regierung ſchuldigen Ehrerbietung etwas zu vergeben, dennoch Dekrete Napoleons, mit Beſcheidenheit, mit Muth und mit einiger Gründlichkeit von Deutſchen erwogen werden können.

14.

Indirekte Abgaben, indirekte Rekrutirung der Armeen.

Das Geheimniß der Koquetterie iſt gefunden: ich laſſe viel für mich thun! — Weil ſie zu ſchaffen und zu ſorgen geben, darum werden Taſſo und die Kinder geliebt. Ich laſſe mir viel ſchenken und bin nun derer gewiß, die einen Aufwand für mich gemacht haben: bey dem gemeinen Geber mag es ein dunkles Gefühl von Procenten thun; die edleren kaufen ſich mit ihren Gaben nicht ein humanes, prahleriſches Bewußtſeyn der moraliſchen Gutthat, nicht die Liebe der Menſchen, ſondern die eigne Liebe, die man zu dem empfindet, was einem viel Mühe und Schweiß gekoſtet. Mein Theurer! kann heißen: mein, den ich um vieles nicht fahren laſſe, und dann iſt es meiſtens nur Redensart. Mein Theurer! kann auch heißen: mein, der mich ſchon vieles gekoſtet hat, und dann iſt es ehrlich gemeint. — Menſchenhaß, da man in Pauſch und Bogen das Geſchlecht

haßt, iſt eine elende Ziererey, oder ein Kind hypochondriſcher Faulheit. Thue viel für die Menſchen, und du haſt das Arkanum der Liebe gefunden. Immer die Nutzanwendung jener alten Mährchen von den verzauberten Prinzen: Thue viel für ſie, ſo wirſt du ſie lieben; liebſt du ſie, ſo verſchwindet der Zauber.

Es iſt ein ſchöner Handel, eine göttliche Beſtechungskunſt, da man nemlich beſticht, nicht um die Liebe der andern, aber um die Liebe zu den andern in ſich ſelbſt zu erwecken. Fühlſt du dich kalt, da wo du lieben ſollteſt, wenn große Ideen dich anſprechen, Tugend, Vaterland, Religion? — Auch die kalte Pflichterfüllung, auch die unwillige Aufopferung, auch der formale Gottesdienſt werden dich näher bringen jenen großen Ideen? Im Anfang zwingſt du dich zum Schenken, unvermerkt wird es dir leicht; aus dem Geſchenk wird Gabe; aus der Gabe, Hingebung; aus der kalten Pflicht wird Treue, aus der Treue wird Liebe.

Aber den Regenten, die ihre Völker lieben, weil ſie viel für ſie gethan, möchten wir einiges von der ſchönen Kokquetterie anwünſchen, die wir oben beſchrieben. Wozu die allzuweitgetriebene Schonung? Warum ſoll der Unterthan nicht an der Bürde fühlen, daß er im Staate lebt: an ſeinem Glücke fühlt er es nicht, er gewöhnt ſich daran, und achtet es

nicht, als eine Gebühr, die ihm einmal zukomme: wir haben's in Preußen erlebt. Das vaterländiſche Gefühl iſt das edelſte von allen: laßt es die Völker theuer bezahlen, damit es ihnen theuer werde; nichts Herrlicheres kann erkauft werden mit Gold und Blut. Wozu indirekte Abgaben, wozu indirekte Rekrutirung? Ihr könnt nicht genug von ihnen direkte fordern. — Zieht ſie bey den Haaren zu euch hinüber! Immer vorausgeſetzt, daß ihr ſelbſt liebenswürdig ſeyd, denn alle Liebe iſt gegenſeitig.

15.

Von politiſcher Unpartheylichkeit.

Wenn gegen irgend einen Privat- oder politiſchen Charakter die Beſchuldigung der Partheilichkeit ausgeſtoſſen wird, ſo meint man damit die unbedingte, in Wort und That ſich äußernde Anhänglichkeit an ein Corps, eine Perſon, eine beſtimmte einzelne Sache. Man pflegt ſie gewöhnlich mit dem Prädikate der Blindheit zu belegen, als wenn aller Wechſel in ihrem geliebten Gegenſtande, die Zuneigung zu dieſem nicht zu erſchüttern vermöchte. So hätte ſie denn alſo doch wenigſtens die ſchätzbare und ſeltene Eigenſchaft irdiſcher Dinge, die Treue, die Dauer. Man pflegt freylich auch dieſen Vorzug dadurch zu entſtellen, daß man ihm Intereſſe und Eigennutz zum Motive unterlegt. Darauf kommt indeß für unſern Zweck ſehr wenig an, weil wir zufrieden ſeyn würden in einem Staate zu leben, wo nur die Majorität der Glieder ihr grobes Intereſſe mit eigenſinniger, ja hartnäckiger Treue zu verfolgen vermöchte.

Hartnäckige Verblendung ist das Wesen der Partheilichkeit — und doch ist kein Vorwurf allgemeiner und alltäglicher, besonders im Laufe des öffentlichen Lebens, als der der Partheylichkeit. Wenigstens treu und fest, wenn auch kurzsichtig und beschränkt, muß doch dieses Geschlecht sein! — Partheylichkeit für die Person, so höre ich mich unterbrechen, die isis, die wir verdammen; auf die Sache kommt es an, mit der soll man es halten. — Wohlan! wenn ich aber keine bessere erhabnere Sache kenne, als eine wahre Person. — Wie, wird gefragt, die hohen Begriffe der Freyheit, der Wahrheit, des Rechts ständen nicht weit über alle Personen der Welt? — Ist denn, antworte ich, das Wesen dieser Begriffe ein anderes, als das Bestreben eine immer freyere, immer wahrhaftere, immer gerechtere Person zu werden? oder eine solche treu und steigend zu lieben? muß jedes Gebäude des freyen Gehorsams, jede gute Staatsverfassung z. B. nicht erst lebendig, als wahre Person vor euch dastehn, ehe ihr wagen könnt zu sagen, sie sey die Sache, für die ihr strittet und lebtet? Und die Sache von ganz Europa, wer mag für sie wirken und sprechen, als der mit ihr umgeht, wie mit einem großen, hülfreichen und erhebenden Freunde.

Die Unpartheylichkeit des gemeinen, gleichgültigen und nichtswürdigen Lebens, ist die jämmerlichste Anarchie des Herzens, Glaubens und Hoffnungslosig-

keit für diesseits und jenseits, die nichts ergreift, nichts liebt, nichts hält; die weit entfernt, auch nur zu spielen, nach elenden Regeln der Diät, die sie Grundsätze nennt, ihr Daseyn zerbröckelt und hungrig und mißvergnügt endlich den reichen vollen Tisch des Lebens verläßt. Dies ist der Gemüthszustand der meisten unsrer gebildeten Zeitgenossen: Die Menschheit wird sie, einzeln genommen, kaum als ihre Glieder anerkennen. Sie sind da an der Oberfläche der Erde damit die einzelnen ächten Kinder, zur höheren Fortpflanzung des Geschlechts bestimmt, sich ins Unendliche aus ihnen herausscheiden können, damit in diesen sich die Gewalt des Selbstgefühls erzeuge, die allein die frische Zukunft zu gebähren vermag. — Die zweyte Classe, weit über jene erhaben, ist die der derben, irdischen Partheygänger, die, nicht Kostverächter wie jene, mit Fleisch und Blut monarchisch gesinnt dem Glücklichsten anhangen, und treu bleiben, oder die auf fromme Gewohnheit erpicht, starrsinnig hassen und lieben. An wenigen Stellen der Erde, in wenig bevölkerten Steppen, in Gebirgen, in abgelegenen, altvätrischen Landstädten, im niedrigsten Pöbel vielleicht mag sich diese Gattung noch von den Ansteckungen der Cultur rein erhalten haben. Vollständige Exemplare werden täglich seltener. — Aber ein Glied dieser Gattung aus seiner engen Sphäre herausgehoben, und im weiten Gebiete des Lebens und menschlicher Wirkung dem ursprünglichen Charakter, seiner Innigkeit und Kraft

getreu bleibend, jeder Sache wie einer Perſon, jeder Perſon wie einer Sache ergeben und doch gegen alle gerecht, für kein Prinzip, für keine Wahrheit ſelbſt unbedingt partheyiſch, und doch der Wahrheit, dem Prinzip mit ewiger Partheylichkeit und Perſönlichkeit ergeben, — das giebt uns die dritte und höchſte Gattung.

16.

Program zu Charles James Fox Geschichte der Stuarte von einem künftigen Leser derselben.

1808.

Bekanntlich hat sich dieser merkwürdige Mann bey seinen Lebzeiten alles literarischen Verkehrs mit dem unermeßlichen Publikum, welches ihm zu Gebote stand so sehr enthalten, daß kaum einige wenige seiner Parlamentsreden von ihm selbst dem Druck übergeben worden sind. Wir, diesseits des Meeres, kennen ihn aus den sehr unvollkommenen Zeitungsrelationen seiner Reden, aus wenigen Staatsschriften, die er während drey kurzer Administrationen von sich ausgehn ließ, hauptsächlich aber aus unsern eignen Reflexionen über den Zeitgeist, dessen treuer Spiegel er war. Daß am Schluße des achtzehnten Jahrhunderts kein politisches Meteor erschienen, erst populär und dann zu Schanden geworden ist, dessen berauschter Lobredner Fox nicht gewesen wäre, weiß jedermann: daß er das ungezogene, liebe Kind der öffentlichen Meinung von

Alt-England geweſen, und daß er es vielmehr dieſem ſchwachſinnigen, großväterlichen Aberglauben an ſeine Talente, als ſeiner dämagogiſchen Kunſt verdankt, wenn die Anklage des Hochverraths, die er durch ſein India-board, durch die Miſſion des Herrn Adair und ſonſt hundertfältig verdient hatte, gegen ihn nicht aufkommen konnte, — dies wiſſen die aufmerkſameren Beobachter der Tagesgeſchichte bey uns längſt, wenn es auch in England etwas neues ſeyn ſollte: aber wir wiſſen auch das preiswürdigſte, ehrenvollſte von ihm, was unſerem perſönlichen Widerwillen gegen dieſe berühmte, politiſche Figur wohl Schweigen auferlegen könnte, nemlich daß er lange Jahre hindurch der nächſte und vertrauteſte Freund Burkes geweſen. Wenigſtens würden wir unſern vielfältigen Zweifeln an den Talenten des Fox um jenes Umſtandes willen mißtrauen, wäre uns nicht die bindende Kraft großer politiſcher Ideen bekannt, wäre uns nicht bekannt, wie vieles perſönliche Burke zu überſehn vermochte, wenn es auf das Vaterland ankam, oder wie vieles perſönliche er in erhabener Zerſtreuung gar nicht wahrnahm; wäre uns endlich nicht bekannt — wie dieſe Freundſchaft ein Ende genommen.

Doch auf eine Würdigung des politiſchen Charakters von Fox kommt es diesmal nicht an. Die Nachricht von der endlichen Erſcheinung ſeiner Geſchichte einer merkwürdigen Periode aus der Stuartiſchen

Zeit veranlaßt uns zu einigen Reflexionen über die s. g. Talente dieses Mannes. Das Buch selbst kennen wir noch nicht: ganz Europa wird es mit großen Erwartungen ergreifen, und sehr wahrscheinlich sich täuschen; wir wagen sogar die Vermuthung, daß die größte Merkwürdigkeit daran, eben jene allgemeine Täuschung der begierigen Leser seyn wird; von dieser Historie wird wahrscheinlich dereinst mehr und länger vor als nach ihrer Erscheinung gesprochen worden seyn, selbst in England, wo die Gewalt des Nahmens noch Wunder thut, über die, wie über viele andere Wunder, wir auf dem Continent weit hinweg sind.

Ein verdächtiger Umstand war allerdings schon bey Lebzeiten jenes Damagogen, seine Scheu vor der Presse, da er in unzähligen Fällen seinem eignen Ruhme, die Berichtigung der durch die Zeitungen verbreiteten Reden, schuldig gewesen war. In jenen deklamatorischen Ergießungen einer unbestimmten, und doch auch unglücklichen Leidenschaft für den Ruhm, mußte ihm selbst, falls er sich zu einer Lektüre bequemen wollte, zuförderst die Unvereinbarkeit aller der politischen Theorien, die er theils mit seiner Protection, theils mit seiner heftigen Kritik beehrte, in die Augen fallen. In Frankreich konnten die Partheyen sich kaum schneidend genug widersprechen, daß er nicht dennoch von der einen zur andern mit gleicher Bewunderung hinübergetreten wäre. Ferner hätte

ihm selbst in diesen Zeitungsberichten seiner Reden die, trotz allen Reminiscenzen aus den Alten, höchst unmäßige, höchst unklassische Form auffallen müssen. Gründe genug für die Berichtigung, besonders bey einem auch für den literarischen Ruhm nicht unempfänglichen Gemüth wie dem seinigen! — Vielleicht hatte er aber auch seinem Ehrgeize ein so hohes praktisches Ziel gesteckt, das durch kein früheres, erweisliches Wort im voraus compromittirt werden durfte, und das höchstens nur die Erscheinung von oeuvres posthumes gestattete.

Dem sey wie ihm wolle: uns hat die Betrachtung dieses geringfügigen Umstands bestärkt in unserer alten, durch sorgfältige Untersuchung aller hinterlassenen Spuren seines Lebens, begründeten Meinung über ihn. Wie in seinem letzten Ministerium, so auch in ihm selbst, in seiner Persönlichkeit waren alle Talente (all-talents) vereinigt und das Talent fehlte. Anlagen die Menge, wild durcheinander aufgeschossen, verwahrlost bald durch die Schuld seines Vaters, bald durch die sonderbare Schwäche dieser ehrbaren Nation für alle Sprünge des Genies. In der That war unter den ernsthaftesten Umständen, deren Erörterungen Ruhe, Studium, Resignation erforderten, ihm dem vierzig, funfzigjährigen gestattet, wie einem Kinde, nach allem zu greifen, jeder Lockung des Ehrgeizes zu folgen — und die alt ge-

wordene Nation, konnte unter allen vaterländischen Sorgen nicht ablassen, von der Lust an den Ungezogenheiten dieses ihres Herzblattes. — Wenn die Leidenschaften bey uns gleichsam unartikulirt verbrausen, und meistentheils über kleine, unwürdige Gegenstände verschwendet werden, so haben sie in England das Vorrecht öffentlich, mit Pracht und Stolz ausgesprochen werden zu können: vor den Augen der Nation können sie sich auslassen, und ihr Feuer den allerhöchsten Angelegenheiten des Vaterlandes mittheilen. So geschieht es dann, daß auch die unreinen Leidenschaften auf Augenblicke in imposante Lagen gebracht, und selbst unbefangene, ernste, von der einen, einfachen Leidenschaft für das Gute, oder für das Vaterland erfüllte Gemüther geblendet werden. Wenn nun auch in den Augen der Besseren, der folgende Moment den vorhergehenden Lügen straft, und die Consequenz der Bewunderung ausbleibt, weil die Leidenschaft, welche in jenem Momente geglänzt, sich nicht als consequent bewährt — der Pöbel vermißt diese Haltung sehr schwer: den Zusammenhang unter den Handlungen eines Staatsmanns, den er verlangt, den wirken oft wiederkehrende, vieldeutige Worte: Freyheit, Volk, Vaterland sind solche Worte, solche Fäden, an denen sich der Pöbel, alle die unverträglichen rednerischen Momente seines Lieblings, wie Perlen zusammenreiht. — Solche Abgötterey auf Kind und Kindeskind fortzupflanzen, daß

endlich ein Inſtinkt daraus werde, den die Menſchen mit auf die Welt bringen — dazu iſt ein Gewohnheitsthier, wie die brittiſche Nation beſonders angelegt: und ſelbſt die Einſichtsvollern ſchweigen, ſtören das an ſich ſchon phlegmatiſche Urtheil nicht, um dem Ehrenkranze des Vaterlandes nicht zu rauben, was ſie, trotz ſeiner giftigen Säfte, für eine Blume, für einen Schmuck von Grosbritannien halten. So war Fox ein Aggregat von Talenten, die untereinander unverträglich, um ſo ſchwerer gebändigt werden mochten von einem blinden Regenten, dem Ehrgeiz; er war, für die Beſſeren ſelbſt, ein Inbegriff von Hoffnungen, deren keine er erfüllt hat.

Aber die Hoffnungen der brittiſchen Literatur? — Der Augenblick iſt nun endlich gekommen, wo auch dieſe zweydeutige Seite ſeines Weſens vollſtändig ans Licht kömmt. Iſt er ein großer Geſchichtſchreiber geweſen, in dem Sinne der Hiſtorie, da ſie das ächte politiſche Leben der Nationen abbildet, hat er die Ruhe und die Reſignation gehabt, eine der größten Epochen der brittiſchen Geſchichte, eine Criſe, aus der die meiſten Eigenheiten des heutigen Zuſtandes von England hervorgegangen ſind, mit Unſchuld und Kraft darzuſtellen, ſo wollen wir ſeinem Schatten den Ton dieſes Programms abbitten, augenblicklich in die große Heerſtraße der öffentlichen Meinung

über diesen Mann zurücklenken, und hinführo an die Göttlichkeit der vox populi glauben.

So aber wird es nicht seyn: wahrscheinlich wird diese Geschichte zu einer rechtfertigenden Deduktion für irgend einen wichtigen Schritt in der Laufbahn unsers Demagogen dienen sollen. Auf der historischen Ansicht der Regierung Jakobs des Zweyten, beruht die Auslegung der Revolution von 1688, beruht die Würdigung von Lord Sommers und also der brittischen Constitution — und so zweifeln wir zwar nicht an dem diplomatischen Scharfsinn, aber wohl an der historischen Gründlichkeit, aus der nur ein Verdammungsurtheil des Enkels hervorgehn könnte. Die Forische Art der Leidenschaftlichkeit schließt überdieß alle Gründlichkeit der Ansichten von selbst aus. In den Theorien der Gesetzgebung, wie in denen der Nationalökonomie, wie in der Geschichte, wie in den Alten — war er ein Klopffechter nicht von Profession oder Kunst, sondern ein Naturalist durch und durch. Ungeheure Anlagen sind mit ihm untergangen: die Schuld davon trägt er selbst, Lord Holland und die Nation, welche ihn verzog. Wir können seines Lebens, seiner Reden- und seiner Thaten-Fragmente nicht gedenken, ohne die Bestätigung des Sprichwortes zu fühlen: daß, wenn ein Engländer schlecht werde, er nun auch recht schlecht sey.

17.

Von der National-Repräsentation.

Das Wesentliche einer politischen Institution, als z. B. jedes ständischen Corps und der Vereinigung dieser Corps in ein grösseres corpus der Reichsstände, ist — daß der gebrechliche launenhafte Wille der Individuen durch gehörige Gegengewichte zu einem allgemeinen und dauerhaften Willen erhoben werde. Jeder Staatsbürger, in wie fern er als Grundeigenthümer, Künstler, Manufakturist, Kaufmann, Geistlicher oder Staatsbedienter, im Staate lebt, hat ein besondres, vorwaltendes Interesse: der Grundeigenthümer z. B. an hohen Getreidepreisen, der Manufakturist an niedrigen, der Kaufmann abwechselnd nach Lage der Umstände an beyden u. s. f. — Da nun dieß eigene Interesse bey jedem einzelnen Staatsbürger nach Maaßgabe seiner bestimmten Stellung im Staate, sich verschiedenartig ausprägt; und da ferner die Vorsehung dafür gesorgt hat, daß unter diesen verschiedenartigen Hauptinteressen der einzelnen Staatsbürger-Clas-

ſen eine gewiſſe Vollſtändigkeit obwalte, wenn man ſie mit einem Blicke überſieht, ſo daß jede nothwendig einſeitige Beſtrebung einer einzelnen Claſſe durch die Einſeitigkeit einer andern wohlthätig beſchränkt wird — ſo zeigt ſich, daß der Staat im Grunde aus einem ewigen Capituliren und Contrahiren der entgegengeſetzten Einſeitigkeiten ſeiner Intereſſenten beſteht.

Der Zweck nun

1) aller Inſtitutionen (loix organiques) und der Geſetzgebung par excellence iſt, alle die verſchiedenen Hauptclaſſen mit ihren entgegengeſetzten Einſeitigkeiten zum Worte kommen zu laſſen, ſo daß

a) dieſe Einſeitigkeiten unter einander ſich recht gründlich beſchränken, und keine die andre unterdrücke; aber auch

b) jede einſeitige Staatsbürger-Claſſe die andre kennen und reſpectiren lerne, daß ſie einſehen lerne, wie alle andern zum Ganzen des Staates weſentlich gehören, daß ſie dieſes Ganze des Staates in dem lebhaften Conflict ſeiner Theile empfinden lerne; und daß endlich

c) in jeder einzelnen Staatsbürger-Classe neben dem nothwendig besondren und einseitigen Interesse welches sie verfolgt, auch ein eben so mächtiges Interesse an dem Wohlseyn und Gedeihen des Ganzen sich einstelle; so daß jenes durch seine Einseitigkeit gebrechliche und launenhafte Classeninteresse gezügelt und geregelt werde, durch ein eben so mächtiges Interesse des abgesonderten Standes an dem ganzen Staate, und sich ein gerechtes Verhältniß bilde, zwischen den verschiedengestalteten Staatsbürger-Classen, und dem sie alle umfassenden Souverain, welcher ja eben die Idee des Ganzen äußerlich darstellt.

Die auf solche Zwecke gerichteten ständischen Institutionen und Reichsgrundgesetze, bilden dasjenige, was ich Organisation des Volkes nenne. In den Continental-Staaten des achtzehnten Jahrhunderts hat eigentlich nur eine Organisation der Regierung statt gefunden, welcher das Volk als eine blinde, rohe Masse unterworfen gewesen ist, daher wenn man das Wort Staat ausgesprochen, man eigentlich nur die Regierung gemeint hat. Die überall entweder verläugneten oder noch bestehenden Fragmente einer ständischen Verfassung sind unvollständige aber sehr ehrenwerthe Spuren einer Organisation des Volks in ehemaligen

freyeren Zeiten und da Natur und Bedürfniß sie erzeugt hat, die mehr vermögen als die scharfsinnigste Erfindungs-Kraft des Menschen, so müssen wir uns das Problem der Organisation des Volks so denken, als käme es nur darauf an, jene alten Ständeverfassungen zu beleben, zu vervollständigen, und sie anzupassen dem gegenwärtigen Zustand und dem leider, vielem Wechsel unterworfen gewesenen Provinzenbestande der Staaten: dazu mahnen das Recht und der eigentliche wahre und bleibende Nutzen, wie in den Vorlesungen über Friedrich II. näher auseinander gesetzet worden.

Aus allen diesem folgt, daß man sich die Sache ganz falsch denkt, wenn man die Bestimmung der Reichsstände, als ein direktes und mechanisches Einsprechen, Eingreiffen und Hemmen der Regierung, oder als ein mechanisches Beschränken, und Verkümmern der souverainen Gewalt, ansieht. Zum Leben des Staates, wie zum Leben des einzelnen Menschen gehört nicht bloß der eigentliche Lebensmechanismus, den ich mit der Administration des Staates vergleichen möchte, sondern es gehört dazu ein beständiger chemischer Prozeß, und eine Einwirkung unsichtbarer Elemente, wie der Luft, der Elektricität u. s. f. welche den körperlichen Mechanismus allmählich und doch mächtig modificiren oder reguliren, ohne grade roh und unmittelbar diesen Mechanismus

zu hemmen, darin einzuſchneiden oder ihn eigentlich zu verwirren. Einem ſolchen continuirlichen chemiſchen Prozeſſe möchte ich die wohlthätige Wirkung der Ständeverfaſſung auf den Staat vergleichen.

Der Zweck nun und das Weſen

2.) der momentanen Polizeygeſetze und aller Adminiſtration, d. h. aller Organiſation der Regierung iſt, mit derſelben Vollſtändigkeit und Gerechtigkeit, womit durch die Organiſation des Volks oder durch die Ständeverfaſſung, alle Claſſen des Volks auf die Bildung, Belebung und Befeſtigung des Ganzen (der obigen Beſchreibung nach) einwirken, — auf alle einzelne Claſſen von dem Standpunkt dieſes Ganzen, von dem Mittelpunkt aus, zurückzuwirken.

Den friedlichen Widerſtreit der einzelnen Staatsbürger-Claſſen, oder ihre Wechſelwirkung, aus deren Lebhaftigkeit das Ganze, das eigentliche Vaterland hervorgeht

(Innere Angelegenheiten)

a) auch bey den täglichen Lebensfunctionen aller Intereſſenten aufrecht zu erhalten,

(Auswärtige Angelegenheiten)

b) und den ſo errichteten und befeſtigten Staat in einer beſtändigen lebhaften und ſtolzen Wechſel-

wirkung mit den übrigen Staaten zu erhalten, das iſt die große Beſtimmung der Adminiſtration, oder der Organiſation der Regierung.

Aus dieſer Darſtellung geht unwiderſprechlich hervor:

I.) daß der veränderliche Wille der Individuen, ihr Wohl- oder Uebel-Wollen, ihr Talent und ihre Unfähigkeit, ihre Kraft und ihre Ohnmacht, — allein noch über das Schickſal des Staates nichts entſcheiden, ſondern daß vielmehr durch weiſe Inſtitutionen, wie durch die beſchriebene einer Reichsſtändeverfaſſung, ein Gemein-Wille und alſo ein Gemeinweſen entſtehen könne, worin, durch weiſe Entgegenſtellung aller Einzelnheiten und Einſeitigkeiten, das Uebelwollende, Unfähige, Ohnmächtige ſelbſt, welches keine Generation zu erzeugen ermanglen wird, dem Ganzen zu dienen genöthigt werden mag.

Aber

II.) daß die weiſeſte menſchliche Erfindung oder Berechnung einer ſolchen Inſtitution oder Conſtitution zu dieſem großen Zwecke allein nicht ausreiche. Die einfeitigen Elemente nemlich, aus deren weiſer Verbindung, obiger Darſtellung nach, der eigentliche Staat erſt

entſteht, ſind in jedem beſondren Staate, nach Maaßgabe ſeiner Lokalität, ſeiner Provinzialität (man erlaube mir den Ausdruck) und je nachdem er mehr ackerbauender, Kriegs-, Induſirie- oder Handels-Staat iſt, verſchiedenartig gemiſcht, ſo daß ein tiefer Gehorſam gegen die Geſchichte, gegen die vorhandene Verfaſſung (und ſollte es auch nur Fragmente einer ſolchen geben), wie auch gegen den vorhandenen Beſitzſtand dazu gehört, um etwas zu errichten, was der Zeit trotzen kann, — ſo daß dem großen Zwecke nichts unangemeßner ſey, als das beliebte Vernichten der neueren Staatsphiloſophen;

III.) daß der einzelne Staatsbürger für das Ganze und alſo auch für die Ständeverfaſſung nur in ſo fern wichtig ſey, als er irgend eine nothwendige Einſeitigkeit, die zur Conſtruction des Ganzen nöthig iſt, recht tüchtig und gründlich repräſentirt. Bey den bisherigen Staatsverfaſſungs- und Parliaments-Reformplänen hat man ausſchließend auf die Quantität der Staatsbürger geſehn, und die Sache ſo dargeſtellt, als käme es nur darauf an, daß die einzelnen Köpfe vertreten würden. — Aus meiner Darſtellung der Organiſation des Volks geht hervor, daß es noch mehr auf die Qualität (die

Classen-Einseitigkeit) der Staatsbürger ankomme und darauf, daß diese vertreten werde, — weil ohne den Widerstreit aller Hauptclassen an keine vollständige Wechselwirkung, also auch an keine Erzeugung eines National-Willens zu denken ist.

Daher sind abgesehen von dem brittischen Oberhause die Repräsentanten der alten verfaulten Burgen (rotten boroughs) in England so wichtig, ob sie gleich nicht die Quantität einer bestimmten städtischen oder ländlichen Volksmasse direkt vertreten, sondern nur in der Abhängigkeit von einzelnen großen Grundbesitzern stehn und deren qualitatives Landinteresse zu verstärken dienen. Diese jetzt verfallnen Burgen waren Städte und Schlösser, die um ihrer Waffen- oder Gewerbskraft willen ein Präsentationsrecht erhielten, heute aber wie Väter ungeachtet ihres hinfälligen Alters wegen großer Verdienste ihrer Jugend und weil es in der Vorzeit schwerer war, Verdienste zu erwerben, weil die ungeheure Capitalskraft mangelte, welche dem jetzigen Geschlechte zu Hülfe kommt, — bey ihrem Rechte erhalten werden.

Würde England, das handeltreibende, industriöse, heutige England nach der Zahl der

Köpfe also bloß quantitativ repräsentirt, so würde das Grundeigenthum (die Eine große Classen-Einseitigkeit) dem Gewerbe nachstehn, also das eigentliche Wesen der brittischen Repräsentation aufhören, während jetzt durch die versunkten Burgen, oder durch den Besitz der Väter, England, ungeachtet es im Besitz des Welthandels ist, dennoch nicht zum bloßen einseitigen Handelsstaate herabsinkt, sondern ein vollständiger Staat bleibt, weil es die alte vollständige Repräsentation behauptet. Der Welthandel kann vorübergehen, aber England bleibt.

So würde, wenn im gegenwärtigen Augenblicke eine Preussische Repräsentation blos nach der Zahl der activen Bürger eingerichtet werden sollte, und nun auch Wahl oder Ballottement das einzige Mittel der Repräsentation wäre, das Geldinteresse so überwiegend über das Landinteresse repräsentirt werden, daß an keine Wechselwirkung zu denken wäre, also der ganze Zweck der Repräsentation, nehmlich das aus der Reibung einseitiger Interessen entstehende höhere Rational-Interesse, verfehlt werden müßte.

IV. Da die Eigenheit (die Claſſen-Einſeitigkeit) des Grundeigenthums hauptſächlich darin liegt, daß es, im Durchſchnitt, ſowohl was ſeinen Beſitz als ſeine Bewirthſchaftung angeht, nicht ein Gegenſtand menſchlicher Wahl iſt, wie die übrigen Beſitzthümer und Gewerbe; da ferner das Grundeigenthum und der Verkehr damit im natürlichen Zuſtande der Dinge vererbt wird, während die andern Beſchäftigungen in der Regel von den Individuen nur auf Lebenszeit übernommen werden; da endlich, wenn die Zeitläufte eine merkantiliſche oder induſtrielle Richtung der ganzen Nation, alſo ein Uebergewicht des Geldintereſſes über das Landintereſſe herbeyführten, wie jetzt, auch die Repräſentation dieſen einſeitigen Charakter annehmen würde, wenn bloß menſchliche, augenblickliche Wahl oder Ballotement darüber entſchiede, alſo eine Nationalrepräſentation wegen ermangelnder Wechſelwirkung nicht weiter ſtatt fände, — ſo muß, um dem ganzen großen und heiligen Inſtitut Dauer zu verſichern, und die Organiſation des Volks nie in eine groß geldgierige Maſſe zuſammenſchwinden zu laſſen, das Grundeigenthum auch noch durch Majorat und erbliche Repräſentation, die von der Wahl geldſüchtiger Zeitmenſchen völlig unabhängig iſt, über alle Vernunftloſigkeit eines

möglichen künftigen flatterhaften Zeitgeiſtes erhoben werden. Dadurch nur wird die gründliche Oppoſition und alſo Wechſelwirkung zwiſchen beyden Hauptclaſſen-Einſeitigkeiten, dem Landintereſſe und dem Geldintereſſe für alle Zukunft garantirt. Möge der einzelne erbliche Boden-Repräſentant ein beſchränkter Kopf ſeyn, möge er nichts anders ſeyn, als ein bloßer hölzerner Hemmſchuh für die Lebhaftigkeit der Uebrigen; das bloße Ja oder Nein (und im Durchſchnitt wird das esprit de corps, wenn ſolche Familien dazu aufgeſucht werden, die ſchon lange Jahre her im erblichen Grundbeſitz verharrt ſind, ſolcher dürren Negation oder Affirmation die gehörige Richtung geben) die bloße ſchwarze oder weiße Kugel wird, von einem zur Erhaltung des Staats nothwendigen Inſtinkt regiert, einen tiefen Sinn haben, und gewiß die Wechſelwirkung, auf die allein es ankommt befördern. In die Adminiſtration gehört nichts als Klugheit und Talent, in die Standeverſammlung gehört außer der Klugheit, die oft über den Augenblick die Ewigkeit vergißt, auch noch der Inſtinkt.

18.

Der poetiſche Beſitz.

Wenn du behaupteſt, du habeſt und halteſt ein Ding, und ſeyſt deſſen Herr und Meiſter, ſo meineſt du damit: das Weſen und Leben dieſes Dinges, ſein Anfang und ſein Ende, ſein Erwerb und ſein Verluſt, ſeine Geburt und ſein Tod ſtehe in deiner Hand. Freylich ſind ihrer wenige, die mit ſolcher Macht, mit ſo vielem Verſtande und in ſolchem Umfange die Güter dieſer Welt zu beſitzen wiſſen; die meiſten glauben es ſey mit kramyſigem Feſthalten, mit einem derben Rechtsgrunde und mit dem Glauben des Beſitzes ſchon gethan: aber dir traue ich zu, daß du das Leben, die Bewegung und den Gebrauch der Dinge ſelbſt, und nicht blos die Schlöſſer und Riegel, wodurch ſie den übrigen Menſchen vorenthalten werden, beherrſchen willſt; ich ſchmeichle dir und zeihne dich aus, weil du mein Leſer biſt. —

Was du erworben haſt mit Mühe und ziegſa
mer Kunſt, das liebſt du, weil du es haſt kommen
ſehen, weil es erkannt, gewünſcht, gerufen, gelock
hat werden müſſen; du legſt hohen Werth auf den
Diamant, dem du jeden ſeiner Strahlen mit hohem
Fleiße abgewinnen mußteſt, und biſt gefühllos ſelbſt
gegen das herrliche, nothwendige Element des Waſ-
ſers, weil es ungerufen deinen Wohnſitz umſpült, und
mit zuvorkommender Eil in deinen Becher fließt, ehe
du noch den Durſt empfunden. Aber ſollſt du das
erworbene Gut fort lieben, ſo mußt du es auch ver-
lieren können, und der Gedanke, wie auf tauſend
Wege es verloren gehen möchte, muß deine Augen
offen erhalten: jeden Tag, an welchem ſein Beſitz
dir noch vergönnt wird, muß es dir wie ein neuer
Erwerb, wie ein neues Geſchenk erſcheinen. Mit der
ſchönen Sorge der Liebe, wie die Mutter ihr Kind,
nicht mit der gemeinen Sorge der Angſt, wie der Ker-
kermeiſter ſeinen Gefangenen, pflegſt du deinen Beſitz.

Merke auf, was ich jetzt ſagen werde, und ſcheue
nicht vor dem ſeltſamen Ausdruck! deine Liebe zu
jedem Gute der Welt ruht darin, daß du um die
Gegenliebe ſolches Gutes wirbſt, und ſelbige dir in
immer vollerem Maaße zu Theil wird. Erzwingen
wirſt du nichts, auch das ärmſte, geringſte nicht;
aber wohl durch werben gewinnen, und das iſt die
Bedeutung des ſchönen Wortes **erwerben**.

[illegible] 19.

Johann von Müller 1808.

Es sind jetzt einige zwanzig Jahre, seitdem mit ungewöhnlich männlicher Kraft, mit seiner Gelehrsamkeit und allen Erfordernissen eines grossen Beginnens ausgerüstet, Johann von Müller in seiner eigenen Manier die Historie seines Vaterlandes schreibt und noch überdieß bey jeder grossen Gelegenheit der Welt irgend ein bedeutendes Wort oder Muster vor Augen hält. Wer von den später gebohrnen Deutschen kann seiner eigenen Jugend ohne des Einflusses gedenken, den dieser Meister auf ihn gehabt? — Die glückliche Indiscretion, welcher die Bekanntmachung seines Briefwechsels zu verdanken ist, hat allein so viel Herzen für Wissenschaft und Alterthum entzündet, als die meisten Lehrstühle der Historie in Deutschland zusammengenommen. Wie schwer wird es Herr zu werden, über die eigne Dankbarkeit, und ihr Schweigen aufzulegen, wenn es darauf ankommt ein

freyes Wort über ihn zu sagen! — Freylich wer so wie er, theils von der Natur dazu berufen ist, theils noch, mit Lessing, sich Knall und Fall entschlossen hat, in der Wissenschaft „ihm selbst zu leben" — was soll über den die Kritik: zumal ähnliche Eigenheit in Deutschland selten ist, an der seine Geistesform erprüft werden möchte, ob Bestand und Ewigkeit in ihr sey.

Aber zuvörderst giebt es jetzt Nachkommen seines Geistes, deren Verhältniß zum Anderen nicht gleichgültig ist, weil es viel darauf ankommt, den erhabenen Anstoß welchen er gegeben, frey von allen Unwesentlichkeiten, fortgesetzt zu sehen; und dann, da der größte Gewinn des Lebens darin besteht, kluge und innige Zeugen seines Wirkens und Strebens unter den Zeitgenossen gefunden zu haben, wer kann sich die Freude versagen, grade seinem Meister solch Zeugniß abzulegen? Wer endlich, da der leichteste Zweifel an das recht Bewunderte in der Seele zum Zorne, und das Mißverstehen des recht Geachteten zu Bitterkeit und zum Unmuth wird, wer kann sich versagen ihm das Gepräge zu zeigen, daß er in uns hinterlassen, ferner die Stellen, wo man ihn minder begreift, und das fremdartige Beywesen, wovon der vortrefflichste selbst nicht verschont bleibt, und welches das Urtheil der flacheren Menge doch so leicht besticht oder verdirbt. — Es ist den Zeit-

genossen nicht gleichgültig, ob sie es in Worten aus-drücken können, wer der Johannes Müller sey, den sie seit zwanzig Jahren mit Ehrfurcht und Scheu nennen, wo seines Lebens Kern und bleibende Gestalt gefunden werde, an welchen Zeichen die Jugend ihn finden und die Nachwelt ihn erkennen werde.

In einer so thatenreichen Laufbahn, als die Seinige, ist Raum genug für zwey Leben; theilen wir demnach dieselbige, wie die Geschichte eines Volks, in zwey Perioden; deren eine bis auf die Erscheinung des vierten Theils seiner Schweizergeschichten im Jahre 1805 klar vor uns da liegt, zumal da das Geheimniß einer schönen Jugend durch freundschaftliche Vorseiligkeit verrathen worden, die andre hingegen, wie es das Ansehn hat, glänzendere und wirksamere noch erst erfüllt werden soll, und in Zukunft einen eben so gewissenhaften und begeisterten Zeugen finden möge. Wir halten uns bescheiden an die eine, an die erste!

Auch ich habe mich hinreichend in der Kälte geübt, welche die gesellschaftlichen Verhältnisse dieser Zeit, gesitteten Leuten zur Pflicht machen, und die auch der Natur und den Umständen angemessen ist, wie ein Fieberschauer, wenn eine jähe und heftige Erhitzung vorangegangen — dennoch kann ich die unanständige Begeisterung vorstehender Zeilen nicht unterdrücken.

Wer, wie ich eben jetzt, einmal wieder von den Reisen der Päbste zurückkehrt, wird sie verstehn und schonen. In dieser vortrefflichen Schrift zeigt sich am reinsten und offensten die außerordentliche Natur des Autors. Ist irgend einer von den Feldherrn unsrer Literatur, Winkelmann ja Lessing nicht ausgenommen, unter dem Zauber des wieder erwachenden griechischen und römischen Alterthums so gerecht geblieben, als Müller? damals, als Friedrich und Joseph die Tonangeber von Europa waren, als Deutschland im ersten Rausch einer geistigen Revolution allen Autoritäten des Herzens abzuschwören, und allem Beystande der Jahrhunderte zu entsagen, und auf das kümmerliche Licht des Augenblicks sich zu beschränken schien — ward er — der in den Sinn jeder Parthey, also auch der Aufklärung einging, wie wenige — der Wortredner derjenigen, über welche die Zeitgenossen alle Schmach ausschutteten; — Vertheidiger der Päbste. —

Wenigen Menschen ward die Klarheit und Unbefangenheit des Blicks bey Würdigung der Partheyen und die Charakter-Schönheit im Beystande der unterdrückten zu Theil, welche aus diesen wenigen Blättern hervorleuchtet. Darin nemlich beruht alles republikanische Wesen, wie alle Staatskunst; klare Erkenntniß der unendlichen Partheyen, deren rastloser und gewaltiger Conflict das ausmacht, was

wir Gesellschaft nennen, und dann: beständiges Zugegenseyn, Fördern, Beystehen, da — wo irgend eine Parthey, welche zum Gleichgewichte des Ganzen nothwendig ist, schwankt, oder ihrer selbst vergißt. Dorthin, bis das Gleichgewicht hergestellt ist, alle Gewichte seines Geists werfen, den einschlummernden Geist dieser Parthey anregen und spornen, ihr vorfechten — damit sie lebendig erkenne, welche Waffen ihr noch zu Gebot stehn, und wie selbige gebraucht werden müssen. —

Nicht bloß auf die Seite der äußeren Armuth und Noth soll sich der souveraine Geist werfen, wenn es auch nicht gerade unanständig ist, sich ihn als einen hülfreichen Genius zu denken: es giebt indeß auch unterdrückte Ideen, die belebt, gehoben und bewaffnet werden wollen. Diese erhabene Beweglichkeit und Unbefangenheit des Geistes gegen alle einzelnen Partheyen neben der Kraft jede, wenn es die Umstände erfordern, zur Herrschenden zu erheben — bezeichnet das wahre Talent zur Regierungskunst, wie zu aller ächten Kunst überhaupt. Wo sie sich findet, wird es auch an reinem eigenthümlichen Stil des Lebens und der Denkungsart nicht fehlen; solche Naturen können sich getrost in jedes Feld werfen, welches Schicksal oder Neigung ihnen eröffnen mögen; keine bestehende Form der Wissenschaft oder des praktischen Lebens, kein Wetter der Zeit oder des Glücks

wird ihrer innerlichen Gesundheit etwas erhaben können, in wie fern sie nur fortdauernd die Kraft üben, welche der Unbefangenheit und Unpartheylichkeit die Stange hält; in wie fern sie ihre Jugend bewahren, das heißt den Stolz, unter allen den unendlichen Partheyen, welche sie verstehn und zu leiten wissen, nun selbst wieder eine Parthey zu bilden, wie es dem Menschen ziemt, der, wenn er auch viele Länder und Völker und Menschen übersieht, doch an einen bestimmten Ort, eine bestimmte Zeit und an eine bestimmte, wenn auch noch so erhabene, Handlungsweise selbst wieder gewiesen ist. Ein Vaterland, einen Boden, wo er sein Heereslager, seinen Waffenplatz aufschlage, braucht jeder Held, also auch der Wissenschaftliche; wäre er allgegenwärtig, überschaute er das innerliche Getriebe aller Staaten, Helden und Herzen, so könnte er keinen Feind haben, und nach menschlicher Ansicht der Dinge auch nicht Held seyn. Also wie viel Partheyen in dem Vaterlande seines Herzens er auch übersehen und auf die beschriebene Art beherrschen möge, so wird er dennoch nur ihnen gegenüber unpartheyisch heißen können; partheyisch aber selbst wieder dem Feinde gegenüber, der die von ihm befriedigte Partheyenwelt anfallen möchte. An solchem Feinde läßt es die Natur nie fehlen; sie muß ihn herbeyrufen, damit das im Frieden vereinigte nun auch zusammen halte, damit es nicht durch die Unbefangenheit zersplittert

werde und zerfalle. Neben der Liebe, die an und für sich leicht verdirbt, muß der menschliche Haß stehn und sie lebendig erhalten: beydes im Herzen gleich lebhaft bewahren, heißt die Jugend bewahren.

So Johann von Müller in seinen Jugendschriften, in den Reisen der Päbste, im Fürstenbunde, und in den Reden an die Schweizer. Die Geschichtschreibung, Darstellung des politischen Lebens und seiner Schicksale, muß den hier beschriebenen Charakter vornehmlich ausdrücken können; denn, während der wirkliche Staatsmann nur zu oft durch unwiderstehliche Gewalt des Augenblicks die Unbefangenheit verliert, die dazu gehört, um das ganze Leben einer Nation, wie es sich in der Folge der Jahrhunderte darstellt, im Auge zu behalten, schwebt der Geschicht-Schreiber über den Streit der einzelnen Partheyen, ja ganzer Generationen, mit einander, in Ruhe und Unbefangenheit. Er kann den Genius seiner Nation ausdrücken, wenn er die andre Klippe vermeidet, wenn er die oben beschriebene Partheylichkeit, als beste und schönste Schranke seines Werks, neben aller Unbefangenheit behauptet; wenn er in der Hingebung, und in dem schönen Gehorsam gegen die Quellen und die verschiedenen Partheyansichten, aus denen er seine Geschichte bildet, nicht den eigenthümlichen Charakter, d. h. nicht die erhabene Vorliebe für das Vaterländische und die natürliche für das

Gegenwärtige und Nächste, wie auch nicht den jugendlichen gerechten Haß für das Fremde verliert; damit ist nicht gesagt, daß er das Ausländische als Barbarisches bey Seite sezen soll: vielmehr wird ein klarer Haß verlangt, der den Werth des Ausländischen sehr wohl erkennen kann, dem aber die Liebe des Vaterländischen viel zu sehr ans Herz gewachsen ist, als daß sein Gemüth sich je von ihr abwenden könnte.

Deßhalb hat in Deutschland, wo man sich so leicht in das Ausländische, in fremde Sprachen und Sitten findet, und keine Nationalvorliebe dulden will, die Universalgeschichte zum grossen Nachtheil der deutschen vaterländischen Geschichte so viel Glück gemacht, — und der Philanthropismus zum Nachtheil der vaterländischen Gesinnungen. — Unbefangen sind wir bis zur Ausschweifung, aber die nöthige Parthеylichkeit fehlt uns, um vollständige Menschen zu seyn. Wir haben längst vergessen, daß auf die Freundschaft dessen mit Recht wenig Werth zu legen ist, der jedermanns Freund ist, und aus Schwäche nicht hassen kann. Zwischen der Freundschaft gegen alle Einzelne, und der Freundschaft gegen die Menschheit, ist ein Unterschied; und so widerspricht unsre weltbürgerliche Denkungsart der Menschheit, und nutzt doch den Einzelnen nichts. —

Daß man die Historie in unsern Tagen, vornehmlich in Deutschland, aus grossen allgemeinen Gesichtspuncten der Staatenbildung, der Geistescultur und der Erziehung des Menschengeschlechts zu betrachten, unternommen, ist löblich und verdienstlich. Der Mensch strebt ja überall unter den Erscheinungen ein Band zu stiften, und mehrere zerstreute Bilder in ein grosses Bild, mehrere streitende Partheyen in eine einzige grosse Parthey zusammen zu fügen, auch ist diese philosophische Kunst der Composition der Begebenheiten, wesentliches Glied aller historischen Kunst. Indeß, wohin führt dieses Wesen, wenn der historische Künstler die Composition vornimmt, ehe er das zu componirende in seiner Tiefe empfunden hat? wozu alles Gruppiren und Entgegenstellen, wenn der Kern des Lebens und der Staaten unter Schmerzen und Glücke noch nicht berührt worden? Ein junges Talent wird unter den jetzigen literarischen Conjuncturen in Deutschland schon in der Wiege mit Weltansichten genährt; anstatt daß die feste gesunde Natur von der Erkenntniß der Facten ausgeht, diese auf Treu und Glauben tüchtiger Zeugen sich anciguet, und hierauf erst in spätern Jahren zur eigenthümlichen Bildung der Ideen schreitet, so eignet man sich bey uns zuerst die Ideen an, und bildet nachher mit eigenmächtiger Willkühr nach Herzenslust die Facta aus. So entsteht dann jene altkluge, nichtswürdige Schwelgerey mit den Heiligthümern

aller Jahrhunderte; der Geist zieht ungestaltet, kern- und herzlos wie eine Wolke um die Erde, ohne Vaterland, ohne Vorliebe für das Nähere, Aeltere und Verständlichere. Ein Heer solcher Skizzisten und Gruppirer der Geschichte hat Deutschland schon vorüberziehn und verschwinden sehn.

Wenn Johann von Müller einen jungen Freund dergestalt über alle Zeitalter der Menschheit herschweben und flattern sieht, ungewiß, auf welches er sich niederlassen soll, weil die andern unterdeß ihn, oder er die anderen entbehren möchte, pflegt er ihm zu sagen: Laß das, Kleiner! was du da willst, ist Gottes. Siehe in die Geschichten deines Volks und deines Stammes; treibe das Nächste, damit du überhaupt etwas treibest. Gieb erst zu, daß es für dich, den Menschen allerdings ein Groß und Klein, ein Nahe und Fern, ein Bedeutendes und Unbedeutendes giebt; dann wird die Ruhe und Indifferenz, die erhabne Gleichgültigkeit gegen den Stoff, die du dir etwas zu frühe angeschafft hast, dir wohl zu statten kommen.

Was der Meister auf seinen unermüdeten „Wandel durch die Jahrhunderte" erworben, kennt die Welt theils schon, theils weiß sie, was sie noch zu erwarten hat. Die Form seiner Werke prägt sich vornehmlich jungen Gemüthern durch ihre Erhaben-

heit und Gewalt tief ein, und wie sollte sie es nicht, unter aller Formlosigkeit dieses Jahrhunderts; es ist nur das eine zu befürchten, daß sie sich in den Nachfolgern des grossen Meisters versteinern könnte. — Das was ich nothwendige Partheylichkeit des Geschichtschreibers nannte, das Gemüth muß ihn durch und durch selbst angehören; er muß es im Leben selbst erwerben; von andern erborgen, abformen oder nachahmen kann er es nicht, eben so wenig die Manier, welche nichts andres ist, als die in der ganzen Darstellung allgegenwärtige Spur des Gemüths. Je grösser der Meister, um so weniger läßt er sich mechanisch nachconstruiren; um so mehr, indem er anzieht, schreckt er zugleich von sich zurück, denn um so eigenthümlicher ist er.

Gefährlicher als bey irgend einem andern, ist die Nachahmung bey Johann von Müller, denn wie groß er auch in seinen Jugendwerken erscheine, er gehört vielmehr vergangenen Zeitaltern, als dem unsrigen an; vielmehr den Alten, als uns, die er gering zu schätzen scheint. Seine Partheylichkeit ist bey denen von Thermopylä und Theben; in der neueren Geschichte, wie gründlich auch dort sein Streben sey, scheint uns die historische Unpartheylichkeit mehr und mehr allein aufzutreten, ohne das Gegengewicht eines grossen und gewaltigen persönlichen Interesse. Bey den Neueren

scheint der vortreffliche Geschichtschreiber nur zu lustwandeln; bey den Alten zu wohnen und mit ihnen Krieg zu führen. Daher die antike Luft in der seine Eidgenossen sich bewegen.

Wir zielen nicht auf vermeintliche Nachahmung des Tacitus, die man ihm Schuld gegeben; wir meinen nur, es ließe sich auch in unsrer Zeit, wie gesunken das Vaterland, wie zersplittert die Kräfte, wie vertheilt das Recht und Unrecht auch bey allen Partheyen seyn möge, dennoch eine Parthey und dem zufolge ein wahrer historischer Standpunct ergreiffen, und also auch hier das seyn, was die von Thermopylä und Theben zu ihrer Zeit waren. Unbefangenheit und Partheylichkeit, Milde und Strenge, sollen beyde allenthalben verbunden seyn, scheint es uns: nicht in welchem Grade das Alterthum und seine Helden nachgeahmt werden, soll über das Urtheil der Neueren allein entscheiden; auch bey uns ist mancherley Parthey zu bilden, zu bekämpfen, zu bewaffnen und zu ergreiffen. Der Geschichtschreiber braucht sein Jahrhundert nicht leichter als irgend ein früheres zu nehmen, ohne den Rechten der Alten etwas zu vergeben; auch wir verdienen es, daß sich der Geschichtschreiber wenigstens zwischen uns entscheide, nicht seine Pflicht erfüllt glaube, wenn er wie ein Proteus nur den Charakter jeder Zeit vollständig annimmt.

20.

Von der Intrigue.

Wenn man die Geschichte der letztverflossenen Jahrhunderte liest, und vornehmlich bey der Lectüre der unzähligen Memoires aus den Zeiten Ludwigs des 13ten, 14ten und 15ten, wird man allenthalben durch auffallende Wirkungen der Intrigue überrascht. Auf dem ersten Blick scheint ein menschliches Gemüth, wie vertraut wir auch mit seiner Empfindungsweise seyn mögen, dennoch so geheimnißvoll, so gar nicht zu berechnen, daß man verzweifeln möchte, es je mit einiger Zuverläßigkeit zu leiten, oder als Mittel bey der Ausführung des geringfügigsten Plans zu gebrauchen. Dennoch sehen wir im alten Frankreich, in Polen, in Rußland, Virtuosen in der Intrigue, welche einen wichtigen, weitaussehenden Entwurf durch eine fortgesetzte, gewandte Behandlung der Menschen, deren Handlungen pünktlich auf die vorher berechnete Weise zutreffen, auszuführen im Stande sind. Diese Kunst mag noch heute getrieben werden, indeß sind ihre Wirkungen in der gegenwärtigen Lage der Din-

ge gewiß ſchwächer als ehemals — aus ſehr natürlichen Gründen, die wir hier darzulegen unternehmen:

Die Helden jener Memoires, und der alten franzöſiſchen Diplomatie waren an und für ſich ſchon Meiſter in der Intrigue; als noch größere erſcheinen ſie in ihren Memoires, weil dasjenige, was der Intrigue ſelbſt noch an Zuverläßigkeit fehlte, durch intriguante Federn in der Beſchreibung ergänzt, und aller Zufall, welcher auf die Ereigniſſe einfloß, nun, da man klüger vom Rathhauſe zurückkam, leicht in den Calcül hineingefügt werden konnte. — Dies alles zugeſtanden, waren aber die Menſchen jener Zeit auch leichter zu berechnen. Die beſſeren Naturen jener Zeit waren mechaniſcher zuſammengeſetzt, die Erziehung jener Zeit hatte ſie mehr zu Inſtrumenten ausgebildet, und ſo war die Kunſt, ſie zu gewiſſen Zwecken zu gebrauchen, minder ſchwierig.

Der freye, unbefangene Menſch wird eben daran erkannt, daß er liebenswürdig iſt, und doch, im gemeinen Sinne des Worts, gar nicht benutzt, gar nicht berechnet werden kann. Jede ſeiner Handlungen iſt neu, und unerwartet, und doch begreift man gleich nachher mit der höchſten Klarheit, daß ſie im alten, uralten Geiſte gethan worden, und gar nicht anders erfolgen kann, als ſie wirklich erfolgt iſt: und ſo iſt alles Göttliche auf Erden, und ſo ſind die Wege

Gottes selbst unerforschlich und dennoch bis zur Durchsichtigkeit klar. Dadurch nun erhält das ganze Leben seine ewige Frische und Jugend: kein Calcül ist für das Gemüth so befriedigend, als dieses in ewiger, freyer Enthüllung begriffene Geheimniß der menschlichen Dinge. Ueber Kinder vermag die künstlichste Intrigue der Welt weiter nichts, als höchstens nach öfterer Wiederholung in ihnen eine Gegenintrigue zu erwecken, nie aber sie zu einem bestimmten Zwecke zu leiten: eben weil sie noch frey, einfach, naturgemäß und liebenswürdig, also überhaupt nicht zu berechnen sind.

In jener Zeit, wo die Intrigue die Welt beherrschte, waren die Menschen aus Begriffen, Grundsätzen, Anstandsregeln, Maximen und Erfahrungen künstlich zusammengesetzt, und dann noch überdieß wieder Theile des Staates, der aus Buchstaben, Gesetzen, Routine, Gewohnheiten und Convenienzen eben so künstlich und eben so mechanisch zusammengesetzt war. Jeder Theil in diesen Zusammensetzungen hatte einen ehrwürdigen Grund und eine ehrwürdige Bestimmung, aber die Zusammensetzung taugte eben nicht. Zum einfachen freyen Handeln konnte es nicht kommen; das ganze Leben war ein beständiges Ausweichen, ein Vermeiden unaufhörlicher Collisionen; alle menschliche Kraft gieng unter in dem ängstlichen Bemühen sich nicht zu verwickeln und anzustossen: wer

nun in dieſer negativen Kunſt, durch frühe Erziehung, und Gewohnheit, und Talent, ein zuverläſſiger Meiſter wurde, dem blieb allerdings Raum genug übrig, die anderen minder gewandten zu berechnen, zu verwickeln, zu benutzen und ſich aus dieſen Kindern der Angſt für ſeine poſitiven Zwecke eine ganz zuverläßige Maſchine zu bauen — und dieß war denn ein ſolcher Meiſter der Intrigue.

Der Menſch war ein Zuſammenhalter unzähliger Sachen und weil ſchon eine eigne Intrigue dazu gehörte, um dieſe ganz unverträglichen Dinge bey einander zu erhalten, ſo ward er ſelbſt wieder leicht ein Inſtrument in der Hand einer höhern Intrigue u. ſ. f. bis zuletzt ſogar die göttliche Weltregierung vorzugsweiſe unter dem Bilde einer ungeheuren Univerſalintrigue vorgeſtellt, und deshalb beſonders der Name Vorſehung beliebt wurde. —

Eine einzige volle Empfindung des Lebens gehört dazu, um einzuſehn, daß der Menſch, auch in der Hand Gottes ſelbſt, nicht bloßes Inſtrument iſt; denn wem es vergönnt iſt, wiſſentlich ſich höheren Zwecken hinzugeben, wer noch das Gefühl der Hingebung in ſich trägt, und nun auch wirklich von einer höheren Macht hingenommen wird, der iſt mehr als Mittel, mehr als Inſtrument. — Ferner: wer einſtweilen und in der Hoffnung auf beſſere Zeiten,

(auch der äußeren Freyheit, die kommen muß, wenn das Herz innerlich nur erst wahrhaft befreyt ist) wer einstweilen einer weltlichen, körperlichen Kraft nachgiebt, und sie über das äußerliche, gemeine Theil seines Wesens, welches sie erreichen kann, disponiren läßt; wer wissentlich der Gewalt der Elemente überläßt, was er ihr nicht verweigern kann, auch der ist nicht mehr Instrument der Intrigue zu nennen.

Und so kann man sagen, sind die Besseren der gegenwärtigen Zeitgenossen für die eigentliche Intrigue unerreichbar. Der Mensch vertraut heute weniger jener mechanischen Regierungskunst, denn ungeheure Schicksale haben die mechanischen Bande zerrissen, mit denen hier Staaten, dort Familien, und dort einzelne Menschen zusammengehalten wurden. Wie auf einem unabsehbaren Schlachtfelde nach der Niederlage: der ungeheure Troß der Grundsätze, Convenienzen und Lebensregeln ist weggeworfen und zerstreut: die alten Linien sind gebrochen, die alte Exerzirintrigue gilt nicht mehr, kein Commando wird gehört: nichts ist mehr zu berechnen, jeder Einzelne folgt seinem eignen Gesetz und Heil. Die Flucht ist schändlich, aber die Lehre doch nicht zu theuer bezahlt: die Menschheit ruht nur auf sich selbst, auf der Persönlichkeit ihrer Glieder, das heißt auf ihrer Freyheit; die Wirkungen, die mechanisch berechnet werden können, wie

groß und sicher sie auch scheinen mögen, verzehrt das ersie, in wahrem, altem Feuer aufflammende Herz.

Damit ist nicht gesagt, daß der sinnende, kalkulirende Verstand, oder die Intelligenz, wie ihr euch ausdrückt, nun schlafen gehen könne. Ihre Herrschaft geht vielmehr erst an, wenn sie den Wahn einer Berechnung, einer mechanischen Benutzung, einer Instrumentalisirung der Menschen fahren läßt: Es sind wunderbar bewegliche Zahlen mit denen der Staatsmann rechnet; und wie weit ab vom Wege der ächten Staatsweisheit schweifen jene Maximen- und Axiomen-Männer, die das bürgerliche Heil aller dieser neuerwachenden Herzen, dieser sich zu höherem, freyerem Leben sichtlich wieder hinaufringenden Völker mit einem tüchtig fixirten Buchstaben herbeyführen, und mit einem steifen Rechenmeister-Handgriff der neubeschleunigten Bewegung verjüngter Zeiten gleichkommen wollen.

Einem Altmeister der Intrigue, einem Cardinal Richelieu, laßt jene Regierungsmaximen; sie sind Völkern angemessen, die sich der Intrigue hingeben müssen, weil sie keine andere Verwaltungsmanier der menschlichen Dinge kennen. Die Wissenschaft, vorauslaufend aller noch üblichen Staatsverwaltung, nehme nur frischweg das Herz in alle ihre Berech-

nungen auf; ich meine nicht jenes trübe Leidensinstrument der Ohnmacht, sondern das klare Herz, welches allen Erzeugnissen des Geistes erst Kraft, Bewegung und Ewigkeit giebt. — Jede andere mechanische Staatskunst wird die Zukunft verschmähen.

21.

Ueber die Betrachtungen des Zeitgeistes in Deutschland in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts.

(vom geheimen Cabinetsrath Brandes. Hannover 1808.)

Das Unglück der preußischen Monarchie und Deutschlands überhaupt, ist bisher nur aus den Winkelgesichtspunkten übelgesinnter Gelehrten und nach Grundsätzen einer gewissen Provinzialpolitik revolutionairer Officianten erwogen worden. Wir gestehen, daß wir uns auch mit dieser gemeinen Gesellschaft, diesen Feuerbränden, Gallerien u. s. f. bekannt gemacht haben, daß wir, trotz unsrer schlimmen Erwartungen noch überrascht worden sind, durch die Frechheit und die Schamlosigkeit, die solch ein civilisirter Staat unwissend in seinem Innern nährt, und durch die Masse von Hefen, die solch eine stillstehende Monarchie, in einer Reihe von Friedensjahren abzusetzen vermag — und so verdienten wir die edlere

und reinlichere Unterhaltung, welche uns die Lektüre der materiaux pour servir à l'histoire des années 1805. 6 et 7. gewährte.

Allmählig erheben sich nun hier und dort die bessern Stimmen, nachdem der Tumult jener voreiligen Schreyer sich gelegt hat, und das Publikum zurückkommt von dem vorgefaßten Zutrauen zu jenen Knaben, die nach den Trümmern einer ehrwürdigen Monarchie mit dem Schutte warfen, den ihr Sturz zurückgelassen hatte. Nun ist es anständig zu reden, vornämlich da auch die Leser an denen dem rechtlichen Schriftsteller nichts liegen kann, durch die Fluth nichtswürdigen politischen Geschwätzes, und durch die immer mehr um sich greifende heilsame Noth über die Seite gebracht sind, und nur die Zuhörer übrigbleiben, denen es von Anfang an Ernst um die Sache des deutschen Vaterlandes gewesen ist.

Die Betrachtungen über den Zeitgeist in Deutschland vom geheimen Cabinetsrath Brandes, trotz der zurückschreckenden Strenge, mit der die Nation behandelt wird, und trotz der zerreissenden, wehmüthigen Empfindung, welche sie zurücklassen, gehören ganz besonders in die neue Reihe politischer Untersuchungen, die sich mit diesem Jahre zu eröffnen scheint schon wegen des Umfanges der darin aufgestellten Ansicht, wegen der Sachkenntniß, und der, aus je

der Seite anſprechenden, langen und vielfachen Erfahrung, wenn auch die gründliche Rechtlichkeit und die Tiefe des Herzens, welche darin waltet, gar nicht in Anſchlag kommen ſoll. Der Autor kann ſich in die Maxime des faulen Fatalismus und des herzloſen Indifferentismus, daß nämlich alles, wie es gekommen ſey, habe kommen müſſen, nicht finden: ſehr natürlich! weil er ſelbſt in ſeiner praktiſchen Laufbahn manches anſcheinend unvermeidliche Uebel muthig und erfolgreich bekämpft, vieles Bedeutende gethan, und vieles Große befördert hat. — Was ſoll uns auch dieſe matte Lehre einer auf halben Wege ſtehen gebliebenen Philoſophie? Daß die Nothwendigkeit dieſe Welt mit allem ihrem Glück und ihrem Jammer regiert, wiſſen und ſehen wir alle, aber wer tüchtig und rüſtig in der Welt gelebt hat, weiß noch mehr: daß nämlich eben ſo mächtig ein überwindliches Gefühl der Freyheit ihr entgegenregiert. So auch im Staat! wer läugnet die nothwendige Allgegenwart eines Geſetzes oder eines ſouverainen Gedanken, oder Menſchen in allen Zweigen des Staates? Wahrlich dieſer eine Gedanke regiert im wahren Staate das Ganze. Aber er regiert nur, und deſpotiſirt nicht, in wie fern ein tauſendfältig ausgedrücktes Gefühl der Freyheit, in den Bürgern des Staates entgegen regiert.

Soll es denn vor aller Verbildung, vor allem spekulativen Aberwitz nie zu einer Versöhnung zwischen dem Gefühl des Herzens und der Einsicht in den nothwendigen Zusammenhang der menschlichen Dinge kommen, die ja unzertrennlich sind, wie das körperliche Herz, mit dem körperlichen Auge, so, daß dieses sich schließen muß, wenn jenes zu schlagen aufhört. Aber das ist der verzweifelte Ausweg kleinlicher Seelen, wenn eine große Calamität ins Land hereinbricht, nun sich mit ihrer elenden Klugheit außerhalb der Welt zu etabliren, auf einer Stelle, die schon Archimedes begehrte, die aber nicht existirt, und mit spitzfindiger Causalität nun nothdürftig zu zeigen, wie eines aus dem andern nothwendig und unvermeidlich habe kommen müssen. Nur tüchtige, praktische Menschen, wie es das Beyspiel unsers Autors zeigt, haben eine wahre Einsicht; aber gesetzt, die andern könnten auch mit göttlicher Klarheit den Zusammenhang zeigen, was hülfe uns die göttliche Klarheit ohne die göttliche Kraft: Also zurück in die menschliche Bahn, und, wieder wie Miltons Eva, lieber aus vollständiger Menschen Händen, die Worte der Erklärung und des Trostes zugleich erhalten.

Alles muß seyn, wie es ist, und kann nicht anders kommen, wie es kömmt! Freylich, wäre heute im Barte des Kaisers von Japan ein Haar weniger, als wirklich darin ist, so wäre die Welt nicht die

Welt: könnte Deutschland nicht Deutschland seyn, u. s. f.; wäre in den kalten Herzen der Bekenner jenes wohlweisen Spruches ein Blutstropfen mehr, als wirklich darin fließt, flöße ihr Blut um eine Sekunde schneller, als es wirklich fließt, so wäre alles nicht, oder alles anders, wie es ist. Alles wahr, und sobald gegen diese ewige Wahrheit kein Gefühl mehr in euch spricht, so legt euch nur gleich schlafen, denn eure Weisheit und euer Thun ist am Ende. Wir aber werden nicht vergessen, daß unsre Kräfte, unsre Herzen, in den Zusammenhang der Dinge mit hinein gehören, daß unsere aufbauenden tröstenden, tadelnden, strafenden Herzen grosse und herrliche Werkzeuge in der Hand jener alles umfassenden Natur, oder Nothwendigkeit sind, oder werden können; wir fühlen es, und das ist unser höchster Stolz, daß die Natur auf das Eingreifen und Reagiren unsrer Gemüthskräfte gerechnet hat. Und dann kömmt ja nur der Zusammenhang vergangener Dinge zu unserer menschlichen Einsicht; wer steht uns dafür, daß die Natur nicht die Zukunft gerade mit Wirkungen, die von uns ausgegangen sind, erfüllen will.

Das ist der Grundgedanke unsers Autors in seinen Klagen über die Schlaffheit der deutschen Generation, und das Hauptmotiv seines schönen, wenn gleich vielleicht zu weit getriebenen Eifers gegen die

Speculationswuth der gegenwärtigen deutschen Generation. Statt einer reichen, kräftigen Lebensverbindung zwischen dem nothwendigen Walten der Begebenheiten, und den freyen Eingriffen des reinen menschlichen Willens in ihren Gang, sehen sie nur mit kaltem Auge einen Mechanismus; statt lebendiger Wechselwirkung zwischen Souverain und Volk, herrscht die Idee „daß der Staat eine von der höchsten Gewalt erfundene Maschine sey," von Friedrich II. gebildet und geübt, und von Friedrich Buchholz erschöpft, in wie fern sich mit so wenigen Mitteln etwas erschöpfen läßt. — Die Maximen preußischer Aufklärung, und der preußischen Regierung treffen zusammen, von diesem Standpunkt aus betrachtet.

Ist aber der Staat mehr, als eine von der höchsten Gewalt erfundene Maschine, ist er eine lebendige Person, sind Haupt und Glieder gleich wichtig, sind beyde durch eine ewige Nothwendigkeit miteinander verbunden, und von einander abhängig — so kann die Meinung, daß er eine Maschine sey, auch nicht den universalhistorischen Einfluß haben, welchen der Autor ihr zuschreibt. Ein Volk, das sich nach dieser Idee nun auch wirklich mechanisiren läßt, wäre zu ohnmächtig, zu talentlos, um auch nur die verderblichen Wirkungen auf den Zeitgeist auszuüben, welche der Verfasser den Preußen und ihrer Regierung zu-

schreibt. Gedenken wir freylich, wie schwankend zwischen einer, von den Umständen vorgeschriebenen Vergrösserungspolitik, welche die Consolidirung des Nordens von Deutschland verlangte, und zwischen einer sich selbst mißtrauenden Gewissenhaftigkeit, das preußische Cabinet vielfache unnütze Noth über das Vaterland unsers Autors gebracht hat, so ist es wieder sehr begreiflich, daß er sich an dieser Stelle von einiger Partheylichkeit nicht losmachen kann. Aber dennoch scheint es uns, daß einem so erleuchteten Kenner der Geschichte und der deutschen Angelegenheiten, andere und ältere Ursachen unsers Unglücks hätten vorschweben müssen, die in dem vortrefflichen Buche, vor aller Erbitterung gegen Friedrich II. gar nicht zur Sprache kommen.

Wir glauben nämlich zuerst, daß die Religionsangelegenheiten in den Betrachtungen über den Zeitgeist eine grössere Rolle spielen sollten, als ihnen der Verfasser angewiesen hat. Er gedenkt ihrer an einzelnen zerstreuten Stellen, mit so viel männlicher Innigkeit und Empfindung, daß es den Anschein hat, als habe er absichtlich ihre Erörterung vermieden, und als halte er nur die Entwickelung weltlicher Motive, diesen Zeitgenossen und diesen Umständen für angemessen. Uebrigens dient auch seine moralische Strenge zu einem vollständigen Gegengewicht. Die religiösseste Seele, wird sich erhoben fühlen,

durch die vortreffliche Kritik der neueren Erziehung §. 50. ff. und §. 138. ff. — Kann man aber von Deutschland reden, und über die alten Spaltungen in den Religionsangelegenheiten schweigen? Ohne die Zügellosigkeit, in welche der alte kräftige Protestantismus ausartete, nachdem Luthers und seiner Freunde Geist gewichen war, gab es keinen Friedrich II., wenigstens nicht in der Gestalt, wie ihn die Geschichte zeigt. Das unsichtbare, vielverschriene, vielverachtete Band, welches die Völker des Südens von Deutschland zusammenhielt, und noch hält, fehlte: wenn der Norden von Deutschland auch nur auf einen Augenblick irgend etwas tüchtiges seyn sollte, so konnte er es nur durch einen Virtuosen des Unglaubens, durch einen Despoten, wie Friedrich II., werden.

Der Staat ist keine Maschine, vom Souverain erfunden; keine Assecuranzcompagnie, kein Meyerhof, dessen Werth blos nach dem Geldertrag, den der Pächter daraus zieht, angeschlagen werden kann: er ist der Inbegriff des physischen und geistigen Lebens einer Menschenmasse; er ist nicht blos ein Spielwerk oder Instrument in der Hand einer Person, eines Friedrichs, sondern er ist eine Person selbst; ein freyes, in sich durch unendliche Wechselwirkungen streitender und sich versöhnender Ideen bestehendes wachsendes Ganzes, nicht ein von aussen durch einseitige Wirkung, nach kalten despotischen

Begriffen zusammengefügtes, geklebtes, geknetetes Werkzeug. Ein Begriff, so wenig als etwas anders, von ausserhalb hinzukommendes, darf ihn einseitig beherrschen, denn wie mögte er sonst frey, oder was dasselbe sagt, persönlich zu nennen seyn. Nur der Herrschaft der Idee kann er sich mit Freyheit unterwerfen: er vergiebt da seiner Persönlichkeit nicht nur nichts, sondern solche selbstständige Hingebung an das Höhere ist ein Merkmal der Persönlichkeit. Wo anders als in der Religion fänden sich für den Staat, der nicht Maschine, sondern Person ist, solche lebendige Ideen: an dennen er sich durch die ganze Ewigkeit seiner Dauer und durch alle Perioden seiner Entwicklung hindurch halten könnte; was möchte Geist und Fleisch, physisches und moralisches, auf deren Unzertrennlichkeit wieder die Persönlichkeit des Staats beruht, besser zusammen halten, als die Religion. Das macht eben die Jugendgeschichte der heutigen europäischen Staaten so merkwürdig: das Band, welches sie zusammen hielt, war in seiner rohen Einfalt mächtiger, als alle künstlichen Buchstaben- und Tractaten-Schlingen der spätern Zeit. Daß, und wie es aufgelöst worden, darin scheint uns hauptsächlich das Unglück der spätern Zeiten und seine Erkenntniß zu liegen; wie darin, daß es dereinst mit tieferem Bewußtseyn wieder geknüpft werden könne, alle Hoffnung der Zukunft. Die ganze Zersplitterung deutscher Kraft, die Auflösung des Reichs-

verbandes, das einseitige entnervende Treiben der wissenschaftlichen Speculation, die steigende Herrschaft unwürdiger Sinnlichkeit, die Liebesleerheit aller dieser Staatsmaschinen, welche unser Verfasser mit so viel Kraft und Umsicht darstellt, sind Folgen jenes Grundgebrechens, welches er uns hat verbergen wollen. Treue, Redlichkeit, schlichte deutsche Tugend, die in späteren Zeiten das Band der Völker und der Deutschen wurden, sind viel — aber die christliche Religion ist bestimmter, ist mächtiger, ist mehr.

Ausser den Religionsangelegenheiten, scheint uns, daß auch der Süden von Deutschland, mit seinen Reactionen auf den Norden, mehr in den Kreis dieser vortrefflichen Betrachtungen hätte hineingezogen werden sollen, statt dessen uns bis ans Ende Preußen und immer nur Preußen verfolgt. Diese Monarchie war ein Kind und war ein Opfer der unglücklichen Trennung von Deutschland, deshalb hätten wir von einem so gründlichen und gerechten Schriftsteller, ausser der Darstellung des Verderbens, welches sie über das alte Vaterland brachte, auch als Gegengewicht eine Würdigung dessen erwartet, was sie eine gute Zeit hindurch in sich selbst, hauptsächlich durch eine Art von Nationalgottesdienst ihrer Heroen, gewesen. Was unter vielfältigen Leiden groß geworden ist, wie die Monarchie Friedrich II., wenn es sich in der Größe auch nicht behauptet, verdient die

Gerechtigkeit eines ſo edlen und competenten Richters, als dieſes Autors.

Der Leſer muß übrigens die Fülle der Belehrung, welche dieſes Buch gewährt, aus den Händen des Verfaſſers ſelbſt hinnehmen, wir vermeiden deshalb alle Auszüge, bey denen die characteriſtiſche Haltung der einzelnen Anſichten untereinander, verlohren gehen würde. Wenn auch die Reſultate des Verfaſſers traurig und ſchmerzlich ſind: der Gedanke daß es noch ſolche Deutſche, ſolche Betrachter unſers Verfalls giebt, — beruhigt.

22.

Inokulation der politischen Ungleichheit.

Die menschliche Gesellschaft besteht aus unendlichen Ungleichheiten und Feindseligkeiten. Alle Staatstheorien geben zu, daß der Zweck der Staatseinrichtung der Friede ist. Sie meinen den todten Frieden: ich, das neben und in einander Bestehen und Wachsen aller Kräfte; sie meinen den Levellismus des Ungleichen, und die Aufhebung der Feindseligkeit; ich das unendliche Ausgleichen des Ungleichen, die ewige Friedensstiftung unter dem Zwiespaltigen; so daß ich weder die Ungleichheit noch den Zwiespalt entbehren kann.

Die Natur, meinen jene Theorien, sorgt schon von selbst für die Feindseligkeit und Ungleichheit; wir haben nichts zu thun als Frieden zu stiften. Nach meiner und aller lebendigen Staatsansicht, kann die-

ser ewige Einfluß der rohen Natur auf den Staat nicht geduldet werden, indem der Staat durchgängig und allenthalben ein Werk der Kunst seyn soll.

Wie wird die rohe Natur gezähmt? Dadurch, daß man sich ihren Gesetzen mit Freyheit, mit Bewußtseyn, d. h. mit Kunst unterwirft. Der Staat also muß nicht erst abwarten daß sich die Ungleichheit, die Feindseligkeit einzeln und zufällig von Außenher melde; er muß sie von Anfang an in sich hineinconstruiren, sich einimpfen.

Das ist nun das Geheimniß der Europäischen Ständeverfassung: sie ist die in den Staat hineingeimpfte Ungleichheit, welche nun zu gesetzmäßiger Verschiedenheit der Stände; sie ist die in den Staat hineingeimpfte Feindseligkeit, welche nun zu legaler Opposition wird. Alsbald zeigt es sich, daß der Staat seinen Zweck, wofür man meinethalben den Frieden halten möge, in seiner Gewalt hat nur, inwiefern und in welchem Maaße er auch den Krieg in seiner Gewalt, in die Schranken seiner Gesetze hineingebannt hat.

Die rohe Natur an sich ist nicht zu befriedigen, hier so wenig als in allen Künsten der Welt, den schönen sowohl als den mechanischen: eine rohe, zwingende, disciplinirende Kunst ist überall keine

Kunſt: ſondern die äußere Natur mit ihrem Geſetz, die befriedigte Natur, die in und mit Gott betrachtete Natur muß in das Bewußtſeyn des Staats aufgenommen werden; und wie im körperlichen Organismus des Menſchen, die Kräfte der Natur und das Bewußtſeyn der Kunſt ſich untereinander dämpfen und beſchränken, ſo daß der Menſch ein Ebenbild der Gottheit darſtellt, ſo muß der Staat ein Ebenbild werden der von der göttlichen Kunſt allenthalben durchdrungenen Natur.

Innerhalb des Staates ſoll eine ewige Transſubſtantiation beyder, der mannichfaltigen Natur und der einfachen Kunſt, d. h. des äußeren Krieges und des inneren Friedens vor ſich gehn.

23.

Der Staat, als nützliche Entrepriſe.

Es wird eine Zeit kommen, wo man es unbegreiflich finden wird, daß jemals der Staat wie eine wilde Ehe der vergänglichen Zeitgenoſſen unter einander hat betrachtet werden können. Wirklich haben wir im Laufe der drey letzten Jahrhunderte den Staat eine immer kürzere Waare werden ſehn. Als die Staaten von der Kirche abfielen, wurden ſie ſchon auf den Zeitraum ihrer weltlichen Dauer reducirt; es konnte nicht fehlen, daß ihnen bald auch ihre ganze Jugend unverſtändlich wurde, und in barbariſchem Lichte erſchien: denn mit dem eigentlichen Glauben an Gott verſchwindet aller anderweite Glaube, der an die Vorzeit zumal. Die Staaten wurden alſo um das ganze Mittelalter verkürzt. Aber der Egotismus mußte ſich noch immer tiefer in ſich ſelbſt, in das zu umſpannende handgreifliche zurückziehn.

Lief überdieß alles politische Leben auf ein sinnloses Fortschreiten hinaus, so ließ sich bey der Rücksicht auf den bisherigen Weg nichts weiter empfinden, als die Freude, daß diese Zeiten wirklich überstanden seyen. Kurz der Mensch, und mit ihm und in seiner Vorstellung der Staat war zuletzt nichts weiter als ein Kind des Tages; er war nirgends sonst, als wo er stand und gieng; und je mehr er in die absolute Gegenwart hineinstrebte, um so mehr verschwand auch diese in eine ganz unbestimmte Zukunft.

24.

Staatsverfassungen.

Forms of governement sind in der Vorstellung unserer Zeitgenossen nicht vielmehr als Gewänder, womit sich die augenblickliche, ephemere Gesellschaft drappirt. Keine Form in keiner Kunst wird mehr in der Durchdrungenheit mit dem Stoffe, und aus der innersten Tiefe des Stoffes hervorgehend gedacht. Sogar der Engländer sieht in der ewigen, tief mit dem Gesammtleben seiner Nation verwachsenen, und von demselben ganz unzertrennlichen Verfassung nur die äußere Form, die Convenienz, den Nutzen. Noch mehr: fast alle politischen Autoritäten in England sind Juristen, und keiner erkennt den Zusammenhang des brittischen Staatsrechts mit dem common law. Montesquieu ist noch immer der eigentliche Gewandschneider der brittischen Verfassung, so wie der einzelne Engländer sie ansieht.

25.

Von der Freyheit.

Freyheit hat erſt einen Sinn, wenn die natürlichen Schranken ſchon feſtgeſtellt, eingewachſen und ausgewachſen ſind. Wenn ein wahres und lebendiges Verhältniß zwiſchen den Geſchlechtern und Altern, zwiſchen den Rangen und Ständen der bürgerlichen Geſellſchaft vorhanden, durch die Zeit beſtätigt und in den Lauf der Zeiten verwebt iſt; wenn die Geſellſchaft lebendig organiſirt, das Gleichgewicht angeordnet iſt, dann braucht die Freyheit nicht erſt proklamirt zu werden. Wenn ſich das Ganze organiſch gruppirt und nunmehr von einer Seele ergriffen wird, wenn der Einzelne alſo ſchon dem Geſetze, darauf es ankommt, innerlich unterworfen iſt, ſo hört der Zwang für dieſen Einzelnen von ſelbſt auf. — So lange aber eine ſolche Organiſation mangelt, muß ſie durch den Zwang ſubſtituirt werden: und es iſt alſo lächerlich z. B. die Freyheit der Negern zu proklamiren bevor die Colonien nicht durch innere Organi-

ſation zu wahren Trabanten des Planeten England erhoben, und alſo in ſich ſelbſt garantirt ſind. Wo die Freyheit erſt proklamirt werden muß, da iſt ſie überhaupt noch nicht möglich.

Eben ſo die Handelsfreyheit: ſie iſt dem Einzelnen im Staate durchaus nicht eher zu vergönnen, als bis der Staat in ſeinem Innern diejenige Bindung erhalten hat, die nur den wahren und wirklichen Ueberfluß, aber keine weſentliche Lebenskraft fahren läßt. Die Weſenheit der Staatshaushaltung muß nicht bloß dem Einzelnen bey allen ſeinen Spekulationen lebendig vorſchweben, ſondern ſie muß als wirkliche Nothwendigkeit dergeſtalt über ihn gebieten, daß er den Handel gar nicht anders, als auf nationale Weiſe treiben kann. So lange dieſer Zuſtand der Dinge nicht erreicht iſt, wie dann auch nur eine unendliche Annäherung dorthin möglich iſt, ſo bleiben Handelsbeſchränkungen nothwendig. Auch eine partielle Freyheit iſt nicht denkbar, wenn nicht die ihr entſprechenden Schranken bereits unüberwindlich angeordnet ſind.

26.

Theilung der Arbeit.

Ein neuerer brittiſcher Schriftſteller bemerkt: die Moral der Menſchen in England verſchlimmere ſich in dem Maaße als man zu den unteren Ständen der Geſellſchaft hinabſteigt: der Pöbel, wenn er in groſſen Städten, Manufacturen oder Bergwerksprovinzen verſammelt werde, verliere das einfache natürliche Rechtsgefühl, welches den unverdorbenen Bauer auszeichne, und erhalte nichts an die Stelle dieſes Verluſtes. Groſſe Verbrechen würden in England im Durchſchnitte nur in den unterſten Claſſen der Geſellſchaft begangen, während in andern Ländern, wo das Volk ſeine ländlichen und Hirten-Gewohnheiten behaupte, die gröſten Verbrechen von den privilegirten Ständen begangen würden. —

Wir finden dieſe wichtige Bemerkung gegründet, und die Erſcheinung ſelbſt leicht zu erklären. Der

Mensch braucht ein allseitiges, ich möchte sagen kugelrundes Gebiet seines Wirkens, wie anderweit beschränkt und klein dasselbe auch übrigens seyn möge. In der kleinsten Kugel ist das Gesetz wie in der größten; und in dem ärmsten, wie in dem reichsten Menschen kann dasselbe Rechtsgesetz walten, wenn beyden nur gestattet wird vollständig und nach allen Richtungen das zu seyn, was sie in ihrer Lage seyn können. Wenn aber die Theilung der Arbeit in großen Städten, oder Manufacturen, oder Bergwerksprovinzen, den Menschen, den vollständigen freyen Menschen, in Räder, Drillinge, Walzen, Speichen, Wellen, u. s. f. zerschneidet, ihm eine völlig einseitige Sphäre, in der schon einseitigen Sphäre der Versorgung eines einzelnen Bedürfnisses aufdringt, wie kann man begehren daß dieses Fragment übereinstimmen solle mit dem ganzen vollständigen Leben und seinem Gesetz — oder mit dem Rechte: wie sollen die Rhomben, Dreyecke und Figuren aller Art, die man aus der Kugel herausgeschnitten, abgesondert für sich übereinstimmen mit der großen Kugel des politischen Lebens und ihrem Gesetz?

Das ist die lasterhafte Tendenz der Theilung der Arbeit in allen Zweigen der Privatindustrie, und auch in dem Regierungsgeschäfte. Den privilegirten Ständen in England und allen gebildeten Classen drängt sich die große Kugel des Nationallebens so lebendig

und allgegenwärtig auf, daß die schädlichen Wirkungen der Theilung der Arbeit, die überdieß auch im öffentlichen Leben dieses Landes nicht statt findet, wieder aufgehoben wird.

An vielen Stellen des Continents ist die Sache umgekehrt: die noch bestehenden Dienstverhältnisse beym Ackerbau, die Unmöglichkeit ein unbedingtes Taglöhnersystem in alle Zweige der Nationalindustrie einzuführen erhält die untern Classen in gewissem Grade vollständig, kugelrund und rein; dagegen die Theilung der Bildung in den höheren Ständen, auch die Theilung der Arbeit in Staatsgeschäften, hier, wo ihr an wenigen Stellen ein vollständiges Bild nationalen oder religiösen Lebens befriedigend und vereinigend entgegenkommt, oft in das Verbrechen hinüberleitet.

27.

Individuum und Corporation im Staate.

Data der Staatswiſſenſchaft ſind phyſiſche und moraliſche Perſonen, der Zweck dieſer Wiſſenſchaft eben ſo wohl das Leben, das Wohl und die Freyheit der Familien, der Stände und Corporationen, als das Leben, das Wohl und die Freyheit des Individuums. Es giebt nur phyſiſche Perſonen, in wie fern es organiſche Verbindungen unter dieſen Perſonen, oder moraliſchen Perſonen (Corporationen) giebt. Die Frage kann alſo nie ſeyn ob ſolche Corporationen, da wo ſie exiſtiren, fortdauern ſollen, oder nicht, ſondern ſie ſind ſtatuirt in wie fern das Individuum ſtatuirt iſt, welches nur in Wechſelwirkung mit ihnen lebt.

Folglich kommt es nie und in keinem Falle auf die Freyheit der Individuen allein an, ſo etwa, als

müsse die Existenz und die Form der moralischen Personen ihnen unbedingt weichen, und nachgeben, sondern beyde müssen einander gegenseitig bilden, beschränken und beleben. Der Anspruch beyder auf respective Freyheit ist gleich groß: und so erscheint dann, die Natur ihrer Träger folgend, die Freyheit in zwey grossen, tief verschiedenen und doch unzertrennlichen Grundgestalten: individuelle und corporative Freyheit; Freyheit des Menschen als Privatmann, und Freyheit desselben als Mitglied eines Standes oder einer Corporation. Aus dem Wechselleben dieser beyden Formen erzeugt sich ewig wachsend die allem Gemeinwesen einzig wünschenswürdige Freyheit.

28.

Die einfachen Grundsätze.

Ein großer Theil der Popularität des Systems von Adam Smith beruht darauf, daß ein höchst complicirter, tief in alle Verzweigungen des praktischen Lebens eingreifender Gegenstand, a la portée auch des gemeinen, gesunden Menschenverstandes, zur Fassung vollständiger Layen gebracht zu seyn schien.

Ich möchte allen Lehrlingen der Staatswissenschaft zuförderst ein tiefes Mißtrauen gegen die allgemeinen, leichtfaßlichen Grundsätze über große, unendlich verwickelte Weltgegenstände, wie Staat und Finanz, einprägen. Jede Wirkung steht in genauem Verhältniß zu ihrer Ursach, und die Allmacht eines Grundsatzes kann nur die Frucht mühseligen Eingehens in unzählige Besonderheiten seyn.

Der Grundsatz läßt sich dem Gedächtnisse einprägen, aber es ist überall eine Anwendung desselben nur gedenkbar im Verhältniß der Thätigkeit und Selbstbearbeitung, mit der er erworben ist. Nur der Erfinder oder Nacherfinder vermag ihn anzuwenden: nur nach Verhältniß der Gründlichkeit der Erfindung, ist der Grundsatz selbst gründlich.

29.

Taxation des Grundeigenthums.

Die Beweise der Fehlerhaftigkeit aller gedenkbaren Taxationsprincipien, also der Unmöglichkeit einer strengen Taxation des Grundeigenthums überhaupt brauchen nicht erst geführt zu werden. Was das Grundeigenthum, nebst seinen sächlichen Pertinenzien unabhängig von dem bestimmten Träger und Eigenthümer werth sey? diese Frage soll nicht genügend beantwortet werden, weil sie einen Widerspruch in sich schließt.

Das Grundeigenthum hat den höchsten Werth für den, der mit seiner Persönlichkeit in die Lokalität des bestimmten Grundstückes gleichsam verwächst, der am längsten darauf verharret: ein solcher Eigenthümer spürt unter dem Wechsel der Jahrszeiten, der politischen und Handels-Conjuncturen, die den momentanen Preis empfindlich verändern, den höchsten, realen

und bleibenden Werth des Grundstücks heraus; während der durch einzelne solche Conjuncturen veranlaßte Nominal- oder Schein-Werth die allervergänglichste und unsicherste Valuta ist, welche sich im Umfange des Staats vorfinden mag. — Nicht mehr und nicht weniger gehört zu der wahren Taxation eines Grundstücks, als die hundertjährige Geschichte desselben, und des Staats, mit dessen Schicksalen es auf Leben und Tod verflochten ist; ferner eine so vorurtheilsfreye Würdigung des Augenblicks und seiner Aspecten für die Zukunft, als sie wenigen Menschen gegeben ist.

Was ist das Grundstück werth? heißt: was ist das momentane Aequivalent für eine ewige Valuta?

30.

Geldweſen von Großbrittanien.

Was heißt Ueberfluß des Geldes? Kann denn je die bloße Summe der Geldzeichen etwas bedeuten? kann denn je ihr Verhältniß zum Geſammtbedarf angeſchlagen werden? Sind denn nicht auch hier jene Verhältniſſe überaus wichtig, nach denen ſich das Geld poſitiv und negativ unter Arbeiter und Rentenirer vertheilt.

Es iſt in England ſo viel von Ueberfluß der Geldzeichen die Rede geweſen; ich möchte den Beweiß führen, daß ein wirklicher Mangel des Geldes in Großbrittanien, obwohl außer allem Verhältniß zu dem Geldmangel des Continents, ſtatt finde. Zwey Umſtände ſind dem ökonomiſchen Gleichgewichte jenes Landes entgegen, müſſen alſo in gewiſſem Grade Theurung und Geldmangel veranlaſſen, wenn ihnen auch die Geſundheit der übrigen Nationalhaushaltung

kräftig entgegen arbeitet: es ist das Fundirungssystem, und das Tagelöhnersystem. Die nähere Betrachtung beyder wird lehren daß seit den letzten zwanzig Jahren in England ein wirklicher Geldmangel empfunden werden müsse, obgleich nicht in dem Maaße wie auf dem Continent.

Man denke sich die Wirkungen des Fundirungssystems: Ein Theil des Capitals der Nation wird fixirt, und man sperre sich wie man wolle, nominaliter fixirt, während der andre realiter fortlebt und fort erzeugt: indem ich überhaupt ein Capital auf Zinsen austhue, mich selbst der Befruchtung und Belebung desselben begebe, kann ich durchaus nicht prätendiren, daß der Werth dieses Capitals nach Verhältniß der steigenden Preise wachsen solle, mit andern Worten daß es zu allem übrigen fortlebenden Vermögen der bürgerlichen Gesellschaft in demselben Verhältnisse bleiben soll, als unter welchem ich es ausgeliehen.

Die Fortschritte der bürgerlichen Gesellschaft gehen ihren eigenen Weg und offenbaren sich in einer ordentlichen und ruhigen Preissteigerung; wenn mein Capital einem andern übertragen wird, so läuft dieser mit der bürgerlichen Gesellschaft und macht das Capital mit ihr laufen; er hält Schritt mit der Preissteigerung und verdient es; er kann im Gleich-

gewichte mit ihr bleiben. Für mich feinen Gläubiger ist die Preissteigerung gleich einem allmähligen Verdunsten meines Capitals und meiner Rente. — Um das Capital einem andern übertragen oder eine Rente damit erlangen zu können, muß es unter einem Gesichtspunkt, unter einer bestimmten Zahl und Benennung fixirt werden. Diese Benennung kann nur unter der Garantie des Staats geschehen, der mir die Zahlung der Rente und auch die Zurückzahlung des Capitals garantirt, folglich die von dem Staate verordnete Währung muß den Nahmen hergeben. Sinkt diese Währung, oder steigen die Preise, so kann ich keine Entschädigung verlangen für meinen Verlust, weil ich mich derselben durch den bloßen Act des Ausborgens schon begeben habe. Wollte ich den Realwerth beybehalten, und wäre es nicht durchaus unmöglich einen zukünftigen Werth in dem Contract zum Voraus zu fixiren, so wäre dieses eine wucherische Stipulation, ein Ernten-Wollen, wo man nicht gesäet hat. —

Folglich ist es natürlich daß alle Renten die aus dem Verborgen der Geld-Capitalien fließen, im Laufe der Zeit sinken und sich verzehren müssen. Wenn aber durch öffentliche Anleihen, oder durch Begünstigung der Verschuldung des Grundeigenthums, Creditsysteme u. dgl. ein eigner Stand der Rentenirer sich gebildet, so müssen durch diese absolute Divergenz

des lebendigen Capitals und des Renten-Capitals, oder eines Standes der von absolut sinkenden und eines andern Standes der von steigenden Werthen lebt, die innern Verhältnisse der Nationalthätigkeit zerrüttet werden. Das Geld in wie großen Massen es auch vorhanden sey wird sich immer nach der lebendigen Seite herüber schlagen, und auf der andern Seite relativ mangeln: und da diese Seite doch immer in Verbindung mit der andern bleiben muß, so wird theils sich der Rentenirer wehren und durch Wucher vertheidigen, theils die Disharmonie das Ganze ergreifen, und eine allgemeine Steigerung der Geldpreise, neben dem Geldmangel statt finden.

Dieser Umstand und das Tagelöhnersystem andererseits, weil es den Erwerb ausschließend auf die unmittelbare Kraftanstrengung einschränkt, verursacht an einzelnen Stellen Geldmangel, dem keine Armentaxe, kein parliamentarischer Almosen abhelfen kann. Wer seine Tagearbeit vermiethet, wie der Rentenirer sein Capital, der kann, weil dieser Contract täglich erneuert wird, zwar besser Schritt halten mit der Steigerung der Preise, indem er sich bey jedem neuen Contract wohl vorsieht; aber da er nicht auf den Contract der persönlichen Gegenseitigkeit, wie zu allem wirklichen Fortschreiten der Gesellschaft nothwendig ist, seine Person hingegeben (welches das einzige Verhältniß ist, das mit den Veränderungen der ge-

sellschaftlichen Währung Schritt halten kann) so kann sein vermiethetes Kraft-Capital plötzlich den Werth verlieren, dadurch, daß das bestimmte Bedürfniß darnach durch Mode, Maschinen, Mangel an Absatz verschwindet, oder daß die Kraft selbst durch Alter, Krankheit verloren geht. Jeder absolut fixirte Werth ist ein vergänglicher: wer sein Capital oder seine Arbeitskraft privateigenthümlich fixirt, vermiethet, der kann nicht mehr mit den Fortschritten des Ganzen im Gleichgewichte bleiben. Da dieses letztere insbesondere in dem brittischen Manufactursystem der Fall ist, so muß ein ungeheurer Geldmangel auch schon deshalb neben dem Ueberfluß herlaufen; also das beträchtliche Steigen der Preise nicht bloß, auch nicht einmal in bedeutendem Grade, aus der Vermehrung der Geldzeichen erklärt werden.

Dieses Steigen der Preise ist demnach in England so gut, wie auf dem Continent, obwohl in viel geringerem Grade, die umgekehrte Erscheinung von dem eigentlichen Sinken der Werthe, oder von der Störung der innern Verhältnisse des Vermögens, und ihres Verhältnisses zum Mittelpunkt.

31.

Von dem Wesen einer politischen Literatur.

Wenn eine ausgebildete, in allen ihren Theilen reiche, in das Leben allenthalben tief-eingreifende politische Literatur, in dem Sinne als die Brittische es ist, gefordert wird, so haben wir Deutsche keine. Alle einzelnen Departements der Staatswissenschaften sind bey uns freylich mit Schärfe und gründlichem Fleiße bearbeitet; aber lebendige in das politische Leben eingreifende Staatsbücher, worin sich der Geist großer Staatsmänner frey und eigenthümlich niedergelegt hätte, wie in den Werken brittischer Parlamentsredner, oder auch nur in den Memoiren französischer Minister giebt es bey uns nicht.

Die Autorschaft unsrer deutschen Geschäftsmänner hat sich nie weit hinaus erstreckt über völkerrechtliche und publicistische Deduction in vorfallenden Erb-

oder Besitzes-Streitigkeiten, Empfehlungen dieser und jener neuen Administrations oder Polizeymaaßregel, Motivirungen dieser und jener Gesetze. Dieses nun, nebst den detaillirten Bearbeitungen einzelner Felder der politischen Wissenschaft nenne ich die todte Literatur; denn es fehlt das wissenschaftliche Leben, die ideenartige Behandlung des Stoffes, oder doch das einzige, was das Leben und die Ideen ersetzen kann, nemlich die kriegerische, polemische, kritische Form.

Das Brittische Parliamentsgespräch hat eine solche streng polemische Form, und an dieses Hauptgespräch schließen sich alle Zeitungen, politischen Pamphlets und Journale des Königreichs, wie überhaupt alle Privatgesellschaften und Clubs bis auf das einsamste Gespräch herab. Jeder Einzelne von den Sprechern auf allen diesen verschiednen, größeren und kleineren Bühnen der politischen Wirksamkeit, steht in einem mehr oder minder erhabenen Partheystandpunkte; jeder Einzelne hat eine fixe Ansicht der Dinge; aber das Ganze ist in unaufhörlich streitender Bewegung, welche den Einzelnen allmählich und unvermerkt aus seinem Standpunkte herausrückt, und ihn nöthigt alle Standpunkte für die Ansicht der Verfassung und des Gemeinwesens wie im Kreise zu durchlaufen, und dergestalt ein lebendiger Zuschauer zu werden.

So entsteht denn auch eine lebendige politische Literatur in jenem Lande, und die unbeschreibliche Belehrung, welche der Ausländer in dem aufmerksamen Verfolg dieser Literatur empfindet; dieser nemlich wird durch die bloße Allseitigkeit des Gesprächs, dessen Zeuge er ist, zu einer Unpartheylichkeit ganz eigner Art genöthigt: sie ist nichts weniger als Indifferenz; das Allerheiligste der Politik wird so groß und so deutlich vor seinen Augen, daß keine einzelne persönliche oder sachliche Rücksicht weiter aufkommt.

In der Revolution im Jahre 1688, bey Erhebung Wilhelms von Oranien auf den Brittischen Thron ward bekanntlich das Interesse der protestantischen Kirche mit dem der Brittischen Verfassung für ein und dasselbige erklärt. Wie viele glückliche Folgen die Ausschließung der Stuarte und aller Römisch-Katholischen Succession für den Augenblick haben mochte: der Protestantismus ward zu einem fixen Begriff, der mit dem geflügelten Leben der Brittischen Verfassung, mit dem er auf Tod und Leben verbunden seyn sollte, nicht Schritt halten konnte: aber eben jenes in der Verfassung selbst einheimische Leben litt auf die Dauer diesen todten Fleck nicht. Die Angelegenheiten der Römisch-Katholischen in Irland mußten früher oder später zur Sprache kommen, und so zeigt sich dann eine bewunderungswürdige politische Harmonie, indem heute die Wortredner der

Freyheit, Whigs, ursprüngliche Vertheidiger der protestantischen Succession, allmählich, und ohne daß sie es gemerkt haben durch den Thierkreis, den sie zu durchlaufen hatten, fortgetrieben, und nun zu heftigen Vertheidigern der katholischen Sache geworden sind.

Ein Thron, eine Sache, ein Prinzip, eine Idee können nicht fester stehen, als wenn sie im Mittelpunkte einer so gewaltigen, und doch so regelmäßigen Bewegung stehen, und von ihr getragen werden. Nichts daher befestigt den politischen Sinn wie das Studium der Brittischen politischen Literatur: das Große wird allenthalben entweder in seiner eigenthümlichen Bewegung, oder gar nicht aufgefaßt.

Wenn man die tausendfältige Belehrung erwägt, welche diese ganz einzige und unersetzliche Schule gewährt, so giebt es einen niederschlagenden Contrast wenn man sich der gemeinen Anglomanie erinnert, die sich mit einzelnen Fragmenten der Verfassung und der Sitten von England brüstet, die, wie der Jude im Kaufmann von Venedig, die einzelnen Pfunde Fleisch aus diesem großen lebendigen Körper begehrt; oder wenn man sich erinnert daß der große Hause von Deutschland diese Verfassung nicht anders kennt als aus einem Buche von Archenholz, einem schlechten aus

Englischen Kaffehäusern und Zeitungen zusammen gebrockten Panegyrikus auf Alt-England, worin ganz nach Art des Londner Pöbels viel Porter getrunken, viel Politik und Englische Constitution geschwatzt, und viele Toasts auf Mr. Fox ausgebracht werden.

32.

Edmund Burke.

Das traurigste Phänomen der Einseitigkeit deutscher Nation ist die Unbekanntschaft mit diesem grossen Charakter und der Wissenschaft, die vorzugsweise seine Wissenschaft genannt werden sollte, der höheren Staatskunst. Mit ängstlichem Streben nach Allgemeinheit raffen wir die Erzeugnisse der umliegenden Welt zusammen; fast jeder glaubt sich persönlich verpflichtet, für die Verbreitung des unbedeutendsten zu sorgen, was vom Auslande her ihm zugeflossen ist, und wir müssen es erleben, daß uns ein Charakter und Werke entgehen, die seit dreyssig Jahren als Muster eines benachbarten, von uns aufmerksam beobachteten Landes, als Haupttriebfedern in den auch uns am nächsten angehenden Weltereignissen unserer Zeit, und als Gipfel der Thatkraft des ganzen achtzehnten Jahrhunderts dastehn.

Entgangen ſind ſie uns, ſage ich, und weiß ſehr gut, daß zwey ausgezeichnet vortreffliche politiſche Werke Burkes überſetzt ſind, dem unſterblichen Geiſte durchaus angemeſſen, und ſo, wie nur Deutſche zu überſetzen vermögen; ich weiß, daß ſeine über die damalige Höhe der Spekulation in England weit hervorragende Jugendſchrift über das Erhabene und Schöne ſchon bey ihrer Erſcheinung im Original und in der Ueberſetzung geleſen und reſpectirt wurde, auch vor einigen Jahren durch eine unpaſſende und linkiſche Citation in einer Kantiſchen Schrift wieder allgemein zur Erinnerung kam.

Deſſen ungeachtet iſt Burke uns entgangen: aller Schimmer der Beredſamkeit, alle Innigkeit und Tiefe des unvergleichlichen Charakters, den ſie darſtellt, alle Gewalt des Reichthums und des Genies in den Betrachtungen über die franzöſiſche Revolution und in der Rechtfertigung ſeines politiſchen Lebens vermochten nichts gegen das deutſche philoſophiſche Naturrecht, das gerade damals auf der höchſten Höhe ſeines kurzen und von allen Seiten gebrechlichen Daſeyns ſtand. Dieſe außerordentlichen Schriften die nach der Art alles Unvergänglichen in Wiſſenſchaft und Kunſt ſich bey jeder neuen Betrachtung gebietender und majeſtätiſcher zeigen, die als ächte Probierſteine des Lebens in ihrer ſteigenden Entwicklung, uns jede, ſelbſt die unmerklichſte Erweiterung

unſers eignen Wirkungskreiſes darſtellen, — heißen politiſche Partheyſchriften, und ſind wie der große Moment, der ſie veranlaßte, vergeſſen und für eine deutlicher unterſcheidende Nachwelt niedergelegt.

Ich geſtehe, ich finde es an ſeinem Orte, wenn die Unverſtändigen Burken einen Schwärmer, einen Viſionär, einen bezahlten, wüthenden Partheygeiſt nennen. Gerade ſo muß der erſcheinen, der in dem leeren und ſinnloſen Getümmel ſeiner Zeit, als Menſch von Fleiſch und Blut umhergeht und handelt; für grade ſo verkehrt muß jede Wendung ſeines hohen Betragens von den Verkehrten gehalten werden: das unbefleckteſte, partheyloſeſte Herz, das je in die großen Geſchäfte von Staat und Welt eingriff, mußte aller Haß, alle Schmach verfolgen, die den treffen, der ſich durch ungeſtüme Hitze des eignen Bluts, oder durch Gold für irgend ein einzelnes Intereſſe gewinnen läßt. Selbſt ſein ſonſt ſo rechtliches, getreues, dankbares Vaterland, das er liebte, wie keiner es je geliebt hat, ſelbſt die Pitts und Grenvilles nicht ausgenommen, wußte ihn wenig zu verſtehen, und lernte ihn erſt verehren, als nach ſeiner Entfernung vom Parliamente und nach ſeinem Tode jede kommende Stunde erfüllte, was er verheiſſen, und ſtrafte wo er gedroht hatte.

Aber je weiter seine Sphäre über dieses Vaterland, über diesen Kern seines Lebens hinausreichte, um so weniger war Großbrittanien, das sich in spröder Genügsamkeit auf die Gedanken zu beschränken pflegt, die sein eigner Boden erzeugt, im Stande ihn zu würdigen. Die Theilung und Vereinzelung der Wissenschaften ist dort, wie die Theilung der technischen Geschäfte am weitesten getrieben. Mochte die Staatskunst Burkes, gebildet unter den vielseitigsten Kämpfen für das Glück und die Freyheit Großbrittaniens, gereift unter den großen Angelegenheiten des revolutionirten Frankreichs, Irelands, Nordamerikas und Ostindiens, den wichtigsten des Jahrhunderts, die er in ihrem Umfange ergriffen hat, wie keiner von denen, die sie unmittelbar leiteten, mochte diese Staatskunst eingreifen von tausend Seiten in alle Kunst der Schönheit und des Lebens; mochten Religion und Philosophie sich alle seine Werke, nach wenigen durchbrochenen Eingängen und aufgeschlossenen Thüren, die der große aber bescheidene Geist selbst nicht zu öfnen wagte, zueignen — das Vaterland sah in ihm nichts als den Politiker und den Parliamentsredner. Deutschland in seiner Universalität war bestimmt den Umfang und die Tiefe dieses Mannes zu erkennen; und es hat weniger als England, es hat, ganz gegen die Erinnerungen seines berühmten Uebersepers in ihm nur den Partheyschriftsteller gesehen.

Wenn man sich erinnert, daß Burke von seinem 25sten bis in sein 60stes Jahr, ohne auf das eigene persönliche Interesse weiter zu achten, und unter den drückendsten äußeren Umständen, ein im erhabensten Sinne des Wortes durchaus öffentliches Leben führte; daß er mit einem unbeschreiblichen Fleisse alle großen Angelegenheiten, die in diesen vierzig Jahren, vor der Gesetzgebung Großbrittaniens vorübergingen, theils im Leben, theils in Büchern und Acten aller Art studierte; daß er die Finanzen, den Handel und das Recht erlernte, so daß er der Führer aller dieser Verwaltungszweige hätte seyn können; daß er Nordamerika welches von 1772 bis 1783 das Parliament fast ausschließend beschäftigte, kannte als wäre er dort geboren; daß er Ostindien und alle verwickelten Regierungs- und Commerzial-Verhältnisse dieses Landes bis in die kleinsten Details beherrschte, in dem Maaße, um den großen vieljährigen Prozeß gegen Warren Hastings fast allein zu führen; endlich daß er die französische Revolution und die gesammten Continentalverhältnisse tiefer als irgend ein Zeitgenosse, und ohne Vergleich besser als irgend ein Engländer ergründete; daß er ausser allen diesen an jeder großen, sein Vaterland oder die Welt angehenden literarischen und politischen Begebenheit den lebhaftesten Antheil nahm, daß er jede Wissenschaft, jede Kunst nicht bloß geliebt, sondern thätig beschützt, ja mit den fruchtbarsten und

größten Gedanken geſchmückt — ſo erhält man den Eindruck eines politiſchen Lebens, welches ohne weiteres Beyſpiel ſeyn möchte.

Zu allem dieſem Coloſſalen, was der lebendige Fleiß, nicht der todte, aufſpeichernde Fleiß des Stubengelehrten bewirkt, rechne man nun noch eine Beredſamkeit, wie des Demoſthenes: über die theatraliſchen Wendungen, über die Ausſchweifungen der Phantaſie, über die Viſionen die einige elende Geſchmacksritter darin finden wollten, hat die Welt ihn gerechtfertigt; — ferner eine göttliche Klarheit und Liebenswürdigkeit des Verſtandes, die im Kleinen wie im Großen jeden anſprachen den Burke eines Antheils oder auch nur einer leichten Anrede würdigte; zu allem endlich noch eine republikaniſche Einfalt und Unſchuld des Lebens, welche nie durch irgend ein hochmüthiges Streben nach äußerer Bedeutung, oder auch nur durch irgend einen hoffärtigen Gedanken entweiht worden.

Burke war nicht zu rangiren: Ehrenſtellen gab es für ihn nicht; nicht einmal einer Gruft in Weſtminſter oder St. Paul bedurfte es: er lebte und webte in dem Gedanken ſeines Vaterlandes, und ſo hat er auch durch ſein bloßes Daſeyn, durch ſeine bloße Zeugenſchaft oder Mitleidenheit ſoviel Einfluß

auf die öffentlichen Geſchäfte gehabt, als ihm kein eigentliches Amt, wie wohl er dergleichen Stellen im Miniſterio auch bekleidet, hätte geben können. Nie hat, nach der Bemerkung Cannings in ſeiner Critik der Giffordiſchen Biographie von William Pitt, ein Redner in Großbrittanien durch einzelne glänzende Schläge im Parliament wahren Einfluß erworben; die Beredſamkeit der Griechen und Römer wirkte Stoßweiſe: im Parliament bedeutet man nur durch langjährigen Druck, durch ganze Reihen von Thaten. Dieſen Druck hat niemand über das Parliament und ſomit über Großbrittanien ausgeübt, wie Edmund Burke: noch in den letzten Tagen ſeines Lebens, als der trübe Blick und die von finſteren Ahndungen erfüllte Rede dieſes Mannes mehr beängſtigte und quälte, als erfreute, hat oft ſein Schweigen mehr gewirkt, als die glänzendſten Reden neuer unerprüfter Menſchen.

Großbrittanien an ſich iſt für den Lehrling der Staatswiſſenſchaft ſchwer zu ergreifen; die ungeheuren Combinationen von juriſtiſchen, merkantiliſchen und politiſchen Intereſſen, welche ſich hier aufdrängen ſind nicht jedermanns Ding und erfordern ein ganzes Leben, um ſie zu faſſen. Darum in einem Spiegel concentrirt, wie in Burke, treffen ſie unmittelbar

den Geiſt; man wird in die gewaltige Wechſelbewegung zwiſchen ihm und ſeinem Vaterlande fortgeriſſen und ſieht noch mehr als Großbrittanien: nemlich ein auf alle Zeiten und Oerter paſſendes öffentliches Leben, ein Muſter von ſeltner Größe und Eigenheit.

33.

Studium der positiven Wissenschaften. 1808.

A. Lies, olies vor allen die Schriften von Burke

B. Du sagtest es wären Gelegenheitsschriften, welche den Zustand der Dinge angiengen, wie er zur Zeit des Autors gewesen sey. So müssen sie also antiquirt seyn: es muß jetzt auf ganz andere Dinge und Fragen ankommen. — Wozu soll ich das Veraltete lesen? derweil ist ja die Zeit reissend fortgeschritten und schreitet während des Lesens immer mehr fort.

A. Lies dennoch den Burke und grade die Gelegenheitsschriften.

B. Wenn aber so vieles dem Interesse des Augenblicks näher liegt: Eggers und Villers und Buch-

holz, und die Angelegenheiten von Rom, von Spanien, von Preussen. Du sagst selbst, man müsse in seiner Zeit, in der Gegenwart leben vor allen Dingen.

A. Wohl, nur daß ihr diese schwere Kunst des Lebens in der Gegenwart nicht versteht! nicht blos eure Augen, auch eure Herzen, alles Heiligste und Größte soll gegenwärtig seyn mit euch. Dies sollt ihr lernen, indem ihr unermüdet betrachtet, wie ein anderer Rechter, Rechter in seiner Zeit gegenwärtig gewesen. Es muß überhaupt viel vergegenwärtigt werden, um die Gegenwart recht zu erkennen. Darum lernt die Vergegenwärtigung von Burke.

B. Aber die Handbücher der Staatswissenschaft, die nicht bey vorübergehender Gelegenheit, sondern für alle Gelegenheiten und Zeiten geschrieben, müssen doch lehrreicher seyn.

A. Sie sind es nicht; selbst die trefflichsten, die Untersuchungen des Adam Smith sind es nicht. Gerade, weil sie für alle Zeiten, für alle Oerter geschrieben und an alle Leser gerichtet sind, sind sie für keinen Leser genugthuend, für keinen Ort passend und für keine Zeit wahr. Was dagegen tüchtig und vollständig für oder gegen eine bestimmte Zeit, bey einer recht ordentlichen Gelegenheit gesagt worden,

das gehört allen Zeiten an. Es nöthigt ja die Zeit, den Ort und die Gelegenheit, welche es veranlaßte — das heißt den Stoff des Staatskünstlers zu ſtudiren, und den Helden recht gegenüber den Umſtänden zu ergreiffen: und wie möchte man den Helden recht begreifen, als im Kampfe? Um ſolchen Autor zu leſen müßt ihr mit ihm agiren; und welche Schrift nicht dazu nöthigt, wie ſie auch von todter Weisheit ſtrotzen möge, nenne ich nicht lehrreich. Die Regeln in den bloßen Handbüchern, und die Fälle in den bloßen Zeitungen ſind nichts. Sehet ihr aber den Künſtler in ſeinem Stoff, den Helden in ſeiner Zeit — dann habt ihr ideenweiſe und künſtleriſch agirt: nicht begriffsweiſe nach Handwerkerart.

34.

Jeſuiten.

Bey näherer Betrachtung der Inſtitutionen und Geſchichte der Geſellſchaft Jeſu leuchtet ein, daß die Stiftung des heiligen Ignatius nur dadurch geſunken, daß ſie den weltlichen Geſchäften nicht mehr gewachſen geweſen: und wenn der proteſtantiſche Vorwitz ihr den Vorwurf gemacht, daß ſie allzuſehr in weltliche Dinge eingegriffen, ſo machen wir ihr vielmehr beſtimmter den Vorwurf, daß ſie von dem Gedanken „der Inſtauration aller Dinge die im Himmel und auf Erden ſind in Jeſum Chriſtum“ (nach dem heiligen Paulus) ausgegangen, und nichts deſtoweniger unzählige ſehr wichtige irrdiſche, aber mit heiligen Dingen ſehr nahe verwandte Gegenſtände, dem Laufe der Welt und der Diſpoſition weltlicher Denker überlaſſen hat.

Wie mochte ſie ihre groſſe Abſicht, die Erziehung der Völker für die Kirche Jeſu Chriſti erreichen, wenn

ſie die Philoſophie und die Mathematik, dem Ariſtoteles, dem Archimedes, dem Euklides und andere heidniſchen Lehrer überließ, wenn ſie dem Deskartes, Newton und Leibniz in bedeutenden Punkten beypflichtete, zumal wenn ſie die Conſtitution der bürgerlichen Geſellſchaft, die Lehre von den Geſetzen und der Haushaltung der Völker anerkannte, ſo wie der Zufall und weltliche Intelligenz ſelbige ausbilden mochten.

Die Inſtitution der Geſellſchaft Jeſu ſcheint die bereits vollendete Unterwerfung aller Wiſſenſchaften und weltlichen Intereſſen im Geiſte Jeſu Chriſti vorauszuſetzen; ihre Dauer ſchien von der Errichtung eines geiſtlichen Layenſtandes, der unaufhörlich die erweiterten weltlichen Angelegenheiten an den Orden heranbrachte, und mit dem Stamm der Wiſſenſchaft Chriſti vereinigte, abhängig. Nichts von beyden zeigt ſich! Wie mochte ſie den Geiſtesrevolutionen des achtzehnten Jahrhunderts gewachſen ſeyn, wenn dieſe größtentheils aus heidniſchen Anſichten der Dinge abfloſſen, welche die Sozietät anerkannte? Wie mochte ſie verhindern, daß die Mächtigſten ihrer Anhänger, die dergeſtalt ewig unbefriedigt zweyen Herrn, Gott und dem Mammon zu dienen verdammt waren, die ohnmächtigſten wurden? Wie mochte ſie ihren eignen Untergang verhüten? —

Die Entdeckung des Alterthums und der Indien, und ihre Folgen, die Ketzereyen des sechszehnten Jahrhunderts, deren ganzes Fundament dieselbige heidnische Philosophie war, welche die Gesellschaft Jesu anerkannte, wenn auch nicht lehrte, — haben den heiligen Ignatius zu seinem grossen Werke bestimmt: die in Zeit und Raum aufs Doppelte angewachsne Welt sollte für die Kirche mit geistigen Waffen erobert werden; an die Enden der Welt, in alle Indien sandte er seine Missionare, in das heidnische Alterthum seine Doctoren, daß sie alle Entdeckung von Ländern und Zeiten, von Besitzthümern und Kenntnissen weiheten und für das Reich Christi erwarben; aber die Missionarien, allzu abgewandt von dem Weltlichen, und ungewachsen demselbigen, verstanden nicht nach den Worten ihres Meisters einzugehn durch die Thüre der Weltlichkeit, der irrdischen Interessen, der Lokalität, der physischen Bedürfnisse und dennoch auszugehn durch die Thüre Christi; und die Doctoren verstanden nicht: die Weisheit der Heiden, des Plato, des Aristoteles zu unterwerfen, und wie Sclaven zu fesseln an dem Altare Christi und an sein Evangelium.

Im Namen der Gerechtigkeit sey es gesagt: um des Widerspruchs Willen, in den sie gestellt waren, mußten sie sich in weltliche Dinge mischen, auf weltliche Weise mischen, weil sie selbst zwey Welten aner-

kannten, und Wissenschaft, Haushaltung, Staats-Gesetz nicht einverleibt waren dem Reiche Christi, dennoch aber, zufolge der grossen Stiftung, nicht sich selbst überlassen werden konnten. Daher auch die Inquisition und alle Gebrechlichkeiten der grossen Stiftung.

Ist denn nicht alle Erziehung ein fruchtloses Werk, wenn der heilige Strom unsers Glaubens, aus dem alle unsre Begierde gekühlt, alle unsre wahre Lebenskraft angefrischt werden soll, der alle unsre Werke treiben, und unsern irrdischen Handel und Wandel zu einem unendlichen Gemeinwirken verbinden soll, unaufhörlich getrübt und verschlammt werden kann, durch unreine Quellen die aus dem Alterthum und aus unsern weltlichen Geschäften herfliessen? — Was erreichen wir, wenn wir zuletzt den Strom durch einen Damm an der Mündung dieser Quellen rein erhalten wollen? — Die allgemeinen Ueberschwemmungen dieser Zeit; unzählige dieser Seitenströme werden wir kanm abzudämmen vermögen; das Verlangen der Menschen nach der philosophischen und mathematischen Einsicht, auch in die weltlichen Dinge, können wir nicht verdammen; wir können ihnen nicht untersagen die Waffen der Erkenntniß des Teufels, ohne die ihr Gottesdienst nichts vermag. — Also man muß selbst an die Quellen steigen, sie reinigen, wo sie gereinigt, sie zerstören, wo sie zerstört werden müssen.

Das Lebensband zwiſchen dem Körper der geheiligt und der Seele die zu Gott geführt werden ſoll, können wir nicht zerſchneiden: die Ertödtung des Körpers, weil er nun einmal vom Teufel ſey, ſcheint im Privatleben zu gelingen; aber im öffentlichen Leben? ſind denn die Körper unſrer Communen, Korporationen, und Staaten auch vom Teufel, oder können wir ſie zerſtören, die der Erlöſer unangerührt gelaſſen, ohne das ganze Werk der Erlöſung und Heiligung auf Erden aufzugeben?

35.

Idee eines Seminariums der Staats-Wirthschaft für die österreichischen Staaten.

Auf dem ersten Anblick sollte es nicht schwer scheinen, eine Nation, wie die Oesterreichische, zu überzeugen, daß der ökonomische Vortheil des Einzelnen, und der des Landesherrn allenthalben übereinkommen. In den Stunden der Gefahr ist ohne Unterschied Leben und Eigenthum jeglichen Bürgers, wie des erhabenen Kaiserhauses selbst, für das Bestehen des Vaterlandes angebothen und dargebracht worden; von jener Gemeinschaft der Güter, die im Augenblicke der Noth in Oesterreich Statt findet, ist ganz Eurera Zeuge gewesen.

Indeß scheint häufig der Friede dieser Gemeinschaft der Güter ein Ende zu machen: der Geist der Zeit wird mächtiger in dem Maaße als die Wat-

ſen ſchweigen; der einzelne Bürger trennt allmählig wieder ſeinen Vortheil von dem Vortheil des Landesherrn, und betrachtet den Gewinn der öffentlichen Caſſen wie einen Abzug von ſeinen eigenen, häuslichen Genüſſen.

Nun iſt es freylich ein armſeliger und unglücklicher Verſuch etwas gewinnen zu wollen, ohne daß der Staat mitgewinnt, ſeine Güter amelioriren zu wollen, ohne daß dieſe Verbeſſerungen in die Ameliorationen des Staats eingreifen, überhaupt ſich auf Koſten des Staats zu bereichern, weil am Ende aller Reichthum von dem Schutze und der Sicherheit abhängt, die der Staat giebt, und weil, wenn der Staat arm iſt, es keine reichen Bürger geben kann. Indeß, der bürgerlichen Erwerbszweige giebt es im Frieden unendlich viele; die Einſicht in das Weſen der vaterländiſchen Staatswirthſchaft beſitzen wenige; auch dem vortrefflichſten Staatswirth entgeht oft der Zuſammenhang des einzelnen Gewerbes mit dem Vortheil des Staats; dem Bürger liegt ſeine eigene Haushaltung ſo nahe und deutlich vor Augen, als die Staatshaushaltung ihm entfernt und dunkel erſcheint; endlich aber geht in der ganzen Welt eine Sage von der Freyheit des Gewerbes und des Erwerbes umher, die dem egoiſtiſchen Hange des menſchlichen Herzens ſchmeichelt, und für die ſelbſt Oeſterreich nicht unempfänglich bleiben

kann, da es so gut wie die andern Reiche durch dieß Jahrhundert hindurch muß.

Wenn es aber möglich wäre, jene Einheit des ökonomischen wie aller andern Interessen, die sich in Oesterreich zeigte, sobald irgend ein äusserer Feind zu bekämpfen war, auch im Frieden zu erhalten; wenn eine ganze Nation über ihre Staatswirthschaft allmählig aufgeklärt werden, wenn sie dahin gebracht werden könnte, ihrem Finanzminister in die Hände zu arbeiten, anstatt ihm, durch den Geist und die Freyheitstheorien der Zeit verführt, entgegen zu wirken, so wäre die größte ökonomische Amelioration zu Stande gebracht, die gedenkbar ist. Keine Art von Gesetzen bedarf der nationalen Mitwirkung in dem Maße, als die Finanzgesetze; sie nehmen das Privatleben in Anspruch, sie dringen in jeden Winkel des häuslichen Lebens: Eigennutz und böser Wille können die Wirkungen der weisesten Patente vereiteln, und was die Unwissenheit der Nation in staatswirthschaftlichen Dingen anrichtet, kann durch keine Energie und Charakter-Größe des Staatsmannes ersetzt werden, so wie es wohl im Felde, oder in Justiz- und Polizeyangelegenheiten möglich ist.

Einen grossen Schritt, eine Schule möchten wir es nennen, zur Verständigung des Volks und der Regierung in Finanzangelegenheiten, (den einzi-

gen, über die in einer ſo guten und treuen Nation, wie die Oeſterreichiſche noch Mißverſtändniſſe möglich ſind) hat dieſes Volk ſchon gemacht: ich meine, gerade durch ſeine Geldverwirrung; denn wie möchte es andern Nationen, welche die Vortheile einer regelmäßigen Metall-Circulation genießen, wohl beyfallen über das Verhältniß des Staats, und des Privat-Intereſſe nachzudenken? Dort baut der Einzelne ſeine Sache auf das Mehr oder Weniger der Metallſtücke, die er durch Arbeit, Kunſt oder Liſt aus der allgemeinen Circulation an ſich reißt. Das Metall gilt in der ganzen Welt: mehr gilt mehr, und weniger weniger von Liſſabon bis Moskau; es bewegt ſich ſo raſch als ſich der Menſch nur bewegen kann: wenn der Staat alſo nur die Veräuſſerlichkeit alles Lebensgeräths, auch der Grundſtücke, d. h. ihre Umſetzbarkeit in Metall befördert, wenn er nur Chauſſeen baut und Straſſenräuber hängt, ja wenn er dem einzigen wahren Uebel, dem Geldmangel, durch gelegentliche Eröffnungen ſeiner Schatzkammer, wenn dergleichen exiſtirte, abhülfe, ſo hätten die Bürger ſolcher Reiche ja durchaus keine Aufforderung weiter über die Staatswirthſchaft ihres Vaterlandes nachzudenken.

Oeſterreich aber darf nie vergeſſen, auch wenn durch den Drang der Zeitumſtände ſein Papiergeld dereinſt verſchwinden könnte, daß einmahl in der

reichen Geſchichte dieſes Landes, Staatswirthſchaft und das Privatintereſſe jeder Haushaltung auf Leben und Tod verbunden geweſen ſind, daß ein einfaches kaiſerliches Wort und der Glaube der Nation daran, eine geraume Zeit hindurch, und gerade damals die Stelle alles Metalles vertreten hat, als in der übrigen Welt das Metall den Meridian ſeiner Allmacht erreicht hatte. Das Experiment iſt gemacht; die Noth hat es herbeygeführt, dem Herzen der Nation iſt es gelungen, in ſo weit, als überhaupt, was die Noth und nicht das Bewußtſeyn des Menſchen herbeyführt, gelingen kann. In der Mitte von Europa gelegen, und durch ſeinen unermeßlichen Reichthum zu tauſendfältigem Verkehr mit andern Nationen aufgefordert, kann es Oeſterreich nicht gelingen, ſich ganz zu iſoliren, und das Metall ganz zu entbehren, was die verſchiedenen Völker unter einander verknüpft. Kunſt und reiner Wille werden das Gleichgewicht zwiſchen dem vaterländiſchen und dem europäiſchen Metall-Gelde erreichen, und dieß Gleichgewicht wird die Bürgſchaft des gerechten Verhältniſſes zwiſchen dem innern und äuſſeren Verkehr, wie zwiſchen der patriotiſchen und der cosmopolitiſchen Geſinnung jedes Einzelnen ſeyn.

Aber ſelbſt auf dem dunkeln und bewußtloſen Uebergange der Nation durch die Alleinherrſchaft des Papiergeldes zu einem höheren ökonomiſchen Gleich-

gewicht, wobey Oesterreich fast allen Völkern des Continents von Europa vorangetreten ist, hat jeder einzelne Bürger einen fortdauernden stündlichen Zusammenhang seines Vortheils mit dem des Staates ahnden gelernt, er hat alle seine besondern Speculationen und Amelierationen auf den Gang der Staatswirthschaft beziehen müssen, deren Nachtheile, eben weil eine Geldverwirrung Statt fand, unmittelbar auf jede Familie nachtheilig zurück wirkten. Das nenne ich einen bedeutenden Schritt zur National-Aufklärung in Finanzsachen; wiewohl die höhere Aufgabe noch zurück bleibt, diesen durch die Noth erzwungenen Antheil an der Staatswirthschaft zu einem freywilligen, dieses National-Geld-Interesse an dem Staat zu einem allgemeinen ökonomischen Interesse zu erheben. Dieß Letztere nun ist ein grosses und schönes, wiewohl nur [illegible] endlicher Annäherung zu verfolgendes Ziel für die politische Erziehung.

Der Geist ökonomischer Amelioration hat sich in Oesterreich zuerst in der Landwirthschaft, dem ersten, nächsten und wesentlichsten Gegenstand auch der staatswirthschaftlichen Vorsorge, geäussert: die grossen Grundeigenthümer, würdige Repräsentanten des Bodens, der ein solches Volk und ein solches Fürstenhaus trägt, sind vorangegangen; die Culturfortschritte des Auslandes sind nicht unbenutzt geblieben. Nun ist freylich jeder Culturfortschritt des einzelnen Gu-

tes Gewinn für das Ganze, und jede Erhöhung der intensiven Productionskraft des Bodens eine wirkliche Eroberung für die ganze Monarchie; indeß so lange die preißwürdigen Bestrebungen des einzelnen Landwirths ohne Rücksicht auf die gesammte Land- und Staatswirthschaft der Monarchie bleiben, so lange jeder einzelne Landwirth bey seinen Amelierationen bloß sein besonders Local und die neuerfundenen Handgriffe zu Rathe zieht, so lange der Local-Preis der Producte, der Wolle, des Getreides u. s. f. seine Hauptrichtschnur bleibt, so lange besteht die Gefahr, daß die Einführung der Cultur-Vortheile des Auslandes zum Nachtheil der National-Oekonomie von Oesterreich ausschlagen kann, daß einzelne Zweige der Landwirthschaft, denen vielleicht gerade der vergängliche Markt in gegenwärtiger, allgemeiner Handelszerrüttung günstig ist, ungebührlich und krankhaft ausgedehnt werden, und ein Reichthum entsteht, der weil er nicht durch die Staatswirthschaft von Oesterreich garantirt ist, auch selbst nicht bestehen kann.

Jeder patriotische Landwirth d. h. jeder Landwirth der seinen wahren Vortheil versteht, hat drey Dinge zu beachten, aber in der Folge, in der ich sie nennen werde. Zuerst immerhin sein besondres Local, sein Feld, seine Fluren, seine Weinberge und die durch weise Gewohnheit, auf ihn herabgebrachte

Bewirthschaftungsmethode seines Ackers; dann aber zweytens eben so nothwendig und gründlich, die ökonomische Beschaffenheit, Natur und Gesetzgebung, der gesammten Land- und Staatswirthschaft der Monarchie, in welcher er gebohren ist, und lebt: das ist seine Pflicht als Grundeigenthümer, als Glied der ersten Staatsbürgerclasse. Er muß den Nutzen des Vaterlandes unaufhörlich beachten, denn ihm ist ein Stück desselben handgreiflich anvertraut. Dieß sind die beyden Hauptpunkte: kommt Gefühl und Gehorsam für Natur und Vaterland, auch Mark in den Knochen, und Klarheit der Augen hinzu, so wäre der Landwirth schon fertig, den Oesterreich braucht. Man vergönne ihm aber drittens auch die Fortschritte der andern europäischen Nationen, die Handgriffe des englischen Gartenbaus, den man in unserm Sinne des Wortes fälschlich Landwirthschaft nennt, man vergönne ihm Einsicht in die Wechselwirthschaft und in die Wissenschaft der sogenannten rationellen Landwirthschaft; — vorausgesetzt, daß er nie vergesse, wie er ein Oestreicher ist, wie er sein Landgut nicht nach Art jener metaphysischer Landwirthe ausgewählt hat, sondern, wie meistentheils es ihm angestorben ist, wie ihm der Herr und die Gesetze, denen seine Scholle pflichtig ist, nicht gleich gelten können, und wie ihm durchaus nicht freysteht, etwas anders zu seyn, als ein Oestreicher. Er halte sich an dem technischen und physi-

calischen jener Studien und Schriften, übersehe aber nie, daß diese Autoren das wichtige zweyte Hauptstück versäumt haben, und daß sie von einer allgemeinen und doch isolirten Landwirthschaft reden, ohne Rücksicht auf bestimmte Staatswirthschaft und bestimmtes Vaterland, welche Rücksicht ja erst in allen Beziehungen die Landwirthschaft, der Ehre eine Wissenschaft zu seyn würdig macht.

So denke ich mir den ächten Landwirth; so, mit veränderten Zeichen, die jeder Leser selbst ergänzen kann, den wahren Fabrikanten und Kaufmann; und für den Staatsbeamten, und für alle gilt, in ökonomischer Hinsicht, wie in allen die ewige Regel: ohne Vaterland kein Grund und Boden überhaupt, und ohne beständige Wechselwirkung der Land- und Stadtwirthschaft mit der Staatswirthschaft, überhaupt keine Wirthschaft.

Es wird nicht für Verwegenheit gelten, wenn ich behaupte, daß in Oesterreich wie überall, das erwähnte wichtige zweyte Hauptstück der ökonomischen Erziehung fehlt, wenn auch einzelne Landwirthe, durch gerechte Gesinnung geleitet, die National-Wirthschaft kennen gelernt, so weit die Mittel es gestatten.

Die Vorbereitung der Staatsbeamten ist juristisch: und Gott verhüte daß ich, der ich zu gut

weiß, welches Unheil die faule Manier flacher Cameralstudien seit 30 Jahren in der Welt angerichtet, nicht Oesterreich Glück wünschen sollte, daß es der alten tüchtigen Manier treu geblieben: zuerst die Gesetze, die ja nichts anders sind, als die Resultate der gesammten Nationalökonomie verflossener Jahrhunderte; dann, aber auch dann erst, wenn die Jahrhunderte ihr Recht erhalten haben, kann der gegenwärtige Vortheil, d. h. die Oekonomie an die Reihe kommen. Unter dieser Voraussetzung sey es mir erlaubt zu behaupten, daß ein Glied in der Erziehung auch des Staatsbeamten fehlt.

Im Gefühl des Bedürfnisses einer ökonomischen Erziehung der Staatsbeamten, wie auch der erwerbenden Stände, hat man seit 30 bis 40 Jahren vornämlich in Deutschland, eigne hohe und niedre Schulen errichtet, Cameral-Academien wie die von Kaiserslautern, landwirthschaftliche Institute, Forst- und Handlungs-Academien, Realschulen u. s. f. In wiefern sich aber der Unterricht auf diesen Anstalten, theils auf einzelne Zweige der Nationalökonomie mit ihren Hülfskenntnissen beschränkte, theils, wie in den beliebten Realschulen, auf einer völligen Absonderung der physikalisch-ökonomischen Wissenschaften von der eigentlich gelehrten und juristischen Bildung beruhte, theils ausser aller Beziehung auf ein wirkliches vaterländisches Local stand — konnte damit für die

Oekonomie nichts weiter erreicht werden, als etwa technische Fertigkeit, und eine Vielwisserey in höchst unrealen Dingen, die der alten Tüchtigkeit deutscher Gewerbe vielfältigen Eintrag gethan hat, und niemanden weniger als dem Staate zu Gute gekommen ist. Alle dergleichen Anstalten sind, nachdem sie eine kurze Zeit hindurch von der Mode oder von fürstlicher Pflege getragen worden, wieder eingegangen: Forst- und Berg-Academien etwa ausgenommen, weil diese in beständiger, unmittelbarer Beziehung auf den Staat stehen, und die beyden Gewerbe, deren Ausbildung sie beabsichtigen, auch in der Wirklichkeit, die isolirtesten sind. — Wieviel aber überhaupt dieses flache Studium des bürgerlichen und noch dazu augenblicklichen Nutzens, welches nirgends auf den einzig würdigen Zweck, nemlich den Staat, sondern allenthalben auf den Gelderwerb, und so, wie man meinte, indirect auf die Bereicherung des Staats, gerichtet war, zu dem allgemeinen Jammer unsrer Tage, zu der Ohnmacht der Gesetze und demnach zur Creditlosigkeit und Verarmung der Europäischen, zumahl der deutschen Staaten beygetragen habe, ist nicht zu berechnen. Die besseren in solchen Schulen gebildeten Köpfe haben sich, aus natürlichem Drange nach Allgemeinheit der Ansicht, auf die allgemeinen Theorien des National-Reichthums werfen müssen, welche um dieselbe Zeit aufgerichtet worden waren. Das sinnreiche, obwohl

völlig unpractische System der Physiokraten, die Lehre der Gewerbefreyheit des Adam Smith, die aus den, von der See und von kräftigen Gesetzen umspannten, brittischen Inseln, in die schwankenden Staaten des Continents, hinüber gebracht wurde, haben unzählige Köpfe in Deutschland entzündet, und, da von dem bey uns so besonders mächtigen Herkommen, und von der bestehenden Verfassung völlig abgesehn, ein völlig allgemeines Ideal eines wohlhabenden Volkes verfolgt wurde, so hat es in fast allen Staaten, einen Streit cameralistischer Ideale, gegen die ökonomisch-juristische Wirklichkeit gegeben. Darüber haben sich die Gesetze verhärtet, sind nicht mehr, wie ehemals von der fortfließenden Zeit belebt, und angefrischt worden, die neuen Theorien des Reichthums haben den alten wirklichen Reichthum, der sich vor allen Dingen in der Kraft der Verfassung offenbarte, untergraben; und die Trennung der Finanz- und Justiz-Departements ist fast unheilbar geworden.

Diese Darstellung der Dinge, wird man mir einwenden, paßt auf Oesterreich nicht, und sehr gerne wiederhohle ich, daß eine strenge Beharrlichkeit bey der alten juristischen Vorschule für den Staatsdienst, Oestreich vor dieser Gefahr bewahrt hat. Indeß ist es um so mehr Zeit, die unläugbar grossen ökonomischen Fortschritte dieses Jahrhunderts nunmehr

durch gründlichen Unterricht auf die Nation zu übertragen, und den einzelnen Bürger und angehenden Staatsbeamten, so viel es möglich ist, von dem Gefühl der reichen Hülfsquellen dieser Monarchie, zu der deutlichen und vergleichenden Einsicht in dieselben zu erheben, um ihn fähig zu machen in jeder Lage, als Staatsbeamter, und als Land- oder Stadtwirth, im Geiste der Haushaltung des Ganzen zu wirken, und den obersten Staatsbehörden in die Hände zu arbeiten.

Die Aufgabe für Oestreich wäre demnach die Errichtung einer ökonomisch-practischen Anstalt, die den höheren Unterricht aller Zweige der National-Oekonomie mit der gründlichen Belehrung über die gesammten Localumstände in den Provinzen der österreichischen Monarchie, und mit dem Studium der allgemeinen Staatswissenschaften vereinigte. Nach Vollendung der classischen und juristischen Erziehung müßte diese Anstalt vor allen Dingen den künftigen Staatsbeamten aufnehmen: die Philosophie der Gesetze würde nun erst mit wahrem Gewinn eingreifen, wenn ein gehörig positiver Grund gelegt wäre, und da ihr ein ganz practischer, localisirter, ökonomischer Unterricht zur Seite gienge, so würden sich die Berührungen der Gesetzgebung und der Administration, der Finanzen und der Justiz unaufhörlich aufdrängen: die bestehenden Gesetze, das Local von Oest-

reich in allen seinen ökonomischen Verzweigungen, und die allgemeinen Fortschritte der Staatswissenschaft in Europa, würden sich dem Lehrling allenthalben zugleich darstellen; die beständige Wechselwirkung zwischen den Gesetzen und der Nationalökonomie, das Grundphänomen alles Gemeinwesens, würde einleuchten, und der Gedanke der Abhängigkeit aller Privatwirthschaft von der Staatswirthschaft, alles besondern Glücks von dem Wohlergehn der Monarchie würde deutlich und allgegenwärtig vor Augen gehalten werden können.

Die Zeiten der Noth haben Oestreich bewiesen, daß sich jeder Unterthan dieses Staates wie einen Staatsdiener betrachtet; und wenn auch nur wenige direct an der Verwaltung Theil nehmen können, so wird doch das Wohl des Ganzen nur erreicht werden, inwiefern sich jeder Privatmann als Beamter beträgt, und den weisen Impuls, der von oben gegeben wird, fortzusetzen, theils geschickt ist, theils für seine Pflicht hält. Also wäre dieses Seminarium der Staatswirthschaft von Oestreich sehr natürlich auch für alle angehenden Grundbesitzer und Wirthe eröffnet, welche auf höhere Bildung, und das ist doch einzig die nationale, Anspruch machen wollen.

Eine vollständige Landwirthschaft, geführt von einem tüchtigen inländischen Landwirthe, wäre das natürlichste Local einer solchen Anstalt: die Nähe der Hauptstadt der Monarchie, die als erhebliche Handels- und Fabrikstadt viele Hülfsmittel vereinigt, würde empfehlungswerth seyn. Eine Sammlung von allen, auf physikalische und ökonomische Kenntniß der Monarchie bezüglichen Dingen und Schriften, gründliche Lehrer der Handels- und Gewerbskunde, der höheren Staatswissenschaft, wie der wichtigsten besondern Zweige der Physik und Politik, auch der rationellen Landwirthschaft, die, in wie fern ihr nicht practisch einzugreifen vergönnt, und sie von den übrigen Staatswissenschaften in ihren Schranken erhalten wird, dem Zwecke des Ganzen sehr wesentlich zu Gute kommen muß, — wären die Bedürfnisse dieser Anstalt.

Vielleicht ist es nicht unverdienstlich, einen Gedanken angeregt zu haben, dessen Ausführung keineswegs ausserhalb der Kräfte des begüterten und patriotischen Adels dieser Monarchie liegt, der durch Subscription, durch Beyträge zu den Sammlungen der Anstalt, durch Fundation von Stivendien, fruchtbaren Antheil an der innern Befestigung und Bereicherung des Staats, und allen Privatvermögens nehmen könnte. Wenigstens wird man eingestehn, daß dieses einer von den Wegen ist, auf dem das

innigere Verſtändniß des Volks und der Regierung, über das gemeinſame ökonomiſche Intereſſe zu erreichen iſt.

Die Zeitumſtände drohen den Staaten noch immer mit einer Zerrüttung der ökonomiſchen Verhältniſſe und des Credits, und die weiſeſte Regierung, ohne den Beyſtand aufgeklärter Völker, kann ihr nicht vorbauen, da die Urſachen tief in den Schickſalen eines Welttheils liegen, der größer iſt, als Oeſtreich.

36.

Von den Vortheilen, welche die Errichtung einer Nationalbank für die kaiſerlich-öſterreichiſchen Staaten nach ſich ziehen würde.

Wir gehen von einem Grundſatze aus, über welchen die eigentlichen Autoritäten der Staatswirthſchaft ſowohl in England als im übrigen Europa vollkommen einverſtanden ſind, daß nemlich die Circulation eines wohl organiſirten Staates nothwendig aus edeln Metallen und aus Papier beſtehen müſſe. Ohne den Beweiß dieſer Behauptung aus der Natur des beſondern Staates gewiſſermaßen a priori zu führen, welches an einem andern Orte ſchon geſchehen iſt, und noch befriedigender geſchehen wird, bemerken wir nur, daß der Vorrath der Metalle al-

lein nicht zureicht, die europäiſche Circulation zu beſtreiten; um ſo weniger zureicht, als:

1) Die Maxime, Naturallieferungen und perſönliche Dienſte in Geldpräſtationen zu verwandeln, bey den europäiſchen Geſetzgebungen immer mehr um ſich greift, alſo ein immer größerer Vorrath von Metallen erforderlich ſeyn würde; als:

2) Die große Criſe, worin ſowohl der Welthandel, als alles Eigenthum überhaupt ſchwebt, die Metalle aus der Circulation hinaus und in die Koffer beſorgter Privatleute treibt; und als endlich:

3) um die Quelle aller Metallcirculation her, d. h. in Südamerika ſich Begebenheiten bereiten, die aller menſchlichen Wahrſcheinlichkeit nach eine permanente Verminderung des jährlichen Zuflusſes der edlen Metalle nach Europa veranlaſſen müſſen.

Geſetzt aber auch dieſer unermeßliche Vorrath ſey irgendwo ein Mal vorhanden, ſo fehlt ihm eine Eigenſchaft, die weſentlich zum Charakter eines wahren Nationalgeldes gehört, und von der neuern Welt erſt entdeckt worden iſt. Die Erfindung des Metallgeldes war eine große Begebenheit; die Auseinander-

ſetzung der Privatleute untereinander, die Entſtehung ökonomiſcher Capitalien, die Theilung der induſtriöſen Arbeiten mögen als Folgen derſelben angeſehen werden.

So lange indeß das Geld eine Privatſache blieb, und nicht zur Nationalangelegenheit wurde; ſo lange die Staaten auf dem direkten Beyſtand der Staatsbürger beruhten, und nicht auf dem indirekten, wo Geld anſtatt der Staatsdienſte präſtirt wird, und ſich der Staat wieder für dieß Geld ſeine Dienſte durch Capitulation, Contracte oder Ernennungen erkauft; ſo lange dem Staate nur in ganz außerordentlichen Lagen Geld gezahlt wurde, und nur ein Schatzweſen, aber kein eigentliches Finanzweſen exiſtirte, — ſo lange that das bloße Metallgeld ſeine guten Dienſte. Freylich war in jenen Zeiten der Belauf des zur Diſpoſition des Staates ſtehenden Geldes dem Zufall, dem Glücke unterworfen: die vorhandene Maſſe zu vermehren lag ziemlich außer dem Gebiete menſchlicher Kraft und Kunſt; aber dafür konnte auch das Weſentliche der Staatsverbindung ohne Geld beſtehen; jeder zahlte mit der Kraft ſeines Geiſtes und ſeines Armes unmittelbar, die Majorität aller menſchlichen Bedürfniſſe konnte angeſchafft werden ohne Geld: das Geld war eine Nebenſache, war Privatſache.

Eine plötzliche und ungeheure Vermehrung der Metallmasse um das Ende des sechszehnten Jahrhunderts, vereinigt mit andern Umständen, hat das Geld zu einer Nationalangelegenheit, zur ersten Staatssache erhoben. Der directe Antheil der Staatsbürger an dem Gemeinwesen der Staaten hörte auf; ein indirecter Antheil d. h. permanente Geldabgaben traten an die Stelle: dem Staate wurden von nun an die ihm schuldigen Dienste jährlich mit Geld abgekauft, und er kaufte dafür Lohnarbeit nach Belieben. Bisher war das Geld außerhalb des Staates nur wie ein Balsam zu seiner Glieder gelegentlichen Stärkung vorhanden gewesen; jetzt ward es — wie man es schon oft sehr richtig genannt, zum Blute des Staates. Bisher war nur von dem Mehr oder Weniger der Metalle die Rede gewesen; jetzt kam eine höhere Consideration an die Reihe, nemlich die Frage von der schleunigen oder langsamen, richtigen oder falschen, gesunden oder stockenden Circulation des Geldes.

Seitdem nun das Geld diesen politischen, diesen Staats-Charakter angenommen, bemerken wir auch, daß der Gebrauch der Wechsel und Obligationen von Papier allgemein wird, und dergestalt eine Papiercirculation der Metallcirculation zur Seite zu stehen anfängt: wir spüren nunmehr etwas der Circulation des Blutes im menschlichen Körper höchst

analoges, ein doppeltes System der Circulation, wie der Blut- und Schlagadern im menschlichen Körper, und bald auch in den Staaten, deren ökonomisches Leben sich am glänzendsten entwickelte, gewisse große Vereinigungspuncte beyder Arten der Circulation, die mit dem Herzen in der menschlichen Organisation ganz dieselben Functionen verrichten, nemlich die Banken von Venedig, Genua, London, Amsterdam, Hamburg, die bald als Girobanken zu Reservoirs für die edlen Metalle, bald als Zettelbanken zur Vermehrung und Leitung der Papiercirculation dienen. Man frage bey den Anatomen und Physiologen an, und es wird sich vielleicht zeigen, daß auch das menschliche Herz einen Doppelcharakter hat, daß es zur Depoſition und Circulation dient: und wenn wir demnach vom Bilde auf die Sache, von dem menschlichen Körper auf den Staat zurückschlossen, so würde nur die Frage entstehen, warum noch keine europäische Bank beyde Functionen vollständig vereinigt hätte, und Girobank und Zettelbank in gleichem Maaße zugleich gewesen wäre? — Es würde sich dann vielleicht ergeben, daß es noch keine vollständige Oekonomie in Europa gegeben habe, und daß alle die bisherigen Institutionen der Art nur als eben so viele Keime und Vorbereitungen vollkommnerer Zustände, die noch nicht existiren, anzusehen sind.

Ich darf hoffen, daß man dieſe Vergleichungen des Staatsorganismus mit dem Organismus des menſchlichen Körpers um ſo weniger geſucht, oder anſtöſſig finden wird, als bereits längſt in allen Theorien des Geldumlaufs das Bild des Blutumlaufs für ein recipirtes Schema gilt, und ich nur vollſtändiger ausdrücke, was jeder, der bis jetzt vom Geldumlauf geredet hat, dunkel zu ahnden gezwungen geweſen iſt.

Da nun auf dieſe Weiſe in den beyden letzten Jahrhunderten die Staatsorganiſation in der Circulation des Geldes begründet worden iſt, ſo, ſage ich, haben ſich Wechſel und Papiere aller Art neben dem Metallgelde eingeſtellt; ſie haben dem Metalle einen weſentlichen Beyſatz gegeben, wie ihn das Eiſen erhält, damit es Blut wird, damit es organiſches Fluidum wird: es iſt in den beyden letzten Jahrhunderten aus dem Metallgelde ganz etwas anders geworden, als es vorher war; es hat ſich mit den Staaten und ihrem Credite identificirt. Was ich ſagen will, wird man begreifen, wenn man bedenkt was im letzten Jahrhundert das edle Metall in England, und was es in Spanien geweſen iſt: im letztern Lande floß es, ganz wie in den Staaten des Mittelalters, ſo roh, ſo unvermiſcht mit dem Credite, ſo unverdaut, möchte ich ſagen, wieder aus, als es eingefloſſen war. —

So nun kann ich die Eigenschaft nennen, welche dem Metallgelde fehlt, wenn es allein herrschen sollte; es ist die Elasticität, es ist die Füglichkeit in das Bedürfniß des Marktes und der Circulation. Wir brauchen ein Geld, welches entsteht, wenn sich das Bedürfniß darnach zeigt, und verschwindet in dem Maaße, als das Bedürfniß darnach nachläßt; ein Geld, welches in kleineren und größeren Kreisen zu circuliren vermag; Geld, welches in einem gewissen Giro ausschließend umherläuft, ohne gleich Geld für die ganze Welt zu seyn; ein Geld endlich, was sich nach Maaßgabe unserer Erwerbsthätigkeit und ihres Erfolges ausweitet und zusammen zieht — kurz, gewissermassen ein lebendiges Geld. — Das Metallgeld, wo es allein, wo es unveredelt durch Papier- oder Credit-Geld circulirt, ist todtes Geld; seine Vermehrung, ja sogar auch seine Verminderung liegt außerhalb des Gebiets menschlicher Kraft: es bleibt steif und starr dasselbe, welches es war und wie es die Erde hergab, die menschliche Industrie möge einen Schwung nehmen, welchen sie wolle.

Die Erfindung jenes höheren Geldes, jenes Credit- oder Nationalgeldes achten wir demnach noch preiswürdiger als die Erfindung des gemeinen, bloß ausgleichenden Privatgeldes; und wenn auch die ganze Finanzgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts eine einzige Reihe von Mißbräuchen, oder von falschen

Anwendungen dieſer Erfindung darböthe, ſo halten wir die Lehren, die ſich aus dieſen Mißgriffen für die wahre Ausbildung des Papiergeldes ergeben haben, doch nicht für zu theuer erkauft. Die Geſchichte der Circulation von Großbrittanien zeigt uns den gelungenſten Verſuch beyde gleich nothwendigen Circulationsſyſteme, das der Metalle und das des Papiers mit einander zu verbinden, und durch einander zu veredeln. Wenn wir die Sicherheit und Leichtigkeit wie auch den unermeßlichen Umfang der Circulation von Großbrittanien erwägen, ſo zeigt ſich bald, daß alle dieſe Vorzüge in der Sicherheit des Mittelpunktes, des Herzens dieſer Circulation, nemlich der Bank von England ihren Grund haben. Und wenn wir in dieſen letzten Tagen die Bank und ihre Circulation zwar unerſchütterlich und unherabgewürdigt beſtehen, aber außer ihr ein feindſeliges Bedürfniß nach edlen Metallen, dem die Bank nicht genügen kann, ſich anmelden ſehen, ſo muß uns ein weſentlicher Fehler dieſer großen Anſtalt in die Augen fallen, der nemlich, daß ſie nicht in demſelben Maaße und in derſelben Vollkommenheit Girobank geweſen iſt, als ſie Zettelbank war. Niemand kann in Abrede ſeyn, daß es einer welthandelnden Macht ein leichtes geweſen ſeyn müßte, dem gegenwärtigen Unglück, nemlich der Steigerung des Goldpreiſes, durch ein Depoſitionsprincip an ihrer Bank zu begegnen; wie es ſich überhaupt beweiſen laſſen möchte, daß

ſo lange die Natur auf die bisherige ſchonende, mäßige und allmählige Weiſe ihre unterirdiſchen Schätze ſparſam eröffnet, es in der Macht jeder vollſtändigen Staatswirthſchaft ſteht, ſich mit den Marktpreiſen der edlen Metalle im Gleichgewicht zu erhalten. Das Princip der Umſetzbarkeit aller Banknoten in Metall nach Belieben des Empfängers, welches bis zum Jahre 1797 an der Bank von England befolgt worden iſt, kann höchſtens nur als ein Beſchränkungsmittel der Circulation angeſehen werden; alſo im Fall der Steigerung der Goldpreiſe aus Mangel an Golde, würde dieſe Criſe durch das negative Princip der Umſetzbarkeit, d. h. durch das Princip abſoluter Beſchränkung der Circulation nur verſchlimmert werden; dem Nationalgewerbe würde noch obenein die Kraft genommen werden, gegen die Theurung des Goldes durch Arbeit, Exporten ꝛc. zu reagiren. Deßhalb iſt auch Großbrittanien im Jahre 1797 von dieſem vorgeblich ſo wichtigen Princip mit Leichtigkeit abgegangen: ſchwerlich wird aber die Staatswirthſchaft von England ohne ein poſitives Depoſitionsprincip an ihrer Bank, lange beſtehen können.

Wenn nun alſo die Wechſelwirkung zwiſchen dem Metallgelde und dem Papiergelde, (im weiteſten Sinne des Worts) Grundſatz der geſammten modernen Staatswirthſchaft iſt, wie ſie denn auch, obwohl in ſehr verſchiedenen Graden der Vollkommen-

heit, in allen europäischen Staaten factisch besteht; wenn das Papier dem Metall seine Elasticität, seine Füglichkeit, und das Metall wieder dem Papier seine Festigkeit und Dauerbarkeit, durch gegenseitige Beziehung mittheilt — so werden alle Mängel der Circulation irgend eines Europäischen Staates in letzter Instanz darin ihren Grund haben, daß beyde Principe sich von einander losreissen, außer Beziehung treten und eines von beyden herabwürdigend als Surrogat des andern betrachtet wird.

Eine Garantie für den Bestand dieser Wechselwirkung kann also nur darin liegen, daß das Interesse der Circulation einer eigenen moralischen Person im Staate übertragen, und diese zum permanenten Vermittler zwischen dem Metalle und Papier constituirt, aber auch mit hinlänglichen Mitteln dazu ausgerüstet werde: so erzeugt sich natürlich die Idee einer Bank, und jedermann giebt leicht zu, daß so wie ein System von ineinander geflochtenen Kreisbahnen ohne ordentliche Beziehung auf einen Mittelpunct nicht zu denken ist, so auch eine regelmäßige Circulation ohne eine solche Centralbank nicht statt finden könne. In Ermanglung eines solchen legalen Mittelpunctes der Circulation einer großen Monarchie, werden sich an allen Orten des Landes illegale Vermittler einfinden: denn dieses Geschäft der Vermittlung zwischen dem Metall und dem Papier ist

gewinnreicher, als die meiſten andern Erwerbszweige: und ſo wird ſich ein Netz von Wucher über das Land ausſpannen, ein regelloſes Umherſchweifen der Circulations-Mittel, aber keine ordentliche, lebendige Circulation wird ſtatt finden, und unaufhörliche Schwankungen in dem Werthe, Stockungen in dem Umtriebe der Dinge, werden im Laufe der Zeiten unglückliche Criſen für das Ganze herbeyführen.

Wir alle kommen aus dem groſſen Rathhauſe der Noth, und es iſt jetzt eine leichte, wohlfeile Kunſt hinterher zu ſagen, was die Regierungen hätten thun ſollen, ehe wir in die Schule der Nothwendigkeit eingiengen. Das Weſen des Geldes d. h. die Grundlage unſerer Staaten iſt in den Erfahrungen der letzteren zwanzig Jahre erſt entdeckt worden: alle dieſe Erfahrungen mußten gemacht werden, damit wir von dem Wahne daß das Papiergeld ein nothwendiges Uebel ſey, und alles Heil in den Metallen liege, erlöst wurden; damit wir erfuhren, daß der Stein der Weiſen für alles Finanzweſen und alle Nationalökonomie in dem Verhältniß beyder, und in deſſen gerechter Behandlung zu finden ſey. Dieſes Verhältniß errichten wo es fehlt, wiederherſtellen wo es zerſtört worden, iſt das große ſtaatswirthſchaftliche Problem unſerer Zeit. Aber es wird nicht bloß dadurch errichtet, daß man

den gesammten Vorrath des Papiers und den der edlen Metalle in ein äußeres Gleichgewicht setzt: denn wenn wir nicht die Circulationskanäle des Landes zu gleicher Zeit reformiren, dem Wucher einen tödlichen Streich versetzen und jedem einzelnen Staatsbürger ein Interesse geben, das Gleichgewicht zwischen Papier und den Metallen aufrecht zu erhalten, so zerstört der morgende Tag, was wir heute errichtet, und das schön calculirte Gleichgewicht vermehrt durch seine Vergänglichkeit die Schwankungen noch, denen es ein Ende machen sollte. Ich sage: das bloß äußere Gleichgewicht zwischen den Massen der beyden Geldarten reicht allein noch nicht hin; denn wer wird läugnen, in Oesterreich läugnen, daß eine Disproportion in den Massen möglich ist, die schlechterdings und vor allem Reductionen erfordert? wer wird läugnen, daß ein Papier durch Vermehrung im Drange großer Weltschicksale so außer alles Verhältniß, außer alle Beziehung zum Metallgelde treten kann, daß es die erste Pflicht des Staatsmanns ist, diese Beziehung wieder herzustellen? wer wird läugnen, daß ein einstweiliges mechanisches Gleichgewicht der Massen die Bedingung ist, um für positivere Schritte Zeit, Raum und Mittel zu gewinnen? Dergleichen positive Schritte nun giebt es mehrere, und da die Liberalität der österreichischen Regierung die öffentliche bescheidne Erörterung der innern Staats-Angelegenheiten gestattet, so habe ich es versucht einen der wichtigsten von großen

ſtaatswirthſchaftlichen Autoritäten bereits früher empfohlenen wieder in Anregung zu bringen.

Jedermann ſieht ein, daß die bloße Vermehrung der Metalle und die bloße Verminderung der Papiere, auch wenn beydes den für die Nationalökonomie Oeſterreichs zuträglichen Grad erreicht hätte, das Gleichgewicht noch nicht herſtellt. Durch die Verminderung der Papiere werden die Metalle noch nicht zur freyen Circulation herbeygelockt; ſo lange das Papier mit dem Metalle noch nicht in eine gewiſſe Crediteinheit getreten iſt, weiß der erfinderiſche Eigennutz des Einzelnen den Mangel der Circulation durch Privatobligationen, Wechſel, Marken ꝛc. kurz durch eine Art von Privatpapiergelde zu erſetzen, um das geliebte Metall zu ſchonen. Die Metalle gegentheils, welche in Circulation geſetzt werden, ſo lange der Credit nicht wieder hergeſtellt iſt, d. h. ſo lange das lebendige Verhältniß zwiſchen Metallgeld und Papiergeld, worin aller Credit beruht, mangelt, — verſinken in einen Abgrund; ſo lange der Staat von ſeiner ökonomiſchen Krankheit nicht geneſen iſt, ſo lange er das Metallgeld nicht halten kann, ſo lange das Metallgeld nicht haftet, iſt auch jede Vermehrung der Maſſe deſſelben unnütz. Nun aber läßt ſich das Metallgeld überhaupt nicht halten (es folgt den Strömungen des Welthandels, über den wir nicht Herr ſind) — außer vermittelſt des Papiers. Der natürlichſte Aus-

weg ist also, einer freyen moralischen Person im Mittelpunkte des Staates die Bewirthschaftung der Metalle zu übergeben, sie mit allen Mitteln des Credits und besonders mit Freyheit, mit Unabhängigkeit auszurüsten, damit aller inländische Verkehr einen Beziehungs-Punkt erhalte, der ihm jetzt mangelt, und damit das Interesse des Ganzen wieder Herr werde über das Interesse der Wucherer. Wenn durch den Zusammentritt großer Eigenthümer, und durch die Unterstützung des Staates dem Metall eine heilige Freystatt eröffnet wird, und aus dieser Freystatt ein sicherer Maaßstab des Werthes hervorgeht, während das Metall unberührt in den Gewölben ruht, und nur der Credit desselben circulirt, so wird was todt und unsicher in den Koffern der Privatleute liegt, von der Centripetalkraft einer solchen Bank bald ergriffen werden. Wenn nur alle die Vortheile, die jetzt in den Händen des Wuchers sind, der Bank übergeben werden, so wird der Einzelne jetzt vom Wucher bedrückte unendliche Erleichterung erhalten, und die Bank nichtsdestoweniger der mächtigste Körper im Staate werden: wenn alle Wechselgeschäfte des Landes auf den Maaßstab der Bank reducirt, und in Bankgeld abgemacht werden müssen, so wird auch in den Handelsstand des Landes ein Zusammenhang und ein Gemeingeist kommen, der unter den andern Bürgern Oesterreichs zum Ruhme der Monarchie schon lange statt findet.

Ganz in der Art, wie, wenn zwey ſtreitende Perſonen ſich nicht vereinigen können, der hinzukommende dritte gewonnenes Spiel hat und ſie leicht verſöhnt, ſo wird ein drittes von dem Nationalgeiſt Oeſterreichs ſelbſt befeſtigtes Bankgeld, dem Streite zwiſchen Conventionsgeld und Papiergeld ein allmähliches Ende machen. Die Schwankungen zwiſchen Beyden hören nicht auf, ſo lange auswärtige Zufälle und der Wucher darüber walten, und ſo lange es der Circulation von Oeſterreich an einem Mittelpunkte, an einem Herzen gebricht. Oeſterreich hat dieſe Schwankungen erlebt, wie wenige andere Reiche; es hat ſie überſtanden, und welche andere Schickſale überſtanden, mit einer Haltung, mit einer inneren Bindung und Nationalkraft, wie kein anderes Europäiſches Reich: Oeſterreich iſt groß, reichbegabt, geprüft, treu ſeinem Kaiſerhauſe; es hat den größten, plötzlichſten Völkerſturm, von dem die Geſchichte redet, durch eigene Kraft überlebt — es trägt alle Elemente des Glücks lebendig in ſich. Was fehlt ihm, als daß die ökonomiſche Kraft der Monarchie noch um den Thron ſeines Kaiſers vereinigt, und concentrirt werde, wie es der Wille und die Neigung ſeiner Bürger längſt iſt?

Möge man in der gegenwärtigen beſcheidnen Anregung der Idee einer Bank, wie in den neulichen durch dieſelben Blätter mitgetheilten Gedanken über ein ſtaatswirthſchaftliches Seminarium für Oeſterreich,

nur den Eindruck wiedererkennen, den dieſes herrliche Land auf den Fremden macht, und das Beſtreben, Gemeinnütziges zu denken und zu thun, welches man, wie mit der Luft Oeſterreichs einathmet, und dem ſich ſchwer widerſtehen läßt.

37.

Um die öffentliche Meinung zu regieren, muß die Regierung selbst öffentlich seyn.

Ich habe es lange für die Hauptbestimmung des Staatsgelehrten unserer Zeit gehalten, daß er den Antheil des Publikum auf die inneren Staatsangelegenheiten lenke. Des unbestimmten Geschwätzes über die äußeren Machtverhältnisse und kriegerischen Verhandlungen unter dem Europäischen Staaten giebt es genug: für einzelne Personen, die auf der Bühne von Europa stehn interessirt man sich; dunkle Vorliebe oder Abneigung für einzelne Figuren, wie sie auch an den Hazardspielern bemerkt wird, kann bey allen Zeitungslesern nachgewiesen werden; indeß ist das politische Interesse der Meisten selbst ein Hazardspiel mit niedrigen Einsätzen, wo man auch im unglücklichen Falle, wenn die Figuren, auf die man gesetzt hat, verlieren, Beruhigung findet in dem Gedanken daß man nicht viel, nichts gründliches, großes aufs Spiel gesetzt.

Ich habe wenige gefunden, die den Finanz-Polizey- oder organischen Gesetzen, welche die öffentlichen Blätter liefern, nur halb so viel Antheil geschenkt hätten, als den Nachrichten von Kriegen, Revolutionen und Verschwörungen. Am seltensten sind die, welche die Gesetzgebung und die inneren Administrations-Ereignisse ihres Vaterlandes, mit natürlicher, richtiger Vorliebe verfolgt haben.

Ich will den Regierungen nicht vorwerfen, daß sie durch Geheimhaltung ihres Geschäfts diese Antheilslosigkeit der Völker an allem Vaterländischen veranlaßt hätten, wiewohl es zu beklagen ist daß in vielen Staaten das seiner Natur nach öffentlichste, die Gesetzgebung, am verborgensten operirt; ferner daß der gutgeartete Bürger, allen Antheil seines Herzens an öffentlichen Dingen dem Auslande zu schenken genöthigt wird, weil er nun einmal nicht lieben kann was er nicht kennt oder was er doch erst nach funfzig Jahren, wenn es für die Geschichte reif geworden und also für das Leben erkaltet ist, gründlich erfährt.

Theils edle Gewissenhaftigkeit, Besorgniß vor den Mißbräuchen ungezogener Völker, und kluge Vorsicht gegen das Ausland, weil, wie die Vorgänge im brittischen Parliamente oft bewiesen, die Oeffentlichkeit der innern Angelegenheiten, mit dem Geheimniß der auswärtigen so schwer zu vereinigen ist —

veranlaſſen dieſe ängſtliche Verſchloſſenheit unſrer Regierungen; theils aber auch wohl die Sprüche leichtfertiger Dichter, die uns überreden möchten, der beſte Staat und die beſte Frau würden an demſelben Zeichen erkannt: es ſeyen nemlich die — von denen man am wenigſten ſpräche.

Dem ſey wie ihm wolle; die Mißverſtändniſſe welche ganz Europa entzweit hatten, werden bald gelöſt ſeyn, und alle Regierungen werden dann für ihren eigenen Vortheil angetrieben werden, die öffentlichen Angelegenheiten, die wie ein der Entweihung ausgeſetztes Tabernakel oder Palladium eine Zeitlang haben verſchleiert oder verdeckt werden müſſen, wieder in ihr älteſtes Recht einzuſetzen, welches eben die Oeffentlichkeit ſelbſt iſt.

38.

Anmerkungen zur brittiſchen Staatsverfaſſung.

1. Das groſse Problem für die Staatsverfaſſungslehre iſt die Einheit der Macht. Es giebt eine mechaniſche Manier dieſes Problem zu löſen, da man nemlich zuerſt die Einerleyheit aller Beſtandtheile des Staates zu Wege bringt, wornach ſich dann die Einheit des Einförmigen ſehr leicht zu ergeben ſcheint.

Aber die Natur deutet allenthalben an, daß aus der Verbindung des Ungleichen eine viel gründlichere Einheit komme, als aus der Verbindung des Gleichen; und ſo giebt es dann eine ganz andere, höhere, organiſche Löſung des vorliegenden Problems. Britten, Römer, Picten, Sachſen, Dänen, Normänner: kurz die Wechſelwirkung der verſchiedenartigſten Nationalformen, und nichts geringeres, ein-

förmigeres durfte die Grundlage einer Verfaſſung, einer Machteinheit, einer Geſetzeskraft wie die brittiſche werden. Unſre Geſetze, ſagt Lord Bacon, ſind ſo gemiſcht als unſre Sprache, daher iſt dieſe ſo reich, daher ſind jene ſo vollſtändig. Lord Bacon ſcheint die Puriſten ſo wenig in der Politik als in der Grammatik zu lieben.

Die Conſiſtenz der Oeſtreichiſchen Monarchie zeigt eine ähnliche Baſis: die verſchiedenartigſten Völker und Verfaſſungen hier nebeneinander, wie in Großbrittanien aufeinander folgend; das ſcheinbar unverträglichſte grade deshalb in einem recht gründlichen Vertrage auf Tod und Leben; Völker in den verſchiedenartigſten Zungen und mit ihren beſonderen Geſetzen, vereinigt, wie man es ſehr ſchön ausgedrückt, in dem heiligen Muttergefühl der Maria Thereſia, oder dem Vaterherzen des gegenwärtigen Monarchen. Auch iſt es das eigentliche Wunder der Mutterliebe: dieſes Umfaſſen der ungleichartigſten kindlichen Naturen.

2. Keine Succeſſionsordnung iſt de Facto ſo oft unterbrochen, keine de jure ſo heilig gehalten worden als die Brittiſche. Keine Verfaſſung iſt unter ſo gewaltigen Schwankungen ausgebildet worden: deshalb iſt nun auch das brittiſche Geſetz über alle gedenkbaren Schickſale der Nation Meiſter. Wenn

die Sache der Irländiſchen Katholiken genügend entſchieden ſeyn wird — und zur gerechten Entſcheidung dieſer großen Sache ſind alle Elemente vorhanden, alle Präliminarien vorbereitet — dann iſt für England und die Welt das Problem des vollſtändigen Staates gelöſt.

3. In keiner Geſetzgebung iſt ſo viel Zeitverknüpfung als in der Brittiſchen: die geſammte Vorzeit läuft wie der Generalbaß unter allen Modulationen der Gegenwart fort. Precedent iſt das geheimnißvolle Wort welches die ganze Majeſtät und den ganzen Tiefſinn dieſer Verfaſſung in ſich ſchließt. In allen Gerichtshöfen, ſo gut wie im Parliament gilt der Grundſatz vor allen andern: „die Präſumption iſt immer für die Weisheit der Vorfahren.“ Alle Geſetze, wenn ſie nicht ganz directe ſchaden, werden beobachtet, man möge die verwitterte Urſach einſehn oder nicht.

4. Der Oberherr in der wahrhaft chriſtlichen Republik ſtehet inwendig im Schwerpuncte des Staates. Der Römiſche Imperator ſtand außerhalb in dem Puncte, den Archimedes begehrte. Nach der brittiſchen Verfaſſung ſtehet die Macht genau im Mittelpunkte, in der Vermittlung aller Kräfte; nicht über ihnen, nicht außer ihnen: daher kann man hier im höheren Sinne von einer balance des pouvoirs

reden: aber nicht die gemeine Waage, ſondern die Kugel muß das Schema ſeyn, wornach das Weſen dieſer Verfaſſung begriffen wird. —

Mephiſtopheles ſagt dem Fauſt: „Sobald du dir vertrauſt, ſobald weiſt du zu leben“: traue dir A plomb zu, ſo haſt du ihn; habe deine Seele im Schwerpunct deines Leibes ſo biſt du deiner mächtig. — Das Gute, welches ihr dem Menſchen herzhaft zutraut, wird er ſehr leicht: ſo traut die Brittiſche Verfaſſung dem Könige nur das Gute zu, und er iſt nothwendig gut. So traute das Volk Iſrael ſich einen Meßias zu, und er kam. Wo alle an einen Retter und an einen Herrſcher glauben — deutlich, wiſſentlich glauben nach einer Stelle hinſehen und nur tüchtig erwarten, mit Zuverſicht, da muß er kommen und ſollte er aus der Erde wachſen.

Das iſt das große faſt verlorene Geheimniß des Glaubens, und darum ſind zwey die ſich auf ein Gemeinſchaftliches, Höheres richten, unendlich mächtiger als zwey abgeſonderte, erdwärts, auf ihr Futter gerichtete.

5. Der oberſte Grundſatz aller Criminaljuſtiz in England iſt folgender: Alle gedenkbaren Verbrechen werden nur durch einen Umſtand criminell, nemlich, ſie ſind Beleidigungen des Königs: ſie ſind Angriffe auf ſeine Ruhe, ſeine Würde, ſeine Krone.

Bey seiner Thronbesteigung verspricht der König den innern Frieden aufrecht zu erhalten: der Verbrecher ist also allezeit ein Meineidiger; er macht den König seinen Eid brechen (dicebatur fregisse juramentum regis juratum). Aus diesem Grunde hat der König das Recht der Begnadigung.

6. Die Verfassung von England ist durch und durch in allen ihren Gliedern, — und Atomen, möchte ich sagen, — feudalistisch: nicht in dem falschen Sinne des Worts, wie man es neuerlich in das heidnische Alterthum auf das Verhältniß des Römischen Patronats hat übertragen wollen, sondern in dem allerältesten christlichen Sinne. Das Gesetz von England kennt, nach dem größten brittischen Rechtslehrer, Sir Edward Coke, keine Allodialgüter, keine Ländereyen, die den obersten Lehnsherrn (seigneur suzerain) nicht anerkennen. Alle Ländereyen sind Lehen, sind feodal nach ihrer innersten Natur, sagt Blackstone. Der Huldigungseid ist ein Lehenseid. —

Diese wenigen, aus den ältesten und neuesten und reinsten Quellen des Britischen Rechtes geschöpften Bemerkungen mögen hinreichen, um den deutschen Anglomanen diese Verfaßung zu verleiden. Aus allen denen Rücksichten, aus welchen sie in Deutschland gerieſen wird, soll sie unliebenswürdig seyn.

39.

Geſetzgebung und Adminiſtration.

Nennen wir die centripetale Reaction des Staats: Geſetzgebung, ſo iſt die centrifugale Action: Adminiſtration; denn aus der Einwirkung aller Theile des Staates auf deſſelben Centrum erzeugen ſich die Geſetze, wie anderſeits in der Rückwirkung des Centrums auf alle Staatstheile das Regieren beſteht. Die Geſetzgebung beabſichtigt die aus der Allheit zu erzeugende Einheit; wie die Adminiſtration von der Einheit ausgehend die Allheit zu berühren und zu bilden ſtrebt.

Wie aber ſich unter entgegengeſetzten Globular-Kräften nur durch Einwirkung anderweiter Globen

eine Wechſelwirkung hervorbringen läßt, wie der Krieg auf Leben und Tod zwiſchen den beyden widerſtrebenden Kräften, nur durch beyderſeitige Anziehung nach einem gewaltigen und vermittelnden Dritten zu beſchwichtigen iſt, ſo die reagirenden Grund-Kräfte des Staates nur durch die Stellung des Souverains, der einer höheren Ordnung politiſcher Welt-Körper angehört, über beyden.

Der Souverain iſt der Repräſentant der ganzen Chriſtenheit bey dem beſonderen Staate, welchen er regiert; er iſt aber auch wieder Repräſentant dieſes beſonderen Staates bey der Chriſtenheit: alſo Vermittler zwiſchen beyden. Er iſt die lokaliſirte Grundkraft des ganzen politiſchen Planetenſyſtems, und ordnet als ſolcher die Grundreactionen, oder die Verfaſſung des Planeten an, den er beherrſcht: er iſt aber auch wieder die univerſaliſirte Grund-Kraft dieſes beſonderen Planeten und als ſolcher führt er dieſen Planeten gewaltig, frey und einfaltig durch das ganze Syſtem.

Wie wird die Grundkraft des ganzen chriſtlichen Staatsſyſtems lokaliſirt? durch die ökonomiſche und die Rechts-Verfaſſung, die jeder Staat auf eigenthümliche Weiſe ausbildet. Wie wird die Univerſaliſirung dieſer Grundkraft vollzo-

gen? durch die allen gemeinſchaftliche Religion und den Handel.

Die Bewegung des ganzen Syſtems iſt das was wir in menſchlicher, zerbröckelnder Sprache Krieg und Frieden nennen: alſo friedlicher Krieg und kriegeriſcher Friede.

40.

Der Marquis de Bonald.

Vielleicht erinnern ſich einige Bücherwächter in Deutſchland bald nach der Revolution vom 18ten Brumaire von einem in Paris erſchienenen essay analytique sur les loix naturelles gehört zu haben. Das Werk ſchien ſich einer höheren Protektion zu erfreuen, und wurde allgemein in Beziehung auf die Pläne des erſten Conſuls gebracht. Von dem Verfaſſer dieſer Schrift, dem Marquis de Bonald ſind ſeitdem zwey andre höchſt merkwürdige Bücher, ein essay sur le divorce, und legislation primitive in dreyen Bänden erſchienen: zwey Werke von ſo überwiegender Gröſſe und Vortrefflichkeit daß, wenn man ſich des Schickſals Burkes in Deutſchland erinnert, nichts natürlicher ſeyn kann, als di

völlige Unwiſſenheit unſrer Literatoren und Staats-Gelehrten über ihre Exiſtenz.

Was ein ganzer, vollſtändiger, ernſthafter Menſch und Autor ſey, geht, wenn wir nicht etwa, wie bey den Griechen und Römern, eine alte Sage von ſeiner Vortrefflichkeit verſinden, völlig über unſre kritiſche Faſſung: die edle Unabhängigkeit deutſchen Geiſtes iſt dahin; es giebt wenige mehr die das Vortreffliche frey zu finden und zu unterſcheiden wiſſen; der buchhändleriſche, oder wenn es hoch kommt bibliothekariſche Geſichtspunkt, der alles literariſche Urtheil dermalen bey uns beſtimmt, liegt einmal viel zu niedrig für den Staatsmann, den Staatsgelehrten, den Redner und alle die Autoren, welche, für ihr ganzes Leben einer höheren Sache hingegeben, in ihrer Perſönlichkeit und in ihrem Streben begriffen werden müſſen. So nun trotz aller Communicationen mit Frankreich, kennt Deutſchland den unbedingt größten politiſchen Schriftſteller jenes Landes, den Marquis de Bonald kaum dem Namen nach, während die legislation primitive, ein Werk, das viel zu groß iſt, als daß ihm der esprit des loix auch nur zu einen Maasſtab dienen könnte, ſeit bereits zehn Jahren im Drucke vorhanden iſt.

Es bleibt unentschieden, ob in diesem Autor mehr der Philosoph, oder mehr der Staatsgelehrte zu bewundern sey. Als Staatsgelehrten wären ihm die bedeutendsten äusseren Mängel vorzuwerfen: Unbekanntschaft mit dem Kanon der praktischen Politik, mit Großbrittanien, Unwissenheit über die ökonomischen Lebensbedingungen der Staaten und die grossen ökonomischen Revolutionen der Zeit; alles dieses aber wird ergänzt durch die Macht einer vollständigen juristischen und religiösen Ansicht, und, ungeachtet der scheinbaren Vorliebe für Frankreich l'enfant premier né de l'eglise, durch eine wahre Inspiration der Gerechtigkeit. Wie auf dem Wege des Rechts und der Gottesfurcht, diesem ökonomischen Jahrhundert zum Trotz, alle Geheimnisse der Staatskunst und der Philosophie zu durchdringen sind; wie es eine Straße gebe, die weit abwärts von dem philosophischen Treiben dieses Jahrhunderts, direct zur Wahrheit führe — wird durch das Beyspiel dieses grossen Werkes aufs glänzendste erwiesen.

Es beginnt höchst natürlich mit dem Beweise der Unerfundenheit der Sprache und also des Staats: die mechanische Philosophie des Jahrhunderts sah in der Sprache so wenig als in der bürgerlichen Gesellschaft etwas höheres, als eine Anstalt der Convenienz, der Verabredung; in den Augen der Kinder dieser Zeit war es eben eine Kunst des Chiffrirens,

eine Fernschreibung vermittelst verabredeter Signale und nichts weiter, so wie der Staat eine polizeyliche Vorkehrung, und nichts grösseres. Beyde führt unser Autor an ihre wahre und ewige Quelle zurück: die Sprache welche den irrdischen Menschen unaufhörlich an seine höhere, göttliche Bestimmung erinnert, die das sichtbare mit dem unsichtbaren im Menschen, das zeitliche mit dem ewigen in ihm vermittelt, kann nur durch Offenbarung in die Welt gekommen seyn, weil sich sonst das unendliche nicht in ihr offenbaren könnte. Alle Sprache ist aus Gott: eine Vermittlung zwischen dem ewigen Worte, und den vergänglichen Tönen der menschlichen Brust, ebenso wie alles Regiment der Völker von Gott selbst eingesetzter Gottesdienst, oder Vermittlung zwischen der ewigen Macht und der vergänglichen Unterthanschaft dieser Erde.

Wie das Wesen der Dinge überhaupt sich nur dem offenbaren kann, der an die Offenbarung glaubt, zeigt dieses Werk auch ohne es zu wollen an allen Stellen. Das weltliche Bestreben in dieses Wesen der Dinge einzudringen, die Weltweisheit, die weltliche Weisheit verfehlt aus Scheu vor dem Göttlichen auch die Welt: wie man sich von der lebendigen Anerkennung Gottes entfernt, entfernt man sich auch von der Einsicht in die irrdischen Dinge;

die Rückkehr zu Gott hingegen veredelt unmittelbar alle menschliche Wissenschaft: die gemeine Philosophie erhebt sich zur mathematischen Erkenntniß, und die Befriedigung der Wissenschaft, welche die vorahndende Weisheit der heidnischen Alten Wissenschaft insonderheit nannte, tritt an die Stelle jener lockern Beruhigung und Ueberredung der weltlichen Philosophie: die Wahrheit tritt an die Stelle der Wahrscheinlichkeit überall.

Wie also Mathematik und Religion sich überall bedingen, während die weltliche Philosophie nur ein elendes Surrogat beyder ist, so ist auch der Marquis de Bonald mathematisch, oft ohne es zu wissen und zu wollen, bloß weil er gründlich religiös ist: und seine erhabene Kritik trift streng und richtig allenthalben grade das unmathematische der weltlichen Philosophie. Er hat die Form der stetigen Progression in der Mathematik gewählt, um die Verhältnisse aller Elemente der Politik und der Moral zu erläutern; vielmehr sie hat sich ihm aufgedrungen, wie sich überhaupt das Wesen der Mathematik dem gotterfüllten Sinn zu allen Zeiten aufgedrungen hat; und wir glauben die Aufmerksamkeit der Kenner nicht besser sowohl für diesen grossen Gegenstand als für diesen eminenten Schriftsteller anregen zu können, als indem wir diese Formeln der

Urverhältniſſe, nach de Bonald, folgendermaſſen mathematiſch anſetzen:

cause	: moyen	= moyen	: effet
premier moteur	: mouvement	= mouvement	: corps
volonté	: organe	= organe	: object
pouvoir	: ministère	= ministère	: sujet
connaitre	: aimer	= aimer	: agir
Dieu	: moyen	= moyen	: homme

Daß alſo die legislation primitive des Marquis de Bonald nichts anders als die Idee des chriſtlichen Staats ſey, wird durch dieſe Proportionen hinreichend angedeutet; und daß dieſes Buch in der Sündfluth unſrer Wiſſenſchaft nicht bloß ein Oelzweig der Hoffnung ſey, ſondern daß man das Feſte, den Granit von Ararat, darin ſelbſt fühle habe ich ein Recht davon auszuſagen.

Es wäre vergeblich eine ausführliche Nachricht von dieſem tiefſinnigen Werke geben zu wollen, ohne das Werk ſelbſt: auch ſoll es geleſen werden, und nicht bloß in den literariſchen Regiſtern der Deutſchen notirt. Alſo nur noch einige Worte über mein perſönliches Verhältniß zum Autor: eine merkwürdige Anekdote aus dem Verhältniß der franzöſiſchen zu der deutſchen Literatur.

Meine Elemente der Staatskunst enthalten einerseits gegen hundert Stellen, die aus der legislation primitive übersetzt scheinen; und, wie jeder Kenner ohne allen Beweis zugeben wird, beyde Werke enthalten auf jeder Seite unwiderlegbare Zeichen, daß sie aus ganz entgegengesetzten Schulen kommen, und daß beyde Verfasser nichts von einander gewußt haben. Es war im Frühlinge des Jahres 1810, beynahe ein volles Jahr nach der Publikation meiner Elemente, als ich durch freundschaftliche Güte das Werk des Marquis de Bonald erhielt, nachdem ich durch eine kurze Citation in einem franzöfischen Journale darauf aufmerksam gemacht, es vier Jahre hindurch allenthalben in Deutschland gesucht hatte. Je mehr ich selbst durch die grosse Aehnlichkeit in der Unähnlichkeit und überhaupt durch diese größte irrdische Probe der Gerechtigkeit und der Unüberwindlichkeit meiner politischen Ansicht überrascht wurde, um so mehr mußte ich die einzige, zwischen uns mögliche Gemeinschaft — der heiligen Glaubens-Quelle, aus der wir beyde getrunken, anerkennen; um so tiefer mußte ich mich demüthigen vor der gemeinschaftlichen Offenbarung die unter aller Sprach-Verwirrung dieser Zeit und unter den verschiedenartigsten äusseren Bedingungen, ein Verständniß zwischen einem Deutschen und einem Franzosen möglich machte, wie es zwischen weltlichen Bekennern desselben Landes und derselben Schule nie statt gefunden hat.

41.

Die Diplomatie des 17ten Jahrhunderts.

Lange noch ehe die Lateinische Sprache aufhörte, in diplomatischen Verhältnissen gebraucht zu werden, waren die Berichte über einzelne wichtige Negotiationen in französischen Memoiren niedergelegt werden. Ueberhaupt spielt in den letzten drey Jahrhunderten die diplomatische Intrigue eine große Rolle: neben den militairischen Anstrengungen behaupten die diplomatischen eine sehr bedeutende Stelle. Eine der merkwürdigsten Veränderungen, welche wir in diesen letzten Tagen erlebt haben, ist ein allmähliger Verfall der Diplomatie bey allen großen Verhandlungen unter den Europäischen Mächten. Wenn man den Aufwand von Kunst erwägt, mit welchem noch die Ministeria Ludwig des 15ten, vornehmlich Choiseul, die Europäischen Cabinetter bearbeiteten; wenn man sich der Mission des Grafen Broglio in Pohlen, und des späterhin unter der Direktion dieses Mannes errichte-

ten geheimen Cabinets erinnert — so kann einem die Bemerkung nicht entgehn, daß entweder diese ganze Kunst von irgend einem überlegnen Meister erschöpft worden, oder daß in den Europäischen Völkerverkehr überhaupt andre Bedingungen eingetreten seyn müssen. — Sicherlich konnte alle diplomatische Kunst nur so lange von Bedeutung seyn, als in den Europäischen Cabinettern überhaupt noch Ideen von Völkerrecht und Völkerfreyheit etwas vermochten; aller diplomatischen Kunst lag der Gedanke zum Grunde: die Europäischen Mächte, wie verschieden auch ihr respektives Interesse sey, wollen etwas gemeinschaftliches, — Gleichgewicht, Recht, Aufrechthaltung des Alten und der Tractaten. — Wenn wir die Memoiren des Sir William Temple betrachten (eines Vorfahren der Familie Grenville, welcher um die Mitte und das Ende des 17ten Jahrhunderts lebte, des größten fast einzigen wahren Diplomaten, welchen England hervorgebracht, welches ohne Präjudiz von Mylord Malmesbury, Mylord St. Helens, Marquis Cornwallis und der Lords Whitworth und Auckland gesagt werden kann) so fühlt man in dem klugen, edlen und reinlichen Verfahren dieses großen Mannes ganz deutlich, daß es am Schluße des 17ten Jahrhunderts, Ludwig dem 14ten und allen Talenten in seinem Gefolge gegenüber, eine Macht des Rechts und der persönlichen Repräsentation Europäischer Höfe gab, die durch militairische Thaten nicht erst un-

terſtützt zu werden brauchte, um zu gelten. — Wie weit auch das Ziel des großen Ludwigs geſteckt ſeyn mochte, er ſelbſt konnte der Wahrheit in dem Munde eines ſchlichten Abgeſandten nicht widerſtehn. — Ohne daß das ſchreckliche Creditiv der Waffen erſt hinzuzukommen brauchte, die Europäiſchen Mächte glaubten an einander: die Würden jeder einzelnen, welche die Jahrhunderte aufgehäuft hatten, brauchten von einem klugen Redner nur ausgeſprochen zu werden, um zu gelten, und ſo wurden Kriege die auf beyden Seiten unvermeidlich ſchienen, zur Ehre beyder Mächte und dadurch daß ſie in ihren Negotiationen dem Recht und der Vorzeit ein Opfer brachten, oft ohne Schwerdtſtreich beygelegt. Die Republik der vereinigten Niederlande, der Centralpunkt der modernen Europäiſchen Diplomatie und der Stützpunkt in der Wage des Gleichgewichts verdankt ihre Exiſtenz eben ſowohl der muthvollen Vertheidigung ihrer Alliirten und ihrer van de Witts und Oranien, als dem Gleichgewicht der diplomatiſchen Talente die im Haag, in Nymwegen und Utrecht das Recht der Europäiſchen Völker gegen einander abwogen. Im achtzehnten Jahrhundert verſchwand dieſe würdige Diplomatie mehr und mehr wie das Völkerrechtliche Princip welches ihr zum Grunde lag: es erfolgte eine lange Periode der mauvaise foi unter den Europäiſchen Mächten. Liſt und künſtliche Verdrehung des Buchſtabens der Traktate trat an die Stelle wahrer Di-

plomatie. Das Theater der Europäischen Diplomatie wurde überdieß erweitert: neue Mächte traten auf wie Preußen und Rußland, die nur durch ihre jugendliche Kraft und nicht auf der Basis alter Tractaten und Rechtsverhältnisse mit den übrigen Staaten ihre Existenz begründen konnten; und so verliert im Laufe des letztverflossenen Jahrhunderts die Diplomatie ihre alte würdige auf den Glauben an eine Europäische Republick beruhende Gestalt; sie verwandelt sich in eine Kunst des Temporisirens und in einen Zweig der militairischen Strategie. Sie erhält nunmehr von der militairischen Macht ihre Instructionen, nach dem dermaligen Zustande der Kriegeskräfte richten sich alle ihre Schritte, und daß jeder einzelne, wenn es die Kräfte gestatteten, alle anderen unterwerfen würde, ist nun die Grundvoraussetzung in der Seele jedes Negociateurs. — Ich habe dieses vielgerühmte und trostlose Princip des gegenseitigen sich Aneinanstützens, Drängens und Haltens der Europäischen Mächte früher hinreichend beurtheilt: in dem Gleichgewicht des 18. Jahrhunderts war solche Entfernung von allem Recht, man hatte so wenig ein allgemeines Höchstes Gut im Auge, in dessen Nahmen man negociirte, daß die abscheuliche und in jeder Rücksicht beklagenswerthe Theilung von Pohlen ohne bedeutende Beschwerde von Seiten der dabey nicht unmittelbar interessirten Europäischen Mächte zu Stande kommen konnte. Diese Theilung von Pohlen ist der eigentliche Todes-

ſtreich für die alte Europäiſche Diplomatie; was nun noch übrig blieb von ſ. g. friedlichen Negociationen unter den Völkern konnte ohne weitere Kunſt von bloßen Militairs abgemacht werden. — Sie mußten früher oder ſpäter doch einmal das Heft der eigentlichen Negociation führen, alſo war es einerley ob ihnen oder Civilperſonen die unbedeutenden Präliminarien übertragen wurden.

Frankreich, wiewohl es durch ſeine glückliche Lage verleitet, unter allen Europäiſchen Mächten zuerſt, und ſchon unter Heinrich des 4ten Regierung an eine Auflöſung der alten Republikaniſchen Verfaſſung gedacht haben mag, hat die größten Helden der Diplomatie hervorgebracht. — Wer lieſt nicht noch heute mit dem größten Vergnügen und mit dem innigſten Gefühle der Bewunderung Memoiren wie die des d'Avaux über die Negociationen zu Oßnabrück und Münſter? Ferner alles viele und bedeutende was uns über den Pyrenäiſchen, den Utrechter und Nymweger Frieden hinterblieben? —

Die Formen der Politik jener Zeiten werden wahrſcheinlich nie wiederkehren, aber die Lebensweisheit, die feine Grazie und der völkerrechtliche Anſtand der darin herrſcht, werden immer muſterhaft bleiben. Ich verkenne die Frivolität nicht, die um ſich greift, je näher dieſe Helden der Diplomatie unſren Zeiten

ſtehn; ich überſehe nicht, wie viel die Berichterſtatter in dieſen Memoiren von den politiſchen Wirkungen ſich zugeeignet haben mögen, was eigentlich dem Zufall gehörte — indeß gewinnt man für ſolche kleine Unwahrheiten bey fortgeſetztem Studium leicht einen ſehr richtigen Takt und wird zur Entſchädigung für die kritiſche Mühe, welche dazu erfordert wird, mit Blicken in das Innere der alten ehrwürdigen Staatsverfaſſungen und der vorzüglichſten handelnden Perſonen belohnt, die auf die eigne Ausbildung einen unberechenbaren Einfluß haben werden.

42.

Ueber einen philosophischen Entwurf von Herrn Fichte, betitelt: der geschlossene Handelsstaat.

Vorerinnerung.

Die nachfolgende Kritik erschien in der Berliner-Monathschrift, December 1801, etwa ein Jahr nachdem der Verfasser seine akademische Laufbahn zurückgelegt hatte. Herr Fichte, über die fortdauernde Gleichgültigkeit des deutschen Publikums gegen seinen Handelsstaat entrüstet, hatte sich vorgenommen an dem ersten, der ein gelegentliches Wort darüber öffentlich äußern würde, ein desto auffallenderes Exempel zu statuiren. Dieß Schicksal traf den Doctor Biester: es erfolgte ein persönlicher Besuch bey diesem Herrn, worüber gleich darauf der Welt ein höchst skandalöses Protokoll von dem Besucher mitgetheilt wurde. Solches veranlaßte den Verfasser nachstehender Kritik, der sonst alle Polemik vermeidet, dießmal gegen eine beyspiellose, literarische Usurpation mit einer deutlicheren Aeußerung über den Handelsstaat aufzutreten.

Es iſt eine gewöhnliche Erfahrung, daß ſich in keiner Art von Wiſſenſchaft der Unerfahrne ſo kaum ein Urtheil anmaßt, als in der Wiſſenſchaft des Staates; ja daß ſelbſt diejenigen Gelehrten, welche der Politiker auf ihrem Felde beſcheiden für die alleingültige Autorität anerkennet, ihm ſelten auf ſeinem Gebiete auch nur den Vorrang im Urtheilen einräumen. Das Privatintereſſe deutet ſich ſo leicht zum Intereſſe der Geſellſchaft hinauf, und gerade die verſchlungenſten, vielſeitigſten, allgemeinſten Verhältniſſe des Lebens reizen die eitle Stimmung des Zeitalters ſo ſtark, daß uns jene Arroganz ſo wenig befremden darf, als die Indifferenz welche die nemlichen unberufnen Richter befällt, ſobald eine Reihe blutiger und unglücklicher Verſuche ihr eitles Syſtem bis auf den letzten Hinterhalt zernichtet, und der ſo ungleich gegen die Natur der Sache und eine tiefer liegende Vernunft begonnene Streit ſich in eine allgemeine Abſpannung der Kämpfenden endigt.

Der Staatsgelehrte wird dieſe Gleichgültigkeit wie jene Anmaßung zu ertragen wiſſen, um ſo mehr

da die ewigen Wahrheiten seiner Wissenschaft bey allem fortdauernden äußern Glanze ihrer Gegner, bey allen Sanktionen der Usurpation dieser Gegner, doch innerlich triumphiren. Aber wenn er auch sie persönlich zu bekämpfen unter seiner Würde findet, muß er doch als bedeutende Triebfedern der Weltereignisse sie in ihrem Umfange, in ihrer Art kennen, und es muß Pflicht und Verdienst für ihn seyn, sie darzustellen und zu rügen. Das beste Gemälde jener Abspannung und Indifferenz mögte eine Reise durch Frankreich im Jahre 1801 hergeben: aber um die Anmaßung auf ihrer Höhe zu sehn, drängt sich uns ein Gegenstand aus der Literargeschichte der Zeit auf, wie diese dann überhaupt (wo möglich) noch reicher an Scandalen ist als die politische.

In der politischen Literatur von Deutschland tritt ein Schriftsteller, der sich früher schon maskirt, und nicht eben mit großem Glanze — auf diesem Felde gezeigt hatte, und dessen praktischen Beruf manche andre literarischen Aeußerungen verdächtig gemacht hatten, mit offnem Visir, nicht als philosophischer Autor des allgemeinen Vernunft-Staates, sondern als politisirender Stifter eines „geschlossenen Handelstaates" auf. Wenn hier eine Anmaßung ist, so ist es eine große; und daher wollen wir uns bemühen, diesen so genannten „philosophischen Entwurf," besonders für die Hunderte von Streitbaren, die auf Wort und Wink des Meisters nicht klog zu frre-

chen, sondern fast den Degen zu ziehen bereit sind, an den Tag zu stellen. Gelingt es nicht, bey ihnen selbst einen Zweifel gegen die Untrüglichkeit dieses Meisters zu erwecken; so muß uns der Zweck, reine und nüchterne Menschen immer mehr von ihnen zu scheiden, und den Sinn für wahre, praktische Wirksamkeit zu verbreiten, bey diesen Zeilen genügen. —

Höchst unerwartet, aber höchst lehrreich für das Verständniß des Ganzen, findet sich nahe am Ausgange der Schrift eine Klage über den wenigen Ernst, über die Neigung des Zeitalters das Leben in ein Spiel zu verwandeln, als Haupthinderniß, das sich der Ausführung dieses Handels-Staates, und alles nach einer Regel Erfundenen, entgegen stellen soll. Auffallend ist es, da fast um dieselbe Zeit der unterrichtete Leser dieser Schrift durch den Handels-Staat selbst auf diese Bemerkung geleitet wird. Denn der Ernst des Lebens liegt offenbar im Handeln, je näher die Beziehung eines Gedankens, einer Schrift, auf das Handeln ist, desto mehr arbeiten sie dem Allgemeinen trägen und verächtlichen Hange zum Spiele entgegen, desto näher stehen sie der würdigen, männlichen Denk- und Schreibart unserer Vorfahren. Die Absicht allein gibt einem Systeme die praktische Fülle nicht; und „der geschlossene Handels-Staat" bleibt trotz dem gläubigen Ernste seines Stifters, eins der muthwilligsten Spiele, die das Jahrhundert der Schwärmerey gesehen hat.

Freylich, nachdem die neuere Philosophie, in Verbindung mit einer andern größern Begebenheit der Zeit, für die Zerstörung alles Glaubens das Ihrige gethan hat, nachdem sie im Reiche des Glaubens sehr inconsequenter Weise uns nur das Gebiet der Kunst unangetastet gelassen hat, muß eine Spur von Glauben in den Werken des Lehrers, wenn nicht ihm zum Verdienst, doch allen andern zum Trost gereichen. Aber dieser Trost liegt dann nicht im Meister, sondern in seiner Inconsequenz.

Wenn ihn nicht noch ganz kürzlich das Prädikat der Träumerey für sein Werk zu sehr eklatanten Schritten verleitet hätte, so würde man aus den resignirenden Aeußerungen der wahrscheinlich später geschriebenen Dedikazion, und aus seinem nachherigen Stillschweigen bey einem sehr bedeutenden Urtheile über den Handelstaat *), haben schließen können: sein Glaube sey erstorben, und er habe „die künftig zu liefernden Politiken" und übrigen „Glie-

*) Zuweilen muß man es doch geflissentlich „verhindern können, daß einem die unbedeutenden Flugblätter des Ortes, wo man lebt, in die Hände fallen," sonst würde man sich gewiß das Urtheil des ersten politischen Schriftstellers seiner Nation zu einer Lehre haben dienen lassen. Historisches Journal: December 1800.

der der Kette seines allmählich aufzuführenden Systems" nach ernsthafter Ueberlegung aufgegeben.

In dem Werke selbst ist nemlich die Begeisterung auf eine solchen Höhe, daß er seinen logischen Beruf ganz vergißt, von einem Widerspruche zum andern taumelt, mit großer Mühe nur noch sein Arkanum des künftigen Landgeldmaterials, das ein Geheimniß der Fürstenfamilie seyn soll, und ihm jeden Augenblick aus der Tasche fliegen will (S. 101, 229, 233), an sich hält, und endlich im beseligenden Anschaun seines Werkes sich so verliert, daß er sich selbst zum Spotte zu werden scheint (S. 270.). — Anders ist allerdings seine Sprache in der Dedikation; aber sein neuerliches Betragen zeigt deutlich: die Ueberzeugung stehe bey ihm noch unerschüttert, daß in einem so gallopirenden Zeitalter wie das itzige, dieselbe Erleuchtung die den Vernunftgott in zehn Jahren heraufbringen wird, auch diese Handelsstaate in die Wirklichkeit, und ihren Stifter mit seinem Arkanum zu einer angemessenen Wirksamkeit rufen werde.

Wenn der Glaube so fest steht, dann kann man leicht, in Gegenwart der Staatsmänner einer Zeit „in der es noch keine Staaten giebt, wo man noch bey den Versuchen steht, welche zu bilden" (S. 144) ironisch-demüthig lächeln und sagen: was man da bringe sey

bloßes Projekt, würde wohl unausführbar befunden werden, könne indeß zu gemeinnützigen Entdeckungen leiten, u. s. w.

Für Hrn. Fichte möchten wohl alle Winke, daß es ein beschwerliches Schauspiel sey, wenn er sich auf einem ihm gänzlich unbekannten Felde kasteit und zu Erfindungen zwingt, nicht hinreichen; unsre Leser werden mit einigen Bemerkungen über das Schauspiel, nach Wegräumung des rechtlichen Fundaments auf dem es gegeben wird, befriedigt seyn.

Der Vernunftstaat ist der durch die Vernunft errichtete und garantirte Zustand der Gesellschaft: seine Existenz sept also beständige Vernunftmäßigkeit in den Handlungen der Einzelnen voraus, und von einer zwingenden äußeren Gewalt kann in ihm nicht die Rede seyn. Denke sich der Verfasser aber auch seinen Vernunftstaat wie er wolle, so muß er doch zugeben, daß alles Eigenthum (Privat und öffentliches) in diesem Staate einen vollständigen Rechtsgrund haben müsse. Hören wir nun, was er selbst S. 13 für den einzig möglichen Rechtsgrund alles Eigenthums erklärt: „Erst durch die Verzichtleistung aller Uebrigen auf Etwas, zufolge meines Begehrens es für mich zu behalten, wird es mein Eigenthum. Jene Verzichtleistung Aller, und sie allein, ist mein Rechtsgrund." Nur dadurch also

daß Alle diese Verzichtleistung geben, entsteht ein durch die Vernunft gesichertes, durch sie über alle physische Gewalt erhabnes Eigenthum, wird die Herrschaft des Rechts allgemein, und der Vernunftstaat errichtet.

Ohne sich selbst zu widersprechen, kann demnach Keiner das durch die Vernunft gebotene Streben nach einer Vereinigung Aller im Rechte, durch eine einseitige Schließung aufheben; und wollte er es auch, woher flöße denn sein Recht, die nicht im Staate Begriffenen, die offenbar „auf Alles was er in seinen Gränzen das Seinige nennt, eben die Ansprüche behielten wie zuvor," auszuschließen? Keine Schließung des Vernunftstaates ist sonach möglich, er ist seiner Natur nach Universalstaat: und der „geschlossene Handelsstaat," als Vernunftstaat, fällt durch dieß eine von dem philosophischen Rechtslehrer selbst hergegebne Argument über den Haufen.

Alle wirklich bestehende Staaten, so sehr der Verfasser sie selbst bis auf ihre Existenz verläugnet, zeigen dadurch daß sie für den Handel nicht geschlossen sind, ihre Tendenz nach dem Vernunftstaate; der Handelstaat allein ist, in seinen Prinzipien schon, ein Staat der Unvernunft *).

*) Es mag zur Empfehlung des Autors dienen, hier zu

Jenen Universalvernunftstaat, den Zustand der Dinge den die Vernunft posiulirt, „der erreicht werden soll, wenn er auch nicht erreicht werden kann," und der allerdings einer Darstellung fähig ist, wie denn die Wissenschaft des sogenannten Naturrechts vernünftigerweise kein andres Objekt haben kann, als diesen Universalvernunftstaat; — ihn ausgenommen, sind alle übrige Ideale von Staaten und Verfassungen entweder Satyren und Phantasiespiele, und als solche von poetischem Werthe und Nuzen, oder ernsthafte und daher leere und unnütze Projekte. Im Ernste irgend ein solches Ideal, das diesseit jenes höchsten und letzten liegt, und dennoch erreicht werden soll, aufstellen; und sich so zwischen bald vollkommen bald unvollkommen gedachten Bürgern und Regierungen, bey denen bald die Vernunft bald das Bedürfniß herrscht, umherquälen: ist der sicherste Beweis von tiefer Unkunde der Welt, und von praktischer Leerheit. Der Staat in der Wirklichkeit ist

bemerken: daß er seinen Staat grade nur für den friedlichen Kommerz zu schließen für gut findet, dagegen Kriege, die sich vermuthlich besser mit dem Rechte vertragen, als der Handel, ruhig fortdauren läßt. Wenn er das allgemeine Einrücken in die natürlichen Gränzen als wirksames Gegenmittel gegen die Kriege anpreist, dann wird er freylich unwiderleglich; — weil Niemand unwissend genug seyn wird, auch nur das Bedürfniß einer Widerlegung zu fühlen.

nur das Gerüst, auf dem wir uns zu dem Zustande der Vernunftherrschaft, in welcher die zwingende äussere Gewalt (das Kennzeichen unsrer Staaten) unnöthig wird, erheben sollen. Wo die Vernunft herrscht, wird die ungeheure Anstalt des Zwanges, die wir gewöhnlich Staat nennen, unnütz.

Das einzige wichtige historische Resultat, von dem in diesem Buche die Rede ist, und das auch die ganze schöne Idee veranlaßt zu haben scheint, ist die Uebervortheilung der Kolonial-Bewohner durch die Europäer im Welthandel. Damit den unkultivirten Bewohnern der andern Welttheile ja ihr Recht im Handel werde, soll ihnen der Handel mit dem kultivirten Europa, und so ihr Recht auf die Kultur unsers Welttheils, genommen werden; damit ihnen ja ihr Recht werde, sollen sie dem Thiere möglichst nahe bleiben. Dies führt auf eine schon oben angedeutete Verwandtschaft in den Ausschweifungen unsers Zeitalters sehr natürlich zurück; denn möchte die große Menge, die die schönen jetzt vereitelten Kulturhoffnungen von Aegypten beklagt, so wenig ihr dieser Philosoph auch gefallen wird, wohl praktischer und besser seyn als er? Nur unwissender kann sie nicht leicht seyn als er. Welche kindische Vorstellungen von der Handels-Balanz blicken bey dieser Gelegenheit schon in der Dedikazion durch; und wie muß man sich den Kolonialhandel (der sich doch wohl

noch durch andere Mittel rechtlich machen läßt) vorstellen, um hauptsächlich seinethalben zur desperaten Maaßregel der Schließung seine Zuflucht zu nehmen.

Ueberhaupt hat ganz besonders der Verfasser, der eben nicht großen erworbenen Reichthum an positiven und historischen Kenntnissen zeigt, Ursache sich an seine goldne Vorschrift zu halten: „Wer über einen wissenschaftlichen Gegenstand öffentlich spricht, soll und muß sich mit den dahin einschlagenden Schriften bekannt gemacht haben." — Für sein gegenwärtiges Buch möchte ich aus ihm selbst heraus etwa folgende literarische Vorbereitungen konjekturiren. Was die Lektüre betrifft, so stehe ich in der ganzen Literatur der Staatsökonomie, so weit ich sie kenne, nur für die nähere Bekanntschaft des Verfassers mit einigen ihm unverständlichen Versuchen von Hume. Die übrigen Studien zu diesem Werke möchten seyn: Hörensagen auf kleinen Reisen, auf deutschen Landstraßen; Beobachtungen in der eignen kleinen häuslichen Oekonomie: und einiges Nachdenken und Gespräch über gemeinnützige Gegenstände, z. B. über die Fruchtsperre, über die Runkelrüben, und — nicht ohne Grund möchte ich noch hinzufügen — über die Stallfütterung: denn von dieser scheint die ganze Idee der innern Administration dieses Handelsstaates hergenommen.

Um Lesern die so etwas nie erlebt haben, — und die einstimmen, daß in einer gewissen Ueberlegenheit der Productionsfähigkeit des Menschen und der Natur über ihre Consumtionsfähigkeit, ökonomisch betrachtet, das ganze Geheimniß des Fortschreitens der Menschheit liegt, — um solchen Lesern eine Idee von der Unwissenheit zu machen die in diesem Buche herrscht, reicht es ohnfehlbar hin zu sagen: daß der Begriff des Capitals nirgends sich vorfindet. Der Verfasser ist zwar unschuldig genug, das Fortschreiten seines Staates zu wollen; aber warum begünstigt auch das Glück diesen guten Willen so wenig? — daß er von Accummulirung und Anlegung des Capitals nichts weiß: daß er sich bey einiger unfruchtbarer Thesaurisation, jedoch nur um den magern Jahren zuvorzukommen, begnügt; daß er den unstäten, wankenden Preis des Geldes und der Waaren durch einen Akt seiner Freyheit für ewig unwandelbar bestimmt: alles das ist ja doch in seiner Vernunft gegründet. Und will er nicht grosse Köpfe in praktischen *) Wissenschaften (S. 260) — (vielleicht

*) Die grossen spekulativen Köpfe wird wohl schon eigner Instinkt zu diesem einzigen Staate führen: wo sie zu einem ganz andern als dem Lehrstande gehören, wo durch die glücklichste innre Ordnung alles bürgerliche Kommerz über die thierischen Bedürfnisse fast unnöthig geworden ist; und wo nur die Bedürfnisse und Genüsse des Geschlechts — welche

auch gar, wenn sein Staat einen häßlichen Menschen-Stamm begreift, Männer aus schöneren Racen) — zur Veredlung und Perfectionirung seiner Bürger miethen, wo und um welchen Preis sie zu finden sind? Will er nicht Künste und Maschinen und Pflanzen und Sämereyen des Auslands, vor Thores Schluß mit dem größten Geldaufwande zusammen schleppen?

Weit entfernt seinen ernsthaften Willen in dieser Schrift angreiffen zu wollen, zeigen wir ihm vielmehr gerne, wie ihn das ungerechte Glück doch wieder von einer andern Seite begünstigt. Den Welthandel, dessen schwieriges Verhältniß zu unsern gegenwärtigen Staaten zu entdecken nicht unser deutscher Philosoph, sondern der Stifter der französischen Physiokratie das Verdienst hat, will Herr Fichte um jeden Preis vernichten; seine Maasregel schießt zwar wieder weit vorbey, aber die Verbannung aller Capitalanlegung hebt ihn glücklich zu seinem Zwecke hin. Herr Fichte sagt: „alle Möglichkeit des Welthandels beruht auf dem Besitze des in aller Welt geltenden Tauschmittels; Gold und Silber gilt in aller Welt, ich schaffe es ab, mache Landgeld, und

der Inspection, Verwaltung und Vertheilung der Regierung leider nicht zu überlassen sind — im Wege stehn, um die spekulative Diskussion zum einzigen Gegenstande des Umgangs mit Menschen zu machen.

der Welthandel iſt unmöglich; mein Staat iſt geſchloſſen." — „Nicht zu raſch! entgegnet der Staats-Wirth: gerade im Welthandel iſt das Tauſchmittel am entbehrlichſten: denn, wo man in groſſen einförmigen Maſſen handelt, iſt der Tauſch ſehr leicht. Und dann ſoll ja dein ſinnreiches Experiment nur mit einem reichen Staate möglich ſeyn. In beyden Fällen wird der Handel durch Wechſel, von denen du nichts weißt und die ſich eben ſo gut auf Landgeld und Waaren als auf Weltgeld beziehen können, nach wie vor geführt; und unſre baaren Rimeſſen, wenn die Bilanz nachtheilig, oder des Auslandes Rimeſſen an uns, wenn jene vortheilhaft war, müſſen, da ſie beyde in Weltgeld, für das es keinen Ausweg und Gebrauch, als im Welthandel giebt, abgemacht werden, den auswärtigen Handel eher befördern, als vernichten. In beyden Fällen nemlich wird man ſich auf neue Handelszweige werfen müſſen, um die Bilanz ins Gleichgewicht zu bringen." —

„Nun willſt du zwar dein Landgeld mit gehöriger phyſiſcher Aufſicht und Gewalt, mit Handels-Collegien (S. 254.) mit ſtrenger Inſpection der Seehäfen und Gränzſtädte (S. 257) mit Viſitationen (S. 250) mit groſſen Strafen für den Schleich-Handel (S. 255.) unterſtützen, und möchteſt auf dieſe Art wirklich wohl nach langer Zeit deinen

Welthandel zerstören; — aber so, mein Freund kann es der Bauer auch." —

„Doch ein anders Zerstörungswerkzeug lebt, bey deiner Unwissenheit dir selbst unbewußt, in deinem Handelstaate: das allwaltende, alles tödtende Princip des Stillstands und der Armuth. Diese innere Auszehrung wird bald genug den Arm, der nach den Kostbarkeiten beyder Indien greift, lähmen. Aber auch dieses Glück würdest du nicht zu benutzen wissen. Kaum wäre dein Staat mit vieler Mühe geschlossen, so öfnetest du, wie am Ende deines Buchs (S. 272) das Thor selbst wieder, bloß deinem Weine zu gefallen; und wolltest doch (S. 37.) mit der Sphäre in welche dich die Natur setzte, und mit Allem was aus dieser Sphäre folgt zufrieden seyn!"

Mit dieser Darstellung einiger Widersprüche werden unsre Leser gern sich begnügen. Ueber die andern Institute und alle jene Wunder im Innern des Gebäudes wollen wir kein Wort verlieren; sondern lieber den Verfasser in seinem Laboratorium nicht stören. Möge er, da er einmal erfinden soll und muß, dort ruhig bey seiner schwarzen Kunst bleiben, damit desto eher „die neue Ordnung, die allein wahre Ordnung ist" entstehe, bey der die Menschen „so leicht, so frey, so gebietend über die

Natur, so echt menschlich auf der Erde leben, als es die Natur nur irgend verstattet" oder damit er sie isolire, und die Gesellschaft aufhebe von Rechtswegen! — Das Leben erscheint etwas anders aus einem freyeren Standpunkte.

Eine Vergleichung der thierischen Oekonomie mit der des Menschen zeigt uns beyde ursprünglich von demselben Punkte, von einfachen Bedürfnissen der körperlichen Natur ausgehend, und in einem Wirkungskreise, der nicht über das Gebieth der äusseren Sinne hinaus reicht. Aber bald zeigt sich am Menschen die unendlich reizbarere und wirksamere Organisation, die Empfänglichkeit für alle Eindrücke und Berührungen der Natur, die Kraft und die Gewandheit zur Rückwirkung auf dieselbe; die offenbare Bestimmung mit der ganzen umgebenden Natur allmählig in Verhältnisse zu treten, und so seinen Wirkungskreis nach und nach über die ganze Erde zu verbreiten. *)

*) Anmerk. Man vergleiche hiemit Herrn Fichte S 37. „Fragen: warum soll ich die Waaren jenes fremden Landes nicht haben? ist (nach ihm) gerade so viel, als ob der Eichbaum fragen wollte: warum bin ich nicht Palmbaum?" Aber eben weil er ein Mensch ist, würde jedes Kind Herrn Fichte erwiedern, soll er fragen, wie ein Mensch und

Allein, weil sich das Leben der Natur in seinem Leben gleichsam concentriren sollte, mußte er im Raume und in der Zeit unendlich beschränkter seyn, als diese ihn umgebende Natur, konnte ihm von ihrer Ausdehnung nur eine kleine Stelle, von ihrer Dauer nur eine kurze Frist zu Theil werden. Wie kann nun dieses kleine, beschränkte, vergängliche Wesen mit seiner empfindlichen und gewandten Organisation, mit allen seinen Anlagen sich über die große unendlich länger lebende Erde ausbreiten? Und was mehr als das ist: woran erkennt es selbst diese seine Anlagen: woher entsteht denn in ihm das Bedürfniß sie zu entwickeln; wie erkennt es sich selbst? —

Für beyde Fragen giebt es nur Eine Antwort; denn die Natur erreicht beyde Zwecke nur durch Ein Mittel: durch die Gesellschaft. Nur in der Gesellschaft wird der Mensch erst Mensch; nur durch den Nebenmenschen wird er sich seines Unterschiedes von der Welt bewußt: nur in der Gesellschaft kann

nicht wie ein Palmbaum frägt. — Fast sollte man denken, das bekannte Schillersche Distichon:

Willst du das Höchste, das Größte? die Pflanze kann es dich lehren.
Was sie willenlos ist, sey du es wollend! das ists.

haben den Verfasser auf dieses Gleichniß aus dem Pflanzenreiche geleitet.

ſich ſein Sprachorgan ausbilden. Und nun wandert ſeines Gleichen über den weiten Wohnſitz hin, nun ſtreitet es unter einander und mit der Natur, nun baut es ſich an und pflanzt ſich fort: ſeine Dauer läuft zu Ende; aber das neue Geſchlecht iſt allmählich und leiſe ſchon eingewoben und reift heran.

Die Natur iſt, wo er hindringt, anders, reizt, ihn anders zum Streit, und will andere Waffen. Hier trift ſie auf feinere, dort auf gröbere Organe ſeiner Natur; dort verlangt ſie phyſiſche Kräfte, und hier Gewandheit: und wenige Generationen ſind vorüber gegangen, ſo zeigen die Menſchen ſich ſo verſchieden wie die Stellen der Welt, auf die ſie hingeſtreut ſind. Alle Grade der Cultur ſtehn, wie die Jahrszeiten in den verſchiedenen Zonen der Erde, oder wie Keime, Blüthen und Früchte des Orangenwalds, zu gleicher Zeit beyſammen.

Der Kampf wird heftiger: ſie drängen ſich auseinander und ineinander, über die ſchwierige Erde, über ihre Gebirge und Meere hin; der Stärkere, der Gewandtere durchforſcht und plündert ſie, und entdeckt — vielleicht unwillkührlich — in der Schwäche des Beſiegten ſeine eigene Kraft, und ſeine Stelle unter den Menſchen, wie er im Anbeginn der Geſellſchaft ſeine Stelle in der Natur entdeckte.

Indeß hat, unter dem Streite der physischen Kräfte die Vernunft still sich ausgebildet; die Gesellschaft war es, die den Menschen zu dieser Deutlichkeit des Bewußtseyns erweckte, und diesem ihren Kinde verdankt die Gesellschaft wieder ihre Dauer und ihr Gedeihn. Kräfte und Anlagen, wie die seinigen sieht der Mensch sich gegenüber: und wider seinen Willen muß an die Stelle des Raubes der Tausch, die erste Aeusserung der gesellschaftlichen Vernunft und des Friedens treten. Die frey und unbearbeitet producirende Erde wird dem Wesen, das nur noch wenige rohere Bedürfnisse kennt, bald zu enge; doch stellen sich allenthalben Ströme und Meere, Wälder und Berge, dem Weiterschweifen entgegen.

Ungern beugt und bindet sich seine freye Natur an den Boden der Heimath; nur unter dem Zwange der Noth streut er den Saamen hin, und ungewiß sieht er der Ernte entgegen. Allein mit der reifenden Frucht steigt die erste Hoffnung allgemeiner Ordnung und allgemeinen Friedens aus dem Acker herauf. Nun sammelt sich die Familie bleibend um den Hausvater, und die Gesetze des Eigenthums und der Erbfolge, die natürlichsten, die wohlthätigsten, die gerechtesten, bilden den ersten Keim des Staats: der Streit endigt sich fortan vor dem Schiedsrichter. Auch auf diesen und sein Amt werden die Gesetze des Eigenthums und der Erbfolge angewandt; und nun ist die Sicherheit

des Staates gegründet: er wird mächtig und dauernd wie sein Oberhaupt. Unter solchem Schutze, kann jeder der eigenthümlichen Anlage seiner Natur oder der eigenthümlichen Beschaffenheit seines Bodens folgen: die Arbeit kann sich vertheilen, und so sich künstlich vervielfältigen; der Tausch kann sich zum Handel erheben, und immer neues Bedürfniß in dem rastlosen Wesen aufsteigen, da die Befriedigung des alten und die Siege über die Natur immer leichter werden.

Gegen die Wilden und Barbaren der Fremde, die ihm nun zugänglicher wird, scheint ihm der Raub noch zu gelten; und er trägt ihre Schätze in dem befriedigten Vaterlande zusammen, wo ihr Genuß leicht zum Bedürfnisse wird. Der Reiz des Gewinnstes, und die Beengung in dem wohlgediehenen und bevölkerten Staate, treibt noch andre hinaus, und ihr Beyspiel entwildert allmählich selbst die Fremde: auch hier fangen die Menschen an sich zu fühlen, und der immer schwieriger werdende Raub muß sich auch hier zum Tausch und zum Handel veredlen. Immer weiter greifen die Bedürfnisse der Menschen, immer nützlicher wird ihnen die Erde, immer grösser wird, trotz ihrer Kriegeslust das Reich des Friedens. Der Einzelne will alles umfassen, so klein und beschränkt er auch ist; er würde sich in der Schrankenlosigkeit seiner Begierden arm und unglücklich verlieren. Aber alle andre streben eben so weit, alles Streben ge-

wirnt Schranken durch die Geſellſchaft, durch das Gebeth des Rechts: Keiner ſey ausgeſchloſſen von der groſſen Gemeinſchaft der Güter. Nun erſt werden ſie reich, und können mit Sicherheit ſammeln und weiter ſchreiten.

Nur unter der Bedingung, daß einſt ärmere Geſchlechter lebten, konnten im Laufe der Zeiten reichere aufblühn; die Geſetze unter denen der Ahnherr den Saamen dieſer glücklicheren Zeiten erwarb, der Wille der Vorältern unter dem fromme Nachkommen ſammelten und weiter pflanzten, bindet billig den glücklichen Enkel: und ſo hat die Liebe zum Alterthum und ſeinen Satzungen, die ſich in jedem reinen Herzen findet, ihren Grund in der Natur, in der Billigkeit, und im Recht. —

Nur unter der andern Bedingung, daß es neben den Herrſchenden auch Dienende, neben den Reichen auch Arme, neben dem Kultivirten auch Wilde gäbe, konnte eine Kultur, ein Reichthum und eine Sicherheit erreicht werden, unter denen allein die Vernunft ihre Ueberlegenheit gewinnt, und das Wohl Aller auf dem kürzeſten Wege erworben wird. Daher iſt es natürlich, billig und recht, daß von dem groſſen Gemeingute des Gewinns keiner ausgeſchloſſen ſey; und das Ganze ſtrebe dahin, daß jeder ſein Antheil erhalte!

Es ist wahr, wenn das Bedürfniß des Vernünftighandelns erwacht, dann wendet sich die Gesellschaft aus dem allgemeinen, unbeschränkten Streben nach Ungleichheit, zu ihrer ursprünglichen — nun aber nicht wie ehemals durch die Natur, sondern durch die gesellschaftliche Vernunft errichteten — Gleichheit zurück. Aber, möge dieses Ziel erreicht werden können, oder nicht, es ist gewiß, daß es auf dem kürzesten Wege nur so erreicht wird, daß kein Schritt vorwärts geschehe, ohne die Garantie des vorhergehenden Schrittes durch das Recht und durch die Natur der Sache.

In diesem Geiste spricht das System von Adam Smith, dem grossen Begründer der Staatswirthschaft, mit dessen Erinnerung sich jede Schrift über einen politischen Gegenstand schließen sollte, und — den man billig für jede Stunde um Vergebung bittet, die man auf ein staatswirthschaftliches Werk wendet, dessen Autor ihn kaum dem Namen nach kennen mag, und das nur durch unglückliche Constellationen der Zeit, nur durch die Größe und Frechheit der Anmaßung, mit der so viel Ignoranz aufzutreten wagt, einige Bedeutung erhält. —

Nachschrift 1812. Ich habe geglaubt, diese jugendliche Schrift, mit allen ihren physiokratischen Irrthümern, der gegenwärtigen Sammlung beyfü-

gen zu müſſen, weil ſie deutlich ausdrückt, mit welcher Liebe ich in jenen früheren Jahren das Syſtem des Adam Smith aufgefaßt, und beweißt, daß es nur mit Widerſtreben gegen eine verjährte, literariſche Vorliebe, geſchehn iſt, wenn ich in ſpäteren Zeiten, als mir die Angelegenheiten der bürgerlichen Geſellſchaft unzertrennlich erſchienen von dem Intereſſe der Religion, mich zuerſt in Deutſchland gegen das Syſtem des Adam Smith erhoben habe. — Der Schluß der vorſtehenden Kritik zeigt, daß das höchſte politiſche Problem, das Problem der Dauer ſchon damals in vollem Lichte vor meiner Seele ſtand, und alſo früher oder ſpäter, dafern ich mir ſelbſt getreu blieb, die Oppoſition gegen Adam Smith unvermeidlich war.

III.

Beyträge

zur

Philoſophie

der Sitten und der Natur.

1.

Theologiſche Moral.

Der Weg zu Chriſto iſt von den ethiſchen Philoſophen des Mittelalters beſonders in negationeller Manier verzeichnet worden. Es hat oft das Anſehen als lehrten ſie, daß das bloße Entſagen der Welt ſchon an und für ſich ein Eingehen in Chriſto ſey; und da verſteht man denn wahrlich nicht, warum das Wort Fleiſch geworden? — Hat Chriſtus blos die Verächtlichkeit des Fleiſches darthun, und das Abtödten des Fleiſches lehren wollen, als er Menſch wurde? Gewiß nicht; Niemand wage mir dieſes Fleiſch, und dieſe menſchliche Geſtalt, und dieſe irrdiſchen Intereſſen herabzuſetzen, ſeitdem Gott ſelbſt gewürdigt hat, darin einzugehen und liebend zu verweilen. Auch würde jene Entſagungslehre nur auf alle diejenigen einige Anwendung leiden, die von der Natur nur mit ſehr ſchwachen Banden an die Geſellſchaft geknüpft ſind; Fürſten, Staatsdiener, Hausväter, ꝛc. können nicht der Welt entſagen.

Sicherlich aber ist die Resignation eine Seite des christlichen Lebens: Allem entsagen können, wenn es die Sache Gottes auf Erden erheischt, ist eine der wesentlichsten Eigenschaften des Christen. Aber so bedeutet, alles entsagen: Allem Götzendienst entsagen; nicht die Dinge wegwerfen, aber den Götzendienst der Dinge verwerfen; wenn man mit den Dingen um ihrer selbstwillen verbunden ist, wenn man sie um ihrer selbst willen liebt, dieses götzenhafte Band zerreißen, um ein göttliches zu knüpfen, um sie um Gotteswillen zu lieben.

Die Forderung auch des gemeinen Lebens: Ich will um meiner selbst geliebt werden, bedeutet in letzter Instanz nichts andres als: ich will um Gotteswillen, um meines innersten Selbst Willen, welches Gott ist, geliebet werden. Denn, wenn mich jemand um meiner Reichthümer, meiner Geburt, meiner äußeren Ehren willen liebt, so klage ich, daß er mich nicht um meiner selbstwillen liebt. Ich wiederhohle dieselbe Klage, wenn er mich meiner Gestalt, meiner Talente, meiner Kenntniße wegen liebt: Alles dieses sind endliche und vergängliche Dinge; es wird Lücken geben, wo ich enttäuscht bin, wo ich fühle, daß man nur von mir lernen, nur mich oder mein Talent genießen will, und wo mir diese Liebe Ueberdruß erwecken wird.

Aber gesetzt auch, man liebte das innerste und eigenste an mir, so kommen die Augenblicke, wo ich dieses innersten und eigensten nicht gewiß bin, wo mir auch dessen Vergänglichkeit einleuchtet, — dann werde ich vielleicht stutzen über die Klage, die mir auf den Lippen schwebt, daß ich nemlich nicht um meiner selbstwillen geliebt werde, aber es muß sich dann leicht erkennen lassen daß ich eigentlich ein Selbst alles Selbst in mir meinte, ein unendliches Selbst, das ohne Wechsel und Wandel unendlich geliebt werden könnte.

Und dieses Selbst suche ich, aber finde es nicht; ich kann unendlich mich selbst nicht lieben; ich kann nicht unendlich von andern geliebt werden: denn ich und andre nehmen an mir nichts wahr, als Zeichen der Gebrechlichkeit. — Nicht um der Dinge willen, sondern um meiner Person willen, wollte ich geliebt werden, aber alles Liebenswürdige an mir, das ich und andre wahrnehmen, ist vergängliches, also Ding.

Vernimm es Ohnmächtiger! das einzige, unendlich-persönliche ist Gott; alles was du außer ihm wahrnimmst ist Ding, ist Lebensschein, ist Hohnlächeln des Todes. Denke dich in Gott, und die ganze Lebenserscheinung durchdrungen von seinem Geiste, so wird alles persönlich lebendig, und unendlich.

Siehe dich aber wohl vor. Du ſtehſt hier an der Schwelle eines fürchterlichen Irrthums, an der Schwelle des Pantheismus. Du könnteſt vielleicht, in Betrachtung der Dinge und ihrer Nothwendigkeit und eines Lichtſtrahls ihrer Harmonie, in die Präſumtion verfallen, die Dinge ſeyen für ſich und ohne die ewig-thätige und lebendige Vermittlung und Friedenſtiftung deines Herzens, in Gott! So wäreſt du in den Banden einer Religion der bloßen Beſchaulichkeit, der Anſchauung des Univerſums, des abgeſonderten Wiſſens, d. h. der hochmüthigſten Irreligion.

Dann würdeſt du eine Harmonie draußen contemplativer Weiſe wahrnehmen, während das alte Chaos in deinem Herzen vielleicht fortwüthete, und die vorzeitige Weisheit in dir alle Liebes- und Haßeskraft verzehrte. Du wähnteſt die Dinge in Gott zu denken, während es deinem Herzen mehr und mehr an Kraft gebräche, ſie mit Gott zu verſöhnen.

Der Friede der Dinge mit Gott, ihr Eingehn in ſeine ewige Perſönlichkeit gilt alſo nur, in wie fern du den Frieden ſelbſt geſtiftet, und die Dinge durch die Kraft deiner Selbſtheit oder des Göttlichen in dir eingeführt haſt in Gott. Es bleibet dir alſo unzähliges außer Gott, und wenn du die Dinge, die dein Herz noch nicht für das Reich Gottes erobert hat, in Gott präſumiren wollteſt und deshalb einen

vorzeitigen und weltlichen Frieden mit ihnen ſtiften, ſo würdeſt du Haus und Herz mit Götzen erfüllen, und wie du dich ſperren möchteſt, doch nur Vergänglichkeiten anbeten, und das Selbſt deines Selbſt, das du zu lieben, alſo klar zu erkennen, alſo anderen deutlich und ſichtbar zu machen, ausgegangen wäreſt, nur mehr und mehr verhüllen.

Da wäre es dann freylich beſſer geweſen, du hätteſt die Dinge von Hauſe aus präſumirt, als dem Teufel angehörig, und dich ihrer entäußert und entſchlagen, als daß du ſie Gott zuſchriebeſt, ohne ſie für das Reich Gottes mit der ganzen Kraft deiner Selbſtheit erworben zu haben.

Der Pantheismus iſt ein elendes Surrogat der Religion für die Reichen und gebildeten Leute denen es um Entſchuldigung aber nicht um Rechtfertigung, vielmehr um den Beſitz, als um das Eigenthum der Dinge, kurz um ein bequemes und comfortables Reich Gottes zu thun iſt!

Was iſt alſo das Selbſt unſers Selbſt? die Heiden haben darnach geſtrebt, oft die Freyheit, oft das Gefühl einer gewiſſen republikaniſchen Gemeinherrſchaft über die ſklaviſch unterworfenen Dinge, oft das Vaterland dafür angeſehn, aber es ſelbſt nie erkannt.

Moſes, der Wahrheit am nächſten, meinte, es läge in der Ebenbildſchaft des Menſchen mit Gott, und ſo ordnete er und gruppirte die Ebenbilder zu einem Volke unter der ewigen Souverainität des Urbildes, aber verbot ihnen den Umgang mit den übrigen Ebenbildern, zu denen von dem Urbilde keine Kunde, keine Offenbarung gekommen, die alſo aus eigner Willkühr, aus eignem Holze das Urbild zu reconſtruiren unternommen und nur Götzen erſchwungen haben.

Die Welt vor Chriſtum ſuchte das Selbſt ihres Selbſt außer oder über dem Selbſt: das höchſte Gut der Weiſen und die Götzen der Völker des Heidenthums und ihr Vaterland, waren doch in die Außenwelt hinausgeſtellte Exlutern, Zeichen, Symbole, Hieroglyphen ihrer innerſten Selbſtheit. Es gab Wörter der Deutung der Verſtändigung zwiſchen Gott und den Menſchen, gelegentliche Berührung des äußern Selbſt, des fleiſchigen Selbſt mit dem innern Selbſt. Aber das Wort ſelbſt war noch nicht Fleiſch geworden.

Das Wort des innern Selbſt, die ewige Perſönlichkeit Gottes erſchien nunmehr auf Erden in menſchlicher Geſtalt, und wohnete unter uns: erkenntlich und ergreiflich für alle, überſetzbar in alle Selbſtheit, Sprache und Lebensweiſe; das Geheim-

niß der unendlichen Liebenswürdigkeit war gelöst: die Persönlichkeit Gottes kehrte bey uns ein, machte Wohnung unter uns, in unserem Herzen.

Es gibt fortan zu Gott d. h. zu unendlicher Persönlichkeit, d. h. zur unendlichen Liebe nur einen Weg, nemlich durch Christus, dadurch, daß wir erkennen daß er und niemand anders jenes unter Leiden erstrebte, oftmals verhüllte Selbst unsres Selbst sey, per saecula saeculorum. —

Daß die äußere Welt mit allem nothwendigen Beywesen, so gut wie unser Leib und alle Träger der Vergänglichkeit an uns, eingeführet werden können in Gott, und seiner unendlichen Persönlichkeit theilhaftig werden, das ist das in uns ewig fortwirkende Werk Jesu Christi. Also gilt es durch die ewige Wiedergeburt Christi in unserm Selbst sein großes Erlösungswerk fortzusetzen, nicht abzusterben der Welt, sondern sie wiederzugebähren in Christo, alle und alles fortschreitend des Geistes seiner Gnade theilhaftig zu machen.

2.

Verſöhnung des Egoismus mit der Religion.

Der Menſch ſcheint in einen tiefen Widerſpruch geſtellt: Kraft ſeines natürlichen Selbſtgefühls glaubt er im Mittelpunkte der Welt zu ſtehn, und dennoch ſagen ihm alle Erfahrungen, daß dieſes nicht ſein Standpunkt ſey. Die Gerechtigkeit Gottes muß für eine Ausgleichung dieſes Widerſpruches geſorgt haben: ſie muß ihm einen Weg in die Mitte ſeiner Welt gebahnt, ſie muß ihm einen Mittler gegeben haben, wodurch jenem Selbſtgefühle genügt, und alle Erfahrungen damit verſöhnt werden.

Alles Böſe iſt Offenbarung jenes Widerſpruchs: der Charakter des Böſen iſt die Augenblicklichkeit, der Unzuſammenhang. Kraft jenes centralen Selbſt-

gefühls, sollte dessen Offenbarung oder Handlung im Zusammenhang stehen mit allen andern Handlungen in Zeit und Raum. Die Mitte ist nothwendig Standpunkt der Gerechtigkeit, denn sie ist ja nur Mitte durch die Allseitigkeit der Beziehungen zu den Enden und Extremen: das herausgerissene, unzusammenhängende, augenblickliche ist also nothwendig Böses.

Jesus Christus hat uns von allem Bösen erlöst: er hat das Panier aufgerichtet in der Mitte aller menschlichen Dinge, nachdem wir aus aller Augenblicklichkeit und Vereinzelung der Handlung sowohl als der Ansicht, aus aller Sünde, aus allem Schmerz, allem Irrthum, aller Krankheit uns wieder erheben können zu dem Ewigen und Allgemeinen. Insbesondre die große Schranke der Augenblicklichkeit, der Grund aller Vereinzelung, der Tod, der Sünden Sold, oder die Sünde insonderheit, ist von ihm für uns alle besiegt: sein Blut macht uns rein, und erlöst uns von allen Sünden. Die Gabe Gottes ist das ewige Leben.

Die weisen Heiden alter und neuer Zeit strebten nach dem Standpunkt dessen, vor dessen Augen alles fort und fort in seinem ewigen Zusammenhang, also versöhnet da liegt. Das Selbstgefühl glaubt sich in der Mitte der menschlichen Geschäfte, und jene strebten weit hinaus in die Mitte des Weltalls.

Entweder den Andeutungen des bloßen Raumes, oder der bloßen Zeit folgend, ließen sie sich durch ihre Thorheit hinauslocken aus dem Kreise der Menschlichkeit in das Gebiet des Unermeßlichen, und so, in den Banden der Erde befangen und immer wieder dahin zurückgezogen, klebten sie an dem einen Pole statt in der Mitte zu schweben.

3.

Versöhnung der Sinnenwelt mit der Geisterwelt.

Wenn die Welt der Sinne und die Welt des Geistes absolut getrennt erscheinen, dann ist die Sünde auf ihrem Gipfel: sie hat sich selbst systematisirt und vollendet. Der Unzusammenhang ist zum Princip erhoben. Denn daß das Irrdische unter sich, und das Intellektuelle unter sich zusammenhängen könne, jenes durch ein System der Neigung, des Genußes, des Glückes, dieses durch ein System der Vernunft — das ist die große Täuschung des Teufels, ein Problem, eine Quadratur des Lebenszirkels, womit er die sündebefangenen Seelen ängstigt. Wie möchten die Körper sich verbinden, der Stein und der Mörtel; wie die Gedanken, die Ursach und die Wirkung, wenn die ewige Bindung des Gedankens und des Körpers mangelte? —

Darum iſt die Kirche unerbittlich über die Anerkennung der Transſubſtantiation, der Wandlung des Brodes in den Leib Chriſti, des Entſchluſſes in die That um Chriſti willen. Die Wandlung iſt das Signal der Erlöſung: das Herz nun triumphirt über die Sünde, indem es mit dem allgemeinen in wahrhafte Verbindung tritt: es wird hingetragen in die Mitte durch die Wandlung.

4.

Von den Modulationen des Schmerzes.

Motto.

Oft wenn im Menſchen alles untergeht,
So hält ihn dies — Wie das Gewölbe ſteht
Weil ſeiner Blöcke jeder ſtürzen will.

Heinrich v. Kleiſt Pentheſilea.

Kein Unglück kommt allein! Sehr gerecht: Die Seele braucht ein Antiunglück! der Stein braucht einen Antiſtein damit er, wie Kleiſt ſagt, im Gewölbe ſchwebe. — Eine Wunde iſt nur durch die andre, eine Krankheit durch eine Antikrankheit zu curiren. Auf Verdruß und Aerger (harten Schmerz), folgt oft der Verluſt geliebter Perſonen (weicher Schmerz), und die Seele wird dergeſtalt aller ihrer zarten Glieder mächtig.

Was würde werden, wenn die Vorſtellung gemeiner Seelen von göttlicher Gerechtigkeit realiſirt würde, da nemlich jedes Unglück durch ein recht derbes Glück abgelößt würde? Wir müßten im Glücke wie Eulenſpiegel, wenn es Bergab gieng, weinen, und das Unglück kalt anlächeln: tiefe Gleichgültigkeit wäre das nothwendige Reſultat ſolcher Reihe von Wechſelzuſtänden: Abhärtung, Ruhe und Gefühlloſigkeit des Steins: während unter ganz verſchieden-geſtalteten Schmerzen, eine unendliche Tonleiter von Empfindungen hindurch die Seele jenen Gleichmuth gewinnt, jenes beruhigte aber um ſo tiefere, innigere Lebensgefühl, das an allen Orten und zu allen Zeiten für Religion gegolten hat.

Aus den gewaltigſten Modulationen des Schmerzes ſehen wir ſie allenthalben, auch in der Weltgeſchichte im Großen, am ſiegreichſten hervorbrechen, und nun auch der Freude jene Tiefe, jenen Umfang mittheilen, welchen ich in den Gemüthern der heutigen Menſchen am meiſten vermiße.

5.

Die Subordination der Liebe.

Kampf auf Tod und Leben, oder zerfließen und untergehn in einander; Vernichtung des Nächsten, oder Selbstvernichtung, — so ist der Haß und die Liebe dieser Zeit: Alles Urtheil schwankt zwischen der Abgötterey und Abtenfeley. Ja wohl: Weltkörper die von keinem Weltball höherer Ordnung getragen, und schwebend erhalten werden, können nur an einander zerspalten, oder in einander aufgehn.

Daß ist auch die Mühseligkeit des Gesprächs ohne den Glauben des einen an das andere, ohne die Liebe, welche sie beyde umfängt, ohne die Allgegenwart jenes dritten — Genius? Gottes? — Nein! jenes dritten, der allemal da seyn wird, wo zwey in seinem Nahmen beysammen sind.

6.

Die Moraliſche Perſon als Autor.

Das ſind die einzig erhebenden menſchlichen Werke, die kein einzelner Autor ſich als Privateigenthum zueignen kann; woran viele, alle mitwirken mußten, damit ſie entſtanden, die man alſo nur fortſetzen, vollenden helfen kann, inwiefern man die große Gemeinſchaft anerkennt, mit der man arbeitet. Dieſe Werke heben den Thatenmuth des Einzelnen, ohne daß je die Betrachtung niederſchlüge, daß ein Einzelner ſo großes verrichtet: nunmehr „Homeride zu ſeyn, auch nur „als letzter, iſt ſchön." —

Dergleichen Werke ſind die Kirche, die Meſſe, die Brittiſche Verfaſſung: hier aber iſt der Autor ſichtbar, der, von dem allein geſagt werden ſoll, daß dieſe menſchliche Geſellſchaft, und alles Große, Herrliche, und Erfreuliche darin ſein Werk ſey. Statt

des abſoluten Republikanismus der Homeriden, iſt hier ein monarchiſcher Republikanismus. Hier iſt freye, ſtolze, muthige Anerkennung des Werkmeiſters; dort die bloße irrdiſche Beruhigung daß keiner etwas zu befehlen hat. —

Alle Produktion überhaupt geſchieht in der Gemeinſchaft mit allen, und inwiefern ſie ſo geſchieht, geſchieht ſie unter Autorität des Glaubens an den einen großen Werkmeiſter. Dieſes iſt das Weſen des chriſtlichen Staates: es herrſcht nur einer, der allen gedient hat, und weil es nur Einen Werkmeiſter giebt, ſo iſt alles Ein Werk.

7.

Der Entſchluß der Tugend.

Mit dem Vorſatze: an eine beſtimmte Sache nicht zu denken, (alle Gedanken-Sünden gehören hierher) hat es eine eigne Bewandniß. Wenn man den Vorſatz halten will, ſo muß man an die Sache denken, an die man nicht zu denken ſich vorgeſetzt; denkt man nicht daran, ſo hält man ſeinen Vorſatz, aber man hält ihn auch wieder nicht als Vorſatz. Wenn nun das Laſter nur in dem Gedanken des Böſen beſtände, ſo gäbe es nur einen Weg, das Laſter zu ſyſtematiſiren, nemlich den allgemeinen Vorſatz es zu vermeiden.

Etwas poſitives, perſönliches alſo, ein höherer Gedanke, eine Idee, ein Mittler macht die Tugend erſt

möglich. Der Mensch kann sich nicht selbst vom Laster erlösen; er bedarf eines Erlösers. Ohne höchstes, d. h. persönlichstes Gut, ohne eine allmächtige Idee der Tugend, der Liebe, kann er nicht Herr werden über das Laster.

8.

Beyfall der Welt.

Wer in seinen Werken unmittelbar der Welt gefällt, und allgemein gelobt wird, der hat irgend eine große Einseitigkeit der Menschen darin ausgedrückt. Wollte er vollständig seyn, und umfaßend, und gerecht, und nach der Fülle des Reiches Gottes streben, d. h. für das Reich Gottes wirken, so fänden die Menschen in ihm nicht unmittelbar, was sie suchten: sie müßten das Werk erst Jahrhunderte durchwandern, von der Schwankung dieser irrdischen Einseitigkeit entfernt sehn, um seine Ruhe und Dauerhaftigkeit wahrzunehmen.

Die Menschen des Augenblicks können nicht ertragen was nach der Fülle der göttlichen Armuth strebt; sie laufen dem nach, was sie Reichthum nennen, der Vielheit nemlich von Dingen einer einseitigen Art. Und so mußt du ihnen schmeicheln durch die Vielheit von Einseitigkeiten ihrer Art, oder imponiren, durch die

Vielheit von Einseitigkeiten ihnen entgegengesetzter Art, wenn du Acclamation begehrst.

Da wo die Einseitigkeiten zu Gliedern werden unter der Gewalt des Hauptes Gottes: wo die Krankheiten der menschlichen Natur sich gegenseitig unter einander curiren zu der ewigen Gesundheit Gottes: da fängt freylich an die stille Herrschaft, die christlich-demüthig unterwerfende Herrschaft über die Jahrtausende, welche vom Siege über die Reize der Zeit, wie über die Schrecken des Todes ausgegangen ist, und von der gehorsamen Unterwerfung unter der ewigen und vollständigen Bestimmung des menschlichen Geschlechts, d. h. unter Christum; aber da hört auch der Beyfall der Zeitgenossen und die weltliche Macht über den Augenblick auf.

9.

Wiſſen und Glauben.

Alles Wiſſen hat die zwey Elemente, eines aus Gott und eines aus der empfangenden oder entgegen-erzeugenden Kraft des Menſchen: d. h. es beſteht nothwendig aus Glauben und Wiſſen. Daher iſt alle Wiſſenſchaft auch nothwendig theologiſch, und nur ein Grundirrthum da nemlich das profane Wiſſen für ſich allein und ohne die Heiligung aus Gott, d. h. ohne ewige Reaktion des Unſichtbaren beſtehen zu können vermeint.

Alles Auffaſſen der Dinge und ihrer Einzelheiten, alles Zerlegen der Dinge mit der Schaerfe des Verſtandes giebt als ungedenkbares Reſultat, den Tod: neben dieſer Einzelnheit aber iſt zu faſſen die Unendlichkeit der Dinge, ihr Zuſammenhang mit dem Univerſo; dieſe ſind im gemeinen Sinn des Wortes nicht

zu wiſſen, ſondern eben da ſie ihrer Natur und der ganzen Vorausſetzung nach nicht abzuſchließen ſind, nur zu glauben. Von der Unendlichkeit der Dinge wiſſen wir durch Offenbarung, alſo iſt dieſe Offenbarung von Hauſe aus ſchon in der Lehre vom Gegenſatz des Wiſſens und Glaubens enthalten.

10.

Vernunft und Offenbarung.

Freylich hört die Seele nicht auf zu fragen nach der Uebereinſtimmung der Lehren des Evangelium mit dem, was Biſchoff Clarke in ſeinen Predigten eternal reason und the fitnels of things nannte, denn es iſt in jeder reinen und geſunden Seele die ewige Vorausſetzung, daß die vollendete menſchliche Vernunft mit der Offenbarung übereinkommen müſſe. Aber deßhalb beweiſen die Werke der unvollendeten Vernunft auch nichts gegen das Evangelium. Der Vernunft iſt ein ewiger Leitſtern und Wegweiſer gegeben an dem Evangelium; ſie kann wiſſen in wiefern ſie etwas erreicht hat, in ſofern ſie mit dem Evangelio übereinſtimmt: wo ſie abweicht, an den Stellen mag ſie ihre Sterblichkeit, ihre Gebrechlichkeit vorausſetzen. Dieſe Rebe hat eine Ulme an der ſie ſich hinaufranken kann.

11.

Denkfreyheit.

Gegen das abgeschmackte Pochen der Lutheraner auf ein vorgebliches, unveräußerliches Recht des Menschen: selbst zu denken, dient zur Erwiederung: daß jede heilige Gemeinschaft besser denkt und gründlicher als der Einzelne: „wo zwey oder drey in meinen Nahmen versammelt sind, da werde ich bey ihnen seyn!" Großbrittanien denkt besser und gründlicher als Newton und Locke, und als seine oberen Staatsdiener. Was sind eines Wurms des 19. Saec. Gedanken, gegen die Gedanken der anderthalb tausendjährigen Kirche? — Es ist überhaupt ein gebrechliches Handwerk, welches denken heißt, und — daß zwey Menschen, wahrhaft mit einander verbunden, mehr sind, als zwey Einzelne, tiefer denken, größer handeln — das ist das große Geheimniß, darum die Welt gebracht worden.

12.

Der Chriſtliche Kalender.

Iſt nicht auch im Menſchen, wie im Planeten den er bewohnt — jene doppelte Bewegung um ſich ſelbſt und zugleich um ſeine Sonne, um Chriſtus? — Freylich, wie oft hat er ſich um ſich ſelbſt bewegt, ehe nur ein einzigesmal um Chriſtus? —

Es iſt dieſes kein Gleichniß; es iſt die Sache ſelbſt. Ja wohl regiert der Kalender und mit ihm regieren die ſideriſchen Conſtellationen den Menſchen: durch Licht und Luftwechſel, durch das ganze irrdiſche Wetter rühret die ganze Unendlichkeit des Sternbaus, ſein Blut und ſeine Nerven.

Wie kann man den Himmliſchen Rythmus der Geſtirne und ihre Evolutionen vergeſſen, wenn man philoſophirt. Wie kann man herausſchneiden und

zu gewiſſer Continuirlichkeit an einander knüpfen die täglichen Thaten und Gedanken des Menſchen als ob keine Nacht wäre, und keine Jahrszeit und keine Schiefe der Ecliptik und keine Kugelgeſtalt und Bewegung der Erde? — Wollt ihr das Leben des Menſchen verſtehn, ſo verſteht vor allen und zuerſt das, was ihn trägt, und das große Grundleben, was unaufhörlich eingreiffend das ganze Leben ſeines Geſchlechts regulirt: dann kommen die andern regulirenden Reactionen der unendlichen Geſchlechtsverſchiedenheit, wodurch innerhalb der Geſellſchaft Rythmus und Ordnung entſteht.

Das iſt die phyſiſche, und dieſes die ethiſche Welt, die untereinander harmonirend gegen den Menſchen ſtreiten, ihn formen, ihn harmoniſch bilden. Das iſt der unergründliche Tiefſinn des chriſtlichen Kalenders, wonach die Völker der Chriſtenheit im Laufe des Jahres einmal um die phyſiſche und zugleich auch um die ethiſche Sonne um Chriſtus laufen.

Es waren ſchöne Zeiten, wo man des Aufgangs oder Niedergangs des großen Tagsgeſtirns nicht gedenken konnte, ohne zugleich an ihn zu denken, ihn anzurufen, in der beſonderen Geſtalt, wie ihn die ethiſche Jahrszeit zeigte, als Kind, in den Schatten des Todes, im Triumpf der Auferſtehung, im ver-

klärten Widerſchein der Mutter, in dem irrdiſchen Abglanz der Apoſtel und Heiligen. Gegenſätzlich waren die beyderley Jahrszeiten in einander gefügt: ſtand die phyſiſche Sonne niedrig, dann ſtand die ethiſche Sonne, die Erinnerung an ihn ſelbſt und ſeine wirkliche Erſcheinung am höchſten, und hob ſich draußen das Jahr mit ſeinen Blumen und Früchten, dann ward er gen Himmel gehoben, und uns verblieben die Mutter mit den Apoſteln und Heiligen, alle Reflexe ſeines Lichtes, wie dagegen der Mond und die Geſtirne im Winter lange, tief und ſtrahlend heraustreten aus dem Firmament.

Er ſteigt gen Himmel und läßt im Jugendſtrahl des Jahres, in ſteigender Wärme und mit unendlichen Hoffnungen ſchwanger die Welt zurück: und unter alle Herrlichkeit und Pracht des Lebens miſchen ſich ſeine Heiligen; es zeigen ſich in bunter farbiger Zerſtreuung die unendlichen Strahlen ſeines Weſens, die wir ſammeln ſollen unter Genuß und Thränen, und ordnen, damit er ſelbſt kommen könne, wenn die Welt zu ſterben ſcheint, zu ſeinem Advent.

In dem Laufe dieſer Sonnen- und Chriſtjahre, ſoll in täglicher Umwälzung die beſondre Welt des Menſchen ſich bilden und abrunden: wie der Erdball, ſo wird er in dem Maaße ſeine Bahn um die Sonne mit Gerechtigkeit und Ordnung erfüllen, als er tüchtig

und ordentlich in ſich ſelbſt ruht und läuft: eins iſt nicht ohne das andere. Die Phyſiſche Sonne theilet die Zeit in trockne Zahlen, in gefühlloſe Stunden, in die das Herz mit ſeinen fieberhaften Schlägen ſich nicht finden kann, bis die ethiſche Sonne aufgeht, und die Tage und Stunden ſich verklären mit dem Lichte und Leben des Geſchlechts.

Armes, ödes, kalenderloſes Jahrhundert!

13.

Globularform aller Wiſſenſchaft.

Alle Wiſſenſchaften, gerecht ins Auge gefaßt, haben Form, Maaß, Bewegung des Planeten auf dem ſie erſonnen worden; haben ihre Sonne, wie er die ſeinige. Nach Polen, Aequatoren, Meridianen und Breiten werden ſie geordnet; durch Schiefe der Ecliptik, durch beſtimmten wankenden Accent erhalten ſie in ſich jenes Wechſelleben, wodurch im Laufe der Zeit alle ihre Theile gleichmäßig der Sonne zugekehrt und abgekehrt werden, jeder Punkt zum Lebenspol, jeder größte Kreis zum Lebensäquator wird. Um die Sonne die der Menſch in ſeinem Herzen trägt, aus jenen beyden Sonnen in ewiger Vermittlung gebildet, müſſen dieſe Wiſſenſchaftskugeln laufen, durch ſie und in ſich ſelbſt bewegt, wenn Leben in ihnen ſeyn ſoll.

Der alte Atlas der mit Mühe und Schmerz, unter ihr gebeugt, die Erdkugel trägt, und das Kind Jesus welches erhaben darüber diese Erdkugel spielend in seinen Händen hält, sind herrliche Symbolen des Griechisch-Römischen Heidenthums und des Christenthums. Es ist nemlich von jener Erdkugel die Rede, die dem christlichen Philosophen zu einem ewigen Schema aller irrdischen Angelegenheiten und Werke dient.

14.

Excurse.

Die Idee der Kirche wird durch den Staat erläutert, und ich läugne, daß man ohne vollendete Einsicht in das Leben des Staates ein Held und Schirm der Kirche werden könne für unsere Zeiten. Was es mit der freyen Auslegung der Schrift, welche die Protestanten begehren, auf sich habe, würde man am besten erkennen, wenn die Auslegung der weltlichen Gesetze jedem Einzelnen und seiner Willkühr anheimgestellt werden sollte. In fast allen unsern protestantischen Rechtsstaaten ist das freylich schon in hohem Grade der Fall; indeß erinnere man sich dagegen des höchst lehrreichen Beyspiels von England. Die katholische Rechtsverfassung dieses Reiches, ist das beste Mittel, um zum Verständniß der alten Europäischen Kirchenverfassung zu gelangen.

Verhalten ſich die reports und die Tradition, ohne deren Zuziehung es keinen Richterſpruch in England giebt, nicht zu den Statuten des Reichs, gerade wie die Ausſprüche der Kirche und der Päbſte, und wie die Acten der Concilien zur Bibel? —

Jedes Wortes, jedes Geſetzes wahre Auslegerinn für uns iſt nicht etwa die kahle, unerfahrne ephemere Vernunft, ſondern die ganze zwiſchen dem Geſetzgeber und uns liegende Weltgeſchichte, die ganze Ausübung und Anwendung des Geſetzes durch die früheren Zeiten. Mit andern Worten: der Exeget muß die ganze dazwiſchen liegende Zeit in ſich aufnehmen, um das Geſetz zu begreifen.

Daß man frage, was auch wohl proteſtantiſche Exegeten gethan, wie, durch welche Umſtände und Veranlaßungen dieſes Geſetz geworden? iſt nicht hinlänglich: auch was aus dem Geſetze geworden, bis es zu uns gekommen? muß gefragt werden. Die Heiligkeit des Wortes liegt nicht bloß in den Veranlaßungen des Wortes, ſondern auch in ſeinen Früchten. Gottlob! daß wir in allen andern Rückſichten vernachläßigte und bedrängte Kinder dieſer Zeit ſowohl das Reich der Veranlaßungen, als auch das Reich der Früchte des Wortes Gottes in gleicher Fülle überſehen!

15.

Daß es keine Privatlektüre der Bibel gebe.

Gegen die proteſtantiſche Punctuar- und Linear-Conſtruction der Bibel, da man ab ovo ausgehend ſie aus aufeinander folgenden einzeln auszulegenden und zu interpretirenden Geſetzes- oder Schriftſtellen zuſammenreiht, halte man die in medias res verſetzende, und von dort aus lebendig in einander wachſende, katholiſche Globular-Conſtruction der Bibel: der Lebensodem der Bibel iſt dann die Tradition.

In der Globular-Conſtruction zeigt ſich unmittelbar die unendliche Bezüglichkeit aller Theile auf den Mittelpunkt, welcher iſt Chriſtus. Wenn man die einzelne Lesart, welche die profane, ſyllenſtolpelnde Exegeſe herauswirft, in ihren unendlichen Beziehungen zu dem organiſchen Ganzen der Bibel zu begreifen wüßte, ſo würden ſich ganz andre Reſultate ergeben.

Nur durch die Kirche kann das Individuum zu einem Verſtändniß der Bibel gelangen. Welcher Einzelne wagt es zu ſagen: er ſtehe als Leſer gegenüber dieſem gewaltigen Buche? nur von einer tauſendjährigen ökumeniſchen Corporation kann man ſagen ſie leſe die Bibel.

Die einzige proteſtantiſche Kirche *) die es gibt, die Anglikaniſche, begehrt für die Beſchlüſſe ihrer Väter und Convocationen ſo gut den Glauben der Inſallibilität, als die Römiſch-Katholiſche Kirche für die Beſchlüſſe ihrer Väter, Concilien und Päbſte: Nun aber beſteht de facto und in faſt allen neueren theologiſchen Schriften, die von Gliedern dieſer proteſtantiſchen Kirche herrühren der Grundſatz: daß keine Regel des Glaubens und des Gottesdienſtes, gelten ſoll, als die heilige Schrift ſelbſt. Die Auslegung der Schrift durch die Canons ſoll alſo gelten und nicht gelten zu gleicher Zeit. Es bedürfte keiner weiteren Zeichen der Zeit, um einzuſehn, daß dieſe Anarchie der Kirche in Großbrittanien, neben der erhabenen Conſolidation aller weltlichen Intereſſen in der Brittiſchen Rechtsverfaſſung nicht länger beſtehen kann. Eine ſo tüchtige Geſinnung als die Brittiſche, die keinen geringern Leſer der Magna charta duldet, als das Parliament, kann unmöglich länger

*) Anmerk. Man unterſcheide Kirche von Congregation wie man das organiſch verbundene von dem Aggregate unterſcheidet.

die Magna charta der Welt der verzerrenden, abtrünnigen Vernunft des Einzelnen überlassen. Auch wird diese anglikanische Kirche nach dem Ausdruck eines geistreichen Schriftstellers schon jetzt, wie zwischen zwey Mühlsteinen, zerrieben: von der einen Seite arbeitet der gelehrte Ketzerhaufen der Arrianer, der Unitarier, Socinianer und der Priestleyaner, auf der andern Seite der gemeine, aber durch die Millionen seiner Köpfe nach furchtbarere Ketzerhaufen der Methodisten, Puritaner und Evangelischen, an ihrem Untergange, und auch abgesehen davon könnte sie vor der steigenden Andringlichkeit des großen Problems der Emancipation von fünf Millionen Katholiken schwerlich bestehen.

In der unmittelbar durch Christus errichteten kirchlichen Gesellschaft, schon ihrer Fülle, ihrer Allseitigkeit wegen, muß der Art nach dieselbe und also unendlich größere, reinigende, läuternde Kraft erscheinen, als man in der Staatsverfassung von Großbrittanien wahrgenommen. Auf den Gang dieser politischen Verhandlungen hat das größte isolirte Talent so wenig als irgend ein einzelner Verräther oder Verbrecher je Einfluß: nur wer im Geiste des ganzen Staates agirt, erlangt parliamentarische Bedeutung; nur dessen Werk und Wort besteht; die andern Individuen, wie anscheinend mächtig, verfliegen wie Spreu. Alles dieses gilt im viel größerem Maaßstabe von der Kirche.

Der Einzelne, der im Sinne des Ganzen lebt, und wirkt, in der Kirche sowohl, als im kleinern Verhältnisse, in den Brittischen Staatsverhandlungen, erwarte aus demselben Grunde, daß ihn die Verhältnisse selbst auf die ihm angemessene Stelle der Wirksamkeit tragen werden: die vergänglichen Herrscher dieses Augenblicks wähnen solche Stellen zu besetzen, und doch ist es immer der Wille des gesammten Gemeinwesens, der an die wirksame Stelle versetzt; wer nicht so ernannt ist, so conselcrirt durch die Kirche, durch den Staat selbst — dem hilft die weltliche Ernennung seiner mächtigen Beschützer auch nichts: er figurirt, seine Werke fallen, er selbst wird bald vergessen seyn. Alle Einzelnen können sich der Erhebung des recht würdigen Individuums widersetzen: auch werden sie es im Durchschnitt immer thun, weil sie nur die eine Seite seiner Fülle sehen, oder weil er, in der rechten Mitte stehend, grade deßhalb allen andern im Extreme zu stehen scheint, weil diese selbst im Extreme stehen. Aber trotz den Einzelnen werden ihn die Verhältnisse, trotz Allen, wird ihn das Ganze an seine Stelle tragen! —

Dieses ist die Geschichte aller Lichter der Kirche und aller politischen Autoritäten von Großbrittanien.

16.

Betrachtungen bey Göthes und Runges Farbentheorie.

1. Wir empfinden nur den Contraſt, nur die Ränder, nur durch Ränder. Ein Gegenſatz von Schatten und Licht, von Luſt und Schmerz iſt nothwendig, eine Polarität muß gegeben ſeyn, wenn es zu dem Farbenſpiele, zu dem höhern Gefühle kommen ſoll, darnach die Seele ſtrebt.

Die arme Natur kennt nur Luſt und Schmerz, Schwarz und Weiß: für die Reiche ziehn ſich dieſe Beyden dort allein herrſchenden Pole mehr und mehr in bloße Puncte zurück, wiewohl dieſe nicht aufhören durch ihre Oscillationen das Ganze zu beherrſchen. — Die gemeine Natur, abhängig von dem Organismus der Erde, von ſeinen Farbenſpielen, ſeinem Schatten und Licht, ſeiner Kälte und Wärme, ſeinem Hunger und Durſt, ſchwankt mit den andern, blind gehorchenden Atomen von einem Pole zum andern: die höhere ſchwebt frey über dieſen Schwankungen des Erdorganismus, und empfindet die nun

erſt recht menſchliche und künſtleriſche Luſt, an den, durch eigenes Medium und eigenthümliche Brechung ſich an den Rändern entzündenden Farben: ſo ſchwebt „von Freude zu Schmerz der Seligkeit Fülle.“ Die Luſt unendlich wechſelnd ſchwimmt in den Schmerz hinüber, der Schmerz in die Luſt; alle Bilder des Lebens verletzend und beſänftigend klingen in einander über, und ſo kommt dann jenes volle, unabhängige Selbſtgefühl des Lebens, jenes klare und doch unbeſchreibliche Wogen göttlicher Empfindungen, da, wie in Göthes zweyter Kupfertafel unten rechter Hand, die Farben das Schwarze wie das Weiße gänzlich verzehren.

2. Die Farbenkugel iſt ein genügendes Schema aller moraliſchen wie auch literariſchen Kritik. Die Aufgabe der Kritik iſt eine gewiſſe harmoniſche Verbindung der hiſtoriſchen und der eigentlich kritiſchen Anſicht. Alle ethiſchen Wiſſenſchaften haben bald mehr nach der hiſtoriſchen und characteriſtiſchen, bald mehr nach der moraliſchen und kritiſchen Seite hinüber geſchwankt: man hat zwiſchen dieſer Alternative geſchwankt, eben weil man als zwey Extreme betrachtete, was Beydes nach dem mathematiſchen Geſetze der Kugel, nach dem Geſetze des Lebens unzertrennlich iſt von einander. —

Die beyden Pole der Urtheilskugel ſind gut und ſchlecht: ſie entſprechen dem weiß und ſchwarz der

Farbenkugel, wie man auch schon längst von Licht und Schattenseite des Charakters gesprochen hat. Der Aequator sind die unendlichen, charakteristischen Eigenthümlichkeiten der Personen, Handlungen und Werke: sie entsprechen genau den Farben, und erfordern wie sie allenthalben einen moralischen Contrast, an dem sie wahrgenommen werden: sie sind nur an den Rändern zu beobachten, wie die Farben.

Ein vollständiges Urtheil demnach würde aus Charakteristik und Kritik, aus der Aequatorialbetrachtung der Eigenthümlichkeit und aus der Polarbetrachtung der Güte des Objects, nach dem Gesetze der Kugel gebildet seyn. Das gemeine Urtheil über den Nächsten tastet immer zuvörderst an allen Theilen der Kugel umher, bis die Liebe das Ganze ergreifen lehrt: zuerst heißt der Nächste der uns vorübergehend angenehm berührt, ein guter Mensch; es kann nicht fehlen daß er im Verfolg unangenehme Eindrücke auf uns macht, und so werfen wir uns nun eben so voreilig auf den andern Pol und nennen ihn einen schlechten Menschen. Bey noch näherer Bekanntschaft sind wir genöthigt ihn einen eignen, sonderbaren Menschen zu nennen, und so meldet sich die Aequitorialbetrachtung *); die Globularbe-

*) Anmerk Siehe 1ter Theil Fragmente über dramatische Poesie.

trachtung der ganzen, vollen und männlichen Liebe kann nun nicht mehr ferne seyn.

Alle wahre Kritik muß die Lebensform ihres Objects annehmen; und es giebt nur eine Lebensform, nemlich die Kugel.

3. Gold ist das faule, träge und schläfrige Gute Princip, das Weiß der Staatswirthschaft; die ewige Gerechtigkeit, die Lebenslust der Natur hat diesem schläfrigem Princip ein streitbares gegenüber gebildet: das Papiergeld; heiße es immer einstweilen Böses Princip. Es hat sich ein schwarzes gebildet dem weißen gegenüber, wodurch indeß das weiße erst recht weiß geworden. Nunmehr können Farben entstehen. Die ganze Unendlichkeit der ökonomischen Güter bildet den Farbenäquator: den eigentlichen Werth, die ökonomischer Bedeutung dieser Güter wird man nur an den Rändern oder in der Wechselwirkung des Metallgeldes, und des Creditgeldes erkennen.

Die Theorie der Staatswirthschaft, geht denselben Weg, wie in der vorherigen Betrachtung der Mensch im Urtheile über seinen Nächsten. Zuerst wirft sie sich auf den weißen Pol der Haushaltung, kennt nichts anderes als Metallgeld, strebt nach nichts anderem. Hierauf wird sie durch die ewige Gerechtigkeit der Natur zu einer Reaction gegen sich selbst,

zur Anerkennung des andern Pols, des Creditgeldes genöthigt: entweder äußerlich gezwungen macht sie Schulden und Papiergeld, oder innerlich gezwungen erklärt sie, es gebe nur Papiergeld und dieses könne allein und völlig unabhängig bestehn. Endlich geht ihr das Licht über den Aequator auf: sie sieht die beyden Pole in allen Farben des Lebens regieren: das Geld erscheint ihr als die allen Gütern inwohnende gesellige Eigenschaft, als die Schwere, als die Richtung nach dem Mittelpunct, welche die beyden, gleich nothwendigen Pole nur hervorstechend äußern.

Bevor sie zu dieser Globular-Anschauung gelangt ist, ist sie, ihrer selbst nicht mächtig; früher giebt es keinen Staatswirth und keine Staatskunst.

4. Es giebt eine eigene Lehre von den sogenannten nothwendigen Uebeln in der Politik: Krieg, Adel, Papiergeld gehören in den Augen unserer Zeitgenossen in diese Kathegorie. Ich habe von Jugend auf gestrebt solchen Uebeln, wie der alte Ritter seiner verzauberten Prinzessinn mit Dreistigkeit und wo möglich mit Liebe ins Gesicht zu sehen: anders kann man ihrer nicht Herr werden, also, da der Staat unzertrenlich ist von ihnen, auch nicht Regieren. Das heilsame Heer dieser vermeintlichen Landplagen habe ich, in meinen Elementen der Staatskunst durch eine Art von höhe-

ren Inokulationsproceß, den die größten Staatsmänner aller Zeiten sehr wohl verstanden, der Theorie als integrirende Theile einverleibt. Nun erst gab es Gesetz und Recht: Krieg und Frieden wurden die beyden, gleichnothwendigen Pole der Staatskugel, und durch die vollständige, globulare Gestaltung des Staatslebens, schwand von den fröhlichen Farben dieses Lebens verdrängt jeder der beyden unentbehrlichen Pole wie in einen Punct zusammen.

Unter der Gewalt einer blinden Nothwendigkeit, ohne alles staatskünstlerische Bewußtseyn hat man Kriege geführt, den Adel begünstigt, Papiergeld gemacht. Zwey Streitarten gab es gegen diese vermeintlichen Uebel: die erste das rohe, heidnische und partheyische Losschlagen und Verfluchen; weder Krieg noch Papiergeld noch irgend eine National-Calamität sind auf diesem Wege zu verbannen. Wenn man sich doch nicht brüsten möchte, daß man die Pest aus Europa vertrieben: ein rohes Uebel wie dieses ist aus der Sphäre unsrer Cultur vielmehr von selbst entwichen; es hat cultivirterem Elende und gründlicherem Gifte Platz gemacht: es hat sich, wie der Eine rohe Teufel, in unzählige feine Teufeleyen zersetzt. Die andere Christliche und künstlerische Streitart ist, da man solche Uebel anerkennt, legalisirt, einimpft: da man sie nicht partheyisch selbst bestreitet, sondern mit den andern Kräften über die

man disponirt in einen vermittelnden Streit führt, da man das träge Gute, durch das ſtreitſüchtige, aufgeweckte Böſe beleben, erhöhen, anfeuern läßt. Dann veredlen ſich beyde untereinander: zwiſchen ihnen, an den Rändern, gewinnt das politiſche Leben die Oberhand.

17.

Wetterkunde.

Während im Laufe der letzten zwanzig Jahre die kleinen Hauslaboratorien der experimentirenden Physik und Chemie sich ungebührlich gearbeitet, und man durch eine Art von Winkeltortur der ewigen Natur ihre Geheimnisse abzuzwingen unternommen, waltet jenes alte, freye, allgegenwärtige Laboratorium der Atmosphäre über unsern Häuptern fort, unbefragt, unerkannt, ein Orakel, das nie schweigt, wie die taube Weisheit des Jahrhunderts sich auch geberden möge.

Die Stuben-Philosophie hört nicht und sieht nicht; sie abstrahirt und tastet: Handgreiflichkeit und Zahlen sind noch immer das A und O des Studiums der Natur in Deutschland. Darum ist die Mineralogie so beliebt, und die Astronomie so erhaben: diese Steine und diese Sterne sind so unvergleichlich dauer-

haft: es iſt ihnen beyzukommen, ſie ſtehen Rede: während Luft und Wolken unter den Händen zerfliessen, und ſo viele ſonderbare Antworten geben, ohne daß jemand gefragt hätte.

Barometer, Thermometer, wenns hoch kommt, die Wetterfahne, und was etwa von den atmoſphäriſchen Erſcheinungen unmittelbar an Haut und Leben geht, wird beachtet: eine Sammlung von Zahlen und von einigen matten Naturanekdoten wird dereinſt der Nachwelt zeigen, daß wir geweſen ſind, wie jene Liebhaber, von denen Carlos dem Clavigo ſagt, daß ſie an allen Sinnen ſtumpf ſeyn müßten, indem ſie ſonſt wenigſtens riechen würden, daß ſie mit einem Cadaver zu thun hätten.

Die Wetterkunde hat es nicht mit Retorten und Schmelztiegel, aber mit der reichſten bewegteſten Lebenserſcheinung zu ſchaffen, die ſich den Sinnen des Menſchen darſtellt: deshalb fordert ſie auch lebendige Beobachter, die alle Sinne offen haben, die mitzugehn, ganze Reihen von Erſcheinungen mitfühlend zu begleiten wiſſen, die empfinden, daß der körperliche Organiſmus des Menſchen eine ganze Welt von vortrefflichen Beobachtungsinſtrumenten bildet, welche noch überdies zuſammen hängen, miteinander ein einziges, groſſes Inſtrument ausmachen für die Wahr-

nehmung jener innerſten Seele der Erſcheinungen, von der kein andres Inſtrument Kunde giebt.

Dazu nun die Nachbarlichkeit des Wetters, ſein Eingreifen in alle Geſchäfte des Lebens, ſeine Geſelligkeit: jedermann könnte auf dieſem Felde Naturforſcher ſeyn, und während jetzt unwillkührlich jede Converſation anhebt, mit einer Platitüde über das Wetter, ſo würde man alsdann gleich beym Eintritt etwas höchſt ſinnreiches, gemeinnütziges und abſichtliches zu ſagen wiſſen. Wie bedeutend würden dann plötzlich jene rheumatiſchen und gichteriſchen Wetter-Propheten, die wir jetzt ſo unwillig und unnütz in unſern Gliedern beherbergen, und die ſich in unſrer Zeit offenbar nur deshalb ſo vielfältig einſtellen, damit unſre und ähnliche Empfehlungen des Wetterſtudiums Gehör finden ſollen.

Aber ernſthaft! man glaube nicht in der Beſchäftigung mit dem Feſten und Handgreiflichen unter unſern Füſſen, der Natur ſelbſt einen Schritt näher zu kommen, ſo lange man nicht dem Beweglichen über uns dieſelbe Aufmerkſamkeit ſchenkt, ſo lange man nicht hier, wie überall in Wechſelblicken von dem Ruhenden zu dem Bewegten, und in ganzen Reihen von Wechſelblicken, die Natur in ihren Wechſel-Erſcheinungen verfolgt. — Keine Geognoſie ohne Wetterkunde!

In der Gestalt, der Bildung, den Farben, überhaupt in der äusseren Physiognomie der Wolken liegen unendliche Deutungen und Geheimnisse verborgen. Sie sind bis jetzt unergründet: ja man ahndet kaum daß hier etwas zu entdecken sey; die atmosphärischen Erscheinungen können nur im Fluge aufgefaßt werden, und wenigen Beobachtern ist es gegeben eine flüchtige Erscheinung mitfliegend zu begleiten; ferner, da jedes einzelne atmosphärische Phänomen den Beobachter einhüllt, einwickelt, so gehört ein ganzer Bund, ein ganzes Netz von verbündeten Freunden der Wissenschaft dazu, die, über eine beträchtliche Erdfläche hin, die Erscheinungen gleichzeitig verfolgen — eine Schwierigkeit die nicht leicht zu überwinden seyn möchte. Indeß kann auch der Einzelne ahndend, vergleichend, verknüpfend schon vieles erreichen, wenn er sich auf seinem natürlichen Standpunct erhält, wenn er das, was er über sich, wie das, was er unter seinen Füssen wahrnimmt, mit gleichförmiger und versöhnender Gerechtigkeit behandelt; wenn er nicht vergißt, daß es darauf ankommt das Wetter aus menschlichen Standpuncten, und nicht etwa, es mit dem Auge Gottes zu erkennen, kurz daß das Verhältniß des Menschen zur Atmosphäre, nicht was und wie das Wetter an sich sey, erforscht werden solle.

In dem Bestreben die Wettergattungen zu charakterisiren und zu beschreiben hat sich mir allenthalben die Mineralogie mit ihren Charakteren aufgedrängt: die Wolken haben ihre Striche, ihre Textur, ihre Lagerungsverhältnisse wie die Gebirge; auf beyden Seiten findet eine ewige Correspondenz statt. Jeder Wind hat nach Maaßgabe seiner Direction, auch seine eigne Textur, Farbe und Form: und es müssen sich wunderbare Vergleichungspuncte ergeben, wenn man einmal die Hauptdirectionen der Gebirge mit Rücksicht auf das Bleibende in den atmosphärischen Bewegungen untersuchen wird.

C. B. A. D. E.

Denken wir uns den Standpunct des irrdischen Beobachters in A: der mit Rücksicht auf diesen Beobachter fixe Pol sey C, der Mittelpunct der Erde; der aus derselben Rücksicht ewig bewegte und veränderliche Pol sey E, das in jedem einzelnen Moment durch seinen magnetischen, und electrischen, galvanischen Einfluß vorwaltende Gestirn. Das Centrum der Erde schickt uns einen Repräsentanten herauf, die Gebirge; die Gestirne desgleichen einen andern, die Wolken. B, ist jener, irrdischen Sinnen ergreifliche Repräsentant des fixen, D, der Repräsentant des beweglichen Pols. Beyde Repräsentanten wollen unaufhörlich wechselsweise gehört werden, wenn, in der

Betrachtung ihres Rythmus, und ihrer Accorde, die Seele des Naturforschers das unaussprechliche Leben der Erde wie der Gestirne auf menschliche Weise in unendlicher Annäherung ahnden soll.

Die Wassererzeugung und die Erzeugung der Meteorsteine sind algebraische Verwechslungen der Pole B und D, die uns die Natur selbst zeigt. Offenbar aber ist durch die Linie CE das Schema für die Erforschung des Wetters, wie für die Geologie gegeben. Die bisherige Geologie hat fast ausschließend die Linie CA, die bisherige Toaldo-Lamarksche Wetter-Lehre die Linie AE betrachtet: in beyden Wissenschaften also stand der Beobachter in dem einen Pol der Erscheinung, anstatt, wie sichs gebührt, beyde Pole derselben gerecht und gleichmäßig aus dem Mittelpunct zu beherrschen.

Die sämmtlichen bisherigen Wetterforscher lassen sich in zwey Classen theilen: Ein Theil hielt sich an dem irdischen handgreiflichen Pol der Erscheinung, sah in dem Wetter nichts, als ein ganz lokales Brauen und Gähren und demonstrirte dann die gelegentlichen Außerordentlichkeiten der Witterung vermittelst des gehörig dampfenden Kochtopfes und der unter unsern Füßen angelegten Küchenfeuer. Dem andern Theil, und zumal dem sinnreichen Toaldo und seinem Schüler Lamark verdanken wir es, daß bey

einigen wenigen die uralte Kalender-Weisheit wieder in Betracht gezogen, und der andere Pol der Erscheinung, der Mond und die Fixsterne wieder in Anregung gebracht worden. Auf dem natürlichsten Standpuncte finden wir die sinnigen Wetterbeschreiber: Göthe in seinen Reisen in die Schweiz, hat das Spiel der Wolken in Gebirgsländern mit unerreichbarer Klarheit beschrieben; durch das Krystall dieses Geistes haben diese leicht vergänglichen Erscheinungen sich so deutlich dargestellt, als die unvergänglichsten, plastischen Gestalten; wie sich in seiner Beschreibung die Bildsäule des Laokoon in bewegtes Leben auflößt, so hat er die verschwimmenden Bilder der Wolken in feste und bleibende Gestalt umzusetzen gewußt. Wir getrauen uns die Windstriche und den Barometerstand jedes Tages dieser Reise zu bestimmen: so natürlich ist die Beschreibung.

In den allerneuesten Zeiten hat sich ein Deutscher, Haberle, ganz auf den beweglichen Pol der grossen Erscheinung geworfen: er stellt sein Planetarium und macht das Wetter. Wir empfehlen diesem muntern Gelehrten die Lectüre eines vortrefflichen Aufsatzes des verewigten Professor Meister in Göttingen, über die Wolkenschaaren (im Lichtenbergschen Magazin) ferner den wichtigen Unterschied, zwischen dem Lokalwetter, welches die Wetterfahne und der Thermometer anzeigt, und dem Weltwetter das

die Gestirne regieren, und der Barometer andeutet; jenes wünscht der gemeine Mann voraus zu wissen; dieses, ohne das geognostische Lokal, ist überhaupt kein Gegenstand für die menschliche Erkenntniß. Herr Haberle setze die Beobachtungen der Weisen, und die Orakelsprüche des gemeinen Schäfers oder Jägers in lebendige Correspondenz; er ziehe Pflanzen und Thiere zu Rath; er bilde ein Netz von correspondirenden Beobachtern über einen beträchtlichen Erdstrich von recht verschiedenartigem Lokal, damit wir nur erst die Wettergeschichte eines einzigen Jahres übersehn: dann hat er gegen den Wetterbeobachter künftiger Jahrhunderte, dem es vielleicht glücken könnte, das Wetter in Tagebüchern zu prophezeihn seine Pflicht erfüllt. Besonders aber, für die Naturkunde überhaupt, wünschten wir ihm soviel Gnognosie, als wir den Gnognosten Wetterkunde wünschen; mit andern Worten, wir wünschen, daß er auf den natürlichen Standpunct zwischen Erde und Wolken, wohin er einmal, von einer höheren unwiderstehlichen Macht, mit uns allen gestellt ist, zurückkehre.

Die sonderbare Schwelle auf welcher der philosophirende Mensch steht, um die her ihm nur eine ganz leise Oscillation auf die Höhen der Berge, und in die Tiefe der Schachten gestattet worden —, dieses ewige Hauptdatum aller physikalischen, chemischen und mathematischen Betrachtung, ist von den eleen-

tischen Wissenschaften nicht genug beachtet worden. Immerhin verlasse man sich z. B. auf die Resultate des Copernikus und des Newton für die Natur der planetarischen Bewegungen an sich, und mache einen strengen Unterschied zwischen realer und scheinbarer Bewegung. Aber man übersehe doch nicht, warum die Natur uns so wunderbar auf den Kopf gestellt hat, daß wir eine diametral entgegengesetzte Lehre der planetarischen Bewegung durch den gründlichen Calcül finden müssen, gegen die Lehre, welche wir aus unsern unschuldigen Sinnen und aus der bloßen Natur unsers Standpunktes schöpfen; kurz, daß wir das ganz entgegengesetzte von dem was wir sehn, glauben müssen.

Ich möchte sagen beyderley Lehren und Ansichten sind von einander unzertrennlich, schon weil sie uns zu einer immerwährenden Entgegenstellung und Wendung unsrer Ansichten nöthigen: die Erde bewegt sich wirklich um die Sonne, nur in sofern die Sonne sich auf ihre Art wirklich um die Erde dreht. Es ist ewig natürlich, die Resultate, welche unsre Sinne dem Calcül zum Troz immerfort geben, auch immerfort in die Resultate des Calculs wissenschaftlich zu verweben.

Also ist auch nichts unnatürliches darin, wenn ich, da Form und Methode einer neuen Wissenschaft

bestimmt werden soll, den Mittelpunkt der Erde als fixen, und die Gestirne als den wandelbaren Pol der Erscheinung annehme. Wird man nachher, bestimmt durch den Calcül, die Pole algebraisch verwechseln, und E den fixen, C den beweglichen Pol nennen, so kann die Lebendigkeit der Wissenschaft durch die nun entstehenden Wechselgesichtspunkte nur gewinnen.

Glaube doch niemand die planetarische Bewegung zu verstehn, wenn er den Buchstaben des Newton, des Copernikus, des Laplace verstanden hat! so lange erkennt er nur noch die eine todte und mechanische Seite der Bewegung. Die Wissenschaft so gut wie die Kunst, wird sicherlich verlieren wenn der Mensch absolut von seinem natürlichen Standpunkt scheidet: es ist nicht absolute Realität, sondern nur ein Antiphänomen, ein Gegenschein, was wir durch den Calcül finden, und die wahre lebendige Realität liegt in dem ewigen Wechselleben zwischen Schein und Gegenschein, sinnlicher Betrachtung und Calcül. Die Physik ist so lange Stückwerk, bis der natürliche unvermeidliche Standpunkt der Sinne in den Standpunkt des Calcüls gleichmäßig verwoben wird: vermeiden wir die Sinne, schließen wir sie von dem Calcül aus, so stören sie allen Calcül.

So vom Himmel und der Erde, von beyder Wesenheit ward uns nur ein Abglanz zu Theil; erheben wir uns zu hoch, oder versenken wir uns zu tief so gehen wir unter in himmlischen oder irrdischen gleich wesenlosen Schein. Bleiben wir hingegen mit dem Gedanken da, wo unser Herz ist, nemlich in der Mitte, so empfinden und sehen wir beydes, unsre eigne Realität und die Realitäz der Welt.

Gedruckt mit Gerold'schen Schriften.

Adam Müllers

vermischte Schriften

über

Staat, Philosophie

und

Kunst.

Zweyter Theil.

Wien 1812,
in der Camesina'schen Buchhandlung.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Inhalt des zweyten Theils.

I. Ueber die dramatische Kunst.

Seite.

1. Monologische, dialogische und dramatische Naturen 5
2. Monologisches Interesse für die Bühne . . . 9
3. Elemente des Dramas 15
4. Von der monologischen Liebe 17
5. Der monologische Naturfreund 21
6. Vom dramatischen Antheil 26
7. Von der schlechten, von der sogenannten guten und von der schönen Gesellschaft 32
8. Fragmente über William Shakespear (Prolog) . 39
9. Bearbeiter und Uebersetzer 41
10. Anatomie des Dramas 46
11. Sommernachtstraum und Wintermährchen . . 50
12. Historische Einleitung zu der Tragödie vom Untergange der Ritterzeit 64
13. Von der dramatischen Gerechtigkeit 69
14. Von dem Verhältniß des Komischen und Tragischen 73
15. Von der dramatischen Versöhnung 90
16. Hamlet und König Lear 97

Seite

17. Shakespear, der Portraitirer der Natur . . . 110
18. Einleitung in die Betrachtung der griechischen Bühne 120
19. Vom religiösen Charakter der griechischen Bühne 141
20. Ironie, Lustspiel, Aristophanes 165
21. Vom Charakter der spanischen Poesie 191
22. Apologie der französischen dramatischen Literatur 214
23. Italienisches Theater, Masken, Extemporiren 237
24. Noch etwas über den Unterschied des antiken und modernen Theaters 251
25. Ueber das deutsche Familiengemälde 257

II. Philosophische Miscellen.

1. Prolegomena einer Kunstphilosophie 263
2. Vom Organismus in Natur und Kunst . . . 321
3. Vom Antiorganismus 332
4. Einheit in der Zweyheit 336
5. Vom Wesen der Definitionen 338
6. Die absolute Identität als Begriff und als Idee, oder der Philosoph im Hafen 350

III. Kritische Miscellen.

1. Ueber den schriftstellerischen Charakter der Frau von Stael-Holstein 357
2. Ueber die Corinna der Frau von Stael 364
3. Ueber Veit Koch, verewigte Rose, ... 378
4. Etwas über Landschaftsmalerey 383

Ueber die

dramatiſche Kunſt.

(Vorleſungen gehalten zu Dresden 1806.)

1.

Monologiſche, dialogiſche und dramatiſche Naturen.

Wir können für den Zweck, den wir uns vorgeſetzt, die einzelnen menſchlichen Geſtalten, die das Leben, die Geſellſchaft, die Geſchäfte an uns vorüberführen, in drey große, leicht zu unterſcheidende Claſſen abtheilen. Die Naturen der einen Gattung ſind monologiſch; ſie ſprechen und lehren, ohne ſelbſt wieder zu hören, oder ohne eigentlich eines Hörers zu bedürfen; die ganze Welt wird von ihnen abgehandelt, ohne je behandelt zu werden; wenn man den Spuren der geſellſchaftlichen Langenweile nachgeht, wird man meiſtentheils als Veranlaſſung auf eine dogmatiſche Creatur der Art ſtoßen, die aus der fröhlichen, reichen, ſonnigen Natur nichts weiter zu machen weiß, als einen Catheder für ihre finſtre, einſame Weisheit. Um ihre Stirne ſpielt vergebens in tauſend Farben die Poeſie und alle Lebensluſt: ſie wiſſen von nichts als von weiß und ſchwarz, und

nur wo etwa ihre Eitelkeit ſchmeichelnd ergriffen wird, meldet ſich einiges Gehör bey ihnen: der ſchmeichelnde Widerſprecher wird als Curioſität, als zu den ſonderbaren Spielarten der Natur gehörig, abgefertigt, und der Faden der Behauptungen wieder angeknüpft ohne Ende. Die zweyte Gattung möchte ich aus den dialogiſchen Naturen bilden: ein leichtblütigeres, lockeres Geſchlecht: ohne ferneren Wunſch, die Welt weiter zu fördern, übt es ſich, der Thorheit und der Weisheit gleich faßlich und mundrecht zu ſprechen. Dieſen vielfragenden, wißbegierigen Weſen iſt jeder andre in ſeiner Art, wie ſie ſich auszudrücken pflegen, der wahre und rechte, wie ſie denn auch den Triumph ihrer Umgänglichkeit und Beweglichkeit darin ſetzen, ſich in die Welt zu ſchicken, und die Menſchen zu nehmen, wie ſie ſind. Das allzuernſte, allzubeſtimmte, beſonders die recht charakteriſtiſchen Exemplare der erſten Gattung mit ihren Behauptungen und Abhandlungen widerſtehn ihnen, und ſie haben eine Virtuoſität darin, jene in ſich ſelbſt zu verwickeln oder ſie in mitten des Vortrags im Stich zu laſſen. In ſich etwas entwickeln, ſich durch die Einſamkeit zu erheben und auszuweiten für umfaſſende Geſchäfte oder lang-nachklingende Werke iſt ihre Sache nicht: was der Augenblick erwirbt, muß der Augenblick verzehren; wie der Gedanke ſich meldet, muß er geſagt werden und ergreifen. Daher ihre Geſelligkeit, ihre Unſchädlichkeit, ihre zierliche

Unruhe, ihre Flüchtigkeit, ihre Entzündbarkeit; daher die Gemeinsprüche meiſtentheils von ihrer Seite herklingen: alles in der Welt iſt relativ; jede Sache hat zwey Seiten; es kommt auf den Standpunct an, aus dem man die Dinge betrachtet.

Ueber dieſen beyden Gattungen, in ihrer Mitte, oder wie wir wollen, erhebt ſich eine dritte, ſeltene und unvergleichliche: möge ſie einſtweilen die dramatiſche heißen. Gleich weit entfernt von der Verſteinerung der monologiſchen, und von der Zerſchmolzenheit der dialogiſchen Naturen, dennoch feſter als Stein, und flüßiger und beweglicher als Waſſer: der Einſamkeit der erſteren und der Vielſamkeit der letzteren auf gleiche Weiſe abgeneigt und dennoch allein, eigenthümlich zugleich, und durch das ganze Reich des Lebendigen verbreitet, — allgegenwärtig möchte ich ſagen, wenn ich des Shakespear gedenke — ſo ſtehn und wandeln ſie weder blos außer aller Zeit, und abſtrahirend von aller Zeit wie jene Prediger in der Wüſte, noch blos in ihrer Zeit, wie die in der zweyten Gattung beſchriebenen farben- und tonreichen, federleichten, geſprächigen Seelen.

Ihr Geſpräch, oder ſoll ich es Rede nennen, denn es iſt beydes, verweilt weder blos, noch bewegt es ſich blos: es iſt lehrreich und nachgiebig, tief und leicht, ernſt und ſpielend zugleich, und wenn die mo-

nologiſchen Naturen reinigen und zurückſchrecken, die dialogiſchen hingegen verführen, ſo zwingen und reizen die dramatiſchen, dahin, wohin man gern folgt und wo man auch ewig bleiben kann. — Für das am dritten höheren Orte hier aufgeſtellte Ideal vereinigen ſich unbedingt alle Stimmen der Leſer um ſo mehr, da die Ideale des dramatiſchen Dichters, des Schauſpielers und des Menſchen, darin ineinandergeknüpft, in einem Bilde erſcheinen: des Menſchen, ſage ich, auf den ich, wie auf die dramatiſche Poeſie und Kunſt, durch die Ueberſchrift nicht erſt beſonders eingeladen habe, weil er, von deſſen Lebenskunſt alle andern Künſte nur einzelne Glieder ſind, ſich ſelbſt ohnehin nie vergeſſen darf. —

2.

Monologiſches Intereſſe für die Bühne.

Das Intereſſe, welches wir alle bey dramatiſchen Vorſtellungen empfinden, möchte ſich aufs natürlichſte nach unſerm erwähnten Eintheilungsgrunde, unter dreyerley Geſtalten betrachten laſſen. Wir brauchen nur das monologiſche Intereſſe an der dramatiſchen Poeſie ins Auge zu faſſen, ſo ergeben ſich die beyden andern Geſtalten von ſelbſt: beſonders dem weiblichen Charakter iſt dieſer monologiſche Antheil eigen. Empfänglicher für das Mitleiden und zur Hingebung fähiger folgen die Frauen gar zu leicht ausſchließend den Schickſalen eines Lieblingshelden, der unter den übrigen Perſonen des Drama's ihrer Neigung und dem Ideale in ihnen vornehmlich entſpricht. Der Dichter verlangt für ſein ganzes Drama und jeden einzelnen Charakter darin ein ungetheiltes Intereſſe: das reinere und zartere Urtheil der Frauen ganz beſonders, ſey es Eitelkeit oder ächter Kunſtſtolz in ihm, möchte er für ſich und ſein ganzes Werk gewin-

nen; dieß wünscht er, möge noch mehr als der einzelne Held interessiren. In den meisten Fällen wird indeß nicht der Dichter, sondern sein Held mit der weiblichen Gunst belohnt: hingerissen von der Schönheit des einzelnen Charakters, unwillig über die vielen und harten Schläge des Schicksals, die der Dichter über seinen Helden herführt, bange um die endliche Lösung des traurigen Knotens, versäumen die Frauen oft die ganze schöne Umgebung des Helden, entschlossen sich lieber in Thränen aufzulösen, als seine Feinde oder das ihn verfolgende Schicksal irgend eines Antheils zu würdigen. — Ophelien, die einzige Erscheinung, die neben dem Hamlet sie zu interessiren vermochte, hat Wahnsinn und Tod schon verzehrt: allen Antheil, der ihr geweiht seyn mußte, erbt Hamlet, der liebe, weiche, unentschlossene Grübler; die Zuschauerinnen verfolgen ihn mit unverwandtem Blicke; sie möchten lieber, daß er sich nie entschlösse, nie die Rache für den ermordeten Vater ausführte; wie gern sahen sie ihn eingeschifft nach England und in Sicherheit. Aber der bösartige Dichter nöthigt ihn zur That.

Wenn nun endlich die ganze Familie von Leichen auf dem Boden gestreckt daliegt und der geliebte, blonde Schwärmer dahin ist, und der Dichter den Fortinbras kommen, und kalt und gleichgültig vom ausgestorbenen verödeten Throne Besitz nehmen läßt, —

verläßt der Theil der Zuſchauer, um deſſen Beyfall der Dichter am eifrigſten buhlte, die Bühne unbefriedigt und mit zerriſſenem Herzen. Wie wenn nun der Dichter mehr ausdrücken wollte, als einen reizenden Jüngling, der nach hohem Ideale des Lebens vergeblich ringt, und, weil dieſes ſich nicht ergreifen läßt, ſich ſchauerlich in Gedanken vom Verbrechen, Wahnſinn und Tod vertieft: Wie wenn dem Dichter jene häßlichen Schlingen des Schickſals eben ſo werth wären, als der jugendliche Held, der ſich darin verwickelt: wie, wenn er am Schluß mit der Ausſicht auf eine glückliche Regierung eines thronbeſteigenden Hamlets nicht zufrieden wäre, wenn er eine Ausſicht in die Unendlichkeit, in das Univerſum der Schönheit grade dadurch eröffnen wollte, daß er den einzelnen Helden und die irdiſche Schönheit hinopfert, um das Heldenthum und eine himmliſche Schönheit ſiegreich zu erhöhen? Dann wäre er dennoch zu rechtfertigen wegen der Angſt, die er in ſchönen weiblichen Herzen entzündet. — Möge es alſo monologiſches Intereſſe heißen, das den Hamlet lieber entführen, einzeln und allein herausheben möchte aus ſeiner ganzen Umgebung, ehe es ihn für einen großen Gedanken untergehen läßt. Ich habe meine Beſchuldigungen an Frauen gerichtet, um das Beyſpiel zu veredeln. Beym männlichen Geſchlecht, ſo oft es auch die hier beſchriebene Schwäche für den Helden des Stücks theilen mag, drückt ſich der monologiſche An-

theil noch auf eine andre minder reizende und menschliche, als charakteristische Weise aus.

Dieses Geschlecht nemlich von der Natur zum Erwerbe bestimmt, mag nicht leicht einen Schritt ohne bestimmten Zweck und augenscheinlichen Nutzen thun. Wenn es sich also in das Theater begiebt, so setzt es voraus, daß der Dichter durch sein Werk irgend eine wichtige und gemeinnützige Wahrheit wie an Beyspielen erläutern werde; daß der Dichter wirklich keine höhere Absicht haben könne, als irgend eine Lebensregel oder Klugheitsmaxime gleichsam auf eine spielende Weise seinem Publicum beyzubringen. Jede Sentenz, die der Dichter, Gott weiß in welcher andern Absicht, seinen Personen in den Mund legt, wird gierig zum fernern Hausgebrauch bey Seite gesteckt. Zeigt sich am Ende, wie es sich denn oft trifft, daß sich aus dem Drama wichtige und neue Lehren ergeben, als z. B. daß das Gute belohnt und das Böse bestraft werden müsse, daß alle Verbrechen endlich an den Tag kommen, und deßhalb die Tugend geübt zu werden verdiene u. s. f., so geht unser lernbegieriger Aufbauer mit dem handgreiflich herausgebrachten Nutzen zufrieden nach Hause. — Aus diesem trocknen und ich darf es wohl sagen, unedlen, monologischen Interesse an einem kalten Sittenspruch, dem zu Ehren der Dichter eine große, colossale, kleinen Herzen freylich zu überschwengliche Handlung in allen ihren un-

endlichen Zügen und großartigen Wendungen über die Bühne führen soll, aus diesem Interesse sind alle die alberne Fragen über den moralischen Nutzen des Theaters, und das ganze Heer langweiliger Predigten über den Werth des Hausfriedens, über die Schädlichkeit der Hazardspiele und des Schuldenmachens u. s. f., mit denen Island nun schon seit zwanzig Jahren langweilt, entsprungen. Wenn der Dichter in andre Zeiten, zu andern, gewaltigern Naturen hinreißend, erhebt, die Seele aus ihren alten, engen Fugen herausdehnt, aus dem dumpfen Alltagsleben, aus unnatürlicher Verkerkerung des Gesichtskreises fortführt in eine freye schrankenlose Weite, hier eine Aussicht auf hohe Laufbahnen menschlicher Größe, dort eine andre in das unermeßliche Meer menschlicher Schicksale eröffnet, hier in die Tiefe der Brust mit erschütternder, fast vernichtender Allmacht greift, dort eine unergründliche Verwicklung erhabner Leiden mit sanftem Finger leicht und natürlich löst — wenn ferner die Ideen, die sich aus den tragischen Schauern wie aus dem Taumel der Fröhlichkeit erzeugen, endlich wie ein einziger Sternenhimmel den weiten Horizont umspannen; wenn der Held, gleichsam die Sonne des Drama's, welche die ganze reiche Gegend beleuchtete, nun untergegangen ist; wenn jede der einzelnen Ideen, die das Drama erweckt, nach dem Fallen des Vorhangs, wie ein einzelnes Gestirn zurückbleibt, und alle diese Gestirne deuten auf

die unſichtbare, einfache, heilige Nothwendigkeit, die dieſen großen Schauplatz des Lebens mit dem Gedanken der Schönheit beſeelt — wenn alſo die Seele von dem Geiſte des Drama's erfüllt iſt, dann laßt die Krämer kommen, mit ihren ökonomiſchen Fragen, was wohl der Dichter mit ſeinem Werke habe ſagen, welchen philoſophiſchen Satz beweiſen, welche hiſtoriſche Begebenheit in ihr gehöriges Licht ſetzen, welche Thorheit beſtrafen, welchen ſitten- und weltverbeſſernden Plan an's Herz legen — welches reine Gemüth wird dann nicht von dieſem monologiſchen und monotonen Intereſſe verletzt werden?

3.

Elemente des Drama's.

Das Drama hat zwey nothwendige Beſtandtheile: ich nannte ſie den Monolog und den Dialog: eine Handlung, ein Held erſcheint in mannichfaltigen Situationen, im bunten, wechſelnden Verkehr mit ſehr verſchiedenartigen Naturen. Man ſieht eine Handlung, hört ein Wort, einen heiligen Gedanken durch das ganze Drama hindurchklingen (monologiſches Element des Drama) behält auch einen einzigen tiefen und einfachen Eindruck zurück; und dennoch ſieht man auch wieder viele Handlungen, vernimmt ſehr verſchieden geſtaltete Worte und das Spiel unendlicher, kreuzender Gedanken (dialogiſches Element des Drama). Der wahre Zuſchauer hat ein Auge für beydes: er ſieht nicht blos die einzelnen Scenen, die in raſchem Wechſel auf den Flügeln des Dialogs vor ihm hinſchweben, er ſieht aber auch nicht blos den einen Gedanken, den einen Helden, den der Dichter hat darſtellen wollen. Er intereſſirt ſich ſo

gut für das veränderliche als für das bleibende; er interessirt sich so gut für die Johanna von Orleans und ihren heiligen Entschluß, den König zu retten und zu krönen, als für alle die großen Charaktere und Begebenheiten, die sich der heldenmüthigen Jungfrau bald mit Waffen des Arms, bald mit Waffen des Reizes und der Schönheit in den Weg stellen. Das ist der wahre Zuschauer: diesen nennen wir den dramatischen Zuschauer, weil er mit dem Kunstwerke beschäftigt ist, und in demselben lebt, grade eben so, wie der dramatische Dichter, der es hervorgebracht.

4.

Von der monologiſchen Liebe.

Die beyden Arten der Einſeitigkeit in Behandlung der Welt, des Menſchen, der Wiſſenſchaften und des Drama's, die wir oben durch den Unterſchied des monologiſchen und dialogiſchen erläuterten, treten nirgends deutlicher an den Tag, als in der von allen Dramen, Romanen, Novellen und Sonnetten, beſonders der neuern Welt, gefeyerten Handlung par excellence, der Liebe nemlich. Die Art der Liebe, welche ſich in ihren Gegenſtand verſenkt und verliert, die ihn ſich ſo nahe vor die Augen treten läßt, daß er ihr die ganze übrige Welt mit ihren Reizen und Heiligthümern verbirgt, verdient gewiß den Namen der monologiſchen Liebe. In der natürlichen Ordnung der Dinge iſt die ſteigende Anhänglichkeit zu einem ſchönen Gegenſtande, nichts weiter als die wachſende Erkenntniß ſeiner Schönheit und ſeines ungewöhnlichen Glanzes; da pflegt er dann der umgebenden Welt von ſeinem Schim-

mer mitzutheilen, in manche dunkle verborgene Stelle des Herzens wie des Lebens Licht zu werfen; der Genuß seiner Gegenwart erhebt alle Fähigkeit, die übrige Gegenwart zu genießen, und giebt erst das Bewußtseyn vom Reichthume und der unendlichen Fülle des Lebens überhaupt. Nicht so die monologische Liebe! Ob sie nun vom ungewöhnlichen Glanze so geblendet ist, oder ob sie nur eines und immer nur eines zu tragen, zu halten, zu lieben weiß, genug sie vergeht, sie zerrinnt vor ihrem Gegenstande wie Semele vor dem erscheinenden Jupiter: die übrige Welt erscheint ihr schaal, trüb und abgeschmackt: damit das eine geliebte Bild nur recht vergöttert werde, mag nicht blos sondern muß die ganze Natur in Staub zerfallen. Bleiben vielleicht noch Empfänglichkeit und Reize für anderweites Schöne und Große in dem Liebenden nach monologischer Manier zurück, so macht er sich wohl gar eine tolle Gewissenspflicht daraus, die Empfänglichkeit dafür als eine Art von Untreue zu unterdrücken, wo sie sich meldet: Zwang, meint er, Casteyungen, Selbstpeinigungen, die dem geliebten Gegenstand um so widriger erscheinen müssen, die um so sicherere Beweise der erstorbenen Liebe sind, je größer das Verdienst und die Ueberwindung des Selbstpeinigers ist — dieß wähnt er, seyen die Opfer, die man dem Schönen auf Erden bringen müsse. Was aber diesen monologischen Liebhaber mehr als alles andre charakterisirt, ist der seltsame Umstand, daß, wenn wir es recht be-

trachten, zu seiner Liebe der Besitz seines Gegenstandes gar nicht eben nothwendig ist. Er begnügt sich mit Anbetung aus der Ferne, und oft hat er es mit einer Composition idealisirter Züge zu thun, die der ganzen Welt ähnlich sehen mag, nur dem Einen nicht, dem zu Ehren er die ganze Welt vergißt und vernichtet.

Erfolgt die Gegenliebe nicht, so steht es schlimm — erfolgt sie, so steht es auch nicht besser, denn nun wird alles einzelne, dem Gegenstande angedichtete gesucht und nicht nur *nicht*, sondern *ganz anders* gefunden: ein Zug des voreilig abgefaßten Ideals nach dem andern muß ausgelöscht werden, weil nun einmal die Wirklichkeit eine Widersprecherin ist; aber an das Ganze wird demungeachtet immerfort noch geglaubt — und so entsteht das ganze Heer von Qualen, und Verwicklungen, die ein Kind auflösen könnte und die den Liebenden unauflöslich wie gordische Knoten erscheinen. Der ruhige Zeuge eines Gesprächs zwischen denen auf solche Weise an einander gerathenen, wird die Wahrheit meiner Bezeichnung fühlen: jeder von beyden spricht im Grunde für sich, hält einen Monolog an sein Ideal, in den die Worte des andern ihm gegenüberstehenden Monologs ungeschickt hineinstolpern und so viel ihrer sind, mißverstanden werden: die beyden unglücklichen Seelen bannen sich durch diese gegenseitigen Zauberformeln immer fester;

der Dialog, den ſie eigentlich wollen, der zarte, bewegliche Geiſt der Liebe entweicht mehr und mehr, und einer oder der andre ſehnt ſich vielleicht gar nach der Zeit zurück, wo er ohne Gegenliebe, d. h. recht einem Charakter gemäß liebte.

5.

Der monologiſche Naturfreund.

Laſſen Sie uns betrachten, wie der monologiſche Dichter mit ſeiner Geliebten, mit der Natur umzugehen pflegt. Dieſer ſcheint freylich minder einſeitig, weil er tauſend einzelne Schönheiten im Reiche der Natur und Kunſt ſammelt, und aus ihnen ſein ſ. g. Ideal der ſchönen Natur bildet: aber betrachten wir ihn näher, ſo werden wir inne werden, wie bald auch er geneigt iſt, das was ihm einmal als ſchön vorgekommen iſt, auf eine unkünſtleriſche Weiſe feſtzuhalten. Recht im Charakter eines orientaliſchen Deſpoten organiſirt er die Welt um ſich her nach einer Art von Favoritenſyſtem: In der freyen unendlich ſchönen Natur ſucht er ſeine Lieblingsplätzchen aus: Tivoli, Vaucluſe: nach Italien geht ſein Streben; Lorbeern, Pinien müſſen es ſeyn — die nordiſchen Tannen werden nicht mehr angeſehn. Ferner hat er ſeine ſ. g. Lieblingsdichter; wer das monotone, einſylbige und doch ſo weichliche Herz nicht zu berühren vermag,

der kann und soll gar kein Dichter seyn. Hiernächst hat er seine Lieblingshelden in der Geschichte; die allzuunbändigen und überschwenglichen werden als Barbaren bey Seite gesetzt. Endlich hat er auch seine Lieblingsbeschäftigung und diese ist dann eben das Dichten, eben diese unglückliche monologische, sentimentale Liebe der Natur, die durch die Sprache ans Licht soll. — Auf Reisen, im Umgang mit den Lieblingsdichtern, wo der junge Poet seine Geliebte wie aus der Ferne anbetete, da ward die Liebe noch genährt von der einzigen Kost die ihr bereitet ist, von der Hoffnung der Gegenliebe — da ahndete ihr noch nicht daß sie dereinst die Wolke statt der Juno ergreifen würde. Nun soll der erhabene Umgang mit dem Ideal, oder der Muse, oder wie sie heißen mag, wirklich angehen; es soll mit ihr gesprochen werden und sie soll antworten, aber da will sich kein Wort in das andre fügen und eingreifen: wir haben doch ihr zu gefallen die ganze Welt verachtet, alles übrige außer ihr rein vernichtet oder mit Ekelnamen bey Seite gesetzt, als z. B. raube, gefühllose Wirklichkeit, traurige Schranken des conventionellen oder Geschäfts-Lebens, elende Sorge um Brod und Familie. Trotz alle dem schweigt sie und gebehrdet sich bey unsern Versen zu ihrem Lobe, wie bey einem Monolog den wir an uns selbst hielten. So löst sich die monologische Leidenschaft zur Kunst endlich auf in dumpfe Hoffnungslosigkeit, in dieselbe an der mono-

logischen Liebe dargestellte Selbstreinigung, die sich anfänglich noch auszuschütten vermag in harmonischen Klagen über die entflohenen Ideale, endlich aber welkt und mit ihrem Eigner dahinstirbt. Ich brauche nicht die Namen der vielen jungen und hoffnungsvollen deutschen Dichter zu nennen, die auf diese Weise für die höhere Kunst verloren gegangen. Bemerken wir nur für den gegenwärtigen Zweck, wie hauptsächlich die lyrische Poesie, in den ersten Tagen solcher unglücklichen Leidenschaft für die Muse, wo Hoffnung und Erinnerung noch rege sind, sich am willfährigsten zeigt, und die jungen, nachher (als man das höhere von ihnen erwartete) ausgestorbenen Dichter, noch im Stande waren, uns mit sapphischen Oden wenigstens, mit Liedern, Elegien und dann neuerdings besonders mit Sonnetten zu bedienen. An dramatische Poesie dachten sie kaum. — Unsre großen Dichter selbst, unter ihnen vornehmlich Schiller, hatten auch in früheren Jahren eine ähnliche unglückliche Leidenschaft für die Muse; unglücklich nenne ich sie, trotz dem reizenden und verführerischen Klange ihrer damahligen Klagen, aber wie bald ward sie bey Schiller von religiösem Streben nach dem Ideale verdrängt, und blieb blos als Erinnerung, als wohlthätiges Glied in der Bildungsgeschichte des Dichters zurück. Auch ihm kam es einst vor als seyen die Ideale zerronnen: möge jedes große Talent solche Klage so würdig zurücknehmen, als er es durch

die Bildung seines Wallenstein gethan. Innerer, durch einzelnes Mißlingen nicht zu zerstörender Drang nach der dramatischen Poesie, wie Schillers, ist das sicherste Kennzeichen wahren poetischen Strebens. So viel von monologischer Liebe im Leben und in der Kunst. Wir können ihr nachrufen: sie solle das Leben nicht allzu ernsthaft nehmen, sie soll das schöne und gute, was sie in einzelnen Momenten erreicht, nicht voreilig als einzig schönes und gutes ergreifen: Auch das Spiel verlange seine Rechte neben dem Ernst. — Jenen dialogischen Naturen hingegen, die aus leichtsinnigem Schwanken von einer Schönheit zur andern, aus raschem unstäten Genuß des Lebens und der Kunst, aus der Freude am Neuen und an den unendlichen Veränderungen der Welt ihren Beruf machen, die ohne festen Wohnsitz für ihr Herz, ohne Auszeichnung für irgend ein besonderes Schöne, jedem huldigen, was sie beschäftigt und allenthalben ihre Rechnung finden — diesen immer spielenden, gleichsam demokratischen Naturen, möchten wir wieder einen gewissen monarchischen Ernst anempfehlen. Vielleicht finden sie sowohl, als die monologischen, sich mit allem, was ihnen werth ist, in verklärter Gestalt in der dramatischen Natur wieder.

Es könnte mir vorgeworfen werden, daß in der bisherigen Darstellung das monologische Interesse am Leben, am Drama und an einzelnen Personen, einer

ganz besondern Aufmerksamkeit gewürdigt worden sey, das dialogische Interesse hingegen nur leicht und im Vorübergehn berührt. Indeß hängt der deutsche Charakter vornehmlich nach der monologischen Seite hinüber: geneigt zu einförmigen Umgange mit sich selbst und nicht eben so tief in der Treue, als ängstlich und scrupulös darin, rechtfertigt er zu leicht eine ungesellige Härte seiner Natur, und sein ganzes monologisches Wesen mit dem Grundsatze der Beharrlichkeit. Die wahre höhere Treue schließt das ins unendliche fortgesetzte Aneignen aller Schönheit, alles neuen und wahren nicht aus; weil wir festhalten wollen, was wir einmal erworben, so werden wir deshalb wahrlich nicht aufgeben, immer neues zu erwerben.

6.

Vom dramatiſchen Antheil.

Betrachten wir das dramatiſche Intereſſe zuerſt ohne alle weitere Anwendung auf Leben und Kunſt, an einer theatraliſchen Darſtellung, und verſetzen wir uns gemeinſchaftlich vor irgend eine deutſche Bühne, die Göthes Egmont zu geben im Begriff iſt.

Der Schauſpieldirektor, der auf ein monologiſches Publikum, nicht aber eben auf unſern Beſuch gefaßt iſt, hat die Rollen Egmonts und Klärchens mit beſonderer Auswahl beſetzt, die zwiſchen beyden vorfallenden Scenen mit vorzüglicher Aufmerkſamkeit probirt, und ſo erſcheint uns dieſe an und für ſich ſchöne und graziöſe Nebenhandlung ungebührlich heraus gehoben auf dem verworrenen Hintergrunde, in dem die rebelliſchen Niederländer und der teufliſche Alba ihr Weſen treiben. Die ernſte Amazone, Margarethe von Parma, wenn ſie nicht gar wegen unnützer Verzögerung des Stücks ganz herausgeworfen wird,

ſagt die Stellen, in denen ſich leiſe Spuren einer unterdrückten Leidenſchaft für Egmont finden, ihrem Publikum zu gefallen, mit einem beſonders anzüglichen Accent: und ſo wird dieſes erhabene Weſen, in dem ſich die angeerbte Herrſchſucht, die kluge Kälte ihrer Vorfahren und Menſchlichkeit und Weiblichkeit auf eine ſo eigne Weiſe berühren — ſie wird herabgewürdigt zu einer Würze für Egmonts geheime Liebſchaft. Alba, der Thürſteher der alten Welt, Engel des Todes für alle Verächter des Königs und der Kirche, die Treue ſelbſt in ihrem Uebergange zur Verſteinerung: was ſpricht er vom Throne, von Geſetzen und Freyheiten in dem unausſtehlich lang gedehnten Geſpräch mit Egmont am Schluſſe des vierten Acts; wir wollen wiſſen, was aus Egmont und Klärchen wird. Wir kennen den Böſewicht ſchon: er hat geſtern den Amtmann in den Jägern geſpielt: die Präſidenten und vornehmen Verbrecher aller Art ſind ſein Fach; von dem iſt nichts Gutes zu erwarten: Halt! er fordert Egmont ſeinen Degen ab und der Vorhang fällt.

Nun entſtehn im Publikum vielfache Vermuthungen über den fünften Act: im Ganzen iſt man darin einig, daß wahrſcheinlich, was auch ſchon Egmont vermuthet habe, der König Philipp plötzlich ankommen werde, die Unſchuld Egmonts erkennen, den Böſewicht Alba entlarven und ſtürzen, und daß dann die

Sache zwiſchen Klärchen und Egmont auf irgend eine annehmliche Weiſe, auch zur Zufriedenheit des armen Brankenburg arrangirt werden, und dergeſtalt jedem ſein Recht widerfahren werde. Nichts von allem erfolgt: der König bleibt aus, Alba ſelbſt erſcheint nicht wieder, von dem doch wenigſtens einige Gewiſſensbiſſe als Satisfaction zu erwarten waren. Klärchen ſtirbt an Gift, Egmont auf dem Schafot und das Publikum geht murrend auseinander. Von den derben, irdiſchen Gerichtshöfen in Iſland's und Kotzebue's fünften Acten, wo das Laſter mit Verachtung beſtraft und die Tugend mit Penſionen und Avancement belohnt wird — keine Spur. Der Prozeß wird an einen höheren, himmliſchen Gerichtshof verwieſen.

Dieſer himmliſche Gerichtshof alles ſchönen und großen, vor dem das juriſtiſch zu rechtfertigende und das ökonomiſch-nützliche und brauchbare nur eine ſchwache Stimme hat; vor dem Egmont, Alba und Klärchen gehört werden, wie der Schneider Jetter, Vanſen und Brankenburg: dieſer himmliſche Gerichtshof iſt es, den das wahre, dramatiſche Intereſſe im Auge hat. Die poetiſche Gerechtigkeit, die der Dichter und der Zuſchauer gewähren müſſen, iſt die, daß der eine ein bis in ſeine kleinſten Theile zuſammenhängendes, einfaches Ganze gebe, und daß der andre es als ſolches empfänge. Damit es ein Ganzes ſeyn

könne, muß das Drama einen Mittelpunkt haben, (in unſerm Beyſpiele den Helden: Egmont) auf den ſich alles übrige bezieht, gleichſam eine goldne Axe, um die ſich das ganze ſchöne Werk herbewege: einer darin muß ruhig bleiben, immer von neuem erinnern, daß ſich um ihn, wie um den Grundton des Werks, die ganze harmoniſche Welt bewege: nur ſo, durch Betrachtung und Gefühl der Bewegung und des Fortſchreitens, in denen allein die Schönheit zu erſcheinen vermag, wird der Zuſchauer in dieſelbe harmoniſche Bewegung fortgeriſſen, die nicht nachläßt, obwohl das Werk endlich den irdiſchen Augen verſchwindet. Der Held iſt dann freylich dahin, aber das Heldengefühl harmoniſchen Ergreifens chaotiſcher Zuſtände und unſtäter, roher Maſſen zu einem erfreulichen und ſegenreichen Ganzen iſt zurückgeblieben, und um dieſes Heldengefühls willen allein iſt Egmont uns werth geworden. Die Axt, die den Egmont der Bühne trifft, ſchneidet jenen freylich von uns ab, aber er ſelbſt iſt erneuert und erhöht in unſerm Herzen: dem Pantheon der Schönheit in unſerm Gemüth, den edelſten, begeiſterndſten Erinnerungen unſers Lebens beygefügt, ſo in den ſeiner würdigſten Tempel geſetzt und die höchſte Gerechtigkeit vollzogen. So erſcheint hier in veredelter Geſtalt innerhalb des dramatiſchen Intereſſe der rechte Antheil an dem Helden wieder, den wir vorher in der einſeitigen monologiſchen Form verurtheilen mußten.

Aber nicht Egmont allein ist in unserm Herzen verklärt: Untersuchen wir jetzt, wie das dialogische Interesse an dem Wechsel der Erscheinungen sich in dem dramatischen Interesse geläutert wieder erkennt, wie der französische Zuschauer mit seiner Todesangst vor dem ennui, der die Liebe in ihren tausend wechselnden Farben verlangt, und der deutsche monologische Zuschauer mit seinem Sinn für die Treue, mit seiner Scheu vor aller Ungerechtigkeit und Kränkung seines Helden in der höhern dramatischen Sphäre, wenn sie sich nur bequemen wollen, beyde ihre Rechnung finden. Egmont stand nicht da, wie die Axe eines Mühlrades, dieselben Speichen und Schaufeln, dieselben großen Gesinnungen und Handlungsweisen in todter Einförmigkeit um sich her drehend, sondern wie die Axe eines Weltkörpers, die muntre Bewegung eines freyen Volkes, den Zwiespalt der Partheyen, Oraniens sinnende Klugheit, Alba's Härte, Klärchens kindliche Unschuld und Margarethes Melancholie, mit sich und dicht in sein Leben verwebt an uns vorüberführend. — Mannichfaltige Naturen treten in Verhältnisse zum Helden, stellen sich ihm entgegen, stehen ihm bey: sollte nun nicht das, was durch seinen Beytritt oder seine Herausforderung alle große Handlungen im Helden veranlaßt, das, wodurch er erst zum Helden wird, eben so viel werth seyn, als er, eben den Antheil verdienen. So wandelte dann der Held als steigender Mo-

nolog durch die fünf Acte hin; aber dieser Monolog lebte und wirkte und entwickelte sich in dem durch immer neue Gestalten angefrischten Dialog: eines ohne das andre wäre nichts, als höchstens die Form eines einseitigen, unkünstlerischen Lebens.

7.

Von der schlechten, von der s. g. guten und von der schönen Gesellschaft.

In den gewöhnlichen Mittheilungen des Lebens zeigt sich ganz dasselbe: entweder wird monologisch um das Rechthaben, um den Sieg dieser oder jener Meinung, um den Triumph dieses oder jenes Helden, dieser oder jener Parthey gestritten; oder dialogisch, wo hinüber und herüber künstlich und zierlich mit Worten gespielt, mit Sophismen gewechselt und völlig gleichgültig gegen irgend ein Resultat, die Lust des Sprechens an sich und der wunderlichen, zeitverkürzenden Sprünge gewandter Köpfe, genossen wird. — In dem ächten dramatischen Gespräch hingegen mag immerhin der Streit um den Sieg einer einzelnen Sache beginnen: unter den Händen der kunstreichen Redner wächst aber allmählig die Sache, wie der Held im fortschreitenden Drama. Es läuft nicht darauf hinaus, daß endlich eine der beyden streitenden Partheyen zum Stillschweigen

gebracht ſey, und die andre den gewonnenen Satz beyſtecke und nach Hauſe gehe: es läuft auch nicht darauf hinaus, daß beyde wie nach dialogiſchem Geſpräch in wohlthätige Schwingung und Seelenmotion verſetzt, ſich trennen. Sondern wachſend über alle perſönliche Schranken der erſten Erſcheinung hinaus reinigt ſich, läutert ſich der Gegenſtand des dramatiſchen Geſprächs zu einer Art von Schutzgott des edelgeführten Streits, der jeden Streiter mit eigenthümlichem Kranze belohnt, beyde einander nähert, ſie gegenſeitig verſtändigt und mildert, ſie erinnert, daß der Streit wohl ein unendlicher ſey, daß aber er, der Schutzgott des Streits, die gemeinſchaftlich erſtrittene Idee, oder wie wir ihn ſonſt nennen mögen, in immer ſchönerer Geſtalt dabey zugegen ſeyn, an welcher Stelle ſie ſich wieder treffen möchten, ſie ſchon erwarten werde.

Guter Ton mag es immerhin ſeyn, ſich in guter Geſellſchaft auf keinen Gegenſtand zu fixiren und zu appeſantiren, und keine Materie zu approfondiren, im reizenden, geflügelten Dialog an der Oberfläche gleichgültiger Seelen nur ſo hinzugleiten, und wie im Eyertanz den Ernſt, die Strenge, die Tiefe und den ennui auf gleiche Weiſe zu vermeiden: ſchlechter Ton mag es ſeyn, immer nur Recht haben zu wollen, und wo ſich die Gelegenheit zeigt,

ſogleich mit Reden, Abhandlungen, Monologen und ſchneidenden Urtheilen aufzuwarten; aber ſchöner Ton verdient nur die dramatiſche Form einer Geſellſchaft zu heißen, die Form, die wir am dramatiſchen Geſpräch beſchrieben haben, und bey der der Genius präſidirt. Löbliche Repräſentanten dieſes Genius, dieſes Geiſtes der Geſellſchaft, finden ſich auch da, wo der gute und der ſchlechte Ton herrſcht: in der guten Geſellſchaft iſt es die ſ. g. Dezenz und der gute Geſchmack; in der ſchlechten Geſellſchaft iſt es Recht und Gerechtigkeit, oder Convenienz, Reſpekt vor dem Alter, Rang und Stand. Der Schutzgeiſt des ſchönen Tons aber vermeidet weder blos das Unanſtändige, noch iſt er ein bloßer kalter Rechtsſprecher: er geſtattet einzelnen Helden, einzelnen großen Angelegenheiten von Welt und Zeit nicht blos das Wort, er ruft ſie vielmehr herbey, belebt alle, ſelbſt die unbedeutenderen Seelen, daß ſie in ihrer Art mitwirken, eingreifen, auch durch ihre ärmere Eigenthümlichkeit den Gegenſtand geſtalten helfen; und ſollte dieſer auch endlich die Hauptzüge von den Helden der Geſellſchaft an ſich tragen, ſo findet doch jeder ſchwächere darin wieder, womit er ihn bereichert, jeder fühlt, daß er weſentlich zu dem ſchönen Ganzen gehörte, und beugt ſich um ſo williger vor den Helden, als mit ihrer Erhebung auch die Theilnehmer ihres Verdienſtes geadelt werden. Ein Gefühl, eine Ahndung des höhern iſt es, was die

ſchöne Geſellſchaft zurücklaſſen muß: keine bloße, kalte Bewunderung der ausgezeichneteſten Glieder: dieſe ſind nur die höheren Sproſſen der Leiter, auf der das Ganze zu einem reineren, freyern Daſeyn hinaufgetragen wird. Die ſchöne Geſellſchaft hat einen monarchiſchen Anfang: einzelne Mitglieder ragen hervor, imponiren: ſobald aber ihr Leben um ſich greift, wird alles durchdrungen von der Luſt, ſich anzuſchließen, mitzuſteigen, und ſo wird gegen das Ende hin das ganze Weſen immer republikaniſcher, bis ſich alles in eine einzige gemeinſchaftliche ſchöne Empfindung auflöſt, und jeder einzelne ſeine eigne Kraft und die Gleichheit Aller vor dem Schönen und Guten fühlt. — So auch im Drama: anfangs ragt in der langſamer ſchreitenden Handlung der Held allein hervor: die ſtillern Charaktere haben Zeit, ſich zu entwickeln, bis ſie ihre Kraft fühlen und wie Titanen gegen den Jupiter anrennen: alles fängt nun republikaniſch an zu gelten, die Handlungen, die Begebenheiten drängen ſich, bis der Held ſiegt oder untergeht. Es iſt beſſer, er falle: daß er der Fluth der Begebenheiten unterliegt, ſchändet ihn nicht: und es iſt weſentlich, daß den ſchwächeren ſelbſt die Möglichkeit der Abgötterey mit ſeiner Perſon abgeſchnitten werde, und daß in allen Gemüthern zurückbleibe — allein — der Gedanke des ewigen Friedens der Natur, erhoben durch das Schauſpiel eines recht helden-

müthigen Streites. — Der Hauptprüfſtein des dramatiſchen Intereſſe vor der Bühne iſt, daß der Held und ſeine Gegner gleich wichtig erſcheinen, kurz, daß man fähig ſey, in dem ganzen Drama, nicht blos in einzelnen begünſtigten Perſonen, oder in den mit einem monologiſchen Kunſtnamen ſ. g. ſchönen Stellen zu leben; daß man nicht verlange am Ende, weder daß der Held Recht behalte und gerochen werde, wenn ihm Unrecht geſchehen, noch daß die beyden Liebenden aneinander gebracht werden, ſondern daß man zufrieden ſey mit der Erhebung zu höhern Ideen der Kunſt, d. h. des Lebens, deſſen Blüthe die Kunſt iſt.

Das Weſen des Dramatiſchen wäre demnach charakteriſirt: in der Geſellſchaft, in aller Mittheilung überhaupt, in der wahrhaften und edlen Anhänglichkeit an beſtimmte Perſonen, im ächten Antheil an den Darſtellungen der wirklichen Bühne haben wir es wieder gefunden und ſo zuvörderſt die Welt ſelbſt auf die Schaubühne geſtellt, oder daß ich es beſcheidener ausdrücke, das Publikum mit ſeinen einſeitigen Gliedern gleichſam von der Bühne aus betrachtet. Manche Verbindungen mit entfernter liegenden Regionen ſind angeknüpft und jetzt, da uns die Mauern des Theaters nicht mehr ganz hoffnungslos von der übrigen Welt trennen, da das

wirkliche Leben mit dem idealiſchen Treiben des Theaters in Beziehung gebracht, und ein freyer weiter Standpunkt gewonnen iſt, jetzt darf ich einladen, mit mir vom Parterre aus die Bühne zu betrachten.

8.

Fragmente über William Shakespear.

Prolog.

Shakespear im Prolog zum Leben und Tode seines Lieblings, König Heinrich des Fünften, mit dem die Reihe der ritterlichen Könige von England sich schloß, spottet über sein Unternehmen, diesen colossalen Menschen, und seine Thaten in Frankreich und England, zusammengedrängt in den Raum weniger Jahre — dies alles auf den engen Bretern darzustellen. Um wie vielmehr möchte der Beschreiber Shakespears und seiner dramatischen Thaten auf eine ähnliche Weise sich selbst und seine Absicht verspotten, wenn er der Schwere und der Hoheit nur eines einzigen seiner Werke gedenkt. Indeß sey für die nicht zu umgehende Darstellung, Shakespear selbst in Heinrich V. das Muster: möge es uns im kleinen gelingen, wie ihm im großen, dem allzureichen Stoff ein-

zelne erhabne und tiefgreifende Eigenthümlichkeiten abzugewinnen, und aus der ehrwürdigen Reihe seiner Werke — die einen Kreis darstellen, worin der Betrachter ohne Ende vom Letzten wieder zum Ersten hingetrieben wird, und immerfort eilen muß und verweilen, beydes zu gleicher Zeit — aus dieser Reihe das zu ergreifen, was unsre Schicksale, und unser Leben möchte ich sagen, am sichersten und dauerhaftesten in die hohe Natur dieses Meisters verwebt. Denn die Zeit und das Urtheil über die Schönheit und die Kunst, ist endlich dahin gediehen, daß wir unsere Ehrfurcht vor den Alten, unsere Treue gegen unsere Lehrer, die Griechen, und unsre Liebe für unsre Freunde, die Modernen, nicht besser ausdrücken können, als indem wir den gewaltigsten und reichsten Künstler auf den Richterstuhl setzen und darüber einig werden, Maas und Richtschnur für die übrigen ihn ihm zu finden. Gemeine Regeln für das Handwerk der Poesie, und für den poetischen Calcül, lassen sich aus ihm nicht herleiten; nachahmen läßt er sich gar nicht: aber ein Ergriffenwerden von ihm, ein Fortgerissenwerden in den hohen Schwung des Lebens, in die ächte Freiheit von allen drückenden, beengenden Formen — das giebt es wohl. Deshalb weil er nothwendig ist in allen Werken wie die wirkende Natur, und doch ohne Spur von Fesseln und Regelzwang; deßhalb weil er frey, unendlich frey ist, und doch die kleine Stelle noch erst aufge-

funden werden ſoll, wo er etwa willkührlich oder übermüthig im Mißbrauch der Freyheit erſcheinen möchte: deshalb, weil er mit derſelben Hand die Natur zu erforſchen und ſie künſtleriſch zu erzeugen ſcheint, weil er den Monolog der ſinnenden, nach einem Zwecke ſtrebenden Kunſt, mit dem unendlichen Dialog der ſpielenden, wechſelnden, ewig beweglichen Natur in ſeiner höhern dramatiſchen Perſon vereinigt, wie keiner mehr, deshalb muß mit ihm, wie ſpät auch im Laufe der Zeiten ſeine irrdiſche Erſcheinung fällt, wie große Helden der Bühne auch ſchon vor ihm hergegangen ſeyen, die Geſchichte der dramatiſchen Poeſie beginnen.

9.

Bearbeiter und Ueberſetzer.

Es bedarf keiner Erinnerung, daß die deutſchen abkürzenden Bearbeitungen der Werke des Dichters, die hin und wieder noch auf unſern Bühnen ſpuken, alle das charakteriſtiſch Große und den eigenthümlichen Genius Shakesſpears verläugnen, und zu weiter nichts dienen, als dem Gedächtniß den fremdklingenden Namen von Zeit zu Zeit zurückzurufen, und an ihrer verrenkten, verhunzten Schönheit ſogar uns die Armſeligkeit der Poeſien merken zu laſſen, mit denen wir uns Jahr aus Jahr ein begnügen. Der philoſophirende Candidat, den wir unter dem Namen des Hamlet, der kindiſche Alte, den wir unter dem Namen den Lear zu erhalten pflegen, die Anſtändigkeiten und die weltliche Gerechtigkeit, die ungeſchickte Hände den ehrwürdigen aller ſeiner Thaten und Zwecke wohl bewußten Geiſt ausüben laſſen, können in wohlgearteten Gemüthern nur ein wehmüthiges Gefühl über unſern Kleinmuth und unſere kränkliche Reizbarkeit erwecken. —

Die Vorſchläge zu einer Bearbeitung des Hamlet, im Wilhelm Meiſter, in ſofern ſie nur dienen ſollen, die unergründliche Tiefe des Werkes ſpüren zu laſſen, ſind ſinnreich zart, und das ſchönſte was über den Shakespear geſagt worden: in ſofern eine wirkliche Bearbeitung verſprochen, und deshalb die poetiſche Zerlegung vorgenommen wird, Göthes unwürdig. Wozu denn überhaupt bearbeiten? Wozu ſollen ſich denn dieſe Rieſenwerke nach unſern kleinen Brettergerüſten bequemen? Kommt es der Bühne, die einmal doch nichts Beſſeres vermag, kommt es ihr nicht zu, ſich nach ihnen, kommt es dem ausgearteten Geſellen und Kinde nicht zu, ſich vielmehr nach dem Vater und Meiſter zu bequemen? Oder iſt das Kind etwa zu ſehr mit deutſchem Brei und franzöſiſchen Confitüren verwöhnt, es ſoll erſt allmählich in den Geſchmack der Kraftſpeiſen hineinkommen? Gut, ſo gebt ihm irgend eine andere Mittelſpeiſe! der alte Vater kann es abwarten an ſeiner reichen, vollen Tafel: die Zeit wird ſchon wieder zu ihm zurück müſſen. Beſördere nur Niemand ohne Noth die Täuſchung, daß wir ſchon bey ihm wären, und daß er ſchon würdig erkannt und bewundert ſey. —

Unter allen Ueberſetzungen des Dichters, ragt eine einzige ſo weit hervor, daß neben ihr von den übrigen die Rede nicht ſeyn kann, und dieſes iſt, mit Stolz ſey es geſagt, eine deutſche: es iſt Auguſt Wil-

helm Schlegels Ueberſetzung der einen Hälfte der Shakespearſchen Dramen, im Rythmus und im Geiſte des Originals. Hätte der Fleiß vollendet und retouchirt, was das Genie ſo ſiegreich begonnen, ſo würde der grämlichſte Pedant einſehn müſſen, was die Beſſern fühlen, daß nemlich durch dieſe Ueberſetzung Shakespear auf ein halbes Jahrhundert hin, Eigenthum der deutſchen Nation geworden ſey: ſo lange müſſen die andern leben, biß ſie und ihre Sprachen einer gleichen Aneignung fähig ſind.

England ſelbſt hat freylich noch eine Art von altem, beſtaubten und verroſteten Nationalgottesdienſt des Shakespear, der aber leider nicht einmal mehr mächtig genug iſt, um Kotzebues Pizarro und andres ähnliche Raubgeſindel des Auslands zu verſcheuchen. Die brittiſche Bewunderung des Shakespear reducirt ſich zuvörderſt auf einen alten, feiſten, treuen, hartnäckigen Glauben, den er indeß mit Milton, Pope, Locke, und wie ſie heiſſen mögen, theilen muß, wie denn überhaupt die Britten, aus übrigens ſehr ehrenwerthen Motiven, ihre National-Autoritäten gleichſam in Maſſe, in Pauſch und Bogen zu reſpectiren pflegen: Shakespear hat indeß mit ihrer neuern National-Litteratur wenig genug zu ſchaffen; und wenn auch das Land, das dieſen Coloß zu gebähren und zu tragen wagen durfte, immer neue Beweiſe der alten, mit Weisheit bewahrten Kraft giebt, wenn

es auch noch in ſeinem Blute den Shakeſpear bewahrt, ſo ſind doch nicht weiter Kinder ſeines Geiſtes in Sprache ans Licht gekommen. Der Spektakel erfreut den brittiſchen Pöbel noch bis heute, das iſt wahr: die brittiſchen Kritiker erſchöpfen ſich, indem ſie die ſ. g. Auswüchſe der Phantaſie verwerfen, noch bis heute im Lobe ſeiner Naturwahrheit, der, wie ſie es nennen, pſychologiſchen Unergründlichkeit dieſes Autors — aber für den ganzen Meiſter fehlt, wenn nicht das Herz, doch das Auge und die Beweglichkeit, die Entzündbarkeit der Phantaſie. Wenn Bauern oder andre gemeine Leute, in der Nähe einer pittoreſken Naturſchönheit wohnen, welche ſie den poetiſchen Reiſenden oft zu zeigen genöthigt ſind, dann entſteht bey ihnen eine Art mechaniſchen Glaubens, daß das Ding, der Fels, oder das Thal wirklich ſchön ſey, ob ſie ſich gleich im Innern keinen Grund anzugeben wiſſen, warum ein friſch gepflügter Acker nicht noch ſchöner ſeyn ſollte. Dabey kann ich mich nicht enthalten, an den gewöhnlichen Engländer zu denken, den ein Deutſcher über den Shakeſpear zur Rede ſtellt.

Es hat vieles Geſchwäz über Shakeſpear dies- und jenſeits des Meeres gegeben: aber noch niemand hat ſein Recht bewieſen, von Auswüchſen des Genies, von Fehlern und Ausſchweifungen in den Werken des Dichters zu reden; und ſo kommt den Geſchöpfen

des Augenblicks nichts weiter zu, als ſich gläubig, anſchauend und ſinnend an den Buſen des alten Meiſters hinzulegen, jeden Zug ſeiner Wimpern, jedes leiſe Rühren ſeiner Lippen fromm und demüthig zu belauſchen, ſich hinzugeben und leiten zu laſſen, im ganzen Sinne des Worts. —

10.

Anatomie des Dramas.

Sollte es uns, da wir ins Innre der Werke Shakespears einzugehen unternehmen, nicht vielleicht gehen wie dem Zergliederer seiner Freuden in der herrlichen Göthischen Fabel. Dieser sah im Sonnenschein über dem Bache eine Libelle flattern, und ihren Leib und Flügel in tausend Farben spielen. Er verfolgte, er haschte sie, und da er sich nun recht dem Genusse dieses Glanzes überlassen will, sieht er — ein trauriges dunkles Grau. — Sollte es also überhaupt nicht gerathner sein, der Poesie ihr freyes Leben zu lassen, dem Spiel ihrer Farben und Bewegungen zu folgen, nie sie haschen, sie festhalten zu wollen, sondern lieber sich selbst von der allgemeinen Bewegung ergreifen zu lassen, und als Libelle mit ihr fortzuflattern? — Worin versah es denn wohl jener Zergliederer seiner Freuden? — Daß er die Libelle festhielt, und dar

die Farben vermißte, die ihn vorher bezaubert hatten, sie wegwarf. — Wie aber, wenn er die netzförmigen Flügel, den spiegelnden Körper in leisen Fingern vorsichtig betrachtete, ihr dann die Freyheit gab und das Farbenspiel von neuem verfolgte! würde sie ihn dann nicht noch mehr ergötzt haben als vorher? — Das eben ist der Tod aller Freude überhaupt, daß man sie irdisch festhalten, besitzen, verschlingen will. Der Reisende sieht an einem Frühlingsabende zuerst den Golf von Neapel, und sicher ist die erste Wirkung der Zauberey dieser Gegend auf ihn, der Wunsch, sich dort anbauen zu können, dort zu leben, und sein Leben zu beschließen vielleicht. Setzen wir, sein Wunsch würde gewährt, und diese gröſsere Libelle erhascht, so würde kaum der Sommer gekommen seyn, als vom Vesuv und von Capri, vom Posilipo und vom Meere auch nichts mehr übrig seyn möchte, als ein traurig dunkles Grau, und die Sehnsucht anders wohin. — Wie oft flattern gleichergestalt Erinnerungen der Kindheit oder einer bessern Zeit im schönsten Farbenspiele vor unsrer Seele! wir möchten das alles erneuern, noch einmal fühlen, und es drängt uns nach der Gegend hin, oder zu den Personen zurück, an welche die Erinnerung sich so innig befestigte. Wir sind bey ihnen, wir glauben das alte Glück erhascht zu haben, wir pressen unserm Herzen einige künstliche Gefühle ab, aber finden nicht, was wir suchten, die Farben sind verschwunden, nichts bleibt als wie-

der — ein traurig dunkles Grau! was uns damals bezauberte, war ein ſchöner Accord: wir mögen einen einzelnen hervorklingenden Ton uns noch ſo oft wiederholen; die andern Töne, alſo die ganzen harmoniſchen Zaubereyen jener Stunde wollen nicht zurückkehren; entweder iſt unſer Herz nicht in freyer Bewegung und Klange wie damals, oder aus der Umgebung iſt irgend eine Perſon, ein Wort, ein Lichtſtrahl vielleicht verſchwunden, der weſentlich zum Ganzen gehörte. — Sollen wir aller Erinnerung aber deshalb entſagen, nie bey ſchönen Stellen der Vergangenheit verweilen? Und wird auch der Landſchaftsmaler zu tadeln ſeyn, der die Ufer des Golfs von Neapel nach allen Richtungen durchſtreift, und alle verborgenen Stellen jenes Paradieſes erforſcht? — Unterſuchen — iſt noch nicht feſthalten, in Beſitz nehmen und unterjochen. — So geht es uns in der Betrachtung der Werke des Shakespear: hundert ſogenannte Kritiker ſind vor uns hergegangen, denen wir nicht folgen möchten, weil ſie die Dramen des Shakespear wie Libellen gejagt und eingefangen haben, gleichſam wie Schmetterlinge und Käfer in einer Naturalienſammlung, an die Nadel geſteckt, und aufs höchſte nach Gattungen und Claſſen geordnet haben: Macbeth? ſo heißt es — gebt den Raſten her mit den Uſurpatoren und den Verbrechern aus Ehrſucht; Wallenſtein, Richard und Clavigo warten ſchon auf ſeine Geſellſchaft. König Lear? das Ri-

kroscop her: Undankbarkeit, nichts als Undankbarkeit. Othello? Eifersucht u. s. f. Und so wird höchstens an den einzelnen Objecten die Weisheit Shakespears ihres Schöpfers bewundert und seine Zweckmäßigkeit; hie und da die Aehnlichkeit eines Flügels, eines Beins, aus Homer, Sophokles, Virgil und Ovid herbeygeholt; aber vom ehemaligen hohen und stolzen Leben bleibt nichts zurück, als verwitternde Farben und der Geruch der Verwesung. — Ich fordre auf die erste beste Ausgabe des Shakespear zu fragen, ob ich übertreibe, und ob Johnson, Steevens, und besonders der unglückliche, bemitleidenswürdige Warburton, ausser nützlichen Bemerkungen über Sprache und Geschichte, für den Dichter Shakespear je etwas mehreres, als das hier beschriebene, gethan haben. — Auch wir wollen die Libelle erhaschen, das Gewebe der Adern und den geheimnißvollen Bau geschwind betrachten; sie dann ihrer ewigen Freyheit zurückgeben, und mit höherem Genuß ihrem Farbenspiel folgen, so weit unsre Augen tragen. —

11.

Sommernachtstraum und Wintermährchen.

Die Jahrszeiten sind in Unordnung gerathen: Kälte und Stürme herrschen um Johanniszeit, Irrthümer und Mißverständnisse plagen die Menschen, und der Winter der Eifersucht meldet sich, da es mitten im Sommer ist, im Reiche der Liebe. Der Dichter durchträumt die unordentliche Zeit auf der Bühne, und da er erwacht, bestrahlt ihn der beruhigte Aether wieder. Im Geisterreiche, am Johannistage, hat sich ein Zwiespalt entsponnen: die Elfenherrscher Oberon und Titania zanken um den Besitz eines schönen Knaben, den Titania am Indus gefunden; und unmittelbar durchdringt der Streit die Natur, das Wetter kehrt sich um, die Pflanzen spüren es, und was vom Menschengeschlechte der Liebe huldigt, was durch Liebe in das Leben der Blumen und Wälder

verwachsen und verwebt iſt, wird geklagt und geneckt. Die germaniſche Zeit war aus den Wäldern gekommen: Eichenhayne waren ihre urſprünglichen Tempel, daher blieb ſie immer im Reiche des Lebens den Pflanzen näher, als den Thieren. Was von der griechiſchen und römiſchen Heiden Gottesdienſt und Mythologie zur Wiſſenſchaft germaniſcher Völker kam, erhielt unter den Händen dieſer Völker gewiſſermaßen einen Blumen-, einen Wald-Geruch. Immer iſt, als würde es betrachtet durch einen dichten Vorgrund von Laub und Grüne. Daher begriffen ſie unter allen Göttern der Heiden am beſten Dianen, die Göttinn des Mondes, der Nacht und der Jagd. Bey Nacht, wenn die Thierwelt untergangen und das Leben der Pflanzen üppiger und duftiger heraustritt, regte ſich das poetiſche Leben der germaniſchen Menſchheit vornehmlich. Daher der träumeriſche Charakter ihrer Fabeln, der beſonders hervorſchimmert aus den beyden vornehmlichſten Gattungen der modernen Poeſie, der Romanze und dem Mährchen: daher die vielen wunderbaren Allegorien des Todes, die, von chriſtlicher Ausſicht auf Wiedergeburt und Auferſtehung gemildert, an alle Wolluſt, an allen Genuß des Lebens, geknüpft wurden. — Unter dem Schutze der Nacht buhlt das Vergangene mit dem Zukünftigen, und ſo haben die Götter und Genien früherer Zeiten alle Zutritt und erſcheinen nur etwas blaſſer gefärbt; gegen die Son-

nenklarheit der griechischen Welt, nun gleichsam vom Monde beschienen. —

Von allen Werken des Shakespear trägt dieses jugendliche am meisten den Character der Zeit; es ist Mährchen, Romanze und Drama zugleich, und deshalb für das Studium der romantischen Poesie das lehrreichste. Das spätere Drama: Wie es Euch gefällt, ist ihm am nächsten verwandt; auch in diesem schwelgt germanisches Leben, aber nur noch als schöne Erinnerung, denn der Dichter ist schon weit hinaus gewachsen über seine Zeit. Im Sommernachtstraum lebt er noch kindlich darin, schläft wie eine Elfe in Blumen gebettet, spukt mit dem lustigen Kobolt durch die feuchten Nebel umher, und neckt die Kinder der eignen Phantasie, und zwingt sein eignes Gewerbe, unter der lustigen Gestalt poetisirender, theatralischer Handwerker, in die tolle Verwicklung hinein. Er verlegt die Scene nach — Athen, läßt den Theseus als König auftreten, sich mit der Hirrolyta vermählen, und Elfen und Kobolte in dem nahgelegenen Walde ihr Wesen treiben. Doctor Johnson und Meister Warburton schütteln mit dem Kopfe und schelten, daß er die Geschichte, die Zeitläufte nicht wahrnimmt; daß er die alte und neue Zeit durcheinander wirft. Shakespear kann nicht begreifen: warum nicht? Es gefalle ihm nun einmal in Athen, warum er denn Alt-England zu

Hause lassen soll, wenn er in Griechenland spielen wolle; er habe nun einmal alle seine Phantasien und Spielsachen mitgebracht dorthin. „Er verletze aber das Costüm, meinen die beyden grämlichen Schulmeister!" der Dichter antwortet: „es möge gegen Theseus Costüm immerhin sein, gegen Shakespears aber sey es gewiß nicht." Wir wollen dies Gespräch lieber abbrechen, damit die deutschen Schauspieldirectoren es nicht hören und mit den englischen Kritikern gemeinschaftliche Sache machen. Denn schon längst ist es dahin gekommen in Deutschland, daß die meisten Theaterdirectoren nichts mehr sind, als eine höhere Potenz des Theaterschneiders: in historischen Dramen will man vor allen Dingen den Helden sehn, wie er geleibt und gelebt hat, auf welchen Stühlen er gesessen, und wie er die Kniegürtel gebunden: man verlangt vornehmlich Sittengemälde alter Zeiten, um beyher doch spielweis in der Historie zu profitiren. Aber wenn sich der Dichter offenbart schwebend über, lebend in aller Zeit überhaupt; oder in anscheinender Verwirrung, wie Thiere und Wälder um den Orpheus, sich die entlegensten, widerstrebendsten Naturen friedlich um seine Leyer herlagern, dann kommen die gelehrten Leute und weisen Naturforscher und schelten über den Widerspruch und beweisen uns, daß nun einmal der Wolf und das Lamm nicht so in der Natur neben einander gefunden

würden, daß die Kanonen zur Zeit der Zerſtörung Trojas noch nicht im Gebrauch geweſen u. ſ. f. Kurz, wenn etwas Außerordentliches geſchieht, ſo haben ſie nur das eine dagegen einzuwenden, daß es nicht gemein ſey: wenn hiſtoriſcher Kram und Stammbäume und Jahrzahlen nicht mehr angezogen werden ſollen, ſo iſt ihre Kritik am Ende. So ſind in der engliſchen Literatur die weitläuftigen, albernen Unterſuchungen über die Frage entſtanden, ob Shakeſpear auch gelehrt geweſen ſey? Gern, ſehr gern wollen wir mit der Majorität der Gelehrten antworten Nein und abermals Nein! Aber wenn es darauf ankommt, dich Meiſter Warburton mit Haut und Haar, mit dem zarteſten und beſten, mit dem Bouquet, mit der Quinteſſenz deiner Gelehrſamkeit beyläufig, nebenherlaufend zur Ergötzung neben tauſend andern, größern und beſſern, gelehrten und ungelehrten darzuſtellen, auf die Bühne des Lebens zu bringen, deinem Leben Sinn und Bedeutung zu geben, wie du nie an dir befunden — dann und dazu iſt Shakeſpear der Mann. Shakeſpear ſoll nicht gelehrt ſeyn, damit ſolcherley Perſonen wie du, ihn auch nicht einen Augenblick für ihres Gleichen halten können. Kehren wir zum Sommernachtstraum nach einer Abſchweifung zurück, die nothwendig war, wenn die reizenden und erhabenen Spiele eines kindlichen Dichters aus einer altklugen, ſchulmeiſternden Zeit herausgehoben werden ſollen. —

Elizabeth, nahe dem 60ſten Jahre, ſchlug noch immerfort alle Freyer aus, und hatte beſchloſſen als königliche Jungfrau zu ſterben. Der Dichter läßt Amorn einen ſeiner gewaltigſten, ſpitzigſten Pfeile auf ihren Buſen richten, der feuchte Strahl des Mondes, des Schutzgeſtirns der Keuſchheit lähmt ſeinen Flug, die königliche Bruſt bleibt unberührt, der Pfeil ſinkt in eine kleine Blume, in England Lieb in Müſſiggang genannt, die in Deutſchland unter dem Namen Stiefmütterchen bekannt iſt. Weſſen Augen nunmehr im Schlummer mit dem Saft dieſer Blume befeuchtet werden, der entbrennt in Leidenſchaft gegen den erſten Gegenſtand, der beym Erwachen ihm vor die Augen tritt. — Die Wirkung dieſes Zaubermittels vollendet die Verwirrung der ganzen Natur, deren erſte Veranlaſſung der Streit zwiſchen Oberon und der Titania geweſen war, und ſo dient eine reizende und ſinnreich ausgedrückte Galanterie gegen ſeine Königinn zum Erklärungsgrund der wunderbaren Aeußerungen monologiſcher Liebe, die der Dichter mit unergründlicher Ironie und Zierlichkeit darzuſtellen weiß, wie ſie denn auch damals ſchon in der Wirklichkeit überhand nehmen mochte. Wir wollen die einfachen Mittel erwägen, die der Dichter gebraucht, um eine Intrigue zu Stande zu bringen, die es mit den höchſten Muſtern dieſer Art, deren wir bey Erwähnung des großen ſpaniſchen Meiſters Calderon gedenken werden, aufnehmen kann.

Zwey Mädchen in Athen, eine ſchlanke Blondine Helena und eine kleine Brünette Hermia, beyde zuſammen erwachſen „einer Doppelkirſche gleich, zum Schein getrennt, doch in der Trennung Eins; zwey holde Beeren einem Stiel entwachſen, dem Scheine nach zwey Körper doch ein Herz" — fallen in die Netze der Liebe: die Helena liebt den Demetrius, die Hermia den Lyſander. Demetrius wird der ſchlanken Helena untreu, ſein Herz wendet ſich zur Hermia herüber, und ſeine Werbung wird vom Vater der braunen Hermia begünſtigt. So verwandeln ſich zwey gegenſeitige Leidenſchaften in zwey einſeitige und eine gegenſeitige: Helena liebt den Demetrius, Demetrius die Hermia, die Hermia den Lyſander, der ſie wieder liebt, dem aber ihr Vater entgegen iſt. Hermia und Lyſander fliehen aus Athen; Helena verräth die Flucht dem Demetrius, um ſeine Liebe zu gewinnen; er verfolgt die Flüchtigen in den benachbarten Wald; ihn verfolgt dorthin Helena. In demſelben Walde will Oberon die Titania für die Weigerung des indiſchen Knaben beſtrafen; indem ſie ſchlummert, muß ſein dienſtbarer Geiſt: Droll, ihr die Tropfen der fatalen Blume auf die Augen drücken. Zugleich befiehlt er dem Droll, einige Tropfen auf die Wimpern des im Walde ſchlafenden Demetrius fallen zu laſſen, damit im Erwachen ihm Helena in die Augen falle, und ſeine Liebe zu ihr zurückkehre. Droll ſtößt zuerſt auf den ſchlafenden Ly-

ſander, den er für Demetrius nimmt und bezaubert. Unglücklicherweiſe fallen die Blicke des Lyſander beym Erwachen auf die umherſchweifende Helena, und ſo verwandeln ſich die urſprünglichen beyden gegenſeitigen Leidenſchaften in vier einſeitige; Helena liebt den Demetrius, Demetrius die Hermia, die Hermia den Lyſander, der Lyſander die Helena. Wie wenn im Tanze zwey Paare ſich zur Chaine die Hände bieten, in eben ſo eigner Verſchränkung erſcheinen nun die vier Liebenden, jede Dame flieht ihren Ritter, und reicht dem andern die Hand, jeder Ritter flieht ſeine Dame und reicht der andern die Hand. Dadurch nun, daß Oberon dem Droll ſeinen Fehler verweiſt, und ihn wirkſam die Zauberey auf den Demetrius anwenden läßt, kehrt dieſer zur Helena zurück. Nun giebt es wieder zwey einſeitige und eine gegenſeitige Leidenſchaft: die Hermia liebt den Lyſander, Lyſander die Helena, die Helena den Demetrius, von dem ſie wieder geliebt wird. Vorher im ähnlichen Falle ſtanden, wie in einer ebenfalls ſehr bekannten Tanzfigur, beyde Ritter auf der Seite der Hermia, und Helena war verlaſſen; jetzt iſt Hermia verlaſſen, und Helena hat die beyden Ritter an ihrer Seite. Auf die leichteſte, natürlichſte Weiſe wird durch die Anwendung des Zaubers Lyſander zu Hermia zurückgeführt, und ſo alles zu allſeitiger Zufriedenheit ins Gleiche gebracht. — Wir werden weiterhin, beſonders bey Betrachtung der ſpaniſchen Poeſie, dieſe

Aehnlichkeit der Intrigue, bey den modernen Dichtern, mit den Tanzfiguren, und ihre Gründe noch näher erwägen: ich kann jetzt bloß andeuten, daß dieß zu den höchst zarten und charakteristischen Eigenheiten des modernen Drama gehört.

Der hier beschriebene Tanz figurirt um eine höchst komische Gruppe, die wir im Mittelpunkte des Stücks wahrnehmen. Fünf gemeine Handwerker sind übereingekommen, den Vermählungstag ihres Königs Theseus durch eine theatralische Repräsentation von Pyramus und Thisbe zu feyern, und halten ihre Proben, des Geheimnißes wegen, in demselben Walde. Der designirte Pyramus, ein Weber, Namens Zettel, wird vom Droll mit einem Eselskopf ausgezeichnet, und so fällt er zuerst beym Erwachen der Titania in die Augen, und wird der Gegenstand ihrer Leidenschaft. Denke man sich demnach in die Mitte Titanien, den verwandelten Zettel mit Rosen und Blumen bekränzend, zierliche Elfen bemüht ihn zu füttern und die Ohren zu reiben: und darum her im reizenden Wechsel die verliebte Quadrille der Ritter und Damen, und die burleske Quadrille der Handwerker, die ihren ersten Liebhaber und Deklamator vermissen. Das schöne Gemälde schließt sich mit der Buffonerie der Darstellung von Pyramus, in der der Dichter mit jugendlichen Muthwillen die herrlichen Schlußscenen seiner um eben diese Zeit entstan-

denen Romeo und Julie zu paradiren ſcheint, — und mit der dreyfachen Vermählung. So wie ein ſchöner Traum verfliegt das Ganze: mögen wir in der Betrachtung keines der unausſprechlich zarten Glieder verletzt haben! möge von dem Blumenſtaube der leichten, ſchimmernden Flügel nichts verwiſcht ſeyn, möge kein Schulſtaub ſich darunter gemiſcht haben; möge der kindliche Geiſt dieſer Dichtung unberührt geblieben ſeyn, ſo weiter flattern, und oft noch unbefangene Gemüther erfreuen!

Wir verlaſſen die Jugend des Dichters, den durchträumten Sommer ſeines Lebens, und werfen einen Blick auf den Winter, auf ſein ſpäteres Alter, auf das Luſtſpiel: Wintermährchen. Aus der Erinnerung an die Träume der Jugend entſtehn im Alter die Mährchen: durch den Mund des Mährchen ſtrömt das Alter kindlich ſeine Weisheit auf die Kinder zurück. Eine große vollendete und alle Gebiete der Kunſt harmoniſch umfaſſende Dichtung. Der König von Böhmen hält ſich zum Beſuch am Hofe des Königs von Sicilien auf und will abreiſen. Unter den vielfachen Einladungen zum Bleiben von Seiten der Königinn von Sicilien und ihres Gemahls wird dieſer eiferſüchtig, wahnſinnig, will den König von Böhmen ermorden laſſen, der noch zu rechter Zeit entflieht. Die Königin wird ins Gefängniß geworfen: dort entbunden von einer Tochter, in welcher

der Wahnsinn des Königs durchaus einen Bastard sehen will, die deshalb über die Seite geschafft werden soll, indeß von einem mitleidigen Hofmann nach Böhmen gebracht und der Pflege eines armen Schäfers übergeben wird. Der König erhält hierauf die Nachricht, die Königin sey vor Gram im Gefängnisse gestorben. Sechzehn Jahre vergehn, ausgefüllt vom Kummer des seine Härte bereuenden Königs. Der Kronprinz von Böhmen, Florizel, lernt die indeß bey dem alten Schäfer herangewachsene Tochter des Königs von Sicilien kennen; ihre erst kämpfende und dann belohnte Liebe knüpft ein neues Band zwischen den Kronen von Böhmen und Sicilien. Der Beruhigung des reuigen Königs fehlt nichts als die verlorne, in Erbitterung gegen ihn gestorbene Königin: diese hatte, um dem Gefängnisse zu entgehn, die Nachricht ihres Todes ausstreuen lassen, und war in ein Kloster geflüchtet: da die Vermählung der Kinder vollzogen, und der König von Sicilien in seinen Erinnerungen versenkt ist, wird er von einer Vertrauten der verstorbenen Fürstin eingeladen, zugleich mit seinen Kindern eine wohlgetroffene Bildsäule der Königin zu betrachten. Sie selbst, die Verstoßene, erwartet dort ihren Gemahl; ihre Vergebung und allgemeine Versöhnung schließt das Stück.

Die Geschichte, die Intrigue sind einfach; aber unnachahmlich ist der Ton, die Behandlung des

Stoffs. Ueber dem Ganzen ſchwebt eine eigne wunderbare Dämmerung: ein mildernder Flor hängt vor den Leiden, wie vor dem heitern Gemälde der Liebe und des Wiederfindens; die Redſeligkeit des Alters iſt unverkennbar; aber wie zart iſt alles Geſprochene, wie deutlich auch in der Dämmerung ſind alle Charaktere und Situationen. Am Schluße des dritten Acts erſcheint die Zeit, und trägt den Zuſchauer mit einem Prolog über den Raum von ſechzehn Jahren hinweg: die im dritten Act geborne Prinzeſſin erſcheint im vierten als erwachſenes Mädchen. — Sechzehn Jahre? — ruft Doctor Johnſon. Sechzehn Jahre? wiederholt Meiſter Warburton. O goldne Regel der Einheit der Zeit! wie wird der Zuſchauer glauben, daß während einer kurzen Symphonie, und eines Prologs, der grade vier Minuten dauert, ſechzehn Jahre vergehn! — Die Phantaſie dieſer Herren hat nun einmal keine Flügel: die Zeit können ſie einmal nicht vergeſſen; die Glocke hören ſie immer ſchlagen; zur beſſern Beurtheilung des Dichters haben ſie in den Schauſpielhäuſern gar ungeheure, transparente Uhren über dem Proſcenium angebracht. — Göthe ruft Ihnen zu, da er dem Amor in jede Hand eine Sanduhr giebt, deren eine unendlich langſam, die andere übermäßig ſchnell läuft, daß die eine mit den geflügelten Stunden den einander gegenwärtigen Geliebten, die andre mit den trägen faulen Stunden den von einander entfernten

Geliebten fließe. Der Zuschauer vor der Bühne, sey der Künstler vor seiner Geliebten, der Kunst; und der könne unmöglich in so zauberischen Momenten der Zeit gedenken. — Das Gleichniß verstehn die Gelehrten nicht; sie haben nicht erlebt womit verglichen wird, und deshalb gehn sie zu andern Klagen über den Dichter des Wintermährchen fort: er lasse Böhmen am Meere liegen! die Königin von Sicilien sage, sie sey eine Tochter des Kaisers von Rußland! Das eben ist das herrlichste dieser Poesie! dem Greisesalter nahe spielt Shakespear, der mit seinem poetischen Geist die ganze Erde, Vorwelt und Nachwelt durchschritten, wieder mit allen Blumen der Erde. Der wunderbare Kranz, den er hier zusammenflicht, ist halb aus Cypressen halb aus Rosen gewunden; der Norden und der Süden, das Alterthum und die neue Zeit, Freude und Schmerz sind innig in einander verflochten und das Ganze bestrahlt, von den klugen, heitern Augen des alternden Dichters. Die erste Hälfte bis zum Prolog, der den Raum der sechszehn Jahre ausfüllt, hat einen tragischen Inhalt, den Wahnsinn des Königs, den Gram der Mutter und der Kinder: betrachtet man diesen Theil näher, liest man ihn recht, so findet man in den Reden der Personen, in der Haltung ihrer Gespräche und Situationen ein unverkennbares komisches Licht. Wäre eine gute Uebersetzung vorhanden, so müßte der ächte Leser die Empfindung des Lächelns und der

Thränen in einem und demselben Herzen und Auge, in sich wahrnehmen. Nach dem Prolog verwandelt sich das Ganze. Ein reizendes Idyll, eine liebliche Schäferscene, der erste Schauplatz der Liebe für Florizel und Perdita führt uns in die zweyte Hälfte des Gedichtes hinüber. Hier ist alles anders: der Inhalt heiter, mitunter komisch; der Ton, die Behandlung ernst und rührend; so daß man diese die tragikomische, die erste Hälfte hingegen die komitragische nennen möchte. Um das Ganze noch mehr herauszuheben, müßte der Schauspieldirektor den Hof von Sicilien in altgriechischem, den Hof von Böhmen in altfranzösischem, molierischem Costüm auftreten lassen: damit jeder Zuschauer genöthigt würde sich spielend und kindlich zu verhalten, und damit allen zurückbliebe, die über Freude und Schmerz, Spott und unedle Wehmuth gleich erhabne Seele des Meisters.

12.

Hiſtoriſche Einleitung zu der Tragödie vom Untergange der Ritterzeit.

Es eröffnet ſich eine von der bisher betrachteten durchaus verſchiedene Welt, indem wir uns dem hiſtoriſchen Drama des Shakespear nähern. Unter hiſtoriſchem Drama nemlich verſtehn wir hier insbeſondre acht unermeßlich große Darſtellungen aus der brittiſchen Geſchichte, die ein einziges zuſammenhängendes Trauerſpiel bilden. Richard II. Heinrich IV. (2 Theile.) Heinrich V. Heinrich VI. (3 Theile), und Richard III. — Ich möchte dieſen Dramen den gemeinſchaftlichen Namen geben: vom Untergange der brittiſchen Ritterzeit. Es exiſtiren freylich noch zwey Tragödien, deren Stoff aus der brittiſchen Geſchichte genommen, und die mit nicht minder tiefſinniger Kraft erzeugt worden, König Johann, und König Heinrich VIII. Dieſe haben indeß eine mehr abgeſonderte und eigenthümliche Bedeutung, ſind auch offenbar in ganz verſchiedner

Manier behandelt. — Wir wollen demnach die oben genannten achte betrachten:

Die brittiſche Geſchichte hat den ganz eignen Charakter, daß ſich in ihr die Geſchichte des übrigen Europa concentrirt darſtellt. Friedrich Schlegel hat bereits ſcharfſinnig bemerkt, daß alle Revolutionen, die Europa im Ganzen hat erfahren müſſen, England gewiſſermaßen im voraus, auf ſeine eigne Hand abgemacht hat: ſo gieng die Kirchenreformation in England, der Reformation des Continents von Europa lange voraus; eben ſo auch die politiſche Revolution, die in England ſchon ſeit einem Jahrhundert beendigt war, als erſt das übrige Europa die gleiche Bewegung in ſeinem Innern verſpürte. Es iſt als wenn auf jener Inſel, eben durch die Trennung von der übrigen Welt, und durch die übrigens ganz gleichen Einflüſſe der Bildung und des öffentlichen Lebens, alle Weſenheiten des europäiſchen Charakters viel reiner und anſchaulicher hervorträten; es iſt, als wenn die brittiſche Geſchichte ein Drama für ſich wäre, worin Europa den Gedanken und das Ideal ſeiner Geſchichte wieder zu finden vermöchte. Ich brauche nicht an den dramatiſchen Charakter der brittiſchen Verfaſſung zu erinnern, die von jeher deshalb geprieſen worden, weil ſie eben ſo wenig despotiſch, das heißt monologiſch, als demokratiſch, d. h. dialogiſch genannt werden kann, ſondern viel-

mehr das monologiſche Element unter der Geſtalt von König, Geiſtlichkeit und Adel, und das Dialogiſche, unter der Geſtalt des Unterhauſes in ein einziges, ſchönes und dramatiſches Ganze vereinigt. Dieſe Verfaſſung iſt nicht etwa die Erfindung eines Einzelnen, ſondern ſie iſt eben die Idee, die nach der Betrachtung des großen Dramas der brittiſchen Geſchichte zurückbleibt. Eben weil wir durch dieſe ganze Geſchichte hindurch ein immer reges Gleichgewicht der Kräfte wahrnehmen, weil wir uns in die Betrachtung keines einzelnen Helden ausſchließend und monologiſch vertiefen dürfen, ſondern immer wieder hingeriſſen werden zu einem neuen, oder zu irgend einer unerwarteten Wendung des Schickſals, ſo erzeugt ſich in uns ein wahrhaft dramatiſches Intereſſe am Ganzen, an der Idee; eben deshalb iſt das Studium der brittiſchen Geſchichte ſchöne Vorübung für den dramatiſchen Dichter. Dieſe Geſchichte iſt bis jetzt nur beſchrieben worden von Shakespear in den obenerwähnten acht Tragödien, die eine einzige bilden. Was Hume und die andern ſ. g. Geſchichtſchreiber erzählen, iſt eine bloße Ueberſicht der Facta, entblößt vom Geiſte ihres Lebens, um der moraliſchen und politiſchen Nutzanwendungen willen geſchrieben, leer, ohnmächtig und kalt. — Shakespears Tragödie umfaßt die Kriege der rothen und weißen Roſe, oder den erhabenen Kampf zweyer Linien des königlichen Stammes um die Krone. König Eduard III., der gemein-

schaftliche Ahnherr des ganzen Geschlechtes, das hier in seinem eignen Fleische wüthet, und sein ältester Sohn, die Blume der brittischen Ritterschaft, der Held aller Helden, die die Geschichte von England zeigt, der s. g. schwarze Prinz, unvergeßlich in seinen Thaten bey Poitiers und Creey — sind beyde todt, als das Drama beginnt. Das Gedächtniß ihrer und ihres Zeitalters greift durch die ganze Tragödie hindurch: je tiefer der Dichter die unglücklichen Nachkommen in sich selbst versinken läßt, um desto heller treten jener Ahnherr und der unvergleichliche Prinz, den Shakespear nicht darstellen wollte, um ihn lieber durch die Erinnerung eines ganzen königlichen Geschlechts verklären zu lassen, aus ihren Gräbern heraus. Bis auf Eduard den III war das Erbfolgerecht der Könige von England mit wenigen Ausnahmen ungekränkt geblieben: der schwarze Prinz war in der Blüthe seiner Jahre gefallen, daher folgte Eduard dem dritten, sein Enkel, der schwache und unwürdige Sohn des schwarzen Prinzen, König Richard II. England war gewöhnt an kräftige Könige: persönliche Größe und die Krone hatten sich geraume Zeit mit einander verbunden gezeigt. Richards Charakter entsprach dem Throne zu wenig, wich von der Größe der Voraltern zu beträchtlich ab. Eduard III. hatte andre bessre Enkel von seinen übrigen sechs Söhnen; diese, im Gefühl ihrer Kraft stürzen den schwachen Richard vom Throne — und dieß

eine vom Schicksal herbeygeführte Verbrechen zieht Schandthaten über Schandthaten nach sich: Ströme königlichen Bluts fließen über England: das Recht der Krone ist einmal zweifelhaft, und so greift jedes Glied der großen Familie nach ihrem reizenden Besitz; es entsteht ein Wettlauf der Verbrechen, bis aus königlichem Geblüt endlich ein Scheusal erzeugt wird, hinkend, häßlich, innerlich verworfen, das allen andern voranläuft, alle Flüche und allen Mord seiner Zeit über sein Haupt häuft, und mit dessen Fall das Schicksal sich wieder besänftigt: König Richard der III. — Im gereinigten Glanz geht die Krone über Heinrich VII, Großvater der Elisabeth auf. — Solche Prüfungen mußte England bestehn, um die unerschütterliche Festigkeit seines Throns, das eine große Heiligthum christlicher Staaten zu erwerben. In folgenden Jahrhunderten ward das andre eben so wesentliche Palladium des öffentlichen Glücks, die Freyheit des Volks in eben so heftigen, erbitterten Kämpfen erobert: der Dichter dieser zweyten Tragödie, die bald nach Shakespears Tode sich zu spielen anfieng, ist noch nicht gekommen; möge ihn unsre Zeit noch herbey führen, und mögen Carl der Erste, Cromwell, Jacob der Zweyte und Wilhelm der Dritte, in eben so würdiger Gestalt, als die Richarde und Heinriche die Bühne besteigen.

13.

Von der dramatiſchen Gerechtigkeit.

Betrachten wir demnach zuvörderſt Richard II. Dieſes Drama ſteht am Eingange als eine Art von harter Prüfung für den Leſer: was in dieſem von monologiſchem Intereſſe noch übrig geblieben iſt, muß ſich hier ſchlechterdings melden. Der ſchwache König empört uns in den beyden erſten Acten durch die ſchmachvolle Behandlung ſeiner Oheime und Vettern; noch mehr, er verpachtet ſein Königreich England. Verdient ein ſolcher zu herrſchen, er, der Stiefvater ſeines Volks, er, der mit dem Herzen und dem Eigenthum ſeines Volkes verwachſen ſeyn ſollte, verſetzt Volk und Land für Summen Geldes, verpachtet es wie eine armſelige Meierey. In den Leſerinnen erzeugt ſich ſchon die Hoffnung den Unwürdigen beſtraft zu ſehn: er wird es: ſein Vetter Hereford ſtürzt ihn vom Throne, den er als König Heinrich IV beſteigt. Richard wird wahnſinnig und ſtirbt. Sollte Shakeſpear wirklich ſo ordinai-

re, handgreifliche Gerechtigkeit vollzogen haben? Betrachten wir das Schauspiel näher. Richard geht mit dem aus der Pacht gewonnenen Gelde nach Irland, um neu ausgebrochene Unruhen zu dämpfen: indeß landet Hereford als Rebell in England, und allgemeiner Aufruhr bricht zu seiner Unterstützung aus. Mit der Nachricht erwacht in Richard das ganze Gefühl seines königlichen Rechtes: er fühlt die Salbung durch sein ganzes Wesen: jeder Tropfen Bluts in seinem Innern ruft ihm zu: Du bist König, der Gesalbte des Herrn; das Recht der Erstgeburt ist unerschütterlich in dir. Er fliegt nach England, küßt den Boden da er landet: nur da die Sonne bey den Antipoden weilte, konnten Meuter und Rebellen es wagen, unter dem Schutze der Nacht Englands Ruhe zu stören, so spricht er: sobald sie in Osten wieder aufsteigt, werden die Söhne der Nacht sich in ihre Schlupfwinkel zurückziehn. — Richard pocht auf sein heiliges Recht, immer begeisterter durch die unsichtbare Heiligkeit seiner Bestimmung, jemehr seine Getreuen abfallen von ihm. Er versäumt die irdischen Vertheidigungs-Anstalten, und harrt noch auf die Engel Gottes, die ihm zu Hülfe kommen müßten, als schon sein Thron gesunken ist, und Heinrich über ihm, getragen von der Volksgunst, sich erhoben hat. Da geht sein religiöser Glaube in zerschmetternden Wahnsinn über: der Zuschauer, hingerissen von seinen unwiderstehlichen, prophetischen Wor-

ten, von ſeinem beweinenswerthen Schickſal zu Boden gedrückt, frägt, da der Vorhang fällt: aber warum denn die Majeſtät Gottes und ſeiner Stellvertreter, der Großen auf Erden, offenbaren in dem Munde desſelbigen, der ſo viel Ungerechtes gethan, der durch zwey Acte hindurch mit Schwäche und Laſtern uns alle empört hat? warum denn einen ſolchen zum Propheten und Heiligen erheben? — Grade einen ſolchen, antwortet Shakespear! Nicht kömmt es darauf an, ihn, ſeine Perſon, ſondern die heilige Idee der königlichen Würde zu erheben, deren einmalige Verletzung alle Verbrechen der Folgezeit, die ihr künftig dargeſtellt ſehen ſollt, nach ſich zog. Gab ich Euch einen König, der zugleich tadelloſer, großmüthiger Menſch war, ſo nahmt ihr den Menſchen, ſchloßt Euch an ſeine Bruſt und überſahet, vergaßt mir den König. In ſeiner Heiligkeit und Ehrwürdigkeit wollt' ich das Recht der königlichen Erſtgeburt verklären: die goldne Kette, die durch alle Generationen eines Volkes greift und ſie mächtig zuſammen bindet; ein Geſetz, welches die Natur gegeben, damit Kleine und Große, Mächtige und Geringe ihr gemeinſames Leben und Treiben daran anſchließen ſollen. Es kann gebrochen werden dieſes Geſetz; empfangt ihr Könige, wenn ihr den Richard bis zum Wahnſinn herabſinken ſeht, meine Lehre: das Geſetz ſelbſt als Idee bleibt und erſchüttert aus dem einzigen, unglücklichen Munde des

verlaßnen Richard die triumphirenden Urheber des Bruchs bis in die Tiefe des Herzens, zwingt alle Hörer zu ehrfurchtsvollem Mitleiden: dieſe Lehre empfangt ihr Völker von mir. — Als Prüfſtein des dramatiſchen Intereſſes lege ich das Drama Richard II. vor dieſer verehrungswürdigen Verſammlung nieder, mit dem beſondern Anliegen, es nach dieſer Darſtellung noch einmal in allen ſeinen wunderbaren Theilen zu betrachten, und nach der Lectüre ſich zu fragen, ob irgend etwas der Nichtbefriedigung ähnliches noch in Ihnen zurückbleibt, oder ob das große nur der unergründlichen Natur und unendlichen Ideen der Kunſt getreue, keinem Zeitgeiſte ſchmeichelnde, und doch allen Zeitaltern gewachſene Gemüth des Dichters ſich Ihnen befreundet und nahe zeigen will. Iſt das Letztere der Fall, ſo mögen wir in der nächſten Stunde getroſt zur Betrachtung der andern Theile dieſes großen Dramas fortſchreiten.

14.

Von dem Verhältniß des Komischen und Tragischen.

Novalis, dessen eigenthümliche, aus innerster Seele gesprochene Urtheile über einzelne Helden im Gebiet der Wissenschaft und Poesie, allenthalben mit besondrer Ehrfurcht berücksichtigt werden müssen, hat ein einziges Wort über den Shakespear und seine historischen Stücke fallen lassen. Die Kunsturtheile und alle Urtheile überhaupt, fallen in diesen Tagen der Characterschwäche und Geistesohnmacht meistentheils, so wie man von den Kartenspielen und Moden behauptet hat, wie vom Himmel: sie sind da, sie circuliren, werden geglaubt, und da die Selbstuntersuchung höchst selten ist, so modifizirt jeder das bereits gestempelte Urtheil nach seinem individuellen Geschmack, läßt aber das Wesentliche davon unverändert. Deßhalb sind freyen unbefangnen Gemüthern Urtheile wie die des Novalis ganz unschätzbar, weil sich mit ihnen streiten läßt, weil sie herausfordern zu

neuer Betrachtung, weil ſie den Freyen ſelbſt in ſeiner Freyheit ſtören, und weil man im Streit mit einer fremden, gewaltigen Eigenthümlichkeit dieſer Art ſich ſeiner eignen Individualität erſt recht bewußt wird. Novalis ſagt: „Wenn man von der Abſichtlichkeit und Künſtlichkeit der Shakespearſchen Werke ſpricht, ſo muß man nicht vergeſſen, daß die Kunſt zur Natur gehört, und gleichſam die ſich ſelbſt beſchauende, ſich ſelbſt nachahmende, ſich ſelbſt bildende Natur iſt. Die Kunſt einer gut entwickelten Natur iſt freylich von der Künſteley des Verſtandes, des bloß raiſonnirenden Geiſtes ſehr unterſchieden. Shakespear war kein Calculator, kein Gelehrter; er war eine mächtige, buntkräftige Seele, deren Erfindungen und Werke, wie Erzeugniſſe der Natur, das Gepräge des denkenden Geiſtes tragen, und in denen auch der letzte ſcharfſinnige Beobachter noch neue Uebereinſtimmungen mit dem unendlichen Gliederbau des Weltalls, Begegnungen mit ſpätern Ideen, Verwandſchaften mit den höhern Kräften und Sinnen der Menſchheit finden wird. Sie ſind ſinnbildlich und vieldeutig, einfach und unerſchöpflich, wie die Erzeugniſſe der Natur, und es dürfte nichts unpaſſenderes von ihnen geſagt werden können, als daß ſie Kunſtwerke in jener eingeſchränkten mechaniſchen Bedeutung des Worts ſeyen." — Dieſes erſte Fragment iſt offenbar gegen Göthe und einzelne Aeuſſerungen deſſelben über den Shakespear im Wilhelm Meiſter gerichtet. Es

iſt dort viel von der Abſichtlichkeit Shakespears bey Gelegenheit der Zergliederung Hamlets die Rede: ſeine Werke werden mit einer Uhr verglichen, deren gläſernes Zifferblatt zugleich das ganze Räderwerk und alle geheime Triebfedern der Bewegung wahrnehmen läßt. Novalis empfindungsvolle Seele ſträubte ſich gegen dieſes Wort, wie gegen eine Entweihung des Dichters, da man den ſchöpferiſchen Gang ſeiner Natur nach dem Tempo und den Poſitionen eines ordinären Tanzmeiſters zu würdigen unternommen, da man den dichtenden Shakespear gewiſſermaßen gedacht hätte wie Leſſingen, da er aus den dramatiſchen Spezies ſeine Emilia Galotti zuſammen calculirte: Sie ſind, ſagte er, kein Kunſtwerk im gemeinen, mechaniſchen Sinne des Worts. Göthe dagegen, eben ſo vortreflich, behauptete, ſie ſeyen keine rohen Naturerzeugniſſe im gemeinen, dunklen und faulen Sinne des Worts. Es giebt nämlich beſonders in Deutſchland und England eine Fabel von ſ. g. Naturdichtern, und es ſtellen ſich von Zeit zu Zeit Creaturen dieſer Art ein, die als ſeltne Phänomene unter dieſen Himmelsſtrichen wie wilde Thiere oder Menſchen mit Fiſchſchuppen ſich ſehen laſſen und angeſtaunt werden. Es befremdet mich wirklich, daß der ökonomiſche Speculationsgeiſt der Menſchen nicht darauf gefallen iſt, ſtatt der vielen noch umherziehenden Tanzbären, lieber auf die beliebteren Naturdichter einen Erwerb zu gründen, da es offenbar viel

leichter iſt, einen Bauerjungen durch oftmals vorgeklingelte Wielandiſche Verſe zu einer Art von Reim und Geſang, als einen Bären zum Tanzen zu bringen. — Indeß geſtehn wir uns, daß ſelbſt Shakespear eine lange Zeit hindurch als rohes Naturphänomen dieſer Art angeſtaunt worden: als Curioſität, als Spiel der Natur, als Ausnahme von der Regel. Von einer ſolchen Anſicht, die ihre eigne Rohheit verkündigt, indem ſie die tiefſinnigſten und vollendeſten Werke der Kunſt roh findet, iſt man jetzt freylich zurückgekommen: ich habe ſogar wagen dürfen von ihm, von dieſer ſ. g. Ausnahme aller Regel einzig und allein alles was etwa Regel der dramatiſchen Poeſie zu heißen verdient, abzuleiten. Aber es findet ſich noch in den beſſern, einſichtsvollern die Vorſtellung von einer großen Kluft zwiſchen der Kunſt und Natur im auſſerordentlichen Dichter; immer zeigen ſich noch Vorſtellungen von einer mechaniſchen Beobachtung der Regeln oder der ſ. g. Theorie in der Kunſt. Dem, der den Regeln unterworfen iſt, wird in keiner Kunſt etwas gelingen: der Dichter ſoll lebendiges Geſetz, milder Beherrſcher der Regeln ſein. Der dramatiſche Dichter hat es auſſer den ſichtbaren Perſonen in ſeinem Drama, noch mit ſehr vielen unſichtbaren zu thun, mit Ideen, Allegorien, Principien und ſo auch mit Kunſtregeln. Alle dieſe unſichtbaren Perſonen haben auch eine Stimme; der leiſe, ſinnvolle Zuſchauer wird ſie hier und dort erkennen

und vernehmen. Keine einzelne von ihnen darf aber despotisch das Werk beherrschen: der Dichter läßt die nahe liegende Allegorie hineinspielen in das Werk; er läßt die Idee, z. B. der Freyheit, sich eine Parthei bilden, wie in den Mördern des Julius Cäsar; er läßt der Regel, z. B. daß die Einheit der Zeit und des Raums gelten solle, mit andern Worten, daß die Handlung auf den möglichst kleinen Ort, in die möglichst kleine Zeit eingeschränkt, aber nicht eingedrängt seyn solle, ihr Recht — sobald aber jene Allegorie, jene Idee, jene einzelne Regel, sobald irgend etwas Einzelnes das ganze Werk erfüllt und beherrscht, so wird der Dichter und Zuschauer von einem dieser unsichtbaren Helden unterjocht: die Poesie, das Interesse, alles hört auf dramatisch zu seyn, und wird eben so gut monologisch, als wenn wir von einem der sichtbaren Helden des Stücks bezaubert hinweg giengen. So schwebt der Dichter über seiner kleinen Welt, so schwebt der Naturgeist über seiner großen. Darum sträubte sich die große Welt gegen Alexandern, Julius Cäsarn und Tamerlan, und gegen jede allzustrenge Gesetzgebung, weil sie gewohnt ist, daß der Naturgeist dramatisch operirt, und weil er in diesen von ihm allzubegünstigten Helden monologisch zu werden schien. Die Natur hat mit der Kunst ein und dasselbe Gesetz; ich kann es nur andeuten, aber es ist ewig wahr: die Natur, die Geschichte, sind, wo sie erscheinen, allenthalben künstlerisch im Verfahren;

nirgends monologiſch, immer dramatiſch. Demnach iſt nur von überſchwenglicher Höhe der Kunſt die Rede geweſen, man hat nur etwas unausſprechlich auſſerordentliches gefühlt, wenn man den Shakeſpear der Natur allein, hat aneignen wollen, ſo lange, bis in Göthe ein Künſtler ſo groß geworden, daß er dem Meiſter und Künſtler Shakeſpear in die Augen ſehen können. Dem Göthe iſt es erlaubt, von der Kunſt Shakeſpears, dem frommen Novalis, der mit dem Worte Natur ganz andres und höheres meinte als die Zeitgenoſſen, iſt es vergönnt von der Natur im Shakeſpear zu reden; uns iſt erlaubt zu erklären, daß beyde, nur verſchieden in ihrem Standpunct gegen die Zeitgenoſſen das Groſſe, Aechte und des Shakeſpears Würdige gewollt und geſagt haben. —

Novalis urtheilt folgendes über die hiſtoriſchen Dramen: „In Shakeſpears hiſtoriſchen Stücken iſt durchgehends Kampf der Poeſie mit der Unpoeſie. Das Gemeine erſcheint wipig und ausgelaſſen, wann das Groſſe ſteif und traurig erſcheint. Das niedrige Leben wird durchgehends dem höheren entgegen geſtellt, oft tragiſch, oft parodiſch, oft des Kontraſts wegen.“ So erſchien dem unvergeßlichen Novalis das groſſe Drama vom Untergange der Ritterzeit, da er es vom Standpuncte ſeiner Zeit aus betrachtete: das gemeine und groſſe, das niedrige und höhere Leben

erſchienen getrennt. Die beyden Theile von Heinrich dem Vierten, beſtätigen die Wahrheit jenes Urtheils: das Königshaus und die Schenke zum wilden Schweinskopf in Caſtcheap, die Welt Heinrich IV und die Welt Falſtaffs ſind offenbar zwey verſchiedene Welten. Zwiſchen dieſen beyden Welten ſchwankend, und dann im folgenden Drama, in König Heinrich V, ſie beyde in ein ſchönes Ganze vereinigend, ſchwebt eine Natur von ſeiner Vortrefflichkeit, von ungewöhnlichem Umfang und Reichthum, der Liebling Shakeſpears, wenn er je einen gehabt, der Kronprinz, Sohn Heinrich IV, nachheriger König Heinrich V. Es frägt ſich, iſt der Streit dieſer beyden Welten, wie er ſich am ſchönſten in dem Gemüth deſſelben Prinzen von Wales repräſentirt, wirklich, wie Novalis ſagt, Kampf zwiſchen der Poeſie und der Unpoeſie, erſcheint das Große wirklich ſteif und unpoetiſch. Hier hat Novalis offenbar die Klage über ſeine Zeit, den Zweck ſeiner Werke etwas voreilig auf Shakeſpear übertragen. —

Als Heinrich IV. König Richard den II vom Throne herab in Wahnſinn und Grab ſtürzte, da verlor England das Kleinod ſeiner ritterlichen Unſchuld. So ganz, ſo aus einem Stücke, ſo rein und unbeſcholten wie es ſich in den heiligen Kriegen und unter der Anführung des ſchwarzen Prinzen auf

den Gefilden von Frankreich zeigte, iſt es nun nicht mehr. Argwöhniſch und zurückhaltend zieht ſich der alternde Uſurrator in das Innere ſeines Pallaſtes zurück. In der That wie in der Erſcheinung königlich konnten Eduard III. und der ſchwarze Prinz ſich täglich unter jeder Geſtalt dem Volke zeigen; niemand konnte vergeſſen des heiligen Rechts ihres königlichen Blutes und der Thaten, welche dieſes Recht bekräftigt hatten. Höre man, was dagegen der Uſurpator Heinrich IV über das Leben ſeines Sohnes, des Kronprinzen, ſagt: er mache ſich zu gemein mit dem Volke, wen man täglich auf den Straßen ſähe, der könne unmöglich königliche Würde behaupten: man müſſe ſich ſelten machen, imponiren, coquettiren mit der Gunſt des Volks. Wer kann hierin verkennen, daß die Unſchuld der Krone verloren iſt, daß Schein und Abſicht unterſtützen ſollen, was Wahrheit und Thaten der Gerechtigkeit nicht mehr tragen können. Selbſt im Prinzen von Wales läßt Shakespear eine feine Coquetterie hervorleuchten: Er wolle recht ſchlechte Erwartungen im Volke erwecken, ſagt er, durch ſeinen gemeinen Umgang und durch ſein wildes Leben, um dereinſt bey ſeiner Thronbeſteigung recht überraſchen, und die Erwartung übertreffen zu können. — Die Welt iſt wirklich getrennt: die Neue ſitzt auf dem Throne in tragiſcher Geſtalt, ſinnend über die Wege des Schickſals, in ſich erzeugend ſchwermüthige Ideen über die Unvollſtändigkeit der Kräfte des

Menſchen, klagend über den Druck der Krone, beneidend um eine Stunde Schlafs den Schiffsjungen im Maſtkorbe. Der Geldmangel, der Muthmangel und die Folgen liederlichen Lebens, etabliren ſich dagegen in der Schenke zum wilden Schweinskopf, in komiſcher Geſtalt: Handlungen der Willkühr, der Geſetzloſigkeit und des Truges wechſeln unaufhörlich, umfangen von einem und demſelben Elemente eines ganz unerſchöpflichen Witzes. Der Kronprinz geht hinüber und herüber, von der Schenke in das Königshaus und ſchwankt zwiſchen dem magern König und dem feiſten Falkſtaff, zwiſchen Ernſt und Spiel, wie der Dichter zwiſchen der komiſchen und tragiſchen Muſe. — Im erſten Theile iſt es die Eiferſucht des Kronprinzen gegen den gewaltigen Heißſporn, den jungen ritterlichen Percy, die das Schwanken augenblicklich unterbricht: hier wird der Dichter unerträglich groß. Auf dem Schlachtfelde, wo die beyden Nebenbuhler kämpfen und Percy fällt erreicht das Komiſche in Falkſtaff ſeinen Gipfel. Unmäßiges Laben und tiefe tragiſche Empfindungen mit ihren Thränen wechſeln in beſtändigſter Folge, und immer mehr bezähmen ſie einander, ſo daſs eine einzige beruhigte Empfindung zurückbleibt. Da läßt der Dichter fühlen, was es ſey, wenn ſich Schmerz und Luſt, einmal entzweit, um die Welt ſtreiten. Unaufhörliche Blitze und Ströme von Regen müſſen er-

folgen, wenn ein reines Gleichgewicht in die Atmosphäre zurückkehren soll.

Die Luft iſt gereinigt, aber nur auf kurze Zeit, denn ein größerer Zwieſpalt wandelt hoch in der Luft über die Sterblichen her. Im zweiten Theile bricht eine neue Verſchwörung über den unglücklichen Uſurpator aus: die ihm ſeinen verbrecheriſchen Weg gebnet haben, wollen es nicht ertragen, daß er ſie beherrſche. Sie beſchönigen ſich mit dem Vorwand, daß er die Gebülfen ſeines Verbrechens nie aufhören werde zu haſſen. Die Söhne des Königs ſchlagen den Aufruhr zu Boden, aber der Gram hat ſein Leben ſchon zernagt, und grade die Nachricht von den Siegen über ſeine Feinde giebt ihm den Tod. Der Prinz von Wales iſt ſchon mehr herübergetreten auf die königliche Seite: nur einmal und auf kurze Zeit zeigt er ſich in der Sphäre des Falſtaff. Die gemeine und höhere Welt ſtreiten in dieſem zweyten Theile auf ihre eigne Hand, und ohne den vermittelnden Prinzen, der dem Throne immer näher, endlich am Sterbebette ſeines Vaters ganz auf die tragiſche Seite hinübertritt. So zeigen ſich in dieſem Drama die Komödie und die Tragödie neben einander herlaufend, in einander verſchränkt, und beyde als Glieder und Theile einer höhern Tragödie. — Ich bedarf dieſes bewundernswürdigen Beyſpiels, für die Erklärung des Komiſchen und Tragiſchen. Daß nach

Novalis Meinung die Poesie hier auf der einen, der komischen gemeinen Seite, allein verweilen sollte, auf der andern dagegen die Unpoesie, dies glaube ich zur Rettung der dramatischen Ironie des Dichters schon widerlegt zu haben.

Wenn man versuchte, den ersten Theil von Heinrich IV auf unsrer heutigen Bühne darzustellen, so würde selbst die höchste Vollendung der Darstellung von dem weiblichen Theile des Publikums zuverlässig nicht mit voller Befriedigung aufgenommen werden, die Damen nemlich würden gestört werden, durch die s. g. zu grellen Contraste des Komischen und Tragischen; der Dichter würde scheinen, die schöne tragische Stimmung, in der sich das weibliche Geschlecht besonders gefällt, mit zu großem Uebermuthe durch Witz und Spas wieder zu zerstören. Das männliche Geschlecht, welches im Durchschnitt höheren Gefallen am Komischen findet, wird vielleicht gar die tragischen Scenen gedehnt und langweilig finden, da es vor allzugroßem Wohlgefallen an Sir John Falstaff und seinen Gesellen, und vor ungeduldiger Erwartung derselbigen sich vielleicht gar keiner tragischen Situation zu überlassen im Stande ist. Die Frage ist: hat es unser Meister William Shakespear beyden Geschlechtern nur stellenweis recht machen wollen, oder hat er es ihnen wirklich beyden durch das Ganze recht gemacht? Hat er hier die Gunst der

Frauen, dort den Beyfall der Männer, oder hier und dort und allenthalben die ganze Menschheit im Auge gehabt?

Sollte dieser Vorzug, den man einer von beiden, der tragischen oder der komischen Stimmung giebt, nicht wieder auch einem feinern monologischen Interesse entspringen? Und wäre dies, so dürfte ich Sie auch dort nicht in Ruhe lassen, und das dramatische Interesse für beyde Musen verlangen und zu erwecken suchen, mit allen Kräften, die mir zu Gebot stehn. —

Alle wie wir da sind und jeder von uns hängt bey seinem Eintritt in die Welt nach irgend einer Seite, wenn auch noch so leise, hinüber: des einen Stoff ist zu weich, des andern zu spröde. Was liegt uns nun ob, wenn wir unser Leben führen und bilden wollen? Der weiche soll nicht seine Weichheit monologisch für den Helden unter seinen Eigenschaften halten und ihn so alle übrigen beherrschen lassen, sondern er soll diesem von der Natur schon allzubegünstigten Helden, durch Kunst einen Gegner gegenüber zu stellen suchen; er soll durch die Betrachtung des schneidenden, harten und spröden Wesens des Komischen, seiner weichen und allzuleicht überfließenden Natur ein Gegengewicht bilden, und so durch ein Umfassen beider Extreme sich zum ganzen und vollständi-

gen Menſchen erziehn. So verſchrieb Friedrich Schlegel grade den weichen Frauen das Studium der ſpröden Philoſophie, und den ſpröden Männern das Studium der weichen Poeſie: ſo würde ich grade die Frauen häufiger in die Komödie und grade die Hausväter, ſie möchten noch ſo oft ſagen: „ſie hätten der Leiden und Trübſale ſchon genug zu Haus und brauchten ſie nicht erſt im Theater zu ſuchen," in die Tragödie führen. Shakeſpear hat alſo demnach wohl durch die Gewalt, mit der er im Heinrich IV beyde Elemente, Feuer und Waſſer gegen einander ankämpfen läßt, es dem ganzen Menſchen, und alſo dem ganzen Publicum recht machen wollen. Die Contraſte, die den monologiſchen Zuſchauer ärgern, den dialogiſchen über die Maßen ergötzen, exiſtiren für den dramatiſchen Zuſchauer gar nicht als Contraſte. — Dieſer, da ſeine Seele das Ganze zu empfangen hat und dieſem gewachſen iſt, läßt nicht, wie es dem monologiſchen Zuſchauer begegnet, den dramatiſchen Faden vor Schrecken aus den Händen fahren, wenn plötzlich das Komiſche an die Stelle des Tragiſchen tritt, oder das Tragiſche den Fluß des Komiſchen plötzlich unterbricht. — Ueberhaupt wird die fleißige Betrachtung des Shakeſpear bald davon überzeugen, daß nur das Lächerliche und die Wehmuth des gemeinen Lebens ſo unverträglich ſind, ſo weit von einander abſtehn: ſobald beyde Empfindungen von einem und demſelben dramatiſchen Gemüth beherſcht werden, ſobald beyde in dieſelbe

Sphäre der Kunſt eingehn, eben ſobald verwandelt ſich das Lächerliche in Komiſches, und die Wehmuth in tragiſche Trauer. — Dieſe eben erwähnten beyden Unterſchiede ſind zu wichtig und gemeiniglich zu wenig betrachtet, auch für die Bildung eines ächten Urtheils über Shakespear und das Theater überhaupt zu bedeutend, als daß ſie hier mit Stillſchweigen übergangen werden könnten. Jeder von uns kennt aus Erfahrung die Herrſchaft gewiſſer Stimmungen und Launen über den Menſchen: die Welt mit allen ihren Erſcheinungen zeigt ſich an gewiſſen Tagen trüb und ſchwer, an andern wieder in grellen, bunten, allzuſchreienden Farben und leicht. Eben die Weichheit und die Spröde des phyſiſchen Stoffes aus dem wir beſtehn, ſcheint abwechſelnd die Oberhand zu haben; ſtatt daß die Seele beide Eigenſchaften des Stoffes in ihrer Gewalt haben und ſie beherrſchen ſollte, wie der Muſiker beides, die Dur- und Moltöne ſeines Inſtruments, ſtatt deſſen nimmt das Inſtrument von ſich ſelbſt heut einen Dur, morgen einen Mollcharacter an, und zwingt den Spieler ſich ihm zu unterwerfen. Die Abſtufungen oder Modulationen der Wehmuth und andrerſeits der humoriſtiſche, witzelnde Taumel, die auf dieſe Weiſe entſtehn und einzeln, monologiſch, ohne Gegengewicht das ganze Gemüth des Menſchen befangen, ſind unedler, unkünſtleriſcher Natur. Man fühlt das Läſtige einer ſolchen einſeitigen Stimmung und nimmt ſeine Zuflucht zum Thea-

ter, gemeiniglich nicht mit dem Zweck dort eine höhere Sphäre zu finden, in der die Trauer wie die Luſt auf künſtleriſche Weiſe vereinigt erſcheinen, und beyde, da ſie Ausflüſſe eines ihnen überlegenen Geiſtes ſind, beruhigen müſſen, ſondern vielmehr um nur in die entgegengeſetzte Stimmung verſetzt zu werden: man curirt eine Krankheit durch die andre: man verſchreibt ſich gegen die häusliche üble Laune, Kotzebues üble Laune, oder den Wirwarr, oder den Wildfang; ſo ungefähr wie ein trübes, in dem Gram einer unglücklichen Liebe befangenes Gemüth ſich in ein wüſtes, liederliches Leben ſtürzt und mit dieſem zu curiren ſucht. Mann kann mir einwenden, dieſe Heilmethode ſey probat! Ja, ſie mag es in vielen Fällen ſeyn, aber was bleibt nach ihrer Anwendung zurück? Ein Gefühl der Leerheit, der Gleichgültigkeit und des Ueberdruſſes, ſtatt deſſen wir von aller Kunſt, der Heilkunſt wie der dramatiſchen, ein Gefühl erhobenen Lebens und die Fülle der Kraft und Geſundheit verlangen. —

Sobald die Seele aber ſich auf den Thron ſetzt, alle Eigenſchaften des Stoffes, alle Stimmungen der Tage und Augenblicke ihr unterworfen: eben ſobald verwandelt ſich das Lächerliche in Komiſches, das Weinerliche in Tragiſches: das Lächerliche und Weinerliche ſchloſſen einander aus, nur eines konnte herrſchen: das Komiſche und Tragiſche hingegen, da ſie beyde von einem höhern,

von der gesunden menschlichen Seele des Dichters oder des Zuschauers beherrscht werden, bestehen beyde neben einander. Das Lächerliche, der Humor entsprang aus treuloser Lust am Wechsel, an Veränderung, an Zerstörung; daher begleiten ihn der beissende Spott, die verwundende schmutzige Satyre, daher ist er überhaupt dialogischer Natur: betrachten Sie als Beyspiel die englischen humoristischen Romane, Parnys guerre des dieux, den deutschen Falk und bey vielen anderweiten Verdiensten die pucelle d'Orleans. Das Weinerliche, die üble Laune entsprang aus schwerfälligem Hasten und Nagen am Leben, und war deßhalb monologischer Natur: gedenken Sie als Beyspiel des Drame larmoyant und der Kotzebueschen Rührungen. Das Aechte Tragikomische ist dramatischer Natur: die dramatische Natur mag den Schmerz durch alle Saiten der Brust reissen lassen, ihre Erzeugnisse mögen Ströme von Thränen erwecken, sie mag wie die griechische Tragödie das Schicksal im Hause der Atriden toben lassen, immer wird sich und an allen Stellen eine dem Schmerze weit überlegene Seele offenbaren, die den Zuschauer über allen Gram erhebt, gegen jede rohe Wunde sicher stellt: diese mag ferner mit dem Uebermuthe der griechischen und italienischen Komödie zerstören was ihr in die Hände fällt, mit Hohem und Heiligen ihr Spiel treiben, die Zuschauer die Zeitbegebenheiten in ihren Taumel hineinreissen,

das Spiel wird ſich ſeiner ſelbſt bewußt bleiben, und dennoch nie beleidigen und ſeine Schranken verletzen; denn unverkennbar, wenn ſchon unſichtbar waltet darin ein ruhiger, ernſter Geiſt. — Daher kann der ſinnvolle Zuſchauer nach den wahren Darſtellungen der dramatiſchen Kunſt nicht ſagen, ob es Spiel und Ironie, oder Ernſt war, was ihn auf die Höhe des Lebens geführt. Deßhalb, wer neben dem raſenden Lear, die Spiele des Narren: neben dem Sterbebette Heinrich IV die Prahlereyen und den Witz des Sir John Falſtaff nicht bloß zu dulden, ſondern unentbehrlich zu finden weiß, — der iſt dem Drama, ja wie ſich weiter unten zeigen wird, dem größern Drama des Lebens, welches dieſelbe Vereinigung des Ernſtes und Spieles verlangt, gewachſen, und unſers großen Meiſters würdig.

15.

Von der dramatiſchen Verſöhnung.

Der Dichter reicht den Kranz ſeinem Helden, Heinrich V: er ſey nur ſchwacher Nachhall ſeiner Größe, der zweite ſchwächere Regenbogen gegen die Farbengluth des Erſten; das Leben des Helden ſelbſt ſey die wahre höchſte Poeſie. So kämpft Shakespear ſeinem Helden nach, erreicht ihn, erhält den Lorbeer zurück, und der Held und der Dichter ſcheinen am Schluß als Pairs und Brüder wieder neben einander zu ſtehn. Ueber das Schlachtfeld von Agincourt hinweg, geleitet er ihn bis zu ſeiner Vermählung mit Catharina von Frankreich. Das Schickſal ſcheint verſöhnt, die ruhige Erbfolge der Könige wieder hergeſtellt, die ſchönen Tage muthiger Ritterzeit zurückgekehrt. Aber ein plötzlicher, früher Tod ſtört dieſe Nachblüthe, Heinrich verſchwindet und hinterläßt das Reich einem unmündigen Kinde, König Heinrich dem VI. Nun er-

wachen alle Ansprüche der Enkel und Urenkel Eduard des III, es erwacht Frankreichs Rache, innere und äussere Kriege toben, die schrecklichsten Tage brechen an, welche England erlebt hat. Verbrechen, Verrath und Mord verwüsten Englands Boden und seine Kinder. Dies ist der Inhalt der drey Theile König Heinrich VI., in welchen bekanntlich die Jungfrau von Orleans eine hervorstechende Rolle spielt. Endlich hat das Schicksal alle männlichen Prätendenten des Thrones vernichtet und verbannt, und nun erscheint der letzte schrecklichste Richard von York: die Wittwen und Waisen der Könige hülflos und verlassen um ihn her. Wie dieser grausamste Character, der je über die Bühne gegangen, die Weiber zertritt und den Mord der Kinder übernimmt, dieses wage keiner zu beschreiben nach Shakespear, denn keiner ist weiter gegen die Gränzen der Menschheit hingelangt als er, keiner würde wie er, in solchem Gegenstande noch der Menschheit zu schonen wissen. — Als dieser Tyrann fällt ist das Schicksal versöhnt, aber die Ritterzeit Englands ist nun auch wirklich vorüber: mit König Heinrich VII, dem Nachfolger Richard des III bricht ein neues Zeitalter für England an, die Zeit seiner Handelsgröße, deren Entwickelung und Erfolg wir selbst noch nicht erlebt haben, deren dichterische, universalhistorische Bedeutung ihm also ganz verborgen bleiben mußte. Daher ein ge-

wiſſes leiſes, nur dem Kenner bemerkbares Uebergewicht des Tragiſchen über das Komiſche und die Freude in ihm, eine gewiſſe Unzufriedenheit mit der Gegenwart, keineswegs Sentimentalität aber heilige Unruhe, Beſtreben die Zeit zu fördern, die Vorzeit in die Gegenwart hineinzudrängen, die Nachkommen in freundlicher Nähe bey den Vorfahren zu erhalten, was ihm ſelbſt nicht vollſtändig gelingen konnte, was aber ſpäter die herrlichſten Früchte getragen. Seinem liebloſen und in Sachen der Poeſie völlig blinden Beurtheiler Hume, iſt es, da er die Geſchichte Englands ſchrieb, wohl nicht beygefallen, ihn für die erſte Quelle der Geſchichte zu halten, geſchweige einzuſehn, welchen großen Einfluß dieſer Außerordentliche auf die ſpätere Geſchichte, ja auf die Verfaſſung Englands gehabt. Laſſen Sie mich dieſe Darſtellung der hiſtoriſchen Dramen Shakeſpears mit der ſtolzen Bemerkung ſchließen, daß wir Deutſche etwas mehr von jenem Meiſter wiſſen, und daß die wahre, vornehmlich durch Göthe, Tiek und A. W. Schlegel vorbereitete Erkenntniß ſeiner, hier bey uns eine Totalveränderung und Totalerhöhung unſrer Anſichten der Poeſie, der Kunſt, des Lebens, der Geſchichte, ja des Staats und der Menſchheit bewirkt hat. —

Ich höre, beſonders unter den Freundinnen des Shakeſpears in dieſer verehrungswürdigen Verſamm-

lung, einen Zweifel nachklingen, betreffend den Charakter des blutigen Kindermörder, Richard des III. Auch dieser, fragen sie, stände noch innerhalb der Gränzen der Menschheit? diesen Böswicht verabscheuen mit ganzer Seele, den freundlichen, gottbegünstigten Richmond, der England von diesem Scheusale befreyt, mit Innbrunst bewillkommen — das wäre auch monologisches Interesse? — Auch dieß ist monologisches Interesse. Also muß man den natürlichen edlen Empfindungen der Liebe für die Guten, und des Abscheues vor den Bösen entsagen, wenn man als würdige Zuschauerin vor der Bühne sitzen will? — Keinesweges, aber es kommt darauf an, wie Sie verabscheuen und wie Sie lieben! Wie, wenn ich Ihnen bewiese, daß die Religion und das ächt sittliche Gefühl in Ihrem Herzen nichts andres verlangte, als ein ähnliches dramatisches Interesse an der Welt und am Leben. Setzen Sie einstweilen an die Stelle des Shakespearschen Kindermörders, eine Kindesmörderin! So lange Sie blos das Verbrechen sehn, werden Sie davor zurückbeben: wenn aber der Wortführer der Verbrecherin Sie den Zusammenhang der Ereignisse lehrt, wenn er Ihnen zeigt, wie die Unglückliche allmählich dahin gekommen, wie jeder Schritt den folgenden nach sich zog, so wird sich Ihr Abscheu allmählich in Mitleiden auflösen, und höchstens eine Klage über das Schicksal, über die Nothwendigkeit in Ihnen zurückbleiben. Nun

tritt ein andrer Wortführer auf, der Wortführer des großen Lenkers der Schickſale: ein dramatiſcher Dichter oder ein wahrer Geiſtlicher, wie Sie wollen: erinnert Sie an die frühern Erfahrungen ihres Lebens: ſtellt Ihnen dar, wie dieſelben Elemente, die in der Kindesmörderin ſich zu Schmerz und Tod verknüpften, in andern Erſcheinungen wieder zu Luſt und Leben zuſammenfließen; er führt Sie auf eine Höhe, von der aus der Schmerz des Todes und die endliche Luſt am Leben, da unten in den Thälern, — wo dieſe in eine heilige Muſik, in ein unendliches Gefühl des höhern Lebens zuſammenfließen, eben wie Dur- und Mollaccorde ſich zu einem Ganzen verbinden. Nun erkennen Sie, daß der endliche Abſcheu und die endliche Liebe nur augenblicklich währen können, und daß es einen reinen, dramatiſchen, göttlichen Antheil an den Schickſalen des Lebens gebe, wo man vom Geiſte der allgemeinen Harmonie ergriffen, die Diſſonanzen freylich fühlt und tief fühlt, aber in ihnen ſich nicht verlieren, von ihnen nicht zerriſſen werden kann, da in der Diſſonanz ſelbſt ſchon ſich die neue höhere Harmonie des wohlbekannten Meiſters, wenn auch nur als Ahndung ankündigt. Das iſt im Leben, was ich oben auf der Bühne zeigte, der herrliche Moment, wenn das Gemüth den Thron beſteigt, und die Luſt wie die Trauer, die Ironie wie das Spiel in ſeinem ruhigen Umfang, herrſchend aufnimmt. Steigen Sie,

alle acht hiſtoriſchen Dramen noch einmal betrachtend hindurch, und ich bin überzeugt, der Abſcheu vor Richard III wird ſich milde zum Mitleid veredeln, und Sie werden mir beypflichten, daß der muſikaliſche, der dramatiſche, der menſchliche und der religiöſe Antheil eins und daſſelbe ſind. —

Im gemeinen Leben ſind wir nur zu leicht bey der Hand recht monologiſch auf den erſten angenehmen Eindruck hin, den wir von einem Menſchen empfangen, ihn zu einem guten Menſchen zu ernennen: bald darauf erfahren wir andre Einwirkungen von ihm, er zeigt uns andre Seiten, und nun erklären wir ihn für ſchlecht. So wird unſer armes Urtheil hin und her geworfen, jeder Richterſpruch über kurz oder lang widerlegt, wir werden vorſichtiger und nun fallen wir auf die andre dialogiſche Seite hinüber, wir begeben uns alles Urtheilens, äußern nun bloß, wie doch dieſer Menſch von allen andern, an Geſtalt, Weſen und Eigenthümlichkeit abſteche; nun ſagen wir, es iſt ein ſonderbarer, ein eigner Menſch. Erſt behaupteten wir allzukek, ſo iſt er, nun behaupten wir allzu vorſichtig, ſo iſt er nicht. Der ſchlechte Dichter appretirt ſein Werk entweder für ein monologiſches Publikum, indem er erklärt ein für allemal: die da, ſind gute, tugendhafte Leute, aber der da, das iſt ein hoffnungsloſer Böſewicht, hic niger est, vor

dem nehmt euch in Acht; oder er tischt dem dialogischen Publikum eine Parthey von Sonderlingen auf, von denen keiner aussieht wie der andre, die bunt genug durcheinander laufen, aber auch wieder auseinander laufen, ohne daß sich ein ernstes Warum? ein Ganzes zeigt. So haben sich in den Zeiten des Verfalls der Poesie zwey verschiedene Gattungen gebildet: Intriguenstücke und Charakterstücke. In den Intriguenstücken waren in der Regel, besonders auf der französischen Bühne die Charaktere ein für allemal moralisch gestempelt, und die Kunst des Dichters zeigte sich blos in der zierlichen Verwirrung dieser moralischen Treffer und der einen moralischen Niete: in den Charakterstücken wurden wieder, dialogischen Seelen zur Lust, eine Reihe Gestalten neben einander gestellt, um die endliche Satisfaction zu erwerben, daß doch keiner wäre wie der andre. Wie beyde Gattungen sich in Shakespear durchdringen, wie durch acht große Tragödien hindurch in den eigensten verschiedensten Charakteren sich unaufhörlich die erhabne Schicksalsintrigue offenbart, und der Dichter gleich rein und keusch und gerecht bleibt, dies glaube ich wenigstens ausgedrückt zu haben.

IX

16.

Hamlet und König Lear.

In den Anfängen der Staaten und Reiche iſt That und Handlung alles; innrer Drang des Schaffens und Wirkens führt alle Hände; jeder muß etwas gewaltiges thun und hat kaum Zeit es zu ſagen, wenn ers gethan, geſchweige es lange in ſich zu bedenken, hin und wieder zu berathen, ehe er es thut. So war das Leben der erſten Römer und das unſrer deutſchen Ahnherrn. Da Rom am größten war, hatte es weder Redner noch Dichter: die Sybilliniſchen Bücher, zwölf Tafeln Geſetze, wenig Schrift mehr, das übrige lauter Leben und Arbeit. Eine ſchwache dem Grübeln ergebene Natur kann in ſolchen Zeiten nicht aufkommen, kaum wird ſie geboren, und ſicher erdrückt die allgemeine Regung ihr unnützes Wachsthum frühe. Wenn das Staatswerk gedeiht und in ſich ſelbſt fortwächſt, dann läßt das Treiben der Menſchen allmählich nach, und nun erſt kommen die lei-

ſeren Naturen, und leiſeren Organe der Stimme und der Sprache, und mit ihnen die zeichnenden und bildenden Künſte zu Wort. Man ſchreibt die Erinnerungen nieder, man beſpricht immer weitläufiger das, was einſt mit dem lebendigen Worte gethan wurde. Endlich kann man auch an das, was zukünftig gethan werden ſoll, nicht mehr ohne weitläufige Seelenvorrede kommen: jede That verſteckt ſich wie hinter eine Art von ſpeculativem Bollwerk, das erſt erobert werden muß, ehe zu ihr ſelbſt gelangt werden kann. Es häuft ſich das philoſophiſche und ſpeculative Für und Wider ſo, daß die moraliſche Ueberlegung nicht mehr zu überſteigen iſt, und daß die Thaten ungethan und unerobert bleiben. Alle Wirkſamkeit beſchränkt ſich mehr und mehr auf ein klügelndes Spiel der Denkkräfte, das, da die Thaten ihm ihren Beyſtand verſagen, bald auch in ſich ſelbſt wieder zerfallen muß. Nun brauchen nicht erſt Wunderzeichen zu kommen, und die Todten aus ihren Gräbern zu gehn, um zu beweiſen, daß der Staat wirklich untergeht. — Ich ſpreche nicht, wie es etwa ſcheinen möchte, von meiner Zeit, ſondern die Rede iſt vom Hamlet. Die weiſe moraliſche Ueberlegung, die in ſolchen ſchlechtern Zeiten allem Handeln vorangeht, iſt ein trauriger Nothbehelf für das friſche, ſchnelle, viel ſittlichere Gefühl jener erſten beſſern Zeit, und in ſofern iſt Hamlet auch für unſer altkluges Geſchlecht höchſt lehrreich. — Durch einen

Bruder- und Königsmord iſt der Thron von Dänemark geſchändet, Hamlet der rechtmäßigen Erbfolge beraubt; er ahndet, daß ſein Oheim der Mörder iſt; der Geiſt ſeines Vaters erſcheint ihm, bekräftigt es und ruft ihn um Rache an. Das Schickſal erwählt den Arm des Hamlet, um durch ihn ſeine Rache zu vollziehn. Um das ganze Drama zu überſehn, iſt es weſentlich nothwendig, daß man zwey Scenen vor allen andern vorläufig heraushebe: ich pflege ſie die Spiegelſcenen zu nennen. Im dritten Act hält der Stellvertreter des Schickſals ſeinem Oheim den erſten Spiegel vor, um ihn zu prüfen: er läßt die meuchelmörderiſche Handlung in ihrer wahren Farbe von Schauſpielern in Gegenwart des Königs darſtellen, und es beſtätigt ſich, daß der Geiſt wahr geſagt, und daß alles für die Rache reif iſt. Anſtatt ſie zu vollziehn, zögert er, über ſeine Ohnmacht in ſich ſelbſt hineinphiloſophirend, ſchwankend zwiſchen Wahnſinn und Entſchlüſſen zur That. Da er die Königin mit dem Bilde ihres Verbrechens martert, und die Stimme hinter der Tapete hört, überkömmt ihn ſein Entſchluß, er ſticht hinein, aber es iſt Polonius und nicht der König, den er ermordet. Immerfort glaubt er und glaubt auch nicht: er glaubt dem Geiſt, und dann ſagt er wieder: aus jenem unbekannten Lande ſey noch kein Reiſender zurückgekehrt; er will und will auch nicht. — Nun reißt ihm das Schickſal, der Langmuth müde, das Rachſchwerd

aus der Hand und hält den zweyten Spiegel ihm ſelbſt vor: er hat den Polonius ermordet; der Sohn des Polonius, Laertes kömmt aus Frankreich zurück, um daſſelbe an Hamlet auszuführen, was Hamlet an ſeinem Oheim zu vollziehen nicht vermochte, nemlich die Rache für den ermordeten Vater. Um den Hamlet ſtreiten ſich Wahnſinn und Thatkraft ohne Erfolg. Im Spiegel ſieht er beyde getrennt, aber ſowohl in der wahnſinnigen Ophelia als in dem racheſchnaubenden Laertes, dieſelbe Veranlaſſung, nemlich die Ermordung eines Vaters. — Beyläufig ſey es zum Ruhm der Weisheit und des Kunſtſinns der deutſchen Bearbeiter des Hamlets geſagt, daß die zweyte Spiegelſcene der Zweykampf Hamlets und des Laertes in dem holen Grabe der Ophelia auf der deutſchen Bühne in der Regel nicht geſehen wird. — Für Geſellen dieſer Art hat das Stück auch ohne dieſe Scene ſchon eine zu unmäßig große Bedeutung. — Wie eines zerſtörten Körpers ehemalige herrliche Kräfte ſich nun, da er hingeſunken, gegenſeitig chemiſch und elementariſch verzehren und zerlegen, ſo die einzelnen Perſonen dieſes Dramas und das ganze untergehende Geſchlecht: einzeln vermag nichts das Ganze zu retten; zuerſt verweſt die Weltklugheit des Polonius, dann die Phantaſie Opheliens, dann zugleich Hamlets Verſtand, Laertes Thatkraft, Claudius Argliſt und die wollüſtige Weichheit der Königinn. — Des Dichters Geiſt, und wer in ihn ein-

zudringen vermag, ſchwebt frey über der Bühne des Todes und der Verweſung, die am Ende nothwendig und unvermeidlich ſich eröffnet: ruhig ſieht er unter der noch glimmenden Aſche allenthalben die Knospen neuer Zeit und neuer Geſchlechter hervorkeimen, die Fortinbras ankündigt.

Auf eine ganz andre Weiſe läßt Shakespear ein königliches Geſchlecht in ſeinem Lear untergehn. Der ſchwach gewordne Greis theilt das Reich unter ſeine Töchter; Ehrgeiz und Herrſchſucht verdrängen in dieſen alle kindlichen Gefühle der Liebe. Die Krone läßt ſich nur ganz beſitzen oder ganz verlieren. Das wähnte der unglückliche Alte nicht; das graue Haupt und die alte, ihm eingedrückte Spur der Krone, meinte er, würde gnügen. Aber auch die Vaterſchaft hat er mit der Krone weggegeben, und wie Furien verfolgen ihn die Töchter durch Nacht und Sturm; kein Obdach kann er mehr finden, kein Lager und keinen Begleiter. — Das Geſetz der Natur, daß die Alten herrſchen ſollen, iſt einmal geſtört durch Lears Verſchulden und ſeine Schwachheit, und alle Jugend wird übermüthig und rebelliſch. Was von jenem Vater die Töchter freywillig erhalten, das erzwingt durch Künſte der Bosheit ein Baſtardſohn Edmund von einem andern Vater, dem unglücklichen Gloſter. — Lear hat die eine Tochter, der die Liebe mehr

war als der Ehrgeiz, in freywilligem Zorn verſtoſſen; der Baſtard Edmund zwingt durch teufliſche Künſte ſeinen Vater Gloſter, den beſſern Sohn Edgar zu verſtoſſen. So entſtehn zwey ſchauerliche Gruppen: auf der einen Seite die verbrecheriſchen Kinder, die Töchter Lears mit dem abſcheulichen Baſtard alliirt: auf der andern von Gram und Unglück bedeckt, die Gruppe der Väter, in ohnmächtiger Coalition der Verzweiflung der wahnſinnige Lear und der geblendete Gloſter, mit ihrem ſchauerlichen Gefolge. Die beyden frommen verſtoſſenen Kinder, Cordelia und Edgar, mildern mit dem Balſam großmüthiger Liebe die Wunden der Väter, für die es aber keinen Troſt, wie für die verbrecheriſchen Kinder keine Ruhe mehr giebt. Auf die natürlichſte Weiſe häuft ſich Verbrechen auf Verbrechen, kein Friede als der Tod iſt für die in der eigentlichen Handlung befangenen mehr übrig. — Schwäche der Väter im Kampf mit dem Uebermuthe der Kinder: die Väter ſich ſtützend mit Recht auf die Würde der Jahre, Erfahrung, Geſetz der Natur; die Kinder vertrauend auf jugendliche Kraft, auf gröſſeren Antheil an der Zukunft: die Väter geben nach, wo ſie nicht nachgeben ſollten; die Kinder ergreifen mit zu haſtiger Hand, bald einſehend, daß ſie nichts erhalten haben, wenn ſie nicht alles beſitzen. — Dieß iſt ein Kampf in dem das Schickſal lange zu ſchwanken ſcheint, aber

keine Parthey ergreifen kann. Wenn ſolche Knoten geſchürzt werden, ſo müſſen die in dem Kampfe befangenen Geſchlechter unerbittlich zu Grunde gehn. — Wie nahe liegt dieſe Tragödie uns, den Zeitgenoſſen der letzten zehn Jahre des achtzehnten Seculums: denſelben Knoten haben wir auf einer viel größeren Bühne ſich verwickeln und vom Schickſal zerſchneiden ſehn. — Ich überlaſſe dieſes göttliche Drama lieber der ſtillen andächtigen Betrachtung, als ich mit klügelnder, fruchtloſer Kunſt weiter die Fäden und eingewirkten Figuren zeige, die ich in dem Gewebe erblicke. Jedem werden die eignen Schickſale tauſend Allegorien zeigen, die alle leicht und natürlich von der Einen Tragödie ausgedrückt werden. Erlauben Sie mir noch ein einziges profanes kritiſches Wort über eine einzelne höchſt merkwürdige Perſon des Stücks: in den ſchauerlichſten Situationen zeigt ſich allenthalben eine komiſche Figur, der Narr — unentbehrlich, nicht damit das Uebermaß von Jammer und Thränen in ſeinem Anblick gewiſſermaſſen verſchluckt werde, ſondern damit das Ganze erſt recht tragiſche Würde erhalte und behaupte. Das dramatiſch Tragiſche iſt nicht etwa nur das, was nicht komiſch iſt, wie man glauben möchte, wenn man blos die franzöſiſche und neuere deutſche Bühne mit Ausſchluß Göthes und Schillers kennt: der dramatiſche Schmerz iſt nicht etwa ferner nur das, was keine

Luſt iſt, oder der Luſt entbehrt. Vielmehr trägt der dramatiſche Schmerz in ſich die Luſt, oder die Ahndung der befriedigten Luſt. Man hat ſich vielfältig geplagt, den Genuß der Menſchen am Trauerſpiele zu erklären, und da wußte ſelbſt Leſſing nichts anders zu finden, als ein ähnliches Gefühl im gemeinen Leben, die edle Luſt, die man bey den Leiden andrer empfindet; das weiche muſikaliſche Gefühl, die Art von Geſang, mit der ein ſchönes Herz die Leiden andrer begleitet, das Mitleid. Offenbar würde indeß die Kunſt viel beſſer das gemeine Leben, oder die ſchöne Luſt am Trauerſpiel viel beſſer das Mitleid erklärt haben, als das Mitleid die Tragödie; als das gemeine Leben die Kunſt. — Wenn wir den Schmerz fliehen, ſo fliehn wir ſeine monologiſche Natur; er allein herrſcht, läßt nichts andres aufkommen, und beſonders ſeine monologiſche Dauer läßt ſich nicht abſehn; Monoton klingt und dröhnt er durch unſer ganzes Weſen. Sehn wir einen andern hingegen im Schmerz befangen, ſo freut ſich die gemeine Seele freylich dialogiſch über den Contraſt ihrer Geſundheit; ſie empfindet nichts als einen wohlthätigen Schauer in ihrer Haut, den niemand Mitleid nennen wird. Die Freude der edlern, ſchönern Seele daran hat einen andern höhern dramatiſchen Grund: ſie fühlt den Schmerz des andern theilnehmend in ſeiner ganzen Tiefe, aber ſie be-

gleitet ihn mit Hoffnung, Glauben und Liebe, die in ihr ſich geltend machen können, da der Schmerz bey ihr nicht monologiſch allein herrſcht. So entſteht in ihr, ich kann es nicht beſſer ausdrücken, als muſikaliſch, ein Gefühl von Harmonie, ein Accord, und dieß iſt das Mitleid. — Die beyden Elemente, Schmerz und Luſt, haben in ihr gleiche Gewalt: aus dem Gleichgewicht beyder entſteht ein Rhythmus in ihren Empfindungen, eine melodiſche Folge, die der dramatiſche Dichter vollſtimmig zu einer großen Symphonie verbindet. — Der ſchlechte Dichter, z. B. Kopebue, in Menſchenhaß und Reue, zahlt uns ſeinen Witz und ſeine Poſſen, einzeln aus, und damit iſt das eine Geſchäft, die eine Scene abgemacht; eben ſo einzeln der leidigen Abwechslung zu gefallen, werden weinerliche und ſentimentale Scenen abgefertigt, und von dem Ganzen kann keine Spur bleiben, als das Gefühl einer dialogiſchen Motion; man kann am Ende ſagen, man habe oft geweint und oft gelacht und nichts weiter. — Shakespear trägt in den höchſten tragiſchen Schauern die Luſt mit ſich, und läßt ſie allenthalben beruhigend hervorſchimmern: man kann vielleicht weder weinen noch lachen, aber in ſich fühlt man die Entwicklung eines Gefühls, das alles Schmerzes und aller Luſt der Welt darum erſt recht fähig wird, weil es ſo erhaben iſt, daß keine einzelne Empfindung vorlaut werden und monologiſch unterjochen kann.

Noch einige Worte von den Narren überhaupt! — Was das wahre Komiſche ſey, davon vollends kann man ſich von unſrer gegenwärtigen Bühne aus keinen Begriff machen. Nur recht ſchöne Seelen haben von der Empfindung eine Vorſtellung, die ich Mitfreude nennen möchte, und die ſich zur Luſt verhält wie das Mitleid zum Schmerz. Auch freuen nemlich kann man ſich monologiſch, verbiſſen ſeyn im Genuß, in einer Art von fröhlichem Taumel, der am Ende, wie eine Krankheit, Abſpannung und Schwäche zurückläßt. Dramatiſch wird die Luſt aber nur dadurch, daß in einer erhabnen ruhigen Seele nicht etwa der Luſt ernſthafte Gedanken von Verbeſſerung der Sitten u. ſ. f. als Text unterlegt werden, ſondern daß der Ernſt des Lebens wie eine Art von Grundbaß ſie, wenn auch unſichtbar, begleitet. Nie ſoll, weder der Ernſt noch der Scherz an ſich gelten, jedes von ihnen nur als die eine Seite des ſich ſelbſt bewußten Lebens oder der Seele. In ſchlechten Dramen, z. B. im Wirrwar und im Wildfang, die ich dennoch für die Meiſterſtücke des Herrn von Kotzebue halte, in ſolchen pflegt der Witz oder die Poſſenreißerey des Autors die ganze Handlung zu überſchwemmen, oder zu verſchwemmen; er iſt nicht weiter Herr ſeines Witzes. Dahingegen ſind die Narren, Rüpel, Hanswürſte, Masken in der modernen Poeſie Erzeugniſſe des Dramatiſch-Komiſchen. Ehe

dieſe nicht wieder in ihrer wahren urſprünglichen Geſtalt auftreten, ehe iſt kein Heil für das Theater zu hoffen.

Für jetzt iſt das Theater nichts weiter als ein ausgedehnter Gukkaſten, alles darin auf eine elende Täuſchung der Sinne, auf Illuſion, und auf eine gemeine Repetion deſſen berechnet, was man weiter und breiter, ſonſt aber um nichts weniger ſchön und weniger poetiſch im gemeinen wirklichen Leben vorfindet. Das heutige Schauſpielhaus iſt durch das Proscenium in zwey Hälften getheilt, von denen die eine, die auf der Bühne, bloß geſehn *wird*, die andre, die im Parterre bloß *ſieht*; jene allein ſich beſtändig thätig, dieſe hingegen ſich völlig unthätig verhält. Wenn man in ſolcher Lage der Dinge Molieres Geizigen in das Publikum hineinrufen hört, ob Niemand von dem Diebe ſeines Schatzes etwas vernommen, ſo regt ſich augenblicklich im Zuſchauer eine Art des komiſchen Genuſſes, die von dem gemeinen komiſchen ſehr verſchieden iſt. Der Geizige überſpringt in der Verzweiflung das Proscenium, die Gränze zwiſchen Bühne und Parterre: in dem Augenblick fühlt der Zuſchauer ein thätiges Intereſſe, er fühlt ſich als Mitſpieler: der Dichter ſcheint das ganze Haus, Schauſpieler und Zuſchauer zugleich zu beherrſchen und zu ergreifen. Im Luſtſpiele, wo der

Menſch willkührlich mit der Welt und mit den Schickſalen ſpielend erſcheint, muß deshalb der Dichter ſelbſt ſichtbar heraustreten: im Trauerſpiele erſcheint der Menſch als dem Schickſale unterworfen, deshalb muß der Dichter dort unſichtbar, aber das Schickſal ſichtbar ſich zeigen. Im antiken Trauerſpiele hatte das Schickſal ſeinen Wortführer, ſeinen Ausleger, — den Chor. Im modernen Luſtſpiele hingegen der Dichter ſeinen Wortführer und Repräſentanten — den Hanswurſt, den Narren. Im Chor überſpringt die ewige Nothwendigkeit das Proscenium, und überwölbt Schauſpieler und Zuſchauer mit einem gemeinſchaftlichen Himmel: der Narr hingegen, reißt unten an der Erde die Perſönlichkeiten auf der Bühne und die im Parterre durch einander, und ſo entſteht eine allgemeine Luſt im ganzen Hauſe: jeder wird ein einzelnes Glied des Ganzen, und fühlt ſich doch auch, durch die beſtändige ſichtbare und unſichtbare Allgegenwart des Dichters, als die Seele des Ganzen. Durch dieſe Allgegenwart des Dichters in jedem Einzelnen, bleibt jeder ſich ſeines ganzen Genuſſes in der Luſt wie in der Trauer dramatiſch bewußt, und ſo gelangt das Drama, nachdem es alle Epochen ſeiner Bildung durchlaufen, endlich zu ſeiner urſprünglichen Form zurück, wo es gemeinſchaftliches Feſt, nicht einſeitiges Spektakel, kahle Repräſentation, oder armſeliger Sittenſpiegel war. Die Sha-

kespearschen Narren überspringen freylich selten das Proscenium, was auch nur eine einzelne Form des Dramatisch-Komischen ist. Indeß kündigt sich in ihnen fast allezeit mit hervorragender Ueberlegenheit das Bewußtseyn und die Nähe des Dichters an, und so ziehen sie von selbst den Zuschauer in die höhere ironische Sphäre, von wo aus die Schöpfung des Meisters in göttlichster Ruhe betrachtet wird. —

17.

Shakespear, der Portraitirer der Natur.

Ich habe der groſsen Verändrung erwähnt, die Shakespear in der Denkart und Kunſtanſicht der Deutſchen hervorgebracht, und da verlohnt es ſich wohl um ein halbes Jahrhundert zurückzugehn, und die Meinungen jener Zeit über die Kunſt mit den gegenwärtigen Anſichten zu vergleichen. Wir ſtoſſen dort auf einen Tonangeber im Reiche des Schönen, der gegenwärtig auch nur als Wortführer einer einzelnen Parthey eine traurige Rolle ſpielen würde. Ein franzöſiſcher ſ. g. Philoſoph, der Batteux, war aufgelegt genug und trieb die Verwegenheit ſo weit, alle ſchöne Künſte auf einen Grundſatz zurückführen zu wollen. Grundſätze, Maximen, Principien, waren in der franzöſiſchen Philoſophie gäng und gäbe: die Idee eines einzigen Grundſatzes war neu und groſs genug, um blos wegen ihrer Kühnheit und Auſſerordentlichkeit allgemeines Auf-

ſehn zu verdienen. Der verſprochene Grundſaz freilich war am Ende nichts weiter als das elende Prinzip der Nachahmung: die Kunſt hieß es, ſey nichts anders als Nachahmung der Natur. Die Natur dachte man ſich vorauslaufend, in allen ihren Werken groß und unerreichbar: die Kunſt nachlaufend, copirend, portraitirend. — So ſagte man in England von unſerm Meiſter Shakespear in einer ſo platten als pretiöſen Grabſchrift, die Natur ſey gegen dieſen ihren pinſelnden Liebling beſonders gefällig geweſen, ſie habe ihm in allen möglichen Attitüden geſeſſen — und man bildete ſich wirklich ein, damit etwas recht Auſſerordentliches geſagt zu haben. — Wie ganz anders und höher leben und denken wir jezt? Zu einem ganz andern Gefühle unſrer Würde ſind wir zurück gekehrt! In allen menſchlichen Beſchäftigungen, in Staatsgeſchäften, im Kriege, im Handel ſelbſt wie in den einzelnen Künſten, ſagen wir, wenn wir den Geiſt, in dem ſie getrieben werden, erheben und auszeichnen wollen, ſie würden künſtleriſch betrieben. Den Künſtler als einen Knecht und Sclaven der herrlichſten Göttin, der Natur ſelbſt, zu denken iſt uns mehr als Entweihung, iſt uns ſchreiender Widerſpruch, weil wir uns grade die Freyheit in keiner beſſern, höhern Geſtalt denken können, als in Künſtlers Geſtalt. Die Batteux mit ihrem Grundſaz der Nachahmung dachten ſich den Künſtler auſſerhalb der Natur, nur durch

ſeine innere Ohnmacht auf die Protection der Natur angewieſen: wir denken uns die Natur vornehmlich im Künſtler, am liebſten im Künſtler; wie die Eva in Miltons verlornem Paradieſe die Namen und Zeichen der Dinge lieber aus dem Munde Adams als aus dem Munde Gottes ſelbſt empfangen und lernen will: ſo mögen wir die Natur lieber, wie ſie aus den Augen und der Seele des Dichters milder und menſchlicher verherrlicht wiederſtrahlt, als wir ihr ſelbſt unmittelbar in das blendende und zerſtreuende Antlitz ſehen mögen. — Unter allen Erzeugniſſen der Natur iſt der große Künſtler uns das vornehmſte und erſte; in ihm ſehn wir die Natur mittelbar, aber ſo herrlich als ſie uns unmittelbar nie erſchienen. Wir geben uns mit ganzer liebevoller Seele dem Dichter hin, ſtatt daß der franzöſiſche Kritiker ihn denkt, ohnmächtig und ängſtlich, wie ſich ſelbſt; ſtatt daß Batteux neben der Staffeley des Künſtlers ſitzt, einen Blick auf das Kunſtwerk, den andern auf den Naturgegenſtand der abgebildet wird, hinwerfend, bey jedem Pinſelſtrich meiſternd und ſcheltend, daß es ſich ſo nicht vorfände in der Natur, und daß, wie L. Tiek ironiſch ſagte, wenn der Leſer mit dem Buche in der Hand, nachher in die freye Natur hinaus gienge, die Sache ſelbſt mit der Abbildung zu vergleichen, er ſie nicht wieder finden würde darin.

In Shakespears gesammten Dramen sind gegen zwölfhundert verschiedene Charactere dargestellt, jeder vom andern himmelweit unterschieden, jeder rund für sich, ein kleiner König, jeder von tiefer unergründlicher Wahrheit und Lebendigkeit. Grade weil sie ihm nicht gesessen oder stille gehalten haben, vielmehr weil sie um ihn hergegangen und gelebt, weil er der Welt gestattet sich frey und zwanglos um ihn her zu bewegen, weil er selbst mitging und lebte, darum wußte er sie „so geschwind und so natürlich" darzustellen. Es bleibt ewig wahr: wir können uns den Tod unter keiner bessern, passendern Gestalt denken, als unter dem Bilde eines Nachahmers, oder eines Sclaven überhaupt. — Göthe hat es wahr und paradox so ausgedrückt: sogar der Portraitmaler ahme nicht nach, er bringe das Bildniß hervor; worauf er sehr passend einen andern jetzt noch lebenden deutschen und gründlicheren Batteux fragen läßt: wenn er das Portrait hervorbringe, warum er denn den Gegenstand mit so vielen Sitzungen incommodire? —

Worin liegt denn wohl die Schönheit eines Kopfes, der im Portrait dargestellt werden soll? die Beantwortung dieser Frage greift weiter als es scheint. Was von dem Portrait dieses einzelnen Kopfes gilt, muß von Shakespears Portrait der Menschheit auch

gelten. Der einzelne Kopf alſo, die feſtſtehenden Züge ſind das wenigſte; ſie können mit ängſtlicher Treue, mit Zirkel und Winkelmaaß nachgeahmt ſeyn, und dennoch iſt noch kein Portrait da. — Man kann einem ſchönen Kopfe keine ſchlechtere Höflichkeit erweiſen, als wenn man behauptet, er könne durch einen ſo ängſtlichen Pinſel getroffen werden: er iſt alsdann gewiß nicht ſchön, er iſt todt und kalt, denn er muß das einemal ausſehn wie das andre. — Wenn ihr dem Künſtler einen Menſchen zeigt, den er zum erſtenmale ſieht, und ihn fragt, ob er ſchön ſey, und er antwortet euch kurz und ſchlechthin: er iſt ſchön, oder er iſt nicht ſchön, ſo hat er ihn in Gedanken geſchwind aber ängſtlich copirt, und es iſt nothwendig ein ſchlechter Künſtler. Der wahre Künſtler ſagt gewiß: ich muß erſt ihn ſich bewegen ſehn, oder mit ihm leben oder ihn ſprechen und leben ſehn; ich muß erſt ſehn, ob ſich dieſer Kopf auch verwandeln kann, und ehe ich entſcheide, ob er Ausdruck hat, muß ich doch zuvor erſt ſehn, wie ſich die Ereigniſſe und der Wechſel der Welt in ihm ausdrucken. Das Leben, die Bewegung in dieſem Kopf müßte erſt ſtillſtehn, wenn ich ihn mit dem Zirkel ängſtlich copiren wollte, wie ihr: aber grade im Fluge will ich das Leben ergreifen, läßt es ſich auch nur ergreifen, in der Bewegung, in vielfältiger Verändrung und Umſtaltung will ich erſt wahrnehmen, was denn eigentlich das wahre Bleibende in

dieſen Zügen iſt: was ihr Coriſien mir hinſchreibt von dem Kopfe, das ſind freylich die einzelnen nachgemalten Worte und Buchſtaben, aber ich will nicht die einzelnen Klänge, ſondern das Ganze, den Geiſt ergreifen; ich will darſtellen dasjenige, was übrig bleibt, wenn alle die einzelnen Klänge verklungen ſind, dasjenige, was allein auf der Leinwand zu leben und zu bleiben verdient, will ich darſtellen. — Deßhalb kann man, wenn man lange mit Menſchen gelebt hat, ſich ſo ſchwer erinnern, wie ſie auſſahn, da man ſie das erſtemal geſehn: oder wenn man wirklich dieſen erſten Moment ſich zurückzurufen weiß, findet man, daß ſie durchaus anders auſſehn als damals. Beym erſten Anblick nemlich, hat die Seele das Bild **copirt**; im weitern Umgange hingegen, und in jeder Stunde deſſelben hat ſie es **gemalt** in der Bewegung und im Fluge; was ſie jezt vor ſich ſieht, iſt das Portrait ihres Freundes, und grade deshalb, weil ſie ſeine Züge hier nicht ſklaviſch nachahmt, ſondern mit Freyheit poetiſch hervorbringt. Es kann nicht fehlen, ein Portrait, was einem dritten, der den Dargeſtellten erſt einmal flüchtig geſehn hat, ſehr getroffen ſcheint, iſt gewiß ein ſchlechtes Portrait, oder der Dargeſtellte iſt ein Ungeheuer von Einfältigkeit und Einſylbigkeit. Darin eben liegt die Gerechtigkeit der Natur gegen ſ. g. häßliche Perſonen: die erſte Bekanntſchaft mit neuen Menſchen iſt der ſchlimmſte Moment den ſie erleben können, u. d

grade das iſt der Copiſtenmoment: ſobald die ſ. g. häßlichen Züge ſich nur bewegen, Freude, Schmerz und Leben ausdrücken können, ſo nimmt die Häßlichkeit uns unter den Händen mit jedem Tage ab — dahingegen ſogenannte ſchöne Geſtalten ſich viel ſchwerer auf die Dauer behaupten. — Sie werden mich nach dieſer Auseinanderſetzung verſtehen, wenn ich den ſchwerfälligen, ängſtlichen Copiſten, den monologiſchen Portraitmaler nenne. Nun giebt es aber eine zweyte Art ſ. g. Maler, die von der Verwandlung und Beweglichkeit der Geſichtszüge etwas vernommen haben, und deßhalb die Sache auf den Kopf zu treffen glauben, wenn ſie eine einzelne von dieſen Verwandlungen oder Bewegungen recht kräftig feſthalten, einen einzelnen Ausdruck des tiefſinnigen Nachdenkens, der die Augen gen Himmel richtenden Sehnſucht u. ſ. w. in ſeiner ganzen Breite darſtellen, und ſo ihre Bilder mit einem Schein von Character coquettiren laſſen. Wenn ſich Schauſpieler malen laſſen wollen, ſo ſehn ſie ſich gewöhnlich nach einem ſolchen Maler um, und ſuchen in einer gewiſſen Ungewißheit über ihr eignes Geſicht einen Ausdruck auszudrücken, der gleichſam über alle einzelnen Ausdrücke ihrer Rollen hervorrage. Das ſind dialogiſche Geſichter und dialogiſche Maler: ein wahres Geſicht muß nicht Ausdruck haben, ſondern ausdrückend und ausdrücklich ſeyn. — Der dramatiſche Maler braucht nicht weiter characteriſirt zu wer-

den, er und sein Wesen ist durch die ganze Darstellung schon bestimmt: er ist der wahre Mahler, und nur das dramatische Gesicht, worin sich auf einer bleibenden harmonischen Form, die ganze Welt und jede ihrer Veränderungen leise und ruhig aber tief ausdrüken, ist ein wahres Gesicht. —

Wenden wir diese Theorie des ächten Portraits auf die Kunst überhaupt an, und setzen wir an die Stelle des einzelnen im Portrait dargestellten Menschen, die Natur, an die Stelle des Portraitmalers, den Shakespear: nun erhält die oben angeführte Grabschrift des Dichters einen Sinn. Nicht ihre stehenden Züge blos aussprechen, nachsprechen hatte er gelernt: ganze Jahrhunderte mit ihrem Wechsel und Wandel giengen an ihm vorüber; und mit übermächtiger Hand hielt er das innerlich Bleibende und Wesentliche fest; und dies unter Bewegungen, die in der bloßen Darstellung noch heut durch ihre Gewalt den Leser zu Boden zu stürzen drohen. Wer lange rüstig und sinnvoll im bewegten, vielseitigen Umgang mit der Natur gelebt hat, der wird sagen, Shakespears Portrait von der Menschheit sey wohlgetroffen — und der allein hat ein Recht es zu sagen. Nachgeahmt, ausgemessen, ausgelöscht und ängstlich verbessert hat er nie: und wie mochte der rastlose Geist nur zögern, sich nur niedersetzen, um es zu können. Wie wenn der Portraitmaler das Auge seines Gegenstandes im

Uebergange von der Freude zum Schmerze belauscht, so war es für Shakespear nur ein einzelner Ausdruck in den Gesichtszügen der Menschheit, wenn Roms letzte Freyheit und die Heldenunternehmung des Brutus bey Philippi schilderten: ein zornigerer Blick und nicht mehr war diesem Gewaltigen die ganze dollische Erscheinung Richard III: eine leichte Fieberröthe und nicht mehr die grausende Eifersucht des Othello — und so hinterläßt die hingebende, andächtige, ich möchte sagen, gottesfürchtige Lesung seiner Werke endlich ein ruhiges Bild der Menschheit, das unter dem Lesen wächst und allmählich den weiten Hintergrund füllt. Wenn man erst eine Strecke gegangen, dann mögen im Vorgrunde Paläste, Menschen, ja ganze Geschlechter und Staaten sinken: immer deutlicher tritt, wie ein majestätisches Gebirge, das Bleibende und Ewige, die große unaussprechliche Schrift der Natur, im Hintergrunde herauf. Daß der junge Meister bey Göthe, vor Shakespears Werken, wie vor dem aufgeschlagenen Buche des Schicksals zu stehen glaubt, die Blätter im Sturm der Zeiten hin- und herflatternd — dieses schöne Bild schildert nur den ersten Eindruck, den diese Werke auf ein junges, genialisches Gemüth zu machen pflegen. Da scheinen dann noch die Loose der Menschheit in ihnen willkührlich durcheinander geschüttelt, einem göttlichen Spiele, einem heiligen Taumel scheint die ausserordentliche Natur hingegeben. Wenn es aber nachher kund wird, daß der Künstler, den man am Schlusse des Lear oder

des Macbeth erschöpft, und von der Last seines Unternehmens gebeugt glaubt, daß derselbe bleibt und bleibt und immer bleibt, und da wir noch ihn tief in der Nacht des Nordens schlafend wähnen, wie die königliche Eiche Lear vom Sturm zu Boden gestreckt — er schon im Süden frisch und jugendlich wieder aufgestanden ist, und das Frühlings- und Liebesspiel von Orsino, Olivia und Viola anstellt — dann offenbart sich ein Gleichgewicht der Elemente, eine Allmacht und eine Jugend, daß wir ihn nur mit dem heiligen, ewigen Körper der Erde vergleichen mögen, auf dem wir so sicher und in so glücklicher Mitte zwischen Lust und Schmerz, zwischen Liebe und Tod wohnen und leben.

18.

Einleitung in die Betrachtung der griechiſchen Bühne.

Das Leben des gemeinen Menſchen wird recht dialogiſch vom Zufall regiert, und dafür regiert der gemeine Dichter wieder recht monologiſch und pedantiſch ſein Werk, und ſo unterſcheiden ſich dann, nicht der höhere, aber der gemeine Menſch und Dichter. Von Träumen, Phantaſien und Lebensentwürfen wird das gemeine Leben fortgeriſſen, zu Plagen und Qualen aller Art; die arme Seele wird zum trotzigen oder geduldigen, aber immer leidenden Zuſchauer der guten und böſen Stunden, die der Zufall über ſie verhängt, und die ſie hinnehmen muß wie es fällt: dieſen ſclaviſchen Zuſtand der Seele nennen wir dann ihren Verkehr mit dem wirklichen Leben. Dagegen nennen wir es wieder recht ungeſchickt idealiſches Leben der Seele, wenn ſie ſich mitunter

losreißt vom Drucke der Wirklichkeit, sich mit sich selbst einschließt, in ihren vier Wänden den Herrn zu spielen anfängt, und zu dichten wähnt, wenn sie mit despotischer Ansicht sich eine eigne Welt gründet, und monologisch ihren Willen, ihren Eigensinn armseligen Kreaturen aufdringt, die sich gegen ihren Schöpfer, dem s. g. Dichter nicht wehren können, da sie ihr magres Leben ja allein durch seine Gunst besitzen, und die es geduldig leiden müssen, wenn der Dichter an ihnen sich schadlos hält, und die Stöße, die er in der Außenwelt empfangen hat, nun ihnen zurück giebt. So pflegt man im gemeinen Commerz das wirkliche Leben und das idealische Bilden des Dichters zu unterscheiden: so sehnt man sich im wirklichen Leben nach der Romanenwelt des Dichters; hat man sich in diese hinein begeben, so hebt unmittelbar die Klage an, daß in der wirklichen Welt doch alles anders, gar zu anders sey, und eben so unbefriedigt verläßt man den Roman: man taumelt, wie Göthes Faust, von Begierde zu Genuß, und im Genuß verschmachtet man nach Begierde; der Weltmann beneidet die Freyheit des Dichters, der Dichter möchte alle seine Freyheit um das Bedeutungsvolle des praktischen Lebens hingeben.

Von Shakespear läßt sich nicht sagen, ob er lebe, ob er dichte: der colossale reißende Dialog der Wirklichkeit, jäher Wechsel von Hoheit und Fall,

von Dunkel und Licht, ward von Shakespear ausgesprochen in Tönen, daß oft die weicheren Seelen ein Schaudern ergriff, daß ihr Gefühl sich empört wähnte, daß sie meinten, diese Wirklichkeit sey denn doch allzuwirklich, und diese Werke seyen mehr das Leben selbst, als die Dichtung. — Wiederum wird in Shakespear Herrschaft über den noch so gigantischen Stoff allenthalben gespürt, und das Walten unermeßlicher Kraft in einer großen eigenthümlichen Welt jederzeit vernommen. Wir, die Beschauer, vermochten nicht Red und Antwort zu geben, ob wir in Shakespears oder in unsrer Welt umhergiengen: wir fühlten uns in ungeheurer Bewegung, unwissend ob durch uns selbst oder durch ihn. Die Mauern seines Theaters trennten uns von der Welt, Proscenium und Orchester trennten uns wieder von ihm; und alle diese Schranken waren doch auch wieder nicht da, kein Verlangen in uns nach außen, keine Sorgen, draußen etwas zu versäumen, oder zu vergessen: kurz, Einheit, völlige Einheit von Leben und Dichtung.

Wer wie Shakespear in der Außenwelt und der Idee, in dem Dialog der übrigen und zugleich in sich zu leben oder zu dichten wußte, den nannten wir dramatischen Dichter oder dramatischen Menschen. — An seiner außerordentlichen Persönlichkeit haben wir unser Ideal erkannt: lassen Sie uns dieses durch die

ganze Betrachtung festhalten, und so auf die einzelnen Zeitalter der Kunst übergeben.

In den ersten frühsten Zeiten, in der Kindheit unsers Geschlechts, lebte und verging der Mensch wie eine Blume: nahe seinem Ursprung, verflochten nach allen Seiten in die umgebende Natur wurde er mit sanfter Hand in alle Wechsel der Naturerscheinungen, von der Klarheit in die Finsterniß, von der Ruhe in die Ungewitter, unmerklich fortgezogen; was die wunderlichsten Veränderungen der Welt in ihm hervorbringen konnten, war nichts als jugendliche Lust, ein schönes Farbenspiel: die Stürme, welche die trotzigere Natur um ihn her beugten und zerschlugen, vermochten gegen die Unschuld des Menschen nichts, als ihn sanft auf seinem Zweige zu wiegen. — Damals konnte ihm die große Frage noch nicht kommen: wer den andern beherrsche, der Mensch die Natur, oder die Natur den Menschen? — die Natur, ihr kleinstes und größtes, schien dem Menschen nicht mehr, nicht weniger als seines Gleichen, und so war das Gespräch mit ihr ein liebevolles und unendliches, in welchem weder der Mensch noch die Natur recht, oder das letzte Wort zu behalten brauchte. — Wir mögen über den vergangenen Zustand der Menschheit nachdenken wie wir wollen, in die Vorzeit zurück gehen, durch jede Pforte, welche die Geschichte uns eröffnen mag, immer treffen wir zuletzt auf einen paradiesischen An-

ſang, dem ähnlich, den ich Ihnen beſchrieben. Sonderbarerweiſe zeigt ſich uns auf der andern Seite, wenn wir alle Orakel unſers Herzens, alle Deutungen des gegenwärtigen Zuſtandes der Dinge befragen, auch ein paradieſiſcher Zuſtand in der Zukunft zuletzt, da wo wir uns das Ende der Menſchheit hindenken. Wir ahnden, daß ſich alles getrennte, zerriſſene, einſt wieder treffen, ausgleichen und vereinigen müſſe. — Wie unterſcheiden ſich wohl dieſe beyden Paradieſe, das Vergangene und das Zukünftige? — das Paradies im Anfange ſcheint uns ein Werk der Natur; das zukünftige ein Werk unſerer Kunſt. Das Paradies im Anfange ein harmoniſches Drama: der Geiſt der Natur, der Dichter der Drama: dagegen in dem Drama des zukünftigen Paradieſes der Geiſt der Menſchen, als der Dichter erſcheint. So unterſcheiden ſich die beyden Paradieſe; hingegen gemeinſchaftlich iſt dem einem wie dem andern der Gedanke des Friedens zwiſchen dem Menſchen und der Natur.

Zwiſchen dieſen beyden dramatiſchen Zuſtänden der Menſchheit, liegt nun mitten inne ein weites Reich der Kriege des Menſchen und der Natur: das alte Paradies verſchwindet von Anfang bis heute und in die Zukunft mehr und mehr, und zu gleicher Zeit, vom Anfang bis ans Ende erhebt ſich das neue Paradies allmählich und immer ſichtbarer. Zuerſt in der alten

Zeit tritt der Mensch durch seine Jugendkraft verführt, monologisch aus dem Drama heraus, er hält sich für den Herrn des Lebens, für den Helden in der Geschichte, und so erheben sich die stolzen Republiken von Griechenland und Rom; dann eine Weltmonarchie über die andere, bis endlich alles in einen Coloß zusammen gefügt, als römisches Weltreich den Gipfel der übermüthigen Kunst erreicht, einstürzt und versinkt, und so endigt sich das große Lustspiel, welches wir nennen: Geschichte der alten Welt. — Der Mensch ist also nicht der monologische Held, der Despot in dem Weltdrama, die Natur nicht blos ein Spielwerk seiner Hand. Also ist vielleicht die Natur der Held; nieder im Staub vor ihrem unsichtbaren Geist, im Glauben, in Demuth, in Liebe, und so beginnt das große Trauerspiel: Geschichte der neuen Welt. Das unsichtbare allein soll herrschen, unsichtbaren Gesetzen wird gehuldiget, das zerbrechlichere, schwächere, den Einwirkungen der Natur mehr ausgesetzte, die Weiblichkeit, das Alter werden auf den Thron erhoben. Der Mensch ist Diener, Sclav der Natur, Beschützer ihrer Heiligthümer. So bilden sich die hierarchischen Verfassungen von Europa, denn nicht blos die Päpstliche, alle Verfassungen des Mittelalters waren hierarchischer Natur: ich verweise sie auf Shakespears Richard 2. Aber diesen Götzendienst verschmäht die Natur, und die unsichtbaren Weltreiche der neueren

Welt werden von Menschenhänden verwüstet und zertrümmert, wie die Menschenwerke der alten Welt durch die Naturkräfte vernichtet wurden. Diese Tragödie: Geschichte der neuen Welt, existirt wirklich als geschriebenes Gedicht in ihrer wesentlichen Gestalt, und dies ist das von uns bereits von mehreren Seiten betrachtete Trauerspiel Shakespears: vom Untergange der Ritterzeit. Wer ist es denn also der herrscht? der Mensch nicht, dieß beweißt die alte, die Natur nicht, dieß beweißt die neue Geschichte: das stillste wie das unruhigste Herz in dieser Versammlung ist einmal und öfter schon unter ganz verschiedenen Gestalten von diesem Zweifel geängstet worden, dessen Lösung ich Ihnen als das höchste Geschäft der ganzen Menschheit dargestellt habe. — Meinungen, Grundsätze, Menschen, Helden, alten Glauben an bestimmte Institute, den wir mit der Muttermilch eingesogen haben — haben wir in Staub zertreten sehn: wem sollte nicht die Frage aufgestossen seyn: ist denn der Mensch nicht ein Spielwerk in den Händen einer unsichtbaren Naturkraft! — nichts sicheres ewiges, unverwüstliches kann er gründen.

Ferner: mit einem Uebermuthe, dem selbst die alte Welt nichts ähnliches entgegen stellt, haben wir den Menschen wieder über die Natur herrschen, und alle ihre Erzeugnisse zu seinem eigensinnigen, despo-

tischen Bau mißbrauchen sehn. Da mußten wir uns eben so natürlich wieder fragen: sind denn die heiligen Werke, die die Natur in Jahrtausenden bildete, nur Spielzeuge in der Hand des übermüthigen Menschen? — Kurz, wir alle haben bald das Schicksal, eine dunkle unbekannte Macht, und bald wieder die Willkühr herrschen sehn. — Der Gedanke eines unwiderstehlichen, unversöhnlichen Schicksals, ist durchaus monologischer Natur: gefühllos gegen die dringendste Einrede unsers Herzens, gegen unsre Klagen, ja gegen unsre Thaten selbst waltet ein feindseliger Geist über unseren Wohnungen, dem erst unsere Werke, dann auch wir selbst unterliegen. Dieser Gedanke ist der beständige Begleiter des monologischen Schmerzes: eben so ist der dialogische Gedanke der Willkühr der beständige Begleiter aller einseitigen undramatischen Lust: daß nemlich der Dinge Wechsel, ihre Erscheinung und ihr Untergang von uns abhänge, daß die Natur, unser Sclav, unser Spielzeug sey. Zwischen diesen beyden Gedanken fieng die Menschheit zu schwanken an, da die erste paradiesische Unschuld verloren war. — Bald schien der Mensch das Schicksal zu spielen: bald wieder das Schicksal mit dem Menschen zu spielen.

So herrscht nun in der griechischen Tragödie der Gedanke des Schicksals, in der griechischen Komödie hingegen der Gedanke der Willkühr; frey-

lich das eine und das andre gemildert durch die Kunſt; beyde religiös und nationell veredelt. Das Schickſal und die Willkühr errichteten bey den Griechen einen friedlichen, künſtleriſchen Verein, eine häusliche Verfaſſung, eine Art von Ehe. Beyden wurden ihre Rechte zugeſtanden, und jedes waltete für ſich und doch als ſchönes Gegengewicht des andern. Die Vorzeit Griechenlands ward in den Kreis des Trauerſpiels hineingezogen: alle hohen Wendungen des Schickſals bey der erſten Bildung der griechiſchen Staaten, wurden in den bedeutendſten Momenten ergriffen und auf die Bühne getragen. Eben ſo wurde das Außerordentlichſte, was der Uebermuth der griechiſchen Freyſtaaten in der Gegenwart vermochte, im ſchönen Rauſche der Kunſt an die Komödie angeſchloſſen: kurz, es ward dem Menſchen mit ſeinen Rechten ein Tribunal eröffnet, vor dem er zeigen konnte, wie viel er durch ſeine Willkühr über die Natur vermag: die Komödie. — Ferner ſaß das Volk wieder zu Gericht, wenn in der Tragödie das Schickſal ſich in ſeiner Macht über den Menſchen geltend machte. Und ſo konnte der griechiſche Zuſchauer, wie einfach und edel er ſelbſt war, erkennen, an der gleichen Unbefangenheit und dem Kunſtſinne, mit denen er hier das Schickſal im Hauſe der Atriden raſen, und dort die Götter, die Heroen, und die Weiſen in der Komödie von dem Menſchen Ariſtophanes wieder verſpotten, freveln und in den Staub treten ſah. Die Ideen des Schickſals

und der Willkühr walten überall unsichtbar auf der griechischen Bühne: da nun alles Fragen, alles Zweifeln, alles Wirken und Denken sich endlich auf diese Ideen bezieht, so ist schon von selbst die innerliche Erhabenheit, die Bedeutung, der religiöse und heilige Charakter der griechischen Bühne klar. — Gedenken Sie dagegen des eben so innerlich armseligen, bedeutungslosen, und recht unheiligen Charakters unserer heutigen Spektakel, die den sinnvollen Beobachter freylich auch erheben, aber auf eine ganz andere Weise, dadurch nemlich, daß sie ihm zeigen, ein einziger Gedanke, ein einziger Flügelschlag seines Gemüths sey mehr werth, sey dramatischer, heiliger, als der ganze Plunder von Täuschungen, der ganze Aufwand von Künsten, der gemacht wird, um das allergemeinste, was die Nation hervorbringt, noch recht ans Licht zu stellen.

Den innerlich religiösen Charakter der griechischen Bühne, brauche ich also weiter nicht herauszuheben: er leuchtet von selbst ein. Indeß muß auch in der äußeren Gestalt ganz etwas anders sich offenbaren; das antike Theater muß eine tempelähnliche Gestalt haben. Man trägt nur zu leicht die Vorstellungen von dramatischer Poesie und Theater, von unsern sehr verschieden organisirten Brettergerüsten auf die ganz andere und eigene Form der griechischen Bühne über, deßhalb erlauben Sie mir eine flüchtige Vergleichung

unſers Theaters mit dem griechiſchen. Die Eigenthümlichkeiten der Griechen ſind freylich in Deutſchland von der ihnen gewachſenen Kraft Göthes, Schillers und A. Wilh. Schlegels ſelbſt auf die Bühne gebracht worden, aber ſie haben doch beym Publikum noch zu wenig Eingang gefunden, als daß ihrer Wirkung nicht immer noch durch ruhige Unterſuchung in die Hände gearbeitet werden müßte.

Zuförderſt iſt das Theater bey uns Alltagsvergnügen: bey den Griechen war es die Erweiterung religiöſer Gebräuche; es war durchaus in ſeiner ganzen Anordnung feſtlich. Wir, meiſtentheils ohne weitere Abſicht, als die der Zerſtreuung oder Unterhaltung, beſuchen das Schauſpielhaus, das mit den öffentlichen Dingen, mit den ernſthaften Angelegenheiten unſers Lebens durchaus in keinem Zuſammenhang ſteht. Daß man bey gewiſſen beſonders feyerlichen Gelegenheiten den Vorſtellungen einen Prolog hinzufügt, und daß einzelne Bühnen den Titel Nationaltheater angenommen haben, den indeß bis jetzt noch keine zu realiſiren gewußt hat — dieß ſind die einzigen Spuren einer Verknüpfung der Bühne mit dem nationellen Leben, die ich Ihnen aufweiſen könnte. Bey den Griechen war das Theater hingegen erweitertes Opfer des Bachus: der Geber des Weinſtocks begeiſterte ſeine Prieſter und alle Opfernden, und ſo erwachten beſonders an dieſen Feſten

alle Nationalerinnerungen; die Thaten, welche Griechenland groß gemacht, wurden zuerſt abgeſungen, dann die in erwähntem Geſange vorkommenden Reden von einem einzelnen Schauſpieler recitirt, ſpäter von Aeſchylus, dem einzelnen Schauſpieler, ein zweyter beygefügt, und ſo der dramatiſche Dialog erfunden, endlich von Sophokles und Euripides die Handlung noch durch mehrere Perſonen erweitert. Immer aber ward der urſprüngliche Geſang beybehalten, das Meer gleichſam, aus dem ſich die feſten, plaſtiſchen Theile des Dramas emporgehoben hatten. Der alte Opfergeſang, aus dem das Drama hervor gieng, nämlich, hatte wirklich zwey Elemente, ein flüßiges Lyriſches und ein feſtes Epiſches: der Götter Lob wurde geſungen, dieſer Geſang gieng über in die Erzählung ihrer Thaten, und lößte ſich nachher in Lob und Preis wieder auf. Der feſte Theil bildete ſich allmählich mehr und mehr aus, gewann Umriß und Leben; der flüſſige Theil behielt die alte, ruhige, ſich ſelbſt gleiche Natur, und fügte ſich nur nachgiebig in die immer beſtimmteren und ſchönern Umriſſe des feſten; und ſo ward er zum Chor. — Geſang, Drama und Opfer ward mit religiöſer Gewiſſenhaftigkeit beybehalten, und die Zeit der Aufführung war in den ſchönſten Zeiten der griechiſchen Kunſt immer durch die Feyer der Bachusfeſte beſtimmt.

Da wir mit ganz anderen Augen, mit viel geringerer Luſt an der Kunſt, und ohne allen religiöſen und nationellen Antrieb die Bühne beſuchen, ſo darf uns mit allem Aufwand von Erfindungsgeiſt und Neuheit der Dichter ſelten länger als höchſtens drey Stunden feſtzuhalten verſuchen: dazu muß er die Abendſtunden wählen. Das trübe, zerriſſene, zertheilte Weſen unſers Lebens, kömmt uns nämlich des Morgens beym Erwachen gemeiniglich mit ſo vieler Unfreundlichkeit entgegen, daß wir uns durch ernſthafte Thätigkeit den Tag über wieder ſammeln müſſen, und daß endlich am Abend erſt unſre Natur wieder abgeklärt, beruhigt und gereinigt genug iſt, um die Erzeugniſſe der Künſte zu empfangen: daher und nicht bloß weil es die bürgerlichen Geſchäfte ſo angeordnet hätten, ſondern weil wir am Abend dem Kunſtgenuß wirklich gewachſener ſind, verlegen wir die muſikaliſchen, die poetiſchen und die recht geſelligen Unterhaltungen in den Abend. Und ſo theilt denn der gebildete Mann unſrer Zeit ſeinen Tag in drey gleiche Portionen: dem Guten und Nützlichen ſchenkt er ſeinen Morgen, da wird die Pflicht gethan, die Geſchäfte werden abgemacht; dem Wahren und der Belehrung beſtimmt er vielleicht ſeinen Nachmittag, da wird den neuen Erſcheinungen in der Literatur Audienz gegeben, da wird, wie man zu ſagen pflegt, mit dem Zeitalter fortgeſchritten; und am Abend endlich erhält dann das Schöne die Freyheit ſeine Flügel

auszubreiten. — Das griechische Theater ward am Morgen mit Aufgang der Sonne eröffnet, und dauerte den Tag über: an demselben Tage hatte ein bestimmter einzelner Dichter die Herrschaft, er führte drey zusammenhängende Tragödien vor seinem Publikum vorüber, und fügte gewöhnlich noch ein viertes s. g. satyrisches Drama hinzu, dessen Natur ich weiter unten noch näher bestimmen werde. Nehmen Sie nun ferner an, daß der Stoff dieser Stücke durchaus alt, und meistentheils dem Publikum längst bekannt war, daß die Fabel des Stücks öfters sogar im Prolog noch vorher erzählt wurde, daß an Veränderung der Scenen in unserm Sinne des Wortes, an Illusion, an ausdrucksvollem Spiele wieder in unserm Sinne des Worts gar nicht zu denken war — und versetzen Sie dann ein deutsches Publikum aus dem neunzehnten Jahrhundert vor das griechische Theater, so werden Sie mir zugeben, daß sich selbiges nicht nur nicht gefallen, sondern von der Art der Unterhaltung sich auch durchaus keinen Begriff machen wird. — Das griechische Theater war seinem Ursprung, seiner Form und seinem Inhalte nach durchaus festlich.

Zweytens. Unser gegenwärtiges Theater vereinigt als seine Diener und Sclaven alle übrigen Künste um einen Natureffekt hervorzubringen, um zu täuschen, um uns vergessen zu machen, daß Kunst dabey im Spiele gewesen. — Das antike Theater

wollte nichts anders ausſtellen, als eben die Kunſt, wollte keinen Genuß darbiethen, als eben einen Kunſtgenuß. Höchſte Vollendung der Sprache und des Tones, war der Mittelpunkt, um den ſich die ganze äuſſere theatraliſche Luſt drehte: höchſte Einfalt, Rundung und Tiefe in der poetiſchen Darſtellung der längſt bekannten Handlung, war der Mittelpunkt, von dem das wenige Beywesen abhieng, deſſen die dramatiſche Luſt bedurfte. Bey uns hat das Ohr, dieſer wunderbarſte, geheimnißvollſte Sinn, eine doppelte Beſtimmung; das Ohr muß im eigentlichſten Verſtande zweyen Herren dienen, zweyen Herren, die ewig im Kriege leben, die wechſelweiſe einander zu unterjochen gewohnt ſind. Das Ohr dient bey uns bald dem Verſtande, indem es Worte empfängt, bald dem Gefühle, indem es muſikaliſche Töne aufnimmt: der Verſtand muß ſeitwärts ſtehn, wenn das Gefühl ſich den Einwirkungen der Muſik überläßt, und auf das Gefühl, auf den Sinn für die ſchönen Klänge wird keine Rückſicht genommen, wenn der Verſtand ſich in Worten offenbaret. Daher hat ſich bey uns die tragiſche Luſt in zwey Gattungen gebrochen, von denen die eine das Verſtandesohr in Anſpruch nimmt, die eigentliche Tragödie: und die andere ſich wieder an das Gefühlsohr wendet, die ernſthafte Oper. In unſerer Tragödie iſt der Wortſinn das Herrſchende, der ſchöne Klang hingegen, die Magd: die Herrſcherin kann ſich zur Noth, wie die

meiſten deutſchen Bühnen zeigen, auch ohne dieſe Magd behelfen; in der Oper herrſchen dagegen die Klänge und die Modulationen; und der Wortſinn iſt hier folgſamer Sclav. — Bey den Griechen ſtanden dieſe beyden Funktionen deſſelben Sinns einander unendlich nahe: man kann ſagen, ſie waren eins: der geiſtige Sinn der Worte und die Schönheit die der ſinnliche Sinn darin wahrnahm, berührten zugleich den ganzen Menſchen, und es ward, nicht etwa hier die klügelnde, dort die empfindende Seite des Menſchen, ſondern immerfort und allenthalben der ganze Menſch in Anſpruch genommen. — Was wiſſen wir Barbaren von der Wolluſt des griechiſchen Geſprächs und griechiſcher Rede? wir, die wir breit und rauh ausgeprägte, geſtempelte Worte willkührlich einander entgegen werfen, ohne Maas, ohne Takt, ohne Grazie und zufrieden ſind, wenn wir durch die Rede verſtricken, verwickeln, fangen, ſchlagen und treffen können, wo die Griechen bezauberten, reitzten, verführten: wir, die wir im Geſpräch höchſtens Verſtandesnetze ſtricken, wo die Griechen Blumenkränze wanden. Sehn Sie, was die Allgegenwart eines leiſe empfindenden Ohrs aus dem griechiſchen Dialog zu bilden im Stande war: betrachten Sie das Gaſtmahl und den Phädrus des Plato! Hatte nicht jedes griechiſche Geſpräch faſt ſeinen Grundton, der dem ganzen ein Geſetz des Klanges mittheilte, dem alle Sprechenden unterworfen waren; die Uebergänge des Wortſinns

waren alle unendlich leise und musikalisch, statt daß die künstlichsten unter unsern Sprechern, nur zu springen, zu stolpern wissen, wenn das Gespräch sich nach einer andern Seite hinüber schwingt. — Denken Sie sich diese Kunst nun noch erhoben, veredelt, verklärt, eine grosse Nationalerinnerung, die als harmonische Erzählung vom Alterthume auf die Nachkommen herunter steigt, unter den Händen der schön gearteten Enkel zum zweytenmal ins Leben tritt, als Handlung wieder ans Licht kommt; die alten Sagen, die homerischen Gesänge, aus deren Quell die meisten Tragödien abgeleitet waren, diese im treuen Busen der Zuhörer; und alles horchend auf die kunstreiche Wiederbelebung, alles bis auf die kleinsten Züge trinkend, möchte ich sagen, die Vorzeit Griechenlands und die herrlichste Gegenwart aus einer Schale. Der heilige Rausch, den die Dichter aus dem uralten Wein der Homerischen Gesänge, der Hymnen und Mythen getrunken hatten, offenbarte sich als Tragödie, und so war die Tragödie das reinste Opfer, das von den herrlichsten des Volks dem Bachus dargebracht wurde. — Wir wollen bey der Tragödie versetzt seyn, in die Zeit da die Handlung spielte, und sind am zufriedensten, wenn der Dichter uns die Gegenwart vergessen macht, nehmen auch vorlieb, wenn er die Klage in uns erzeugt, daß jene Zeiten vorüber sind, bey den Griechen war es grade der höchste Triumph der Gegenwart: die Vergangenheit

sollte sich in und durch die Gegenwart, die Gegenwart in und durch die Vergangenheit offenbaren. —

Ein höchst bedeutender Unterschied der antiken und modernen theatralischen Darstellung, zeigt sich, indem wir uns erinnern, daß zur antiken Darstellung die Maske wesentlich gehörte, die bey modernen Darstellungen um so weniger zuzulassen ist, als die Verwandlungen des Ausdrucks in den Gesichtszügen zu den vorzüglichsten Genüssen bey den modernen Repräsentationen gehören. Die antike Maske bedeckte bekanntlich nicht bloß wie die unsrigen die Gesichtszüge, sondern den ganzen Kopf, und ihr vorzüglichster Nutzen war die Verbreitung des Tons, über die viel grösseren Versammlungen der Zuschauer, die deshalb auch schon schwieriger war, weil die Schauspielhäuser von oben offen erbaut waren, und die Handlung sich also unter freyem Himmel zutrug. Dieser Nutzen der Masken allein aber erklärt noch nicht, warum die griechischen Schauspieler auf den Vortheil des mimischen Ausdrucks der Gesichtszüge so leicht Verzicht leisten konnten. — Wir haben bey unsern Untersuchungen über das Portrait in unsrer letzten Unterhaltung, uns den Weg für die Erklärung des Gebrauches der Masken bereits gebahnt. Wir unterschieden neulich am Kopfe die feststehenden Züge, und die tausendfältige Bewegung dieser Züge: wir überzeugten uns, daß eines von beyden nur in dem

andern erkannt werden könne, daß die eigentlich feſtſtehende Form nicht in der todten Ruhe der Geſichtszüge geſchaut werden könne, ſondern, daß vielfältige Betrachtung der Bewegung vonnöthen ſey, um die lebendige Ruhe, das lebendig Bleibende in den Geſichtszügen aufzufaſſen. Das Leben der Alten gieng einen feſtern, ruhigern Gang, das Leben der neuern ſchweift vielfältiger umher: dieſer Unterſchied des antiken und modernen Lebens äuſſert ſich zuverläßig auch in dem Verhältniß eines antiken und modernen Kopfs. Der antike Portraitirer würde der Bewegung des abzubildenden Kopfes gewiß weniger bedurft haben als der moderne: die Bewegungen waren am antiken Kopf viel unmittelbarer, ſo zu ſagen, ins Fleiſch, in die feſte Form übergegangen: die auſſere Geſtalt und das innre Leben waren einiger; die Erſcheinung auch in der Zeit gleichförmiger, nicht dem Wechſel, dem veränderlichen Wetter des Gefühls unterworfen, welche den modernen Kopf an einem Tage hundertmal verwandeln. Kurz, wie oben von dem antiken Ohr behauptet worden, daß es in dem Gefühl und in dem Verſtande einem und demſelben Herrn diente, ſo war das antike Auge, das ſehende ſowohl als das geſehene, ſinnlich und ſinnreich zugleich. Dem Bildner des antiken Kopfes reichten zur Darſtellung der Marmorblock und der Meiſſel, vollkommen hin, da hingegen der moderne Darſteller vielen Apparats und Beyweſens bedarf,

ſich daher lieber an Farben und Pinſel wendet, und durch die Beleuchtung und den Farbenaccord den Kopf in ein recht charakteriſtiſches Gefühlswetter zu verſetzen, vorziehen würde. Aus allem Geſagten folgt, daß die mimiſche Darſtellung, der Ausdruck der Geſichtszüge beſonders, für die Alten einen viel geringern Werth haben mußte, als für uns. — Bey uns drückt der Körper mit ſeinen Bewegungen zweyerley aus; er dient, wie oben vom Ohr behauptet wurde, zweyen Herren, dem Verſtande und dem Gefühl. Er drückt einerſeits die Gedanken und die Deutungen der Seele aus, andrerſeits wieder den ſchönern innern harmoniſchen Klang der Seele; und ſo ſondern ſich bey uns, als zwey ganz verſchiedene Künſte, die Mimik und die Tanzkunſt von einander ab. Die verſtändige Mimik fliege daher bey uns ihrer Verwandtin der Verſtandstragödie zu; die muſikaliſche Tanzkunſt ſchließt ſich durch Inſtinkt der muſikaliſchen Tragödie, der Oper nämlich an. Wie ich Sie nun oben auffordern mußte, ſich, um den Klang der griechiſchen Tragödie zu verſtehn, die moderne Tragödie und die Oper organiſch vereinigt zu denken, ſo muß ich Sie jezt einladen, ſich Mimik und Tanzkunſt einfach, von allem Flitterſtaat unſrer Zeit entblößt, und ſo beyde verbunden vorzuſtellen, um eine einigermaſſen paſſende Anſchauung des antiken Theaters zu erlangen. — Von dieſem Standpunkte aus werden Sie die über-

wiegenden Vortheile der Masken auf antiken Bühnen erkennen. Unsre Schauspieler, auch selbst wenn es uns bloß um Illusion zu thun wäre, werden uns mehr auf die Bewegung angewiesenen Zuschauern, durch ihre mimische Bewegung keine wahrere Darstellung leisten können, als die alten Schauspieler in der Maskenverwandlung einem Publikum zu geben vermochten, das einen höhern Werth auf die festen Umrisse des Körpers als auf dessen mimische Verwandlung legte. — Nun aber kam es den Alten keineswegs auf gemeine Illusion an: was sie wollten, war zuerst höchste Verkörperung und Verwandlung des Worts, und dann höchste Verkörperung und Veredlung der That und der Handlung. Wie beydes erreicht wurde mit einem Schlage von demselben Künstler, was bey uns fabrikenmäßig getrennt, in vier Künsten, in vier Functionen einzelner Handwerker, als Sprachkunst, Musik, Mimik und Tanzkunst, ans Licht kommt, dieß glaube ich gezeigt und so den Weg zur Betrachtung griechischer Künstler gebahnt zu haben.

19.

Vom religiöſen Charakter der griechiſchen Bühne.

Es iſt hier die Rede von einer Vergleichung des religiöſen Sinns in der griechiſchen Tragödie, mit dem religiöſen Sinn, den die Tragödie überhaupt auszudrücken im Stande wäre. Vor der Kunſtvollendung der griechiſchen Tragödie beuge ich mich ehrfurchtsvoll; — an Kunſtvollendung das einzelne Deutſche dem einzelnen Griechiſchen an die Seite zu ſetzen, dazu iſt die Zeit noch nicht gekommen, dazu muß das öffentliche Leben erſt vom Himmel begünſtigt werden: um ſo mehr wäre es Vermeſſenheit für mich, der ich als Beurtheiler dem Dichter ſchon ohnehin weit nachſtehe, ein Kunſtideal aufſtellen zu wollen, welches das Griechiſche überträfe; dieß können wir der Zeit und dem allgemeinen Drange nach dem Beſſern, und dem durch Kriege aufgewühlten

und befruchteten Boden unſers Vaterlandes überlaſſen. Aber dasjenige, dem unſer aller und jedes reinen Herzens Urtheil gewachſen iſt, das iſt die religiöſe Bedeutung, und hier können wir durch die vorbereitenden Werke Göthes beſtärkt, behaupten, daß uns die Griechen nicht genügen, daß noch eine ganz andere und religiöſere Tragödie kommen werde und müſſe. Ich flechte durch meine heutige Darſtellung den Gedanken, auf den ſich alle tragiſchen Empfindungen des Lebens zuletzt beziehen, den Tod. Laſſen Sie uns demnach von Göthe beſonders geleitet, unterſuchen, wie zuerſt in dem menſchlichen Menſchen der Gedanke des Todes, der Mittelpunkt alles tragiſchen, erſcheinen müſſe; und dann, wie er ſich im griechiſchen Menſchen, vornämlich in Aeſchylus und Sophokles abbilde. So wird es uns gelingen, den religiöſen Charakter der griechiſchen Tragödie zu würdigen. — Ich beginne mit der Betrachtung einer deutſchen Elegie, und ſetze mit Abſicht für einen Augenblick das Drama bey Seite, um meinem groſſen Gegenſtande ganz rein und unbefangen in die Augen ſehn zu können.

Wer kennt nicht Göthes Elegie Euphroſyne? Der frühe Tod einer jungen Schauſpielerinn, die Göthe für die Bühne erzogen, hatte den Meiſter in innigen Schmerz verſenkt. Lange hatte er geſchwiegen: der Kummer des Dichters ſchien durch

die Zeit ſchon beſänftigt zu ſeyn, als plötzlich jene Elegie, vielleicht die Frucht einer unwillkührlich lebhaften Erinnerung, erſchien, und auf dieſe Weiſe das allzufrüh abgekürzte Leben der Schülerin, deſſen die vergeßliche Welt kaum noch gedachte, der Unſterblichkeit übergeben wurde. Auf einem nächtlichen Spaziergange folgt ihr Schatten dem Dichter: manche Ahndung des ewigen Lebens der Kunſt, die der Meiſter in dem jugendlichen Leben entwickelt hatte, findet ſie getäuſcht: ſie iſt hinunter gekommen in die Schattenwelt, niemand hat ſie gekannt oder genannt; nun fleht ſie den Dichter an, er möge ihr Gedächtniß verewigen, damit ſie würdig treten möge neben Antigone, Polyxena, Elektra und Penelopeia, die alle der tragiſchen Kunſt die Unſterblichkeit verdanken. Viel erinnert ſie ihn an die Unerbittlichkeit des Schickſals, an das leicht verflatternde Leben der Sterblichen, die gleichſam die Blüthen alles Irdiſchen, deshalb am leichteſten verwebt ſind vom Sturme des Schickſals, während der Stamm und die Krone, das minder Edle und Schöne länger dauert und nach feſterem Geſetze zu beſtehen ſcheint; ſo müſſe die Kunſt grade das ſchöne Vergängliche berühren: dem die Natur nur kurze Dauer vergönne, grade das könne fordern die Verewigung der Kunſt. — Dieſe ihre Rede, ihre Bitte, ihr Verſchwinden ſtellt der Dichter dar: er erhört die Bitte, indem er ſie wiederholt; nach

ihrem Verſchwinden ſeinen Schmerz laut ausweint, und endlich ſich und den Hörer mit einem einzigen Worte wunderbar beruhigt:

Unbezwingliche Trauer befällt mich, entkräftender Jammer
und ein mooſiger Fels ſtüzet den Sinkenden nur,
Wehmuth reißt durch die Saiten der Bruſt, die nächtlichen Ihränen
fließen und — über dem Wald kündet der Morgen ſich an. —

Was macht allen Schmerz des Lebens ſo beſonders herbe? eine gewiſſe Dumpfheit, Unbeſtimmtheit, Namenloſigkeit: wie ein Nebel, der ſelbſt unſichtbar, unergreifbar alle Gegenſtände der Natur in allgemeine Geſtaltloſigkeit auflößt. Wiſſe deinen Schmerz erſt zu erkennen, dann zu betrachten, dann darzuſtellen, kurz ihn zu nennen, im vollen Sinne des Worts, und du haſt ihn ſchon halb überwunden. Beym Verluſt eines geliebten Menſchen brechen zuerſt Nebel und Nacht ein, die die ganze Welt der Seele verhüllen, bis dieſe endlich wieder fähig wird, das Verlorne ruhig und deutlich zu erkennen: es entwindet ſich nun aus der allgemeinen Nacht ein verklärtes Bild des Verſchwundenen; nicht wie es in einzelnen Momenten war, erſcheint es jezt wieder, ſondern vollſtändig, geſchloſſen, ins

Göttliche veredelt, ein wahres Kunſtwerk. — Das iſt eine gemeine Seele, die mir einwenden könnte, dieß iſt bloſſe Erinnerung, Gedankenſpiel, ein Bild vom bloſſen Geiſt des Verſtorbenen! Je edler der Leidtragende, der Zurückgebliebene iſt, um ſo mehr wird er fühlen, daß dieß Bild Körper und Geiſt hat, beydes in einem ſchöneren, reineren Verein, als das wirkliche Leben es je aufzubringen vermochte. Laſſen Sie uns den Moment, in welchem dieſes Bild entſteht, den Auferſtehungsmoment nennen. Durch dieſes verklärte Bild iſt der Schmerz nun zwar nicht unterdrückt, aber verwandelt; der monologiſche Schmerz iſt jetzt erhöht zum dramatiſchen: die verklärte Geſtalt wandelt unter uns her immer lebendiger, immer namhafter, immer geſtalteter, greift in unſer fortſchreitendes Leben ein, erſetzt immer mehr die leere Stelle, die der Todte hinterlaſſen, bis wir endlich des Bildes nicht mehr bedürfen, und wir das theure Verlorne in der ganzen Natur fortlebend fühlen! nun kann ſich das Bild uns entziehn, aller Schmerz iſt überwunden, wir fühlen uns durch den Schmerz erhöht; die Ehre, die wir dem Todten erweiſen, iſt uns zugleich ſelbſt widerfahren; indem wir ihn verklärten, haben wir zugleich uns ſelbſt verklärt, dieß nenne ich den Himmelfahrtsmoment.

An welches Höhere, unendlich Höhere, dieſe Worte erinnern möchten, darüber laß ich den Schleier hängen, und beziehe bloß meine Rede auf die Tragödie! Denken Sie ſich die ganze Vergangenheit als einen einzigen groſſen verſtorbenen Freund; das Schickſal hat das Vergangene hoffnungslos dahin geriſſen; wirklicher Umgang, im Sinne des gemeinen Lebens, mit dieſem groſſen verſtorbenen Freunde, bleibt Ihnen ewig verſagt. Tauſend vergangene Dinge, die Sie gern fortbeſeſſen hätten, ſind losgeriſſen von Ihnen: einzelne längſt verſtorbene Heroen möchten Sie zurück rufen, leben mit ihnen, aber vergebens. So ergreift Sie ein unbeſtimmtes Gefühl des Schmerzes eben über die Unerbittlichkeit des Schickſals; dieſes dauert bis das Kunſtvermögen in Ihnen wieder rege wird, das Verlorene ſich darſtellt, und den Auferſtehungsmoment herbeyführt. Nun hebt in Ihrer Seele eine Art von Drama an, der Schmerz wird nun genannt; ein höherer Kreislauf des verlorenen Lebens beginnt: dieſes dergeſtalt erweckte Lebendige iſt nun nicht mehr bloſſer Bürger eines beſtimmten Landes, bloſſer Bewohner eines beſtimmten Körpers; es iſt zugleich Glied, und reinigt ſich immer mehr zum Gliede einer unvergänglichen Welt, welche es am Schluße des Dramas, eben durch den von mir ſ. g. Himmelfahrtsmoment in ſich aufnimmt. Jede Tragödie iſt nun die Darſtellung irgend eines erhabenen irdiſchen Gegenſtan-

des, einer That, einer Perſon, einer Geſchichte, die auf die hier beſchriebene Weiſe wieder erweckt, erhöht, und endlich der Unvergänglichkeit und dem Himmel übergeben wird.

Welches Heilige man nicht auf würdige Weiſe zu entſchleyern vermag, ſollte man, ſagt' ich in der vorigen Stunde, lieber verſchleyert laſſen: dieſer mir ſelbſt gegebenen Vorſchrift folge ich, der ich den Verdacht des Myſticismus ſcheue, und würde dennoch ſtolz darauf ſeyn, durch das bisher geſagte, in manchem Mitgliede dieſer verehrungswürdigen Verſammlung, eine Ahndung erweckt zu haben, wie nämlich die Tragödie auch bey uns zu dem erhoben werden könnte, was ſie bey den Griechen war, zum religiöſen Feſt.

Wer bey den Darſtellungen der Tragödie einwenden kann, dieß ſey nur ein Gedankenbild, eine Erinnerung an das vergangene Große auf Erden, wie weit iſt der noch von der religiöſen Bedeutung der Tragödie entfernt, von der Einſicht, daß die Vergangenheit noch edler und ſchöner, noch gegenwärtiger werde, als ſie es je geweſen, durch die Berührung der religiöſen Kunſt. Sollte die ſchöne Mythe vom Orpheus, der mit dem Klange ſeiner Leier die Unterwelt erweicht, einen anderen Sinn haben als dieſen? Trete deinen Gang in die Oberwelt nur an,

aber ſich nicht zurück auf Eurydicen, die dir folgt. Wenn du deiner herrlichen Kunſt gewiß biſt, ohne dich umzuſehn, mußt du wiſſen, daß ſie dir folgt! Hätte der Sänger widerſtanden, er hätte ſie oben nieder gefunden, in Berg und Thal, in den Quellen und in den Wäldern. Alles groſſe Vergangene läßt ſich aus der Unterwelt wieder heraufführen: nur die meiſten Menſchen können dem Vorwitz und der Neugier nicht widerſtehn: ſie fühlen es, daß Wallenſtein nieder heraufſteigt, aber ſie müſſen ſich umſehn, nach dem wirklichen Wallenſtein in der Geſchichte, und vergleichen, und kritiſiren, ſo geht an ihnen alle Gewalt der Kunſt verlohren, während die frömmeren Seelen ſich in dem Anſchaun unvergänglicher Gröſſe und durch wirkliche Auferweckung einer anſcheinend vergangenen Heldenzeit belohnt finden. — In der oben erwähnten Elegie führt Göthe, ein neuer Orpheus, Euphroſynen aus der Unterwelt herauf, vielmehr ſie ſucht ihn auf, ſie klagt ihm, ſie habe keinen Namen, er möge ſie nennen, damit ſie geſtaltet, einzeln dem Chor aller Heroen zugeſellt werden könne. Indem nun ſie genannt, betrachtet, erkannt wird, ihre Rede geſprochen, ſcheint ſich, eben durch dieſe Auferſtehung ihres verklärten Körpers, der erſte dumpfe, trübe, namenloſe Schmerz des Dichters, in einen beſtimmten dramatiſchen zu verwandeln. Endlich hat ſie ausgeſprochen und Hermes ruft ſie ab. Nun fällt auch der beſtimmte Schmerz mit beſtimmter Gewalt über

ihn her, doch — über dem Wald kündet der Morgen sich an. Der ewige Geist der Natur erwacht, der Himmelfahrtsmoment ist vollendet: die Natur hat die Wunde, die sie geschlagen, auch selbst wieder geheilt. Auch der neue Orpheus hat sich nach ihr umgesehn, nach der Eurydice, die er aus dem Orkus heraufbrachte: wie würde ihn sonst so unbezwingliche Trauer, so entkräftender Jammer befallen; aber nicht aus Neugier; er wollte es; zum zweytenmal auch in der verklärten Gestalt mußte sie sterben, auf daß er mit einem einzigen Worte, mit einem einzigen Hinzeigen nach dem aufdämmernden Morgen, sie zugleich erwecken und zum Himmel erheben konnte. — So läßt der tragische Dichter seinen Helden zum zweytenmal sterben, um die ewig belebende Gewalt der Kunst in ihrer ganzen Fülle zu offenbaren.

Ich habe schon früher bemerkt, daß der dramatische Todesmoment des Egmont dahin fällt, wo ihm Ferdinand beweißt, daß alle Wege, ihn aus dem Gefängniß zu befreyen, abgeschnitten sind, wo Egmont mit dem Fuße stampfend ausruft: Keine Rettung, keine? und nun auch ihm, wie dem Dichter, nach dem Verschwinden der Euphrosyne, Wehmuth durch die Saiten der Brust reißt, und die nächtlichen Thränen fließen. Süßes Leben, ruft er aus u. s. f. Hierauf bricht Ferdinand, Albas Sohn,

der Zeuge ſeines dramatiſchen Todes, in noch unmäßigeren Schmerz aus: er verliere ſein Vorbild, düſter und leer ſey nun ſein Leben. In dem Augenblick fühlt Egmont den Contraſt zwiſchen ſeinem dramatiſchen und Ferdinands monologiſchen Schmerz: nun hat Egmont überwunden, er fühlt den Einfluß ſeines Lebens auf die Freunde, auf die Niederlande, auf die Welt, er fühlt ſich unſterblich, und Siegesſymphonien begleiten ſeine Himmelfahrt. —

Jetzt können wir ſagen, daß das Drama zu vollſtändiger Beruhigung allſeitig geſchloſſen ſey. Jede hiſtoriſche Tragödie hat demnach drey vor allen Dingen zu beachtende Hauptpunkte: 1) den Aufreizungsmoment oder den Anfangspunkt, den Eingang, 2) die Cataſtrophe, den höheren Todesmoment, den Wendepunkt, den ich am Egmont dargeſtellt habe, 3) den Himmelfahrtsmoment oder den Endpunkt. Vom Anfang bis an die Cataſtrophe erſcheint der Held in allmählicher immer dichterer Verwicklung ſeiner Schickſale, die Natur, die Nothwendigkeit führt ihn ein in das Labyrinth: von der Cataſtrophe bis ans Ende erhebt ſich ſeine Freyheit, oder was daſſelbe ſagen will, die Freyheit des Dichters wieder, und das Ende iſt da, wo das Gleichgewicht wieder hergeſtellt iſt, die Nothwendigkeit und die Freyheit in ein göttliches Verhältniß, oder vielmehr in eine göttliche Vereinigung treten, indem ſie

gegenſeitig einander unterworfen erſcheinen. Nun iſt der groſſe Gegenſtand der Tragödie, es ſey ein einzelner Held, oder die gemeinſchaftliche That erhabner Charaktere, ein Glied des ewigen und unendlichen Ganzen, der Kunſt oder der Natur, wie man will: und vollſtändig beruhigt, und mit unſerm ganzen Weſen, mit unſerm Geſichtskreis und Wirkungskreis zugleich erhoben, verlaſſen wir das Theater. — Nicht ganz ſo, wie es hier dargeſtellt, war es der Fall mit der antiken Tragödie, ſie war etwas weniger heilig als die hier dargeſtellte, und ſo bleibt uns mit unſerm ganz profanen wirklichen Theater der glänzende Erſatz, der Idee einer viel höheren, religiöſeren Bühne, als ſelbſt die Griechen erreichen konnten.

Ich habe ſchon früher bemerkt, daß auf der griechiſchen Bühne meiſtentheils am ſelbigen Tage, drey auf einander folgende Tragödien deſſelben Dichters dargeſtellt wurden, und daß zum Beſchluß ein ſ. g. satyriſches Drama gegeben wurde: satyriſches Drama genannt, nach dem beſtändig ſich gleichbleibenden Chore von Satyrn, das in allen Schauſpielen dieſer Art vorkommen mußte. Wie die Scene in der Tragödie meiſtentheils heilige Oerter, Tempel, Paläſte darſtellte, ſo war der Schauplatz des satyriſchen Dramas immer freyes Feld und Wald, mit dem Eingang einer Grotte. Und ſo war es gleich-

ſam, als ſey in den Zuſchauern der drey vorangegangenen Tragödien, durch die ernſte Betrachtung des Schickſals und der zerſchneidenden Kraft, mit der es die Heroen und die Ahnherren der griechiſchen Volker verfolgte, eine Art von Betrübniß zurückgeblieben; es war, damit ich mich der Worte eines deutſchen Dichters verändernd bediene, als wenn das Schickſal den Menſchen zwar erhoben hätte, aber doch noch mehr zermalmt als erhoben; es war als müſſe ſich die Seele in dem Muthwillen der Satyren, und in einer Art von Traveſtirung einer heroiſchen Handlung wieder erheben. So iſt denn auch das ſatyriſche Drama ein Ergänzungsſtück für das durch die Tragödien noch unvollendet gebliebene künſtleriſche Ganze dieſes dramatiſchen Tages: es iſt ſehr verſchieden von der Komödie, deren Gebiet mehr die Gegenwart, deren Regel mehr die völlige Ungebundenheit war, wohingegen der Gegenſtand des ſatyriſchen Drama ſchlechterdings aus der Vergangenheit, aus der Heroenzeit hergenommen ſeyn, und ſeine urſprüngliche jetzt nur verkleidete traveſtirte Natur tragiſch ſeyn mußte, damit dieſe als Ganzes ſich geltend machen konnte. Bekanntlich hat uns das Alterthum nur ein einziges vollſtändiges ſatyriſches Drama, nämlich den Cyklopen des Euripides hinterlaſſen, ſo daß wir alſo die ganze Expoſition eines theatraliſchen Tages (Tetralogie) zu überſehn faſt unvermögend ſind. — Betrachten wir auch nur unbefangen die

Wirkung einer einzelnen griechischen Tragödie auf uns, so fühlen wir, daß, wie harmonisch, wie vollständig die Handlung derselben sich auch aufgelöst hat, nie besänftigend der ruhige Wellenschlag des Chors, eben durch seinen Rythmus, in die schroffe Erhabenheit des Dramas eingegriffen haben mag, daß immer noch ein leichter Stachel in uns zurückbleibt. Alles was der Chor und die Gewalt, wie die Kunst des Dichters, vermocht hat, ist folgendes: das individuelle Leiden, die Verfolgung des Schicksals gegen Einzelne, ist erhoben worden zu einem allgemeinen Gefühl, vom Walten des Schicksals über alle, über die Götter, Heroen und Menschen; aber der niederschlagende Gedanke des Schicksals selbst ist unversöhnt geblieben, dem Gefühle der Freyheit ist kein Weg eröffnet worden, sich religiös geltend zu machen. In dem Ideal der Tragödie, das ich oben aufgestellt habe, lebt, quält und verfolgt ebenfalls das Schicksal die Handelnden oder den Helden, aber nur um in diesem den Gedanken der Freyheit in seinem vollsten Glanze zu entzünden, der dann mächtig eingreift, und in seinem Feinde, im Schicksal selbst, den Urheber seines Lebens erkennt. Der Zuschauer oder Egmont selbst, erkennt, daß die Mauern des Gefängnisses die Seele zusammenpressen müssen, damit sie sich gewaltiger entbinde; daß der Gang durch den unterirdischen Kerker aufs Schafot grade der Weg sey, der zur

allerhöchſten Freyheit, zur Ueberlegenheit des Gemüths über Welt und Schickſal, zum Allerherrlichſten, nämlich zum Gefühl des Sieges über den Tod führe. — Ueberſehen Sie treu und unpartheiiſch das ganze griechiſche Alterthum: Sie werden Thaten der höchſten Entſchloſſenheit, Beyſpiele der unbedingteſten Todesverachtung finden; aber es iſt eben allenthalben Todesverachtung, nicht eigentliche Todesbeſiegung. Sie werden erſchüttert durch die Betrachtung der Helden des griechiſchen Alterthums, Sie werden erhoben, aber alle Heiterkeit griechiſchen Himmels, alle Muſik ihres Lebens vermag nicht das düſtre Licht zu zerſtreuen, was in ihrer Seele zurück bleibt, wenn ein ſolcher Held gefallen iſt. Das Vaterland iſt ihnen alles, der ſchöne Boden, auf dem ſich ihr friſches Leben umhertummelt, das Gedeihn der einzig ſchönen vaterländiſchen Gemeinſchaft verdient allein, daß ihm das Leben zum Opfer gebracht werde. Jenſeits des Todes in Aides Reich iſt auch Leben, aber blaſſes, trübes Leben. Höchſt treu dem Alterthum läßt Göthe die entführte Proſerpina in der Unterwelt beym Anblick von Elyſium ausrufen: in euren lieblichen Hainen, in euren dämmernden Wohnungen, rauſchts nicht von Leben wie droben, ſchwebt nicht von Freude zu Schmerz der Seligkeit Fülle. — Der Held des Alterthums mochte begeiſtert von der Größe der Tugend, im Augenblick da er ſich opferte,

der Dämmerung, die ihn jenseits am Lezyt erwartete, uneingedenk seyn; der Zuschauer seiner Catastrophe fühlt jene Dämmerung hinzu, wenn er das Alterthum versteht. Der Fluß Lethe, aus dem die Vergessenheit getrunken wird, ist von sentimentalen deutschen Dichtern des achtzehnten Jahrhunderts, den Matthissons u. s. w. übel gemißbraucht worden, indem man sich verstellte, daß die gekränkte, traurige Psyche die Vergessenheit nur ihrer Sorgen aus dem Strome tränke, um nun in ungetrübter Seligkeit ein reineres Leben hinflattern zu können, da hingegen der staub- und schweißbedeckte Held vielmehr damit die Lebenslust abkühlte, vielmehr Vergessenheit der Lust als der Sorge aus dem wunderbaren Strome schöpfte, um die Farbenlosigkeit, die drückende Ruhe des Zustandes ertragen zu können, der ihn erwartete.

Wenn demnach Aeschylus und Euripides als die beyden Extreme, und Sophokles als der Mittler zwischen beyden dargestellt worden, wenn der letztere für den Vollender der tragischen Kunst gegolten hat, so ist bloß von der beschränkten tragischen Kunst die Rede gewesen; bloß mit Beziehung auf das Drama, im engeren Sinne des Wortes, sind die Dichter auf die angegebene Weise geordnet worden.

Mit der Rücksicht auf die vollendete religiöse Beruhigung steht Aeschylus oben an, ihm folgt So-

phokles, und diesem Euripides. Sie erinnern sich nehmlich, daß ich Aeschylus ihnen als rüstigen Kriegshelden dargestellt, von Euripides hingegen bemerkt habe, daß er Mitschüler des Platon und mehr Philosoph als Held gewesen sey. Das Zeitalter des Aeschylus und der drey Schlachten bey Marathon, Platäa und Salamis, denen er beywohnte, war der höchste Tummelplatz des griechischen Lebens; die Zeit hingegen, in der Sophokles und Euripides glänzten, war weniger durch Krieg und Sieg verherrlicht, vielmehr neigten sich die Athener schon allzusehr nach den Künsten des Friedens, nach philosophischer Ruhe und Weichlichkeit hin. In dem Zeitalter des Aeschylus hatte jede noch so erschütternde Erinnerung an die unerbittliche Gewalt des Schicksals ein Gegengewicht, nemlich die Thaten, zu denen die Lage des Vaterlandes aufforderte. Wie die erbitterten Kriege gegen die Perser in den Griechen, ganz besonders das Gefühl der bürgerlichen Freyheit rege machten, so vermochte auch der Gedanke des Schicksals nirgends das Gefühl der innern Freyheit zu unterdrücken. Als hingegen Friede und Philosophie Athen entnervte, da ward die Erinnerung an die Härte, mit der das Schicksal das Haus des Oedipus und des Agamemnon verfolgt hatte, wieder mächtiger; und wenn die Nation sich auf der einen Seite der Weichlichkeit ergab, so mußte sie auf der andern desto mehr das Schicksal, welches aus dem griechi-

schen Alterthume her drohte, und dessen ferner Donner durch alle Erinnerung an die jüngeren Siege, an das Glück der Griechen bey Marathon und Salamis nicht übertäubt werden konnte, befürchten. Ich habe schon bemerkt, wie diese Drohungen des Schicksals nach dem Tode des Sophokles erfüllt worden, da zuerst Athens Größe am Heldenmuthe der Spartaner gebrochen, und endlich vom Norden Alexander die ganze Freyheit und Nationalität der Griechen zu Boden schlug. — Vergleichen Sie nun den Eindruck, den das Schicksal in den Darstellungen der drey Dichter auf Sie macht, so werden Sie finden, daß Aeschylus, trotz seiner Rauheit, seiner schroffen Größe, Sie dennoch am wenigsten verletzt, Sophokles durch die Harmonie seiner Kunst, durch seine menschliche Größe und Stille zwar beruhigt, aber allenthalben eine trübe Empfindung in Ihnen zurückläßt, Euripides endlich als die weichste Natur, wie unter dem Drucke des Schicksals selbst, lebt und dichtet, und um Ihnen wieder wohlzuthun, das einzige zu Hülfe ruft, was ihn trösten mochte, die Philosophie, daß, um mit den Worten des Götheschen Tasso zu reden, Sie also noch die Absicht wohlzuthun bemerken, und diese Sie nun erst doppelt verstimmt. — Wenn also Sophokles als Dichter, im Umkreise seiner Kunst wirkend, der vollendetste von den dreyen zu nennen ist, so ragt vielmehr als Mensch und Grieche Aeschylus vor ihnen hervor, wo man dann aber natürlich in Rechnung bringen

muß, was er auſſer der Bühne und vornehmlich auf den Schlachtfeldern geweſen. — Unter allen Tragödien des Aeſchylus, die auf unſre Zeiten gekommen, verdient beſondre Auszeichnung der Prometheus. Aeſchylus hatte dieſen groſſen, ſeiner trotzigen Seele ſo angemeſſenen Gegenſtand in drey Tragödien abgebildet, die alſo einen griechiſchen theatraliſchen Tag, nebſt dem vielleicht noch hinzugefügten ſatyriſchen Drama vollſtändig erfüllten: die erſte Tragödie ſtellte dar, wie Prometheus für die Menſchen das Feuer geraubt, und vom Himmel auf die Erde herunter gebracht habe, die zweyte zeigte die Strafe, die er dafür erhalten, wie er am Kaukaſus angeſchmiedet worden, und dort noch den Göttern getrotzt habe, in der dritten ſah man, wie er endlich vom Herkules, der den Geier, welcher an ſeiner Leber nagte, erſchoß, befreyt wurde. Aus dieſem erhabenen Cyklus hatte das Alterthum die erſte und die dritte Darſtellung vor uns voraus; nur die zweyte, der gefeſſelte Prometheus, die Geſchichte ſeiner Strafe iſt auf unſre Zeit herunter gekommen. Auf der Spitze des Felſens iſt Prometheus angeſchmiedet; Wolken oder Quellgeiſter, die Töchter des Oceans, nahen ſich ihm; aufgeſchreckt durch das Krachen der ſchmiedenden Hämmer, das ſie innen im Berge vernommen haben, kommen ſie herauf zu ihm, und bilden das tröſtende, mildernde Chor. Dem Prometheus, der dem Zorne des Zevs

zu unterliegen scheint, stellt der Dichter gegenüber die Jo, die der Liebe des Gottes unterliegt. Durch die Eifersucht der Juno in eine Kuh verwandelt, schweift sie von der Bremse verfolgt über die Erde hin, und erhält hier am Kaukasus, vom Prometheus die Weissagung ihrer künftigen Schicksale: aus ihr wird im spät nachfolgende Gliede sein Retter, der Herkules entstehn; Zevs Thron sey noch nicht so fest, er werde erschüttert werden dereinst. Diese Worte am Kaukasus gesprochen, vernimmt Zevs, und sendet den Hermes, ihn zu fragen und zu peinigen, daß er sagen solle, was er über Zevs Schicksal wisse. Prometheus widersteht, wie Hermes ihn auch quälen mag; die Erde bebt, der Kaukasus will ineinander stürzen, Blitze des Zevs fahren auf ihn hernieder, ihn zu zwingen, aber Prometheus verschweigt, was er von der Zukunft weiß, und so endigt die Tragödie. — Die Kraft des Leidens und die Kraft des Duldens stehn einander gegenüber, beyde aber unterworfen dem gemeinschaftlichen Schicksal. Denken Sie sich einstweilen den Prometheus als die Klugheit, die Vernunft, die Vorsicht, denken Sie ihn sich als eben jenes unauslöschliche Feuer, von dem gesagt wird, daß er es geraubt habe, um die Menschen zu beglücken, und den Trieb zu holden Künsten, die er alle gelehrt haben soll, ihren Busen einzuflößen, so sehn Sie vielmehr in dieser Tragödie das Schicksal mit dem leidenden Menschen im Bunde, denn Prome-

theus weiß ja den Rath des Schicksals, und ist unsterblich. Wenn nun auch diese Tragödie wegen der darin enthaltenen Schmähungen des Zevs von den Griechen als irreligiös verdammt wurde, so können wir doch nicht umhin, den höchsten Kampf um die Religion und für die Religion in diesem Werke zu schauen. In dem erhabenen Protestantismus der Lebenskraft und der Freyheit gegen die Naturkraft und Tyranney, der hier dargestellt wird, läßt sich eine viel reinere Beruhigung schöpfen, als in der griechischen Religiosität, mit der die Tragödien des Sophokles sich schließen. Wo Aeschylus den Tod oder das Schicksal darstellt in den Eumeniden, in den sieben gegen Theben — da allenthalben werden sie überschrien vom Tumulte des Lebens. So war die grosse Natur, die auf ihrem Grabmale wohl der Mitgenossenschaft im Kampfe gegen die Perser, der Thaten des Kriegs, die sie verrichtet, gedachte, von den Tragödien aber, von allem Dichterruhme schwieg. — Sophokles hingegen, dessen Jugend in die kriegerische, dessen Alter in die philosophische Zeit Athens gefallen war, stellt uns das menschliche Gute und Schöne, was im Gefolge der grossen Triumphe über Griechenland gekommen war, dar; da aber das reizende Wort seiner Kunst nicht mehr getragen und begleitet wurde von den entsprechenden Thaten, so mußte, wie harmonisch seine Kunst auch redete, wie rein das griechische Wesen auch von seinem Munde ausging,

dennoch ein viel unversöhnteres Gefühl nach seinen Darstellungen hinterbleiben; immerfort schreckt und betrübt das Traumbild, von dem Novalis sprach:

Das furchtbar zu den frohen Tischen trat
Und das Gemüth in wilde Schrecken hüllte.
Hier wußten selbst die Götter keinen Rath,
Der die beklommne Brust mit Trost erfüllte.
Geheimnißvoll war dieses Unholds Pfad,
Des Wuth kein Flehn und keine Gabe stillte;
Es war der Tod der dieses Lustgelag
Mit Angst und Schmerz und Thränen unterbrach.

Ich nehme den Begriff Tod hier in seiner allerweitesten Bedeutung, als Untergang überhaupt. Da nun dieser in den Tragödien des Sophokles überall zwar gemildert durch die Kunst, aber nicht besiegt durch die Kunst dargestellt wird; da das Schicksal nie abgebildet wird, als erzeugend das Gefühl der Freyheit, sondern alles sich darauf bezog, das Schicksal darzustellen, als harmonisch eingreifend in die Erzeugnisse der Freyheit; da, wie furchtbar die Götter auch mit dem Leben der Sterblichen schalteten, dennoch wenigstens einen schönen Akkord zwischen dem Göttlichen und Menschlichen zu bilden versucht wurde — so konnte nie durch die Tragödie jene vollständige Einheit des Glaubens bewirkt werden, die die zukünftige, von mir hinlänglich angedeutete Tragödie in

dem Herzen der Zuschauer hinterlassen muß. In diesem Glauben werden Nothwendigkeit und Freyheit einander gegenüber stehn und ineinander leben, ein ruhiges Gesetz wird darin das Göttliche und das Menschliche umfangen, wenn die Griechen nur die unruhige Willkühr des Schicksals zwischen beyden schalten sahn. Es kommt darauf an, das reine Verhältniß zwischen den Griechen und unsern Forderungen an die Menschheit zu bestimmen; dieß konnte nicht anders geschehn, als indem ich jenes herrliche Volk augenblicklich unserm Maaßstabe unterwarf. Lassen Sie uns jetzt, ungestört durch diese Forderungen, die Darstellung ruhig beschließen. —

Ich befürchte nicht, daß irgend jemand meine Würdigung des griechischen Alterthums und seiner Tragödie, wie einen Tadel desselben verstanden haben könnte. Das Ideal einer vergangenen Zeit kann man aus der Geschichte herausheben, und mit dem Ideale vergleichen, was man in seiner Brust trägt, aber ruhig füge man es zuletzt an die heilige Stelle der Geschichte wieder ein, von der man es fortgenommen. Sie trauen mir zu, daß nur mit diesem Vorbehalt, ich es auf eine kleine Weile aus seinem Zusammenhang herausgerissen. Voltaire in seinen lettres sur Oedipe verfährt etwas anders mit dem Sophokles. Nachdem er vermittelst der Dacierschen Uebersetzung des Sophokleischen Oedipus, diese Tragödie aus dem

griechiſchen Boden herausgeriſſen, das was ihm die Blüthen an dieſem Werke zu ſeyn ſchienen, abgepflückt, und in ſeiner Blumenfabrik, wie es ſich verſteht, einen neuen und beſſern Oedip in der Eil zu Stande gebracht hat, wirft er die ehrwürdige Antike fort, und meint: l'harmonie des vers et le pathétique qui regne dans le style de Sophocle ont pu séduire les Athéniens, qui avec tout leur esprit et toute leur politesse ne pouvoient avoir une juste idée de la perfection d'un art qui étoit encore dans son enfance, und um ſeinen Tadel oder vielmehr um die Grichen zu entſchuldigen, nimmt er ſich die Mühe zu ſagen: nous devons nous mêmes en blamant les tragédies des Grecs, réspecter le génie de leurs auteurs: leur fautes sont sur le compte de leur siècle, leurs beautés n'appartiennent qu'à eux; et il est à croire, que, s'ils étoient nés de nos jours, ils auroient perfectionné l'art qu'ils ont presque inventé de leur temps. Es gehöre, meint dieſer beherzte Mann ferner, zu den Ungerechtigkeiten unſerer (der Voltaireſchen Zeit,) daß man die Griechen nicht leſen wolle, da ſie doch zu viel Schönheiten hätten, pour qu'on les méprise entièrement. — Weit entfernt auch nur vom Skelet der griechiſchen Tragödie eine Vorſtellung zu haben, glaubt er dasjenige mit männlicher Reife auszuführen, was die Griechen nur im erſten kindiſchen Wahne entworfen hätten. — Wir dagegen erkennen

als Künſtler den Sophokles für unſern ewigen Meiſter, wir glauben an ſeiner Hand am ſicherſten eingeführt zu werden in die Geheimniſſe der Kunſt, von ihm am ſicherſten zu lernen, was uns fehlt, eben jene Einheit des Geiſtes und des Werks, jene Vollendung, jene Gediegenheit, jene dramatiſche Ganzheit, und jenen in dem Werke ſelbſt gegründeten und ihm ganz eigenthümlichen Rythmus; wir vermeſſen uns keiner Forderung, als ſolcher etwa, die aus den religiöſen Tiefen unſers Gemüthes entſpringt! Wir, die wir Göthen haben, halten noch immer Sophokles für ſeinen und unſern Meiſter!

20.

Ironie, Lustspiel, Aristophanes.

Motto: Nicht dadurch daß, wie die gelehrten Pedanten unsrer Zeit meinen, recht viele zum Schweigen gebracht werden, sondern dadurch, daß recht viele zum Worte kommen, wird dem göttlichen in Wissenschaft und Kunst gedient.

Der ehrliche Sulzer sagte: „die Grundregel, die der komische Dichter beständig vor Augen haben muß, ist nicht die, nach welcher Aristophanes sich allein scheint gerichtet zu haben: Spotte und erwecke Verachtung und Gelächter, sondern diese: Mahle Sitten und zeichne Charaktere, die für denkende und empfindende Menschen interessant sind.“ — Es ist oft sehr gerathen, auf eine ganz ordinaire Ansicht in der Literatur zurückzublicken, nicht etwa um daraus die Satisfaction zu schöpfen, daß wir es denn doch zuletzt so herrlich weit gebracht, sondern um immer eingedenk zu bleiben des Weges, den wir gegangen sind. Sulzer zieht sich eine Regel ab, vom Aristophanes,

die von keiner Seite auf dieſen paßt; hierauf meint er, es ſey eine ſchlechte Regel, und ſagt mit einer gewiſſen Selbſtgenügſamkeit, ſeiner Sache völlig gewiß, die beßere Regel hinzu: Male Sitten und zeichne Charaktere, die für denkende und empfindende Menſchen intereſſant ſind. — Man ſollte denken, dieſe Regel wäre von Iffland's Sittengemälden, oder Iffland's Sittengemälde wären von dieſer Regel abſtrahirt, ſo genau paſſen dieß Ideal, und dieſe Ausführung auf einander. Uebrigens iſt es unmöglich, unmäßiger und genügſamer zugleich in einer und derſelben Periode zu ſeyn, als dieſer Kunſtrichter: Den Dichter, der das Athenieſche Publikum in den Taumel des Komiſchen hinriß, verſchmäht er, und wäre zufrieden, wenn ihm einer die Sitten und Menſchen um ihn her auf eine intereſſante Weiſe zu zeichnen wüßte. — Was widerſteht ihm wohl an Ariſtophanes? — Daß die Kunſt im griechiſchen Luſtſpiel dreiſt und muthwillig in das wirkliche Leben eingreift, daß ſie wohl gar demſelben trotzt und es unter die Füße tritt, während ſie bey uns ſich gehorſam nach unſern bürgerlichen Verhältniſſen bequemt, und wohlgezogen, artig, diſcret, ohne alle Perſönlichkeit gewiſſermaſſen nur ſpricht, wenn ſie gefragt wird. Beſonders zuwider ferner iſt ihm an Ariſtophanes, daß er ſo unaufhörliches unmäßiges Gelächter erregt, während der ordinaire denkende und empfindende Mann unſrer Zeit nur das Lächeln vertragen kann; daß er ferner den

ganzen Menschen in den komischen Rausch hineinzieht, da hingegen wir gebildete Leute schon mit leisen moralischen Winken, mit komischen Anspielungen, mit satyrischen Seitenblicken zufrieden gestellt sind. — Nach den Forderungen jenes mäßigen genügsamen Mannes wimmelt das deutsche Theater von Lustspielen; ich dagegen fange meine heutige Vorbereitung auf das griechische Lustspiel damit an zu erklären, nicht nur, daß wir eine dem Aristophanes entsprechende Erscheinung auf unsrer Bühne gänzlich entbehren, sondern, daß das Lustspiel selbst, einige von andern Nationen entlehnte Poesien ausgenommen, auf dem deutschen Theater durchaus noch nicht existirt. — Um dieses Wort zu bewähren, lassen sie mich zuförderst einen griechischen Begriff entwickeln, der vor einigen Jahren von geistreichen Freunden der Kunst wieder hergestellt, nachher aber von kindischen Nachahmern derselben, durch ekelhaften Mißbrauch zertreten worden, nichts destoweniger aber das ganze Geheimniß des künstlerischen Lebens in seiner wahren ursprünglichen Gestalt ausdrückt, den Begriff der Ironie. Verlangen Sie eine deutsche Uebersetzung des Worts, so weiß ich Ihnen keine beßre zu geben, als: Offenbarung der Freyheit des Künstlers oder des Menschen. Die Kritik redet den Künstler oder den Menschen also an: wie herrlich das sey, was du mir darstellst, wie groß und heilig die Idee, welche du mir verherrlichst, immer will ich wissen, ob du deine

Freyheit behauptest. Unterwirfst du dich irgend einer noch so schön von dir ausgesprochenen Idee, bleibst du kleben an irgend einem bestimmten Dienst des Heiligen auf Erden, behandelst du irgend einen Gedanken oder Menschen mit immer wiederkehrender Vorliebe, nährst du gegen gewisse Formen des Lebens eine unüberwindliche Abneigung, so mangelt dir die Ironie, die göttliche Freyheit des Geistes, ohne die es weder Ideen, noch Heiliges, noch Liebe giebt. — Lassen Sie uns das Ganze etwas näher auf den Menschen anwenden und diesen besonders so anreden: du nährst die Liebe gegen irgend ein bestimmtes Schönes, wirst nicht müde, es immer mehr in allen seinen Tiefen zu betrachten und zu bewundern! Die Frage ist, verlierst du darüber die Freyheit, die leichte Beweglichkeit deines Geistes, fallen deinem Geiste die ihm angebornen Flügel ab, oder wächst dadurch deine Empfänglichkeit für alles Schöne überhaupt, kannst du dich im Genuße des Schönen über das Schöne noch erheben? — damit ist nicht gesagt, du dürfest dich dem Freunde oder einem Kunstwerk nicht hingeben, vielmehr sollst du dich hingeben, denn wie wolltest du mir deine Freyheit, deine Unabhängigkeit zeigen, wenn du wie Holz durch deine Natur schon immer oben zu schwimmen genöthigt — wenn du kalt und gleichgültig wärest; du sollst nicht versinken, verlange ich. Du antwortest mir: es sey dein Stolz dich ganz unterzutauchen, deiner selbst zu vergessen,

im Genusse des Schönen, für das bestimmt erkannte Gute und Schöne, sey es eine geliebte Person, sey es ein Vaterland, sey es ein großer herrlicher Entschluß, sey es die Religion selbst, zu leben und zu sterben! Wohl, es ist auch mein Stolz, daß ich dieses zu können glaube! Aber ist das ein wahrer Taucher, der wohl in die Tiefe des Meeres hinabsteigen, aber nicht wieder sich hinaufschwingen kann; ist es denn ein Verdienst, seiner selbst zu vergessen, wenn man die Kraft verloren hat, sich seiner selbst zu erinnern, und ist es der Rede werth, für irgend eine Sache leben und sterben zu können, wenn man nicht anders zu leben vermag, als in dieser Sache, und ohne sie kein Ausweg bleibt als der Tod? — Dient z. B. ein Schwärmer, ein gemeiner Mystiker, der Sache, für die er schwärmt; kann dem Schönen, wofür er schwärmt, sein Schwärmen wohlgefallen? Er schwärmt für die Sache, nicht etwa, weil er sich zu tief untertauchte, sondern, weil er nur wie ein schlechter Schwimmer etwas an der Oberfläche Bescheid wußte. Dem geliebten Gegenstande ist also nie damit gedient, daß du in ihm untergehst und versinkst, sondern vielmehr, daß du in seine ganze Tiefe mit Freyheit eingehst, was du nur vermagst, wenn du mit immer gegenwärtiger Freyheit, dich wieder zu erheben, in dich selbst aus deiner Hingebung zurückzukehren im Stande bist. — Möge dann eine mächtige Welle im Meere der Schönheit dich augenblicklich eben

durch ihre Macht hinabreißen in die Tiefe, darum ver-
sinkest du nicht, das Gefühl deiner Kraft meldet sich
wieder, und mit Freyheit schwingst du dich hinauf! —
So ist das Leben des Künstlers, es mag ihn oft un-
widerstehlich hinabziehen, wie die Nymphe den Göthe-
schen Fischer, aber ehe ihr es noch glaubt, ist er wie-
der schöner, freyer und lebendiger oben. — Lassen Sie
uns das Ganze an einem noch näher liegenden Beyspie-
le betrachten. Setzen wir den Fall: ein wohlgesinn-
ter — es mit der Sache der Kunst wenigstens redlich
meinender Kritiker habe das Wesen der Tragödie vor
einer gebildeten Versammlung vorzutragen: setzen wir
ferner, alle seine Studien, seine Vorübungen in der
Kunst, in der Wissenschaft und im Leben haben ihn
immerfort wieder zurückgeführt, auf eine einzelne be-
stimmte Schönheit, auf die Schönheit der christlichen
Religion. Wie uns die einzelnen Besitzthümer der
Welt erst recht werth werden, wenn wir sie auf eine
schöne einzelne Stelle beziehn, wenn wir sie versam-
meln in einem Hause, worin alles, was wir ge-
liebt haben, vielleicht unsre Vorältern schon, immer
versammelt waren; so setzen wir, erhielte in den
Augen des erwähnten Freundes der Kritik, das Gröss-
te wie das Unscheinbarste, Kleinste, was ihm in Le-
ben, Wissenschaft und Kunst begegnet wäre, erst wah-
ren Sinn, wenn er es auf die heiligen Empfindun-
gen seiner Religion bezöge. — Sie würden alle sa-
gen: daran thut er recht, jeder von uns hat irgend

eine ſolche Lieblingsſtelle; jedem von uns hat ſein Leben irgend eine Gemeinſchaft, irgend einen Vereinigungspunkt beſonders werth gemacht, und jeder von uns iſt nicht zufrieden, bis jede neue Schönheit die er erkennen mag, ſich in dem Hauſe einwohnt, darin es ihm wohl iſt; irgend ein Menſch iſt ihm beſonders lieb, ſo ruht er nicht eher, bis er jede neue gute Bekanntſchaft, mit dem vorzüglich geliebten in Beziehung bringt; er ſtrebt, daß der neue Freund und der alte vorzüglich geliebte Freund, auch wieder unter einander Freunde werden. Wohl! das geben ſie dem Kritiker zu! Wenn er aber für den alten vorzüglich geliebten Freund ausſchließend ſchwärmte, und die Möglichkeit eines neuen Freundes abläugnete, ſo würden ſie ihn mit Recht einen Myſtiker nennen, ſie würden ihm eben das Bewußtſeyn ſeiner Freyheit abſprechen; ſie würden ihm ſagen, er ſey verſunken, er ſey verzehrt worden von den Flammen der Schönheit, die ihm erſchienen iſt. Sie könnten es zwar unbegreiflich finden, wie er eine von der Zeit durch Spott und Unglauben, noch mehr aber durch fade, poetiſirende Modeſchwärmerey herabgewürdigte Sache, wie die chriſtliche Religion, gerade zu ſeinem erſten Freunde erwählen könne; ſobald er Ihnen aber zeigte, daß er über ſeinen großen Freund, die Welt nicht vergeſſen habe, daß er ferner deshalb nicht minder offen und empfänglich für die liebſten Beſitzthümer Ihres Lebens ſey, ſo würde ſich dieſer Menſch ſchon anhö-

ren lassen. Sein Streben und seine Liebe wäre frey und ironisch! — Wohlan! sein älterer Freund ist die Sache der christlichen Religion, sein jüngerer die Sache der dramatischen Kunst: er darf nicht ruhen, bis er diese beyde unter einander zu Freunden gemacht hat. Er überdenkt die Geschichte des ältern und die des jüngern Freundes, und sieht auf den ersten Blick die gemeinschaftliche Schönheit in beyden; er sieht was ihn in der Tragödie erhebt ist dasselbe, was ihn in der heiligen — und durch den Glauben ganzer Jahrtausende von kräftigen, großen Geschlechtern der Menschen von neuem geheiligten Geschichte erhebt. Wie er nun die Natur der Tragödie vor einer Versammlung von Freunden der Kunst darstellt, deutet er durch ein Paar leichte Worte: Auferstehungsmoment, Himmelfahrtsmoment, sein Streben an, seine Freunde unter einander zu Freunden zu machen, und verfährt so, wenn nicht künstlerisch selbst, doch in künstlerischer Manier; er offenbart beym neuen, daß er des alten nicht vergesse, er offenbart in seiner Art, des alten zu gedenken, daß er in diesem nicht untergegangen sey, daß er die Freyheit nicht verloren. — Wenn derselbe Kritiker nun plötzlich mit Scherz und Spiel die christliche Religion Ihnen in einem offenbar durchaus komischen Lichte darstellte; wenn er sich selbst mit seinen Auferstehungs- und Himmelfarthsmomenten und mit seinem ganzen Glauben auslachte, was würden sie nun von ihm denken?

Sie würden fragen, reißest du dich mit Freyheit los aus der Bezauberung deines Glaubens, oder haben dir fremde Tadler blos deinen Glauben, den du bey der Tragödie, an einer Stelle, wo er nicht hingehörte, ungeschickt anbrachtest, verleidet, und dich erbittert gegen ihn; und lachst du ihn jetzt aus, um dich für den Schmerz schadlos zu halten, den dir der Tadel zugezogen; lachst du mit Freyheit, oder genöthigt und mit Bitterkeit, lachst du mit reiner Ironie, oder mit schmutziger Satyre?

Gewiß geben Sie alle mir zu, daß es ein zweifaches Lachen gebe, ein unschuldiges argloses und ein unreines übelwollendes Lachen. Den Gegenstand des arglosen Lachens nennen wir einen komischen, den Gegenstand des unreinen, herabwürdigenden Lachens nennen wir einen lächerlichen Gegenstand; Sie würden also den Kritiker, der sich von der Gottseligkeit auf die Seite des Spieles mit göttlichen Dingen hinübergeworfen hätte, fragen: ist dir dein religiöser Glaube plötzlich ein komischer oder ein lächerlicher Gegenstand geworden? Mit andern Worten, bist du blos, wie das Jahrhundert Ludwig XIV. in das Jahrhundert Voltaires aus einem Extrem ins andre gefallen, aus einer weinerlichen bigotten finstern Stimmung in eine spötterische frivole bunte, oder bist du mit Freyheit, mit Bewußtseyn, mit Ironie von der einen Seite der Menschheit, von der tragischen auf

die andere, die komiſche Seite, hinübergetreten? Denn der Kritiker kann ſich mit großem Rechte auf die heiligen Komödien des Mittelalters berufen, die bey Proceſſionen und in den Kirchen ſelbſt gehalten wurden, die mit unbegränzter Freyheit die Lebens- und Leidensgeſchichte Chriſti, in wahrhaft komiſchen Lichte darſtellen, und von der Kirche nicht blos geduldet, ſondern oft von ihr ſelbſt unternommen und von Geiſtlichen verfaßt wurden. Nun legt man der Kirche ja ſo gern die Abſicht unter, mit einem Schimmer der Heiligkeit blenden zu wollen, wie würde ſie alſo dieſe Komödien ermuntert haben, wenn dieſe nicht ihrer Natur, und ihrer ganzen uns ſelbſt noch jetzt immer zugänglichen Geſtalt nach, der Heiligkeit der chriſtlichen Religion recht angemeſſen geweſen wären. Manche Reſte dieſer chriſtlichen Luſtſpiele ſind uns erhalten, und wir erkennen auch wirklich an ihnen und empfehlen ſie als ein Muſter des recht unſchuldigen, recht dramatiſch-komiſchen.

Mit, und unmittelbar nach der herzlichſten, hingebendſten Andacht, unmittelbar nach den tiefſten Rührungen der Religion, konnte ein edles Gemüth des Mittelalters, wir fühlen es noch heut, übergehn zum freyſten Scherz über Gegenſtände des heiligen Glaubens. Warum? Darum, weil beyde Empfindungen, die des Ernſtes und der Luſt, nur geſchieden ſind, in einem unedlen irreligiöſen Gemüth, dagegen in einem

ächten, gediegenen Herzen belebt sind, beyde von derselben Andacht und Frömmigkeit. — In wie höher und ernster Gestalt die Religion dem menschlichen Herzen auch erscheinen mag, immer wird es noch eine höhere und unendlich höhere Gestalt geben; welcher Mensch nun die Gestalt irgend eines Augenblicks für die Höchste nimmt, und sich in dieser dumpf und bigott verliert, der ist in seinem Mysticismus eben so irreligiös, als der Religionsspötter in seiner Frivolität. Der ächte Mensch des Mittelalters öffnete gläubig und fromm seine Brust allen heiligen ernsten Schauern der Religion, gab sich ihr ganz hin, aber wohl wissend, daß es noch eine viel höhere Andacht gebe, daß die Religion noch in ganz andrer Erhabenheit erscheinen könne, öffnete er eben so treuherzig dieselbe Brust der Flamme des Scherzes und Witzes und so reinigte sie sich wechselsweise in Feuer und in Thränen zu einem ächten Heiligthum. Das eben ist der Unterschied, nicht die Religion selbst ward ausgelacht, wie in Voltaires Pucelle d'Orleans, sondern seinen in der reinsten Gestalt noch immer, gegen die Religion selbst, unwürdigen Glauben an die Religion belachte der Mensch. Eben so in Athen! Was den Griechen am theuersten war, das Vaterland, das Volk, die Stadt, welche eben in der Tragödie verherrlicht, von den Göttern abgeleitet, von ihrem unmittelbaren Segen ausgestattet und befruchtet, dargestellt worden waren, wie denn die griechi-

sche Tragödie überhaupt Gottesdienst des Vaterlandes heißen konnte, dasselbe Volk, mit seiner Verfassung und seinen Göttern ward in der Komödie mit der zügellosesten Freyheit verspottet, und auch seine endliche Gestalt von der Flamme des Witzes verzehrt, vernichtet, gezerrt; um das unendliche Gemein-Wesen zu verherrlichen, ward die endliche Republik mit allen ihren Häuptern, Demagogen und Heiligthümern dem unmäßigsten Gelächter Preis gegeben. Auch die zügellosen Komödien des Aristophanes wurden an der Bildsäule des Gottes, unter dem Vorsitz des Bachus gegeben! eben so hatte im Haupt des Dichters, dieser mochte sich nun wie Euripides, dem tragischen Ernst, oder wie Aristophanes, dem komischen Spiel ergeben, allemal der Gott den Vorsitz. Deshalb konnten Sokrates, Euripides und die Häupter der Republik sich mit allen Waffen des Witzes parodiren und travestiren sehen, ihre Gesichtszüge und Geberden durch Masken und mimische Kunst, in den komischen Situationen nachgeahmt finden, und unter allen Zuschauern vielleicht gerade am allerherzlichsten lachen. Sie konnten es, denn in der Seele des Künstlers und auf der Bühne präsidirte der Gott! mit andern allgemeineren Worten: in der Seele des Künstlers und auf der Bühne offenbarte sich allenthalben das Bewußtseyn der inneren Freyheit, oder die Ironie. —

Es kann meinen hochzuverehrenden Zuhörern nicht entgangen seyn, daß ich in dieser ganzen Dar-

ſtellung zwey Gattungen der Ironie, die komiſche Ironie und die tragiſche habe unterſchreiben wollen. Im gemeinen Leben, wo man Ironie und Satyre ſo leicht zu verwechſeln pflegt, wird gewöhnlich unter der Ironie eine Aeußerung von komiſcher Stimmung gemeint. Dieſem ganz entgegen habe ich gezeigt, wie auch der wahre Ernſt ſich ironiſch zeigen müſſe, wie auch in der höchſten, ernſthafteſten, innigſten Hingebung an irgend eine Schönheit, ſey es eine göttliche oder menſchliche, das Gemüth immer ſeine Freyheit behaupten, und dieſe offenbaren; wie es ſeine Empfänglichkeit bewahren müſſe, für jede neue noch ſo verſchiedene Geſtalt. Der Ernſt von der Ironie entblößt, gibt das weinerliche, dagegen von der Ironie, oder dem Gotte oder der Freyheit begleitet, gibt er, wie ich in unſerer vorigen Unterhaltung am Egmont und an Göthes Elegie Euphroſyne gezeigt habe, das tragiſche: der Scherz von der Ironie entblößt, gibt das lächerliche und ſo die Satyre; der Scherz im Bunde mit der Ironie, wie in den von mir hinlänglich beſchriebenen komiſchen Spielen mit der Religion, das ächte, reine, unſchuldige, komiſche. Es giebt im Laufe der innigſten Liebe zu einem Menſchen Momente, wo man ſein ganzes Treiben und Thun plötzlich in einem ſolchen rein komiſchen Lichte ſieht, wo man über dieſelbe Geſtalt, die man mit Thränen anbeten möchte, die vielleicht unſers Lebens Mittelpunkt iſt, mit deren Verſchwinden vielleicht

auf lange Zeit alle Harmonie unſrer Bruſt geſtört ſeyn möchte, wo man über dieſe nicht aufhören kann, zu lachen, alles was ſie thun mag, innerlich naiv und komiſch zu finden, und vielleicht von ihrem Werth gerade inniger durchdrungen iſt, als jemals: es iſt dann, als ob die Seele ſich ein heiliges Feuer anzündete, um allen irdiſchen Stoff zu verzehren, und nachher das Geliebte in einer viel reineren, ernſteren und unzerſtörbareren Form wieder aufzufaſſen. So, gerade ſo, in einem und demſelben Element der Liebe, ſollen Ernſt und Spiel, tragiſches und komiſches wechſeln und leben. Dann wird der Ernſt nie ſchwerfällig, bigott, abergläubig, kurz monologiſch, dann wird der Scherz nie flatterhaft, frivol, ungläubig, kurz dialogiſch erſcheinen: ſondern wie Monolog und Dialog im Drama ſich veredeln, und in eine Geſtalt, in die dramatiſche durchdringen, ſo werden die Geiſter des Tragiſchen und die Geiſter des Komiſchen im ſchönen Wechſel ihre Plätze vertauſchen, und in beyden wieder ein Geiſt allgegenwärtig walten. Nennen Sie dieſen nun den Geiſt der Liebe, oder den Geiſt der Freyheit; nennen Sie ihn Herz oder Gott — mir ſchien in der Beziehung auf den individuellen Gegenſtand dieſer Vorleſungen am gerathenſten ihn mit dem bewegteſten, zarteſten, geflügeltſten Geiſt der alten Welt, mit dem Zeitgenoſſen des Ariſtophanes, mit Platon: Ironie zu nennen. —

Offenbarung der Freyheit habe ich ſie zuerſt genannt, und damit keineswegs gemeint, daß der Künſtler äuſſern müſſe, wie er allenthalben des Begriffes der Freyheit, wie er ihn in irgend einer gemeinen philoſophiſchen Schule auffaſſen gelernt, eingedenk ſeyn ſolle. Frey von jeder ausſchließenden Regel, frey von jeder unbedingten Autorität ſoll er ſich bewegen, und ſoll mit immer wachſendem Willen, mit immer ſteigender Kraft, trotz allen früheren Jahrhunderten, trotz allen verehrten Namen, — ſeine Gegenwart, ſeine Zeit und ſich ſelbſt geltend machen. Nachdem der Begriff der Ironie durch Friedrich Schlegel wieder aufgeſtellt worden, fiel ein Heer von poetiſirenden Modephiloſophen über das Wort her, und von der Schlegelſchen ſelbſt noch unvollſtändigen Erklärung, wieder nur den halben Sinn aufgreifend, ward entweder eine gewiſſe träumeriſche Gleichgültigkeit gegen die ernſteren Verhältniſſe des Lebens, gegen bürgerliche Geſchäfte; ein gewiſſes ſatyriſirendes Scherztreiben mit heiligen Dingen und uralten Sitten; ein gewiſſes Streben, den Schein von Unverſtändlichkeit und Unbegreiflichkeit, vor ſchlichten, gutgeſinnten Leuten durchzuſetzen, oder wohl gar das noch elendere Streben, den ungemeinen, den ganz beſondern, den Verächter der Zeit und der Umgebungen zu ſpielen, mit jenem ehrwürdigen Namen bezeichnet. — Mit dem allerheiligſten, ich habe es geſagt, und, glaub' ich, gezeigt, kann geſpielt wer-

den, aber auch dieſes Spiel muß ein reines, unſchuldiges, argloſes, freundliches, heiliges Spiel ſeyn. Denn was iſt das Allerheiligſte, was iſt die höchſte Schönheit, was iſt die reinſte Wahrheit anders, als Saamen, der wieder ausgeſtreut werden muß, für eine noch höhere Ernte: Prüfungen des Lebens führen Zweifel herbey, die das frömmſte Gemüth in ſeinem Glauben ſtören, oft wohl dieſen Glauben verzehren, um einen höheren Glauben zu erzeugen. Weißt du dieſe Zweifel ſelbſt zu erzeugen, weißt du dich ſelbſt zu prüfen, vermagſt du gegen alles Beſtimmteſte, was du glaubſt, gegen jede Erfahrung, gegen jeden Grundſatz zu proteſtiren, aber nicht in der gemeinen Abſicht, nicht um die elende Satisfaction deines Verſtandes oder deiner Kraft, daß du ſo ernſte, heilige Dinge, zerſtören kannſt, wie es manchem Revolutionär dieſer Zeit widerfahren, ſondern in der Abſicht, um höhern Glauben, höhere Erfahrungen, einen höheren Grundſatz, kurz das Beſſere an ihre Stelle zu ſetzen, ſo ſchreibe du dir die Ironie zu, die ich nach Platon hier charakteriſirt habe. — Shakespear, und überhaupt die Dichter des Mittelalters lieben die Könige neben den Narren darzuſtellen: es iſt nichts anders als der Glaube und der Zweifel, die in einander verwebt und verſchränkt werden. Die Könige werden in der Witzesflamme des Narren, die ſie in den bedeutendſten Momenten umſpielt, rein gebrannt;

aus ihrer irdiſchen traurigen Erhabenheit, wird eben durch die komiſche Ironie des Narren eine immer göttlichere, tragiſchere. Eben ſo und hier beziehe ich mich insbeſondere auf den König Lear, von Shakespear, wirkt die wachſende tragiſche Ironie des Königs erhebend auf den Narren zurück. Das Lächerliche, wie ſeine bunte, klingende Kleidung andeutet, war der Punkt, von dem der Narr ausgieng; ſehen Sie nun, wie er unter fortſchreitender Einwirkung des tragiſchen neben ihm, immer reiner, immer komiſcher wird, bis er endlich als erhabenes Weſen, im ſonderbarſten Contraſt gegen ſeine Kleidung, neben dem Könige ſtehn bleibt, ſo daß man unentſchieden die Krone wechſelsweiſe von dem einen der beiden Häupter auf das andere hinübertragen möchte. — Eine lange Einleitung zum Ariſtophanes, werden Sie ſagen! — Ja es kann bey dem Ariſtophanes überhaupt nur bey der Einleitung bleiben; Darſtellung würde eine eigene Vorleſung verlangen.

Es bedurfte dieſer erſten Einleitung um den entehrenden Verdacht abzuwehren, als wage ein in unreinem Myſticismus verſunkenes, von den Modeſchwärmereyen ſeiner Zeit angeſtecktes Gemüth, ein in ſentimentalen, weichlichen Phantaſien entmanntes Herz von dem auſſerordentlichſten, was der ſpielende Verſtand hervorgebracht öffentlich auch nur

zu sprechen. Es bedarf noch einer andern Einleitung, um den falschen Begriff der Mäßigung im Komischen, der in gebildeten Zuschauern der deutschen Bühne entstanden ist, und in dem sich gerade der tugendhafte Sinn des Publikums den s. g. Dichtern gegenüber äussert, die den unschuldigen Spott nicht verstehn; um diese falsche Mäßigung, ohne Aergerniß zu beseitigen, und dagegen das wahre Maaß zu bestimmen, nemlich die Ironie.

Ein ächtes Lustspiel ist durchaus unverständlich für den, der das dazu gehörige Publikum nicht kennt. Im Trauerspiele sind Bühne und Publikum streng von einander geschieden; die Vergangenheit und die Geschichte sind die Gegenstände der Tragödie, sie sprechen bestimmt und unabänderlich zum Volke; so bald aber das Lustspiel einzieht in das Theater, dessen Hauptgegenstand die Zukunft, dessen Wesen daher freyes Spiel mit der Gegenwart, freyes Gestalten und Umgestalten der Dinge ist; eben so bald erhält jeder freye Mann eine Stimme, und wenn auch die Zuschauer nicht grade wirklich mit dem Munde zum Worte kommen, wie in jenem französischen Lustspiel, wo ein in den Logen unter den Zuschauern befindlicher Schauspieler plötzlich das Wort nimmt, und zu unsäglicher Belustigung des Publikums in das Stück eingreift; so zieht dagegen der Dichter sein Publikum unter mancherley

Gestalten auf die Bühne, er läßt die Zuschauer vielfältig anreden; der Harlekin, sein Repräsentant, beträgt sich als wenn er nicht bloß auf der Bühne, sondern im ganzen Theater unter den Zuschauern so gut als unter den Schauspielern zu Hause wäre; der Dichter bringt allenfalls, wie es Ludwig Tiek mit grossem Genie gethan, eine kleinere Bühne auf die grössere Bühne, und läßt neben der kleineren Bühne ein kleineres Publikum sitzen, und die gangbaren falschen und beschränkten Kunsturtheile des grösseren Publikums legt er dem kleineren in den Mund, so daß das grössere Publikum seine eigene Einseitigkeit und Geschmacklosigkeit in der Flamme der Lust und des Komischen verzehren sieht, und so durch die kluge Veranstaltung des Dichters in seine Ironie unmerklich hineingezogen wird. Kurz, in der Tragödie spricht die Bühne allein, und so ist sie mehr monologischer, monarchischer Natur; in der Komödie sprechen Bühne und Publikum gemeinschaftlich auf der Bühne, schon darum, weil im Lustspiel alles mit direkter Beziehung, im Trauerspiel hingegen alles mit indirekter Beziehung auf das Publikum gesagt wird, und so ist das Lustspiel mehr dialogischer demokratischer Natur. Die Wahrheit dieser Behauptung leuchtet auch historisch ein, wenn man bedenkt, daß die griechische Tragödie und Komödie im Ganzen genommen, zwar gleichzeitig blühten, dennoch aber die höhere Blüthe der Tragödie vorangieng und in die Zeit fiel, wo

die Verfassung von Athen noch monarchischer, wenigstens aristokratischer war; die Blüthe der Komödie hingegen mit der völlig demokratischen Gestalt der atheniſchen Republik zusammen fällt. Ja, ich kann mir eine Zeit denken, und sie kömmt vielleicht noch, wo das wirkliche Leben im Parterre und das idealische Leben auf der Bühne so einig sind, von dem Geiste derselben Ironie so gleichmäßig beseelt, wo eines das andre so verſteht, daß die Schauspieler nur die Tonangeber eines grossen Dialogs sind, der zwischen dem Parterre und der Bühne geführt wird, wo z. B. improvisirende Wortführer des Publikums mit Witz und Grazie eingreifen in das Werk des Dichters und andere Improvisatoren auf der Bühne mit Kunst das Werk des Dichters, wie ihre Festung vertheidigen, wo endlich das wirkliche Leben im Parterre und das idealische Leben auf der Bühne, wie König und Narr, in meiner obigen Darstellung, jedes unüberwunden und jedes gekrönt zurück bleibt, und die Dichter im Parterre gemeinschaftlich mit dem Dichter auf der Bühne, dem ganzen Hause und jedem Schauspieler und Zuschauer offenbaren die unsichtbare Gegenwart eines höheren Dichters, eines Geistes der Poesie, eines Gottes. — Die Art, wie z. B. das Wiener Publikum seine eignen komischen Charaktere, seinen Casperl, Tadädl, Tinterl sich gebildet und erzogen hat, ohne daß man eigentlich sagen kann, daß diese Wesen von einem einzelnen Menschen

wirklich erfunden worden seyen, ist die erste, obgleich unvollkommene doch ehrenwerthe Spur, daß Deutschland wirklich dereinst ein solches Universallustspiel, als ich beschrieben habe, zugetraut werden könne.

Aber wo bleibt die Illusion, das Isländsche, das Guckkasten-Princip unsrer Bühne? — Grade erhöht sollt ihr die Bühne verlassen, nicht bloß bekräftigt in dem alten Sauerteig der ordinairen s. g. wahrscheinlichen Gefühle und der ordinairen Grundsätze, die nur auf ordinaire Lage des Lebens, wo ihr überhaupt der Grundsätze nicht bedürft, passen, in allen ausserordentlichen Fällen Euch aber im Stiche lassen; grade hineingerissen sollt ihr werden, in das gewaltige Leben der Poesie, nicht ausserhalb sitzen und kalt und kritisch hineinschauen. Wie die Sachen jetzt stehn, habt ihr gut den bedächtigen weisen Mann spielen; der arme Schauspieler muß thun, als wenn ihr nicht da wäret: euch gar mit hinein zu ziehen und zu reden, wie es ihm ums Herz ist, das ist ihm ganz verbothen. Die Zeit wird schon noch kommen, wo der Vorhang nicht bloß deshalb aufgehen wird, damit ihr den Schauspieler sehen könnt, sondern auch, damit der Schauspieler euch sehe. Diese Zeit zu beschleunigen, würde ich es passend finden, daß in Städten, wo, wie in Berlin eine elende stehende Theaterkritik in den Zeitungen geduldet wird, ein geistreicher Schauspieler es sich herausnehmen möchte, nicht eine

Antikritik aber fortlaufende Publikumskritik zu schreiben.

Jetzt haben wir den Schauspielern ihre Intriguen unter einander und mit dem Publikum gut verworfen; ein Recht der Nothwehr nöthigt sie dazu, so unglücklichen tödtenden Einfluß diese Intrigue auf jedes angehende Talent und auf die Kunst hat. Gegen den Tadel des Publikums darf der Schauspieler nicht räsonniren; schweigen muß er, denn so wenig es ein Publikum zu nennen ist, so wenig der Gemeingeist der Kunst die einzelnen Zuschauer vereinigt, so gewiß jeder einzelne seine verschiedene, abweichende Meinung von a bis z über jede Regel der Kunst hat, so gewiß stünden sie alle für einen Mann, wenn der Schauspieler sich widersetzen wollte. Der Schauspieler läßt also seinen Zorn an dem glücklicheren Nebenmann, der aus eben so unverständigen Gründen vom Publikum erhoben als jener verworfen wird, aus, und so wird das gute — im Durchschnitt vom Publikum immer minder begünstigte Talent in gemeine Leidenschaften hineingezwungen, und das innerlich verstimmte, entzweyte, in sich selbst hineinkabalirende Schauspielerpersonal, soll nun die grosse Harmonie aller Kunst, in der erhabensten, nationalsten Dichtungsart ausdrücken; ein schön verschlungenes, bis in seine kleinsten Theile wohlklingendes Ganze soll es vor den Gebildeteten der Nation dar-

ſtellen. Muthet uns nicht zu, dieſes trübe, erzwungene, peinliche Vergnügen, was ſich mit ſeinen ungeheuren Anſtalten, mit allem ſeinem Glanz und ſeiner Pracht ja doch am Ende nur um den kleinen Tiſch an der Kaſſe, wo gezahlt und gewechſelt wird, dreht, dieß für eine Feyer der Kunſt zu halten, von deren hochherrlichem Weſen das Alterthum und das Mittelalter reden. Zeiget uns aber das erſte deutſche Luſtſpiel, das unmittelbar komiſch und republikaniſch auf das Publikum wirkt, dann wollen wir an das Gedeihen der Kunſt wieder glauben.

So war es der Fall mit den Komödien des Ariſtophanes, die eben darum ohne Rückſicht auf das atheniſche Publikum völlig unbegreiflich ſind; ſo war es noch in unſern Tagen der Fall mit den beyden größten Luſtſpieldichtern des 18ten Jahrhunderts mit Gozzi und Holberg, die an und für ſich betrachtet auch nur einen höchſt ſubordinirten Genuß gewähren, dahingegen bezogen auf das Lokal, für welches ſie berechnet waren, nemlich, auf Venedig und Kopenhagen, gleich befriedigend auf die Phantaſie, auf den Verſtand und auf den Kunſtgeiſt wirken. — Der bisherige Mangel an deutſchem Luſtſpiel, das, wie ich ſchon geſagt, mehr in der Gegenwart und Zukunft verweilt, ruhrt wohl auch daher, weil unſere Gegenwart ſo wenig erfreulich, die Ausſicht in die Zukunft für unſere Nation ſo höchſt unbeſtimmt und ungewiß

ist. Unser Theater hat im ganzen einen mehr tragischen Charakter; darum haben wir die Sphäre der tragischen Gegenstände so vorzüglich erweitert und die Komödie sogar uns unter der Gestalt des rührenden Lustspiels (gleichsam in tragischer Manier) angeeignet. Auf der antiken Bühne waren alle Sujets der Tragödie heroisch, die Vergangenheit adelte, erhob, ihr gebührte ein höherer Schritt, ein höheres Fußgestell, der Cothurn: in der Komödie hingegen giengen die Schauspieler auf Socken einher, als wenn das Gegenwärtige auf den Adel noch keinen Anspruch machen könnte; ihre Sujets waren familiär und populär. Die alte Bühne begehrte mehr des Komischen zu ihrer Beruhigung, deshalb mischte sie dem Tragischen das Komische bey, wie ich schon bemerkt: diesen Tragödien wurde ein satyrisches Drama, ein heroisches Lustspiel beygemischt. Wir hingegen, recht im Gegensatze der Alten, scheinen mehr Tragisches zu bedürfen, indem wir das Tragische in die bürgerliche Welt, die eigentlich dem Komischen zum Tummelplatz angewiesen war, einführten, und so dem heroischen Lustspiel der Alten unser deutsches bürgerliches Trauerspiel gegenüber stellten.

Deßhalb, und weil nun noch überdieß alle dramatischen Formen selbst, (mit Ausnahme der Werke von Göthe, Schiller, L. Tick, F. und A.

W. Schlegel) von den Ausländern und der Vergangenheit entlehnt sind, und so unser Theater nicht bloß vergangene Gegenstände, sondern diese auch noch in den Formen vergangener Zeiten darstellt, deshalb macht es eine so traurige und leblose Wirkung, daß kein in diesem und für dieses Theater erzogener Mensch sich von der Lebensluth, von dem Taumel, von dem Witzesrausch einen klaren Begriff machen kann, worin die Werke des Aristophanes geschrieben sind, und in den sie haben versetzen müssen. Alle Kritiker kommen darin überein, trotz alles Muthwillens, aller Frechheit, aller Zügellosigkeit der Aristophanischen Komödien, wogegen sich ihr modern-ehrbarer Sinn sträubt, dennoch diesem Dichter eine grosse, erhabene und tugendhafte Seele und die s. g. attische Grazie zuzusprechen. — Das eben nun ist die göttliche Ironie, von der ich vorbereitend so Vieles sagen mußte, daß ein einziger Dichter sein Volk, dessen Sitten, dessen Gesetze, Götter, Herrscher und Weisen, in Strömen von electrischen Schlägen des Witzes, bespötteln darf, nichts unberührt zu lassen braucht, und dennoch durch seine ganzen Werke, bloß durch ein heiliges Maaß, durch einen göttlichen Rythmus, die er hineinzulegen weiß, und trotz der anscheinend pöbelhaftesten Ungezogenheit, den höchsten Eindruck sittlicher Erhabenheit auf seine Zeit und auf die wahren Kunstkenner aller Zeiten macht. So hat denn gleichfalls die antike Komödie, wenn auch an

vielen Stellen ihre Ironie noch durch Satyre und eigentlichen Spott und bestimmte Willkühr, getrübt seyn mag, hohe Vorzüge vor der antiken Tragödie. Hier offenbaret es sich, wie die Griechen vielmehr auf der Erde und mit ihrem Willen, als mit dem Göttlichen und mit dem Schicksale Bescheid wußten, wie sie überhaupt vielmehr das Leben, als den Tod verstanden. —

Als Vorbereitung auf ein näheres Studium seiner Werke, und zur Entfernung aller Vorurtheile der Zeit, die sich seinem Verständniß entgegen setzen könnten, habe ich genug gesagt, und so meine Pflicht gethan. Denn es ist nur zweyte untergeordnete Pflicht des Kritikers, die unmittelbare Einsicht in die Werke der Poesie zu geben. Aber mit seinem Publikum gemeinschaftlich, und, (wie der Lustspieldichter) nie ohne Rücksicht auf Meinungen und Einwendungen des Publikums, die Augen der Seele zu klären und zu schärfen, gemeinschaftlich mit dem Publikum das Herz zu beleben, und so den ächten Eingang in die Poesie zu öffnen, das ist des Kritikers erste Pflicht.

21.

Vom Charakter der spanischen Poesie.

Zwey Unarten sind es, welche der näheren und wahren Vereinigung des deutschen und spanischen Geistes, so sehr beyde für einander von der Natur bestimmt zu seyn scheinen, besonders im Wege stehn: zuerst die Tadelsucht, die Intoleranz, der Unglaube, die ihr aufgeklärtes Ohr vor allen poetischen Spielen einer Nation in ihrer kräftigen und frischen Jugend, ferner vor allen jugendlichen Ausdrücken der Begeisterung für die Religion, der Durchdrungenheit von einer heiligen alles umfassenden Liebe, verschliessen; die alle diese Dinge höchstens für schöne Irrthümer eines jugendlich überfließenden Herzens halten, die ferner sich zu entehren glauben, wenn sie zurückkehren sollen und eben in diesen Spielen werden, wie die Kinder; sodann aber zweytens und noch mehr habe ich mich beklagt über eine widerwärtige, und

noch viel verwerflichere Modeschwärmerey für diese schönen Spiele der Kindheit, die den ganzen Ernst des Lebens, alle Rechte der Gegenwart, alle Ansprüche, die wir an unser Zeitalter machen, und die unser Zeitalter an uns zu machen hat, wegwerfen will, und kurzweg umkehren ins Mittelalter, sich niederlassen bey den Spaniern des 14ten, 15ten und 16ten Jahrhunderts. Daß ich diese beyden Extreme der unbedingten Erhebung und der unbedingten Verwerfung in meiner Darstellung vermeiden werde, trauen Sie wohl schon meinem Abscheu gegen beyde von selbst zu. Aber damit auch zwischen mir und meinen Zuhörern jedes Mißverständniß vermieden werde, so erlauben Sie mir, daß ich mit besonderer Rücksicht auf die spanische Poesie den Versuch mache, jene beyden ausschweifenden, allzusehr im Extreme verweilenden: die grämlichen, ungläubigen, tadelsüchtigen Gegner der christlich-spanischen Poesie sowohl, als die sehnsüchtigen, anbetungssüchtigen Liebhaber derselben, mit einander zu gegenseitiger Mäßigung und Milderung zu vereinigen.

In wahren und recht gutgesinnten Freunden der Poesie, zeigt sich oft innerlich, daher nicht so erbittert, derselbe Streit zwischen Dingen, deren Güte sie in spätern Jahren erst erprüft und erkannt haben, und zwischen Erinnerungen an die höhere

Schönheit anderer Dinge, von denen sie in früherer Jugend ergriffen worden sind.

Man hört sehr häufig von bejahrten, oder wenigstens altklugen Leuten, die Klage: je älter man werde, um so weniger werde man ergriffen, befriedigt von den Schönheiten in Natur und Kunst: der schöne Rausch, das Erfülltseyn von einem Kunstgenuß verschwinde mit den Jahren mehr und mehr. Ein Schauspiel, das die jugendliche Seele ganz eingenommen und befriedigt habe, wolle seine Wirkung nun nicht mehr thun: die Seele sey gewachsen, ihr Umfang sey nun zu groß, um ganz erfüllt zu werden von irgend einer Schönheit; in dem größeren Gefäß bleibe ein leerer Raum zurück, während das kleinere einst von dem Weine der Poesie erfüllt und überfüllt worden wäre. Mit den Jahren werde man in allen Genüssen ekler und tadelsüchtiger; auch das Leben selbst könne nicht mehr befriedigen. — Man habe in seiner Jugend bey einer Vorstellung des Otto von Wittelsbach oder der Jäger, sich selbst vergessen können; lange Tage habe noch nachgeklungen das Rheinweinlied am Schlusse der Jäger, und das derbe Wort des Wittelsbachers kurz vor seinem Tode, jetzt sey alles anders; wie man ehemals nur Otto von Wittelsbach, und den Oberförster und Rickchen im Auge gehabt habe, so denke man jetzt nur an Babo und Iffland, oder an die Individualitäten der Schau-

ſpieler; ehemals habe man im Theater wie im Paradieſe gelebt, jetzt habe man (wie die erſten Eltern nach dem Sündenfall) die traurige Entſchädigung der Erkenntniß des Guten und Böſen; man könne ein ſcharfſinniges, durch und durch kritiſches Urtheil fällen, aber Luſt, Glanz und Leben ſey dahin; man ſey poetiſch geweſen und äſthetiſch geworden. —

Es haben viel ehrenwerthe Leute über dieſe betrübende Erſcheinung, über dieſe niederſchlagende Veränderung nachgedacht: einige haben die Schuld dem bloßen Aelterwerden und den damit verknüpften Hinfälligkeiten und Beſchwerden beygemeſſen, darauf iſt aber das Zeitalter fortgeſchritten, und man hat an Knaben, die kaum der Ruthe entwachſen waren, daſſelbe erfahren; auch ſie haben ſich nichts mehr gefallen laſſen, und über den Meiſter, Meiſter geſpielt; durch bloßes Aelterwerden war alſo die Sache nicht erklärt. Drauf haben andre das Wort genommen: die Zeiten werden ſchlechter, haben ſie gemeint, aber: im Gegentheil, es wird beſſer, wir ſchreiten fort im Galopp, ſo hat das ganze Zeitalter ſie überſchrien.

Laſſen Sie uns jetzt verſuchen, die wunderliche Erſcheinung ruhig zu entwickeln: geht im fortſchreitenden Kunſtgenuß jene erſte jugendliche Reinheit, Unſchuld, Unbefangenheit und Frömmigkeit

wirklich und nothwendig verloren, so thäten wir beſſer, wir ließen Calderon und Cervantes wo ſie ſind, und ließen die Lieder, welche die Unſchuld eines herrlichen Volks ſang, die nur die Unſchuld begreifen kann, lieber unberührt. Was haben jene groſſe Schatten zu ſchaffen mit den kritiſchen Männern, mit den kritiſchen Knaben, und mit den kritiſchen Frauen unſrer allweiſen Zeit. Aber ſo iſt es nicht! — Unterſcheiden wir zwey Gattungen des Kunſtgenuſſes: begreifen wir die Empfindungen, welche Muſik, Drama und Welt in der eben ſich entfaltenden Jugend erwecken, unter einem gemeinſchaftlichen Namen, nehmlich: des kindlichen Kunſtgefühls; im Alter erſtirbt dieſes Gefühl in einem reinen Herzen keinesweges, nur es nimmt einen ganz entgegengeſetzten Character an, und verdient, daß wir es mütterliches Kunſtgefühl nennen. In der Jugend lebten wir mehr in dem Werk, innerhalb des Werks; in dem Alter mehr außerhalb des Werks, mit dem Meiſter. Was ich meine, wird nirgends deutlicher als in der Muſik: rufen wir den erſten Eindruck, den die Muſik auf unſer jugendliches Herz machte, lebhaft zurück, ſo ſehen wir, daß nicht etwa bloß das Ohr, ſondern unſre ganze Natur, alles was näher oder entfernter ſich uns zeigen mochte, von dem Zauber jener Kunſt ergriffen wurde; die alltäglichſten Geſichter um uns her wurden bedeutend durch die Töne; vie-

les, was wir jetzt für gemein erkennen, wurde durch die Berührung der harmonischen Klänge geadelt. Es war ein gewisses Fortklingen in der Musik, ein eignes, tausendfaches Echo; der trockenste, kälteste Gegenstand gab einen harmonischen Ton zurück; die Musik klang in dem gewöhnlichen, stilleren Laufe unsers Lebens noch lange nach: in gewissem Sinne unendlich, denn die ganze Welt, ihr Treiben und ihr Wechsel ward zu Musik. — In späteren Jahren zog sich der Genuß immer enger zusammen; wie wir ehemals von der Gewalt der Musik getrieben wurden, so fingen wir nun an selbst die Musik zu treiben; ehemals offenbarte sie uns den Geist aller Kunst, nun ward sie für uns eine einzelne Kunst, mit ihrem Gefolge von Regeln und Handgriffen und gelehrten Notizen aller Art. Kurz, in der Jugend hörten wir ohne weitere, ohne sorgsame Kritik; aber es war Musik, was wir hörten: jetzt viel unterrichteter, weiser, gebildeter, hören wir mehr Musikstücke als Musik. Ein Kind kann nur eine einzige Mutter haben, und so ist das kindliche Gefühl zu ihr ein einfaches, die ganze Natur ist dem Kinde nur immer wieder die Mutter; alles nimmt ihre Züge an; hingegen die Mutter kann mehrere Kinder haben, sie muß ihre Liebe theilen, sie muß erziehen, eines durch den Vorzug, den sie dem andern giebt, klug zu heben wissen. So ist in der Jugend Musik, Schauspiel, Welt, alles eins; in dem schönen Ganzen,

das die früheren Zeiten für uns erbaut, leben wir wie in einem großen mütterlichen Hauſe, mit ungetheiltem gegen alles gleich kindlichem Gefühle — nun aber kommen die Zeiten, wo wir ſelbſt erbauen, für die Zukunft ſorgen, weiter fördern, fortpflanzen ſollen, unſer kindliches Gefühl wendet ſich in ein mütterliches um, die Liebe theilt ſich; das mütterliche Gefühl unterſcheidet eine eigne Kunſt der Muſik, eine eigne Kunſt des Dramas, eine eigne Kunſt des Lebens, wie die verſchiedenen Eigenthümlichkeiten der Kinder; in dieſen Künſten vergleicht und ordnet es wieder die einzelnen Thaten, Werke und Meiſter. Bey dieſem Geſchäft ſpäterer Jahre, wird über das viele zu bedenkende die Seele gar leicht von Sorge ergriffen; die Sorge erzeugt Wehmuth über die verlorne, ſchöne, kindliche Einheit des Gefühls, und gar leicht geht dieſe Wehmuth über in die allgemeine Klage über den abgeſtorbenen Reiz des Lebens, die ich eben beſchrieben habe. —

Glücklich ſind diejenigen, und wahre Künſtler und ächte Menſchen, die das kindliche Kunſtgefühl ihrer Jugend ſanft hinüber zu tragen wiſſen in die Zeit, wo ſie ſelbſt erzeugen und bilden ſollen, wo dann alles Urtheil, alle Wahl zwiſchen dem Schönen und minder Schönen, mit andern Worten, wo die nothwendige Kritik der Meiſter und ihrer Werke, die einſt der kindliche Sinn nicht bedurfte, nun noch in

ſpätern Jahren gemäßigt und gemildert wird, durch Unbefangenheit, Frömmigkeit und Unſchuld. An dieſer Stelle thun es die recht weiblichen Frauen uns Männern oft weit zuvor: ſie unterſcheiden, wählen und richten, und wenden ſich wie die Blume nach der Sonne, leiſe und ſicher nach dem Schönen hin; ſie trauen dem Künſtler zuförderſt zu, daß er das Schöne gewollt habe, ſie glauben an ihn, und nun dichten ſie ihm in der Stille nach auf ihre Weiſe und in ihrer Sprache; weil ſie ſeinen Gedanken, ſeinen Geiſt, die Muſik in ſeinem Werke feſtzuhalten wiſſen, haben ſie ein Recht ſich hier und da im Urtheile von ihm zu trennen. Wir dagegen treten meiſtentheils ſchon mit vorher präparirtem Unglauben an das Werk, mit der Präſumtion, daß alles mehr oder minder ſchlecht ſey; wir haben kaum eine leichte Notiz vom Sujet des Künſtlers erhalten, ſo iſt der Leiſten für die Behandlung deſſelben auch ſchon in unſerm Magazin gefunden; das Werk hat kaum Zeit ſich vor unſern Augen zu entwickeln, ſo hebt das Zerſchneiden an; alle Kunſtbetrachtung nimmt die Form eines Civilprozeſſes, oder eines Todtengerichts an; und man könnte z. B. bey den in unſerer Zeit üblichen Kunſtausſtellungen den Zweifel äußern, ob ſie von den ausgeſtellten Gemälden, oder von den unendlichen Ausſtellungen oder Einwürfen der kritiſchen Betrachter ihren Namen hätten.

Der wahre Kenner der Kunſt und des Lebens, bewahrt alſo jene kindliche mehr dialogiſche Freude, an allem was lebt; und die Idee der Schönheit, die mehr monologiſche Begeiſtrung für das Gute, die ich durch das Muttergefühl bezeichnete — eben jener Sinn, der unter vielem Schönen das Schönere auswählt und beſonders feſthält — entwickelt ſich, ohne daß jene kindliche, dialogiſche Behaglichkeit und Luſt an allen Formen des Lebens überhaupt verloren geht, die, wenn ſie ſich ſchon etwas abkühlt, auch in der ernſteren Geſtalt, als Milde, Schonung und Gehorſam, noch das herrlichſte ihres urſprünglichen Weſens ausdrückt.

So erzeugt ſich nun jedes wahre Kunſturtheil, wie alles Gute und Tüchtige, allein auf dem dramatiſchen Wege dadurch, daß das dialogiſche, aber einfache kindliche Kunſtgefühl, und das monologiſche aber unterſcheidende, wählende, richtende — mütterliche Kunſtgefühl, beyde in eine dramatiſche Vereinigung treten. Die Natur des ſpaniſchen Theaters nun verträgt durchaus nicht einen ſolchen bloß kritiſchen Leſer, der die Poeſie behandelt wie einen Braten, d. h. der ſie erſt tranchirt und dann genießet, oder vielleicht über dem Tranchiren gar nicht zum Genuſſe kommt. Die ſpaniſche Poeſie, nimmt vor allen Dingen jenes kindliche Kunſtgefühl in Anſpruch, welches einer fremdartigen, abentheuerlichen, wun-

derbaren Kunſterſcheinung nicht ſowohl dreiſt, als mit dem frommen Glauben entgegen geht, auch ſie müſſe ſchön ſeyn; welches ferner alles neue, abweichende, ungewöhnliche darin ſich gefallen läßt, und vorläufig mit der reinen Ergözung zufrieden iſt, bis endlich alles fremdartige Ausſehn allmählich verſchwindet, und nun Cervantes und Calderon erſcheinen als Bürger deſſelben groſſen Kunſtreichs, in dem Shakespear, Aeſchylus, Ariſtophanes und Göthe bey einander wohnen.

Es giebt wohl ſolche kritiſche Leſer in unſern Tagen, die nach der Lectüre des erſten ſpaniſchen Dramas, das ihnen vorgekommen, ſich auch ein Urtheil darüber zutrauen; auf ein ſolches Urtheil iſt dann freylich nicht mehr zu reflectiren, indem der Sinn davon ungefähr ſagt: das iſt bey uns zu Lande nicht der Brauch; bey uns muß alles wahrſcheinlich ſeyn, was wir glauben ſollen; bey uns glauben wir nicht mehr an die Wunder des Kreuzes; bey uns lieben wir nicht dieſe Ungeheuer auf der Bühne u. ſ. f., indeß wird durch dieſe Vorſchnelligkeit des Urtheils mancher edle und gutgeſinnte Freund des Schönen abgeſchreckt; und dann fehlt nichts, als daß noch einige junge Gecken in der Literatur, welche Profeſſion von der Kindlichkeit machen, hinzukommen, ausrufend und predigend in allen Gaſſen: die ſpaniſche Poeſie iſt die erſte

und einzige, ohne Assonanzen, Abentheuer, Wunder und katholische Mythologie, ohne Blumen und Sterne, ohne Meer und Vulkane giebt es keine Poesie — nur diese ekelhaften Schwärmer fehlen noch, um alle Früchte dieses schönen spanischen Zweiges europäischer Kunst, gutgesinnten aber gemäßigten Freunden des Schönen zu verleiden. Lassen wir nun jenen Mißbrauch des kindlichen Kunstgefühls, jene Modeschwärmerey und Abgötterey auf sich selbst beruhen; lassen wir jenen andern Mißbrauch des von mir s. g. mütterlichen Kunstgefühls, jene Tadelsucht, jenen anmassungsvollen Unglauben ebenfalls unberücksichtigt, und versuchen wir die Verknüpfung der spanischen Poesie mit allen den dramatischen Kunsterscheinungen, die durch unsre bisherige gemeinschaftliche Darstellung, wie ich glaube, in unserm Herzen einheimisch geworden sind.

Eben bey diesem Geschäft ist das einzige Mißverständniß nur noch zu vermeiden, als käme es mir bey dieser Verbindung der entlegensten Kunsterscheinungen, darauf an, etwa nach dem Spruche: daß man alles prüfen, und das Beste behalten müsse, so jeder einzelnen fremdartigen Kunstform ihre hervorstehenden Schönheiten zu entwenden, und diese nachher zusammen zu reihen. Ein Beyspiel mag die Sache verdeutlichen. Es giebt in Deutschland einen fleißigen und redlichen Dichter, Namens Wer-

ner, der, ich will nicht ſagen, in der Abſicht, es allen recht zu machen, ſondern in der edleren Abſicht, alles Schöne der alten und neuen Kunſtwelt in eine Art von Moſaik zuſammen zu ſetzen, in demſelbigen Drama Kunſtabſichten und Kunſtformen der entlegenſten Dichter an einander reiht; Göthen, Schillern, Shakespear, den Griechen, dann wieder Tieck und Auguſt Wilhelm Schlegeln einzelne Geſichter nachſchneidet, und am Ende, unglücklich genug, es keinem recht macht.

Man erinnert ſich gewiß noch ganz lebhaft eines gewiſſen Karfunkels und einer gewiſſen Hyacinthe, mit denen er in einem neuerlich erſchienenen proteſtantiſch-katholiſchen Spektakelſtück, die allegoriſirende Manier der Spanier ſeinen Arbeiten einverleiben wollte. Dem Karfunkel wurde eine Art von Genius unter dem Namen Theobald, der Hyacinthe eine Art von nordiſcher Mignon, unter dem Namen Thereſe beygegeben, und endlich, da die Allegorie noch immer nicht klar genug an den Tag heraustreten wollte, alſo nicht eben zum Ueberfluß, noch dabey geſchrieben, daß der Theobald, mit Einſchluß des Karfunkels den Kunſtſinn, und Thereſe — mit Einſchluß der Hyacinthe, den kindlichen Sinn bedeuten ſollte, welche beyde durch die Reformation überhaupt zu exiſtiren aufgehört hätten, wie es die Katholiken verſtehen mochten, wenn es

ihnen gefiel, oder auch von denen der eine, in den Luther, die andere, in die Katharina übergegangen sey, und so der kindliche Sinn und der Kunstsinn, (worunter jener Dichter vielleicht dunkel die Wesen meinte, die ich eben unter den Namen des kindlichen und des mütterlichen Kunstgefühls dargestellt habe,) mit einander in der Gestalt Luthers und der Katharina eine höhere Ehe geschlossen hätten, wie es sich die Protestanten zu ihrem Vortheil auslegen mochten, wenn sie Lust dazu hatten. — Diese ganze Art, Blüthen, die man dem Auslande nach eingeschränkten Kunstabsichten geraubt hat, in einen bunten Kranz zusammen zu zwingen, hat durchaus nichts mit dem Verfahren Göthes, oder auch Schillers gemein, die unter treuem und eigenthümlichem Nachbilden fremdartiger Kunstformen vor allen Dingen erst ganz einzugehen strebten, in den Geist und die Kunst der alten Meister, und es dann dem innern Gefühl, dem innern Streben nach Einheit überließen, allmählich einen geistigen oder organischen Verein zwischen allen diesen Kunstformen, und so eine höhere, alle jene besondere Gattungen umfassende eigenthümliche Gattung zu erzeugen; da hingegen der Verfasser des Spektakelstücks Weihe der Kraft, mit dem Verknüpfen gewisser in die Augen fallender Aeusserlichkeiten anfängt, und es genügsam der Zeit überläßt, ihn allmählich von dem in-

nern Geiſt jener einzelnen von ihm bereits geplünderten, ausländiſchen Kunſtformen zu unterrichten. — Alles Kunſturtheil muß ſelbſt wieder ein Kunſtwerk ſeyn, demnach müſſen wir die Spanier unſrer Kunſtanſicht gerade auf demſelben Wege aneignen, als ſie Göthe oder ein fortlebender Schiller ſeiner Kunſtbildung aneignen würde. Daß der erwähnte Werner, auch nur in der Art des Bildens, die Aehnlichkeit mit Schiller habe, die ein frommer Schüler mit ſeinem Meiſter habe, wie einige oberflächliche Kunſtrichter bey ſeiner Erſcheinung voreilig behaupteten, bedarf jetzt hoffentlich keiner Widerlegung mehr.

Die hervorſtehendſte Eigenthümlichkeit der Dramen des Calderon, iſt eben die allegoriſche Bedeutung, die der Verfaſſer des Luther ſich wie einen ſpaniſchen Huth zugeeignet, und ſeinem deutſchen, oder franzöſiſchen, oder charlemagniſchen, oder orientaliſchen Koſtüm ſo unpaſſend beygefügt hat. Faſt alle Dramen der Spanier, bis auf die neuere Zeit, wo ſie wieder in die franzöſiſche Schule gegangen ſind, werden erſt verſtanden, dadurch, daß die Beziehung der äuſſerlich dargeſtellten Handlung auf einen innern beſtimmten Gedanken anerkannt wird. Die einzelnen Perſonen eines ſpaniſchen Dramas ſind vielmehr allegoriſche Zeichen, Chiffern, die auf eine wunderbare, und dem unerfahrenen Beſchauer ge-

heimnißvolle Weiſe verknüpft ſind, um einen beſtimmten, aber verborgenen Sinn kunſtreich auszudrücken, als daß man ſie eigentliche vollendete Charaktere nennen könnte. In der griechiſchen Tragödie iſt der Charakter, oder die Perſönlichkeit das Hervorſtehende; eine Handlung verknüpft ſie. Das was wir im franzöſiſchen und deutſchen mehr dem Alterthume nachgebildeten Drama, einen Abſchnitt, Auszug, einen Act, eine Handlung des Drama nennen, iſt im ſpaniſchen Drama jornada, eine Tagreiſe. Wie auf einer Reiſe nemlich verſchiedene Gegenden und Menſchen im bunten regelloſen Wechſel vor uns vorüber ziehn, ohne daß wir Zeit hätten, tiefer in ihre Perſönlichkeit einzugehn, und ihre Geſichtszüge, der Wechſel der verſchiedenen Naturgegenſtände, ohngefähr den Eindruck der Chiffern und Buchſtaben auf uns machen, mehr als Zeichen, denn als beſtimmte wirkliche Dinge, mehr wie ein an uns vorübergehendes Gemälde, oder wie eine an uns vorüberklingende Muſik, als wie eine in allen ihren Umriſſen beſtimmte, für ſich ſelbſt geltende, von allen Seiten eigenthümliche und wirkliche Bildſäule ſich uns einprägen: wie ferner die auf der Reiſe an uns vorübereilenden Gegenſtände nicht Zeit haben, ſich vollſtändig und allſeitig vor unſern Augen zu entwickeln, wie ihr perſönlicher und wirklicher Zuſammenhang unter einander uns fremd bleiben muß, und wir alſo einen idealiſchen Zuſammenhang unter jenen

Gegenſtänden bilden, wie wir ſie auf den Lieblingsgedanken beziehn, der uns auf der Reiſe beſchäftiget; wie die Geſichtszüge der Menſchen, die Phyſiognomie der Gebäude, der Berge, der Vegetation an denen unſer Weg vorübergeht, mit jenem Gedanken in Verbindung treten, und wenn wir die Geſchichte jener Tagereiſe beſchreiben ſollten, dieſe nothwendig einen allegoriſchen Charakter haben müßte, indem durch dieſe Geſchichte hindurch unſichtbar walten müßte der Hauptgedanke, der uns an jenem Tage beſchäftigte, mit Beziehung auf welchen alle jene wunderbar zuſammentreffenden Natur- und Kunſtgegenſtände betrachtet worden ſind, — eben ſo reihen ſich in den Dramen des Calderon die wunderbarſten Erſcheinungen (wie auf einer Reiſe, auf einem Fluge vielmehr aufgegriffen) aneinander, alle mehr oder minder mit Beziehung auf einen heiligen chriſtlichen Gedanken, der den Dichter auf dieſem Fluge begleitet; und ſo gelten dann alle Perſonen und Ereigniſſe des ſpaniſchen Dramas mehr durch die allegoriſche Verknüpfung, durch den idealiſchen, maleriſchen, muſikaliſchen Zuſammenhang, als durch ihren beſtimmten plaſtiſchen und perſönlichen Charakter. Es iſt ſchon öfter bemerkt worden, das antike Leben und die antike Kunſt verweile beſonders im Hauſe, im Tempel, auf dem Markte und im bürgerlichen Gemeinweſen, dagegen das moderne Leben und die germaniſche Kunſt lebe vielmehr in der freyen Natur, im unendlichen Weltgemälde, im Walde,

und frey umherſchweifend. Es bedarf keiner weitern Auseinanderſetzung, daß mit dieſer wahren Bemerkung der antike plaſtiſche Charakter und der moderne maleriſch-muſikaliſche Charakter der Kunſt, eben ſo aber auch das Weſen der beſtimmten Handlung im antiken Drama, und das allegoriſche Weſen der modernen jornada im ſpaniſchen Drama auf das genaueſte zuſammen hängt.

Darum nun hat im Anfange unſrer Unterhaltungen Shakeſpear vor allen Poeten der modernen Zeit herausgehoben werden müſſen, weil er die plaſtiſche Fülle der antiken Kunſt, die beſtimmte Perſönlichkeit der griechiſchen Werke, in der allezeit ein gewiſſes monologiſches Weſen vorwaltet, mit dem allegoriſchen, mit dem Reiſecharakter der modernen beſonders ſpaniſchen und italieniſchen Kunſtbildungen, die für ſich betrachtet, immer mehr dialogiſcher Natur ſind, in einem allgemeinen, wieder dramatiſchen Geiſte vereinigt.

In der Fluth von armſeligen dramatiſchen Zwittern, die im lezten Jahrhundert Deutſche, Franzoſen und Engländer um die Wette auf die Bühne ausgeſchüttet haben, haben die ephemeren Kritiker jener Zeit um den unermeßlichen Vorrath nur einigermaſſen zu ſortiren, ſich eine Art von Fachwerk angeſchafft, welches zu gleicher Zeit den Schauſpiel-

direktoren und ihrer Faſſungskraft das angemeſſenſte war. Sie theilten nämlich den ganzen Haufen in Charakterſtücke und Intriguenſtücke. Ein franzöſiſcher Kunſtrichter aus dem Jahre 1770. richtete dieſes Fachwerk noch nützlicher ein, indem er von jeder dieſer Gattungen eine Menge Unterabtheilungen feſtſetzte, nach Maßgabe derer dann die ſ. g. dramatiſche Literatur nach beſtimten zeitersparenden Rubriken, wie in einer Art von theatraliſcher Regiſtratur aufgeſtellt, und ſo der Routine der Regiſſeurs und Direktoren auf eine höchſt bequeme Weiſe unter die Arme gegriffen wurde. So theilte er z. B. die pièces d'intrigue in pièces d'intr. par un valet, p. d. par une soubrette, p. d. par les maitres, p. d. par plusieurs personnages, p. d. par une ressemblance, p. d. par un événement ignoré des acteurs, p. d. par une chose inanimée, p. d. par des noms, p. d. par un deguisement, p. d. par le hazard. — Laſſen Sie uns jetzt jener auf dieſe Weiſe zu dem elendeſten Hausgebrauch herabgewürdigten Eintheilung, einen alten ehrwürdigen Sinn unterlegen. Die antiken Dramen ſind Charakterſtücke im weiteſten Sinne des Worts, die modernen, beſonders ſpaniſchen, ſind Intriguenſtücke in eben ſo ausgedehnter Bedeutung.

Es wird ſich ſogleich zeigen, wie aus dem allegoriſchen Charakter der modernen Bühne, der eben

auseinander gesetzt worden, nothwendig hervorgehe, daß eben im modernen Drama, die Intrigue mehr hervortreten müsse, als der Charakter. Personen eines Dramas sind aus zwey Rücksichten zu betrachten: es fragt sich, 1. was gelten sie für sich, jeder in seinem besondern Charakter, jeder in seiner besondern Persönlichkeit. 2. was bedeuten sie zusammen genommen, was bedeuten sie durch ihre Verknüpfung? Intrigue, im allergewöhnlichsten Sinne, bedeutet die künstliche Verknüpfung oder Verwicklung von Personen und Handlungen zu einem bestimmten Zweck, und da ist es wirklich gleichgültig, ob diese Verwicklung, wie jener Franzose in seiner Art sich ausdrückte: par les personnages, oder ob sie par le hazard bewerkstelligt wird, und so wird in jedem möglichen Drama eine Intrigue vorkommen müssen. Wenn aber in einem Drama die Personen mehr wie Zeichen, wie Zahlen, wie Buchstaben gelten, d. h. wenn sie mehr durch ihre Stellung, durch ihr Verhältniß zu der allgemeinen Verwicklung als durch ihre wirkliche, runde, persönliche Eigenthümlichkeit gelten, so sind wir doppelt befugt, ein solches Drama Intriguenstück zu nennen. Vergleichen Sie nun eine Statue als Symbol der alten Welt, mit einem Gemälde als Symbol der neuen Welt, so finden Sie, daß in der Statue das Hervorstehende, der runde, consequente, nach allen Seiten frey heraustretende Charakter ist,

hingegen in dem Gemälde die Zuſammenſtellung, die Compoſition, kurz die Intrigue im weiteſten Sinne des Worts vorwaltet. Daß aus der wahren Statue auch eine innere Compoſition, eine verborgene Intrigue hervorblicken, eben ſo, daß aus dem wahren Gemälde auch der Charakter herausſprechen, wenn auch nicht gerade heraushandeln müſſe, verſteht ſich von ſelbſt, denn es kömmt hier nicht darauf an, die beyden Künſte der Bildhauerey und der Mahlerey, oder die beyden Zeitalter, das antike und das moderne hoffnungslos und für immer auseinander zu reißen, ſondern eben durch die wahre Beſtimmung ihres gegenſeitigen Geſchlechtscharakters, die wahre Vermählung zwiſchen ihnen möglich zu machen. Genug, die Bildhauerey drückt den Charakter aus, und deutet die Intrigue bloß an; die Mahlerey drückt die Intrigue aus, und deutet den Charakter an. Eben ſo und aus demſelben Grunde, weil die Mahlerey die moderne Welt repräſentirt, tritt die Intrigue in dem ſpaniſchen Drama ſo beſonders hervor; an den tiefſinnigſten, unergründlichſten Verwicklungen iſt kein Theater ſo reich als das ſpaniſche, weßhalb, ſowohl die franzöſiſchen als italieniſchen Dichter der letzteren Jahrhunderte es von dieſer Seite als ihr unerſchöpfliches Magazin benutzt, und beſonders den ſpaniſchen Intriguen die Ehre erwieſen haben,

sie durch ihre Verse und klingenden Sentenzen zu verschönern, zu beleben und zu erhöhen. Bey den ältern dramatischen Dichtern der Spanier, und vornehmlich bey Calderon, hat die Intrigue, oder wie wir sie früher genannt haben, die allegorische Chiffer, die aus den einzelnen Personen und Begebenheiten, wie aus einzelnen Zeichen zusammengesetzt ist, diese hat, wie das einzelne Wort in der Sprache, nicht bloß eine allegorische Bedeutung, sondern eben wie das Wort auch noch einen besonderen Rythmus, einen besondern Klang. Die bedeutensten dramatischen Werke der Spanier enthalten die Intrigue in so kunstreicher Ausbildung, daß man bey näherer Zergliederung derselben, durch eine gewisse rythmische Symetrie überrascht wird, die ich oben bereits in der Betrachtung des Sommernachtsraums nicht besser als durch die Vergleichung mit den einfachen Tanzfiguren darzustellen wußte. Durch das harmonische und rythmische Gewebe dieser Chiffer hindurch schimmernd, zeigen bald und bald verbergen sich die herrlichsten Blüthen und Früchte des Lebens. In die Hauptgruppe greifen von allen Seiten kleinere Reigen lebendiger Schönheit musikalisch ein, und durch eine leichte Deutung, die im bedeutendsten Momente unerwartet hervortritt, wird das ganze plötzlich erhoben; es eröff-

net ſich eine Ausſicht in das Allerheiligſte der Religion, und was erſt irdiſches Spielwerk zu ſeyn ſchien, verklärt ſich unerwartet und verwandelt ſich in heiligen Dienſt.

Die deutſche Sprache genießt vor allen andern europäiſchen Sprachen des unſchätzbaren Vorzugs, drey Ueberſetzungen von Dramen des Calderon zu beſitzen, von einer Vollendung, ſo daß weder in Deutſchland, noch um wie viel weniger irgend wo ſonſt, neben ihnen von andern Ueberſetzungen irgend eines Dichters die Rede ſeyn kann. Es ſind dieſes, die Schlegelſchen Ueberſetzungen der Andacht zum Kreuz, des Dramas, über allen Zauber Liebe, und vornehmlich der Blume und der Schärpe. Es heißt wirklich nicht die Verdienſte und das große Talent des Ueberſetzers herabwürdigen; es heißt vielmehr nur die ungewöhnliche Vortrefflichkeit dieſer Ueberſetzungen erklären, wenn man bemerkt, daß die innern Genien der deutſchen und ſpaniſchen Nation, und der beyden Sprachen, einander wo möglich eben ſo nahe verwandt und ähnlich ſind, als ihre gegenwärtigen beyderſeitigen Schickſale. Deshalb iſt es uns Deutſchen wohl anſtändig, alle Partheyrückſicht auf die gegenwärtige Form der Religion, der Verfaſſung und der Sitten in Spanien zu beſeitigen, und vorzügliche

Aufmerkſamkeit, beſonderes Studium auf die Vorzeit und die herrlichen Monumente einer Nation zu wenden, die wahrlich nicht durch die Niederlande und Karl den 5ten allein, und einmal für immer mit uns in einer unmittelbaren Verbindung geweſen iſt.

22.

Apologie der franzöſiſchen dramatiſchen Literatur.

Nachdem wir den Geſchlechtsunterſchied des antiken und des modernen Theaters, jenes repräſentirt durch die griechiſche, dieſes repräſentirt durch die ſpaniſche Bühne, gemeinſchaftlich betrachtet haben, bliebe uns, um das Weſen des Dramas überhaupt zu umfaſſen, nur noch die Characteriſtik gewiſſer Mittelzuſtände übrig. Durch welchen großen Mittelzuſtand hindurch mußten Drama und Welt ſchreiten, damit die eigenthümliche Geſtalt des Aeſchylus und Ariſtophanes verſchwinden, und eine ganz entgegengeſetzte eigenthümliche, die der Spanier und vornähmlich des Calderon, auftreten konnte?

Wenn die Natur auf einzelnen ſchönen Stellen der Erde ein Zeitalter eigenthümlich harmoniſchen Le-

bens hat aufblühn und reifen laſſen, wenn der Character der Menſchheit ſich hier und dort lokal und national entwickelt hat, ſo zieht ſie, ich meine die Natur, die das allgemeine will, alle jene eigenthümlichen Bildungen wieder in einen großen gemeinſchaftlichen Zuſtand zuſammen; alle die unendlichen, jeder Natur beſonders und eigenthümlich zugetheilten Farben, die den Frühling und Sommer verherrlichen, läßt der Herbſt wieder zuſammenſterben in ein gemeinſchaftliches Braun; es iſt ein gemeinſchaftlicher Untergang, ein gemeinſchaftliches Grab, dahinein alles, was ſich auf den Tummelplätzen des antiken Lebens in Syrien und Kleinaſien, in Griechenland, Italien und Sicilien, in Carthago und Aegypten, eigenthümliches erzeugte und bewegte, mit einander verſinken muß. — Dieſes Mauſoleum, dieſes gemeinſchaftliche Grab der alten Welt, war Rom, war die Univerſalherrſchaft der Römer. Was das Alterthum mit letzter höchſter Gewalt zuſammenbaute, nähmlich Rom, war ein Pantheon, wie ich es neulich nannte, und ein Grabmahl zugleich, wie ich es heute nenne.

Ein zweytes großes Jahr der Menſchheit brach an, ein neuer Frühling mit Roland und Carl dem Großen, ein neuer Sommer mit Dante und Boccaz, mit den Troubadours und den Minneſingern, mit Cervantes, Calderon und Shakespear, ein neuer

Herbſt mit dem Jahrhundert Ludwig XIV. und das Mauſoleum in Geſtalt eines Pantheons der Kunſt und des Lebens, das ſich die neue Welt erbauete, brauch ich nicht zu nennen. — Man würde mich ſehr mißverſtehen, wenn man dieſen Worten Abſichten, auch ſelbſt des erhabenſten Partheygeiſtes, unterlegte. Es iſt ſo, wie ich geſagt! und von dem Stande aus, auf den wir uns heute geſtellt, wo Tod und Untergang betrachtet und die allgegenwärtige, ewiglebendige Natur oder Kunſt, die ſich bisher uns in ihren Blüthen zeigte, nun in der Aſche geſchaut werden ſoll, von dieſem Stande aus ſchweigen alle Klagen über die einzelnen Unbequemlichkeiten der Gegenwart von ſelbſt, von hier aus werden die Zerſtörungs- wie die Erbauungswerkswerkzeuge der Natur mit gleicher Ruhe und Andacht erwogen.

Bevor wir in die Betrachtung des römiſchen und franzöſiſchen Theaters eingehn, die beyde in und neben einander dargeſtellt werden müſſen, laſſen Sie uns eine Bemerkung vorausſchicken, deren Richtigkeit gefühlt werden wird. Wenn in unſern Tagen Menſchen von bloßer Welt- und Geſchäftsbildung, deren Werth keinesweges hier herabgeſetzt werden ſoll, vom Alterthume reden, oder an daſſelbe denken, ſo haben ſie meiſtentheils Rom oder etwas Römiſches im Auge; eben ſo, wenn von neuer, moderner Welt die Rede iſt, ſo verſtehen ſie im Zweifelsfalle darun-

ter immer Paris, oder etwas Franzöſiſches. Wenn z. B. von der Poeſie des Alterthums geſprochen wird, ſo denken ſie viel eher an Horaz und Virgil, als an Aeſchylus und Homer; redet man ihnen dagegen von Dichtern neuerer Zeit, ſo tritt ihnen Racine und Voltaire viel früher, als Dante und Cervantes vor die Seele. Dies hat ſeinen tiefen und wichtigen Grund, der ſchlechterdings aufgeſucht werden muß; denn in einer wahren Reichsverſammlung der Künſtler und Kunſtrichter müſſen die Stimmen, die ſich für die einzige Schönheit des Racine erklären, eben ſowohl gehört werden, als diejenigen, welche nicht müde werden, die einzige Schönheit des Calderon zu preiſen.

Als vor einiger Zeit in Deutſchland das Studium der Griechen und der romantiſchen Dichter einen neuen herrlichen Schwung nahm, meinte man den göttlichen Künſtlern der Griechiſchen und Romantiſchen Zeit nicht beſſer dienen zu können, als indem man auf ihrem Altar alles, was die Römer und die Franzoſen gedichtet, in Flammen aufgehen ließe, und ſo wurde die große Majorität der Gebildeten in Europa, nehmlich alle, die eine franzöſiſche Bildung genoſſen, einerſeits, und die meiſtentheils in der Schule des römiſchen Rechts erzogenen Geſchäftsmänner andererſeits, von dem Genuß der wieder aufgefundenen Schätze abgeſchreckt. Mein Streben und

der Zweck, den ich mir (bey meiner gegenwärtigen Arbeit vornehmlich) vorgesetzt, ist etwas anderes: in meinen Augen ist, wer sich, wenn der Poesie der neuen Welt gedacht wird, bloß Cervante's, Dante's, Calderon's u. s. w. erinnert, eben so einseitig als der, welcher nur von Racine und Voltaire hören will. — Im gemeinen Leben kommen dieselben beyden Einseitigkeiten unter einer ganz andern Gestalt wieder vor. Ein Theil der Welt will nur umgehen mit Menschen, die durch Rang, Geburt, Stand in der bürgerlichen Gesellschaft etwas bedeuten; ein andrer Theil will nur mit dem Menschen als solchen zu thun haben; er frägt nur, was bist du in der Welt und als Mensch, nicht aber was bedeutest du? — Die ersteren respectiren am Menschen bloß den abgeleiteten, den repräsentativen Character, die andern bloß den persönlichen. Beyde haben Unrecht! — Göthe hat es treffend dargestellt, wie Racine besonders vornehmen Personen gefallen müsse; auf dem von ihm so herrlich angedeuteten Wege gehe ich fort und erkläre: die Poesien der Römer und der Franzosen haben einen repräsentativen, abgeleiteten Werth; die Poesien der griechischen und der romantischen Zeit haben einen persönlichen Werth. Mir gnügt keines von beyden allein für sich, mir werden die persönlichen Dichter erst recht deutlich durch die repräsentativen und so umgekehrt; niemand kann sagen, daß er die Griechen und die romantischen Dich-

ter begreife, der die Römer und Franzoſen verächtlich bey Seite ſetzt und ſo umgekehrt; es iſt nur Ein Sinn, ein ewiger Sinn der Kunſt, und dieſer muß ruhig und belebend durch die Kunſtformen aller Zeiten hindurchzuſchreiten vermögen.

Der Hauptfehler in der Beurtheilung der römiſchen und franzöſiſchen Autoren, welchen die jungen enthuſiaſtiſchen Bewunderer der griechiſchen und romantiſchen Poeſie begingen, war der, daß ſie Griechen und Römer, Romantiker und Franzoſen mit einem und demſelben Maaßſtab zu meſſen unternahmen; daß ſie für die blühende männliche Jugend, die ſich in den Griechen und Romantikern darſtellt, und für das überreife ſinkende Alter, welches die Römer und Franzoſen abbilden, nur den einzigen Maaßſtab der Kraft und der Lebensfülle ſtatuirten, wo denn das Alter ſehr im Nachtheil gegen die Jugend, die Römer gegen die Griechen, die Franzoſen ſehr im Nachtheil gegen die Romantiker erſcheinen mußten, und wo dann nothwendig in der römiſchen und franzöſiſchen Poeſie nichts wahrzunehmen blieb, als Erinnerungen, Reminiſcenzen, Nahahmungen, Nachklänge der vorangegangenen jugendlichen Zeiten. — Die zu enthuſiaſtiſchen Freunde der Franzoſen und Römer begingen auf ihrer Seite den nehmlichen Fehler, indem ſie wieder die geſellſchaftliche Geſchliffenheit, die ſtarre Regelmäßigkeit, die

Correctheit, die poetiſche Tournüre, die Convenienz und den guten Ton als alleinigen Maaßſtab der Kunſt gelten laſſen wollten, wonach dann die gewaltige, freye, üppige Natur (minder der Griechen, als beſonders) der romantiſchen Dichter, es keineswegs mit den umſichtigen, eleganten, tactvollen Römern und Franzoſen aufnehmen konnte. — Ich bin überzeugt, daß zum Heil der Kunſt überhaupt, im ganzen Gebiete der Literatur und des geſellſchaftlichen Lebens, wenige Gegenſtände eine gründliche Unterſuchung ſo ſehr verdienen, als dieſer ſonderbare Zwieſpalt in den Kunſturtheilen zuerſt der wahren Gelehrten unſrer Zeit, und ſodann der wirklich vornehmen Leute, worunter ich diejenigen verſtehe, die nicht mit Affectation, auch nicht um dem Rechte des Stärkern zu huldigen, ſondern aus faſt angebornem und durch die ganze Erziehung recht ausgebildetem Inſtinkt eine Vorliebe für den Geiſt der franzöſiſchen Literatur hegen.

Die ausſchließenden Freunde der griechiſchen und romantiſchen Poeſie wollen die Werke der Kunſt vornähmlich ſehn; die Anſchauung, gleichviel die innere, oder die äußere iſt bey ihnen das Entſcheidende, der Richter; die ausſchließenden Freunde der Römer und Franzoſen ihrerſeits wollen die Werke der Kunſt vielmehr ſchmecken; daher nicht bloß dem Worte, ſondern wirklich der Sache nach geht

alles Urtheil bey ihnen vom Geſchmack aus. — Hiernach ſollte man wirklich den Freunden der Griechen und Romantiker eine Art von Vorzug einräumen, denn bloß der größern Allgemeinheit des Geſichtsſinns nach, ſollte man glauben, daß ſie ein viel größeres Gebiet umfaſſen müßten als ihre Gegner, da es ihnen viel leichter ſeyn müßte, den Werth und die Eigenthümlichkeit eines Virgil, Racine oder Voltaire ſich abzuſehn, als es ihren Gegnern ſeyn möchte, den Werth und die Vortrefflichkeit des Homer, des Arioſt und des Dante herauszuſchmecken. — Nichts deſtoweniger giebt es Kunſtfreunde in unſern Tagen, die mit hoher Gerechtigkeitsliebe, wie ſehr auch Geburt und Erziehung das bloße Geſchmacksurtheil in der Kunſt in ihnen befeſtigt haben mögen, dennoch, auch geleitet von dieſem dunkleren Sinn, die Herrlichkeit des Göttlichen, was die griechiſche und romantiſch-germaniſche Zeit hervorgebracht, zu koſten wiſſen. Möge es mir eben ſo gelingen zu zeigen, daß es auch Gelehrte gebe, deren Auge in die Eigenthümlichkeit der römiſchen und franzöſiſchen Dichter dringt: dann können wir einander die Hand reichen und uns über dasjenige, was geſchehen müſſe, damit in Zukunft die Kunſt, vornehmlich die Deutſche, gedeihe, gemeinſchaftlich und vorurtheilsfrey berathen. —

Ihr habt vollkommen Recht, Ihr jungen enthusiastischen Freunde, Liebhaber möchte ich sagen, der griechischen und romantischen Poesie! auf den ersten Blick verschwindet allerdings die elegante Gestaltlosigkeit des Virgil neben der Unschuld, Fülle und Deutlichkeit des Homer; verschwindet die gezirkelte, geschweifte, geschliffene Geschwätzigkeit eines Cicero neben der Majestät und der gehaltvollen Einfalt des Demosthenes oder Isokrates; verschwindet die zugespitzte, frivole Liederlichkeit des Lafontaine neben der reinen, süßen und üppigen Lüsternheit der Boccaz; verschwindet die flache, lebenslose Harmonie des Racine neben der tiefen, unergründlichen Klangfülle des Calderon. Ihr habt Recht, aber nur auf den ersten Blick. — Lebet nur weiter mit der Welt! Versucht es mit den großen Geistern der griechischen und romantischen Zeit, die Ihr als Lieblinge mit Recht um Euch her versammelt, in wahrem Frieden zu leben: Ihr werdet bald inne werden, daß die französische und römische Poesie Euch keine Ruhe läßt; daß nicht bloß ihre vornehmen Beschützer, sondern ein sonderbarer, zuerst unbegreiflicher Geist, der in ihnen wohnt, Euch zu ihnen zurücknöthigen wird; daß Ihr Eurer Lieblinge nicht gewiß seyn könnt, bevor Ihr die Ansprüche jener nicht mit Euerm Herzen und Geiste befriedigt, kurz, wie Euch die Jugendzeitalter der Welt bezaubern mögen, daß dennoch das Alter auch seine eigenthümliche Schönheit hat, und daß Ihr

von beyden Euch erfüllen, Euern Sinn beleben laſſen müßt, wenn Ihr ein wahrhaft männliches Urtheil ausſprechen wollt. — Ich habe noch keinen feurigen Bekenner der romantiſchen Poeſie geſehn, der berauſcht von Cervantes, ja von Shakespear geweſen wäre, dem die Dramen des Shakespear vielleicht wie huldreiche Genien durchs Leben gefolgt wären, und der bey alle dem (wofern nicht der Rauſch alle Beſinnung aus ihm fortgeſchwemmt, wofern nicht der Sturm jener großen Geiſter ihn ganz zu Boden geſtreckt hat), mehreren Repräſentationen des franzöſiſchen Theaters auf die Dauer hätte widerſtehen können. — Bey der erſten Darſtellung vielleicht widerſteht ihm alles am franzöſiſchen Theater, er nennt es den Gipfel der Unnatur, des Manierirten, der Ziererey, des Unpoetiſchen — bey der letzten Darſtellung hat ſich das ganze gewendet, und, ich weiß, was ich ſage, nun findet er etwas unwiderſtehliches darin. Ich darf es nicht weiter bemerken, daß ich weit davon entfernt bin, jener kalten Engherzigkeit das Wort zu reden, mit der beſchränkte Seelen jenes franzöſiſche Theater für den einzigen dramatiſchen Genuß halten. Ich ſpreche zu jenen reinen, unverdorbenen Gemüthern, die jugendlich voll und kräftig, zuerſt dem jugendlich vollen und kräftigen ſich hingegeben haben, aber dennoch für jeden noch ſo fremdartig geſtalteten Genuß offen geblieben ſind, und denen allein das franzöſiſche Theater wegen ſei-

ner wesentlichen Vorzüge werth seyn kann: was die verstockten, in Convenienz und Modethorheiten grau gewordenen Bewunderer darin sehn, ist der Rede nicht werth; diese sind dem französischen Theater zugethan aus Gewohnheit, aus Herzensarmuth, aus Verwöhnung, aus Verzärtelung, aus Faulheit. — Wir hingegen wollen ganz andre Dinge daran erheben, nehmlich das Maas, die Ganzheit, die Geschlossenheit, die Künstlichkeit, das Technische, die Verständlichkeit, die Allgemeingültigkeit.

Ich nannte den Character der französischen und römischen Poesie einen repräsentativen, den der griechischen und romantischen einen persönlichen. — Hier erlauben Sie mir Ihrem innersten Gefühl eine Frage vorzulegen; sind es nicht zwey ganz verschiedne Arten der Schönheit, die, welche wir empfinden in der Betrachtung einer jugendlichen Natur, die sich in voller Frische und Freyheit und Fülle bewegt, die durch jede ihrer noch so unconventionellen Bewegungen ergötzt, die, wo sie etwa die Formen und den Anstand verletzt, sogleich wieder einen schönen Eindruck, nehmlich den des Naiven macht, — und die andre, welche wir in der Betrachtung des weltklugen, gewandten Mannes empfinden, der mit künstlicher, durchaus berechneter Grazie, weniger bezaubert, aber desto sicherer gewinnt. Es sind die beyden Schönheiten die Götze in seinem unsterblichen

Gedichte unter den durchaus auf die Anſchauer und auf die Schmecker der Poeſie paſſenden Geſtalten von Taſſo und Antonio in den Streit geführt hat, worin nothwendig keiner von beyden untergehn noch zurückſtehn durfte, ſondern beyde endlich einander gegenſeitig halten, und durch ihre vom Schickſal herbeygeführte Verſöhnung, den allgemeinen Sinn, den die Kunſt verlangt, ausdrücken mußten. — Welcher weſentliche Unterſchied iſt nun wohl zwiſchen beyden Gattungen der Schönheit? — Jene jugendliche Schönheit, die in der Verletzung des Anſtandes ſogar noch einen ſchönen Eindruck, nehmlich den des Naiven machte, wird nur von ihren näheren Freunden und Bekannten, von ihrer Familie gehörig gewürdigt; was dieſe naiv nennen, erſcheint einem beſuchenden Fremden vielleicht wie Ungezogenheit — dahingegen das Betragen jenes Mannes mit der künſtlichen Grazie, wenn auch einen minder tiefen, aber dafür allgemeingültigen, von jedermann, den alten Bekannten ſowohl als den fremd hinzukommenden anerkannten, ſchönen Eindruck macht. Ich muß von neuem dagegen proteſtiren, als wollte ich einer von dieſen beyden Schönheiten vorzugsweiſe den Siegerkranz reichen; ſie müſſen beyde gekrönt werden, wie die Herme, ſowohl des Virgil als des Arioſt im Göthiſchen Taſſo, ſie müſſen uns beyde in ihrer Bekränzung wohlgefallen haben, damit jener dritte unerreichbare Kranz, den derſelbe Taſſo zwiſchen den

Wolken verklärt vor sich herschweben sah, immer sichrer uns durchs Leben führen könne. —

Der Mensch soll werden wie Gold: durch Glanz, Gediegenheit, Geschmeidigkeit, durch seine Persönlichkeit, wenn ich so sagen darf, den näheren Besitzer entzücken, und dann auch wieder durch die Allgemeingültigkeit seines Werths, durch seinen anerkannten, allen Besitz der Welt repräsentirenden Character alle übrigen und die entferntesten selbst reizen. Hier haben Sie die eigenthümlichen Schönheiten der griechisch-romantischen und der römisch-französischen Poesie; nicht um eine von beyden als ausschließendes Vorbild vor sich hinzustellen, sondern damit aus den Wechselblicken, die Sie von der einen auf die andere werfen, sich eine Gestalt bilden könne, die wahres Ideal zu heißen verdient, weil in ihr sich das entgegengesetzteste harmonisch verbindet, weil in ihr alle Einseitigkeiten des Kunstgeschmacks wie der Kunstanschauung sich in höherer reinerer Gestalt wieder finden, und in ihre Ganzheit, in den Kreis ihrer ruhigen Fülle und in seine Bewegung mit fortgezogen werden.

Göthe und Schiller haben beyde die Nothwendigkeit eingesehn, das deutsche Theater, welches vielleicht allzusehr nach der romantischen Seite hinüberschwankte und eben wegen dieser Einseitigkeit nie im

Stande war, auch im Fache des romantiſchen ſelbſt, etwas vollſtändiges und allgenügendes zu leiſten, durch eine kluge Benutzung des franzöſiſchen Theaters in ein beſſeres Gleichgewicht zu bringen, und ſo ſind die Ueberſetzungen des Tankred, des Mahomet und der Phädra entſtanden, und haben ſchöne Früchte getragen. Auf dieſer Seite kann auch nicht unerwähnt bleiben, Iffands großes Verdienſt, der, ſelbſt Schauſpieler aus der franzöſiſchen Schule, das Weſen der griechiſch-romantiſchen Bühne, wenn auch mit weniger glücklichem Erfolg, doch mit großem ungewöhnlichen Fleiße ſich anzueignen bemüht iſt. Hätte der ſeltene Wetteifer zwiſchen ihm und Fleck, dem grade fehlte, was Iffland beſaß, und der mit Genie und romantiſcher Fülle in hohem Maaße von der Natur begabt war, hätte dieſer Wettſtreit fortdauern können, ſo würde die deutſche theatraliſche Kunſt vielleicht von der ächten Verbindung ihrer weſentlichen Elemente, des romantiſchen und des franzöſiſchen Prinzips nicht mehr gar weit entfernt ſeyn. Eben ſo bilden noch jetzt Friederike Bethmann-Unzelmann und Betty Koch-Roſe in Wien, unter einander einen höchſt lehrreichen Gegenſatz, jene durch ihr großes, den göttlichſten Poeſien der romantiſchen Zeit gewachſenes Genie; dieſe durch ihre klugen, ſinnvollen Bewegungen, und durch den freyen Tact, mit dem ſie die höchſten Vorzüge der fran-

zösischen Bühne ohne Verletzung der deutschen Eigenthümlichkeit geltend zu machen weiß.

So wäre nun, darf ich mir schmeicheln, das wahre Verhältniß zwischen der Schönheit, die wenigen, aber diesen wenigen dann um so mehr gefällt, und der andern Schönheit, die allgemein gefällt, aber dafür weniger entzückt, bestimmt. Die sinnvollen Mitglieder dieser verehrungswürdigen Versammlung, werden sich freylich, wenn sie durchaus einer von diesen beyden Schönheiten den Preis zuerkennen sollen, für die erste erklären, wie ich; immer aber mit dem geheimen Wunsch, daß die nicht zu verachtende Eigenschaft der zweyten, nehmlich, die Allgemeingültigkeit auch auf die erste übertragen werden könnte; sie werden einen unwiderstehlichen Drang fühlen, die Schönheit, das Gedicht, den Freund, welche Sie bewundern und lieben, auch vor andern geltend zu machen. Wenn man aber betrachtet, wie nach Jahrtausenden, die das Alterthum, eben so wie nach Jahrtausenden, welche die neue Welt durchlebte, nachdem freylich alle die schönen besondern Farben der Poesie schon ausgestorben und verblichen sind, nun endlich das Allgemeingültige aus den Geisteswerken der Alten in Gestalt der römischen Literatur und Kunst, und das Allgemeingültige aus den Geisteswerken der Neuern in Gestalt der französischen Literatur und Kunst zurückbleibt, so kann man freylich zu-

erſt jugendlich ſchaudern vor der Starrheit, der Lebensloſigkeit, der Ohnmacht, ich möchte ſagen, vor dem herausſtehenden Knochengebäude dieſer Werke, man kann ſchaudern vor der todten Regelmäßigkeit, vor dem kraftloſen Gleichgewichte derſelben, wie man in der Jugend vor dem Gedanken des Alters ſchaudert; aber da der lebendige Blick nicht lange beharren kann bey dem Gedanken eines poetiſchen Alters und eines kraftloſen unpoetiſchen Alters in einem und demſelben Leben, ſo fängt er erſt damit an, ſich den Gedanken des Alters, worin der Menſch mehr bedeutet als er wirklich iſt, zu verſchönern, dann ſich mit ihm und dem Gedanken des Hinſterbens und des Untergangs allmählich zu verſöhnen, endlich je mehr er ſich ſelbſt dieſer Zeit mit ſeiner Perſönlichkeit nähert, einzuſehen, daß Wachſen und Sinken, die ſchwellende Blume und die trocknende Frucht nichts ſind, als entgegengeſetzte Formen desſelbigen herrlichen Lebens, und daß dieſe trocknende Frucht zur reichen Entſchädigung für die Farben, die ſie entbehrt, für die herrlichen Lebensſäfte, die eingegangen oder verflüchtigt ſind, für allen Reiz unmittelbarer Schönheit, daß ſie den vollen Erſatz dafür in ſich trägt, in dem herrlichen Saamen, den ſie umſchließt, und der ein neues und ſchöneres Leben verkündigt. Sehen Sie auf Rom, wie tragiſch oder wie ſentimental ſein Untergang uns dargeſtellt werden mag, ob Tacitus oder Gibbon ihn beſchrei-

ben: wer einſieht, wie römiſcher Sinn und ſelbſt die unbedeutendern Werke römiſcher Kunſt nachher Früchte trugen, wie Cicero ſogar in ſeiner trocknen Geſtalt den Saamen verbarg, der in den vom Norden und Aſien her ſo ſchön befruchteten Boden fiel, und den Petrarcha erzeugte, der wird das Ehrwürdige in römiſcher Kunſt, wie gering auch ihr unmittelbarer Werth ſeyn möge, zu ſchauen wiſſen. Es würde mich zu weit führen, von dieſer Seite auch die Andeutungen, die in der franzöſiſchen Literatur liegen, zu würdigen; dem recht hiſtoriſchen Blick werden ſie nicht entgehn.

Jetzt bin ich hinlänglich gerechtfertigt, vielmehr habe ich mir ein Recht erworben, zu erklären, daß ich die römiſche Poeſie und die franzöſiſche, in ſofern ſie ſich neben die griechiſche Poeſie und die romantiſche ſtellen, und vielleicht gar ihnen vorgezogen werden wollen, unbedingt verwerfe, daß ich den Vergleich zwiſchen Homer und Virgil, oder zwiſchen Shakespear und Racine eben ſo lächerlich finde, als ich es lächerlich finden würde, wenn es ein alter Mann mit einem Jünglinge, an Schönheit der Glieder, an Kraft und Lebensfülle aufnehmen wollte. Jeder von beyden ſoll gelten in ſeiner Art und in ſeinem Wirkungskreiſe, kein Wetteifer iſt zwiſchen ihnen möglich, aber ſchöne friedliche Wechſelwirkung, etwa wie Alter und Jugend im ſtillen Familienleben, zu bey-

der Erhöhung und Beglückung, und vor allen zur Bildung des Mannes, der zwischen beyden mitten inne steht. — Betrachten Sie die Werke des Plautus, des Terenz und des Seneka, betrachten Sie ferner Racine, Voltaire, Corneille und Moliere, sie werden in ihrem Bau, in den Materialien, in den Characteren durchaus nichts finden, was nicht entlehnt sey; nur einzig eigenthümlich ist der Sinn, in dem alle diese Dinge zusammen gestellt sind, der durch alle Werke hindurch sichtbare, unzerstörbare Glaube an eine Regel der Kunst, der Glaube an Allgemeingültigkeit, der wie aller tüchtige Glaube auch in hohem Grade das hervorbringt, woran er glaubt. —

23.

Italieniſches Theater, Masken, Extemporiren.

Die Poeſie und das Drama hätten wir demnach in ihren Hauptformen hiſtoriſch betrachtet; indem wir mit Bewunderung und Ehrfurcht bey den Griechen ſowohl als bey den Häuptern des romantiſchen Dramas verweilten, indem wir ferner nicht ohne Liebe, die Eigenheiten der römiſchen und franzöſiſchen Poeſie herausſtellten, konnte nicht davon die Rede ſeyn, aus irgend einer dieſer Formen ewige Regeln für die Geſtaltung des Dramas herzuleiten, noch weniger irgend eine einzelne dieſer Formen zum allgemeingültigen Muſter oder Ideale des Dramas zu erheben. Wenn wir auch hier und dort einzelne Züge des poetiſchen Lebens vermißten, ſo ſuchten wir durch die Erklärung des Mangels, den wir vorfanden, durch hiſtoriſche Erörterung der Einſeitigkeit uns mit ihr wieder zu verſöhnen. — Wie entſteht unter gleich-

geſtimmten harmoniſchen Gemüthern dennoch ſo oft Groll und Verſtimmung? Dadurch, daß einer der beyden Freunde thut, was dem andern unbegreiflich, unerklärlich, unzuſammenhängend mit ſeinem übrigen Character erſcheint. Wie wird die gleichmäßige Stimmung, die Harmonie der Freunde wieder hergeſtellt? Dadurch, daß der Vorwurf, den der eine dem andern macht, recht zur Sprache kommt, dadurch, daß der beſchuldigte Freund Raum bekommt, ſein Betragen zu erklären, die Geſchichte ſeines Fehlers zu erzählen, und ſo der andre einſieht, wie dieſer Fehler denn doch mit allen den übrigen, alten Liebenswürdigkeiten ſeines Freundes in genaueſtem Zuſammenhange ſtehe. Kein Freund wird dem andern in ewig gleicher, niegeſtörter Klarheit, als Ideal des Freundes zur Seite ſtehen können: immer wird eine verborgene Eigenheit oder Einſeitigkeit ſeines Gemüths zum Vorſchein kommen, und ein erklärendes Geſpräch darüber beruhigen müſſen. Eben ſo wird keine Kunſtform dem Menſchen und Künſtler ungeſtört vorleuchten können, keine einzelne wird das Gemüth ihres Freundes ganz durch ſich, durch ihr bloßes ruhiges Daſeyn völlig erfüllen können. Wenn demnach das romantiſche Drama an Mängel und Einſeitigkeiten des griechiſchen erinnert, wenn andrerſeits der Reichthum und die Fülle eines Calderon uns fühlen läßt, wie er denn doch den Rhythmus und die Ruhe der Griechen entbehre, ſo bleibt nichts

übrig, als ſich mit jeder einzelnen, der Einſeitigkeit beſchuldigten Kunſtform in freundſchaftliches Geſpräch einzulaſſen, ſie gewiſſermaßen zum Worte kommen zu laſſen, damit ſie zeigen könne, wie aus dem Zuſtande, den Sitten, der Religion ihres Volkes ſie, gerade ſie, in aller ihrer Eigenthümlichkeit und mit ihren Mängeln habe entſpringen müſſen. Ich glaube, wir haben dies redlich und mit Frömmigkeit gethan! die einzelnen Formen haben ſich verantwortet, und die Vortrefflichkeit einer jeden in ihrer Art iſt in gehöriges Licht geſtellt worden! —

Wenn ich ein Künſtler wäre, oder wenn die Umſtände meiner Seele ihre volle Freyheit und den Genuß ſchöpferiſchen Lebens geſtattet hätten, ſo hätten Sie in dieſen Vorleſungen noch etwas ganz andres empfangen müſſen. Ich hätte alle die einzelnen Formen der dramatiſchen Poeſie nicht in Abhandlungen, nicht in gutgeſinnten, von der Frömmigkeit oder der Billigkeit ihres Verfaſſers allein Ihnen zugeeigneten Reden, darſtellen müſſen; — ſondern es hätte vor Ihren Augen ſelbſt wieder ein großes Drama entſtehen müſſen, deſſen einzelne Perſonen, alle jene von mir kalt dargeſtellte Repräſentanten der dramatiſchen Kunſtformen geweſen wären; ein Drama, worin Shakespear und Ariſtophanes und Plautus und Calderon und Racine, jeder auf ſeine eigenthümlich ſchöne Weiſe, handelnd dargeſtellt

worden wären, wo jeder von diesen das schöne Geheimniß seines künstlerischen Lebens, mit Fülle und Lebenskraft vor Ihnen ausgebreitet hätte, und durch aller dieser Künstler Eigenheit die Fülle der Kunst selbst verklärt worden wäre; ein Drama, dessen Held vielleicht Shakespear gewesen seyn würde, der endlich, nach würdiger Vorbereitung auf wahrhaft tragische Weise hätte fallen; hätte, wie groß und fast allmächtig seine Kunst und die Gewalt seiner Seele gezeigt worden wäre, dennoch zuletzt geopfert werden müssen, dem ewigen Ideal, der allgemeinen unendlichen Schönheit, die, so lange dieses irdische Geschäft des Bildens und Wirkens besteht, immer herrlicher an den Tag kommen soll. — Solches herrliche, der Kunst, die ich zu verkündigen unternommen hatte, wahrhaft würdige Geschäft hat nicht zu Stande kommen können! — möge die Beschreibung des Ideals, die Mangelhaftigkeit meiner Ausführung einigermaßen ersetzen; möge der im Herzen still verborgene Wille dem ausgesprochnen Werke einige Vollständigkeit geben, die wenigstens, welche es haben muß, damit sie in der nächsten Stunde mich mit Wohlwollen entlassen können. —

Wenn die Kritik der Dichter denn nicht selbst wieder ein Gedicht seyn kann, so muß sie es wenigstens fühlen lassen, daß sie ein Gedicht hat seyn wollen. Nichts ist verwerflicher als jenes kalte Zerglie-

dern, jenes chemiſche Zerlegen, wo der Kritiker anſtatt die Lebenserſcheinung ſeines Gegenſtandes zu geben, endlich von etwas ganz anderm als von der Kunſt in dem Werke geſprochen hat, nemlich von allem, was der Handwerker oder der gemeine Rechner auch hätte mit Fleiß und Genauigkeit zu Stande bringen können. — Geht alſo, frägt es ſich, aus dieſen Vorleſungen mit einiger Deutlichkeit hervor, wie ein dramatiſches Gedicht beſchaffen ſeyn müſſe, und ſind wenigſtens Spuren dramatiſchen Geiſtes darin? Iſt nicht etwa blos jeder einzelnen Kunſtform, die eine Perſon des großen Dramas abgeben ſoll, gehuldigt worden, ſo etwa, daß von Griechen und Spaniern, Römern und Franzoſen, mit umſchreibenden Worten nichts anders geſagt worden wäre, als daß jede von ihnen in ihrer Art gut ſey, oder iſt etwa mit monologiſcher Partheylichkeit für den Helden, den Shakespear, endlich das Reſultat geweſen, daß alle übrigen Perſonen dieſes Dramas, dieſer Kunſtwelt gegen ihn gehalten, nichts bedeuteten? — In beyden Fällen wäre das Unternehmen verwerflich! Aber ſo iſt es nicht! Unter allen dieſen auf- und abtretenden Kunſtformen, die weder durch ihre bloße Mannichfaltigkeit das Auge allein ergötzten, noch durch ihre bloße mechaniſche Subordination unter einer einzelnen Kunſtform dem kalten Verſtande ſich gefällig bezeigten, hat ſich, zwar unvollkommen, aber gerecht und zuverläßig, die Idee des Dramas entwi-

ckelt, die da seyn mußte, um zu zeigen, wie eine höhere, allgemeinere und reinere Kunstform zu erwarten ist, und wie besonders die Bestreburgen der Deutschen, so wenig bis auf diesen Augenblick auch noch wirklich erreicht seyn mag, dahin zielen, sie ans Licht zu stellen. Nur auf deutschem Boden können die Bühnen und Dichter früherer Zeit, die hier beschrieben worden sind, versammelt werden; nur uns gab der Gott die Ruhe, die Umsichtigkeit, den Fleiß, das edle Mißtrauen in die eignen Kräfte und den Glauben an die Vortrefflichkeit andrer Nationen', und, ich möchte hinzusetzen, das würdige Mißtrauen in die eigne Bewundrung, in die eigne natürliche Vorliebe, die wir für die Griechen und für die Spanier hegen möchten; das Mißtrauen, das uns auf die unserm Nationalcharacter am meisten widersprechenden Formen der Römer und der Franzosen sogar wieder zurückführt. Der Gott wird uns dereinst auch wieder die Witterung des Glücks schenken, die nothwendig ist, wenn der vaterländische Boden sich mit dem darauf ausgestreueten Saamen innig verbinden und neues, ganz neues und schöneres Leben erzeugen soll. —

Nicht bloß durch alte Formen der politischen Welt, sondern durch die Vorherbestimmung der Natur ist Italien an Deutschland gebunden, die südliche Spitze der deutschen Welt, da man wohl sagen kann,

daß, was uns an Naturvorzügen versagt worden, dieses alles Italien in reichem Maaße besitze und so umgekehrt. Durch das ganze Mittelalter hindurch die Gleichheit der politischen Schicksale; auf beyden Seiten die Zerstückelung des Bodens in kleine republikanische und monarchische Staatsformen; auf beyden Seiten mächtige Wirkungen vom Einflusse der Nachbarn; ähnliche Trennung des nördlichen vom südlichen Italien, wie des nördlichen vom südlichen Deutschlande, gleicher Mangel eines Mittelpunktes, einer Hauptstadt. So ist denn auch das italienische Theater nie durchgedrungen zu der Einheit, zu der Ganzheit der französischen und der spanischen Bühne. Es hat so wenig als das deutsche Theater ein eignes s. g. goldnes Jahrhundert, wie das Jahrhundert Ludwig XIV. oder Philipp III. und Philipp IV. in Spanien erlebt. Hier und da in Venedig, in Florenz, in Neapel, ebenso wie in Deutschland, in Hamburg, in Wien, in Berlin, in Weimar hat sich eine vorübergehende, glänzende Blüthe des Dramas gezeigt; wie in Deutschland sind Griechen, Römer, Spanier und Franzosen wechselsweise die Muster und die Quellen des italienischen Theaters gewesen, aber nie hat eben so wenig als in Deutschland eine eigentliche Nationalbühne errichtet werden können. Wenn man die Erzeugnisse des italienischen und des deutschen Theaters im ganzen überschlägt, so läßt sich nicht leugnen, daß die italienische Bühne

mehr herüber hängt nach der Komödie, die deutſche hingegen mehr nach der Tragödie. Der Boden und der Himmel begünſtigen in Italien mehr die Poeſie, in Deutſchland mehr das Raiſonnement und die Philoſophie und dieſer Unterſchied wird beſonders merklich, wenn man die gleichzeitigen Werke eines Leſſing und Gozzi betrachtet. Beyde waren Reformatoren der Bühne, beyde aus Gründen, die man immer ähnlicher findet, je länger und aufmerkſamer man ſie mit einander vergleicht, aber in der Ausführung, welcher kritiſche Calcul in Leſſing, und welches Uebergewicht der poetiſchen Haltung in Gozzi. Wie idealiſch, wie ſinnig und wie tactvoll war der Gang den Gozzi einſchlug, um den ausländiſchen Einfluß zu verdrängen, um die falſche Leidenſchaftlichkeit und das ſchwerfällige Komiſche, die auf eine höchſt unitalieniſche Weiſe in Goldonis Arbeiten zuſammengeſchoben waren, und durch Mode und Gewohnheit allein unterſtützt wurden, um dieſe höchſt unpoetiſche Manier ſanft zu beſeitigen, und ſeine Tragikomödien an ihre Stelle zu ſetzen.

An ein fortgehendes großes Zeitalter des blühenden Dramas, wo der Schüler den Meiſter, und jenen wieder ein größerer und fruchtbarerer Nachfolger verdrängt, iſt, wie ſchon bemerkt, in Italien ſo wenig zu denken als in Deutſchland, dazu fehlt es an nationaler Begünſtigung des Talents, an einem Mit-

telpunkte der Kunſt und politiſcher Einheit; aber dennoch läßt ſich in einzelnen Bruchſtücken, an einzelnen vorübergehenden Meiſtern das eigenthümliche Weſen der italieniſchen wie der deutſchen Komödie erkennen. Zu den hervorſtehenden Eigenſchaften des italieniſchen Theaters gehören nun die Masken und das Extemporiren, die beyde von Gozzi in Schutz genommen wurden.

Es iſt ſchon früher bemerkt worden, daß die Komödie nicht verſtändlich iſt, ohne die Bekanntſchaft mit dem dazu gehörigen Publikum, daß in der Komödie ein beſtändiger genauer Verkehr zwiſchen Publikum und Theater ſtatt finden müſſe; daß die Comödie beſtändig ſich richten müſſe nach der augenblicklichen Stimmung des Publikums, nach ſeinen politiſchen und häuslichen Bedürfniſſen; daß ferner das augenblickliche Betragen des Publikums, die Aeuſſerungen ſeines Beyfalls, ſeines Tadels, ſeines Kunſtgeſchmacks unmittelbar hineingezogen werden müſſen in den Gang der Komödie. Der tragiſche Dichter kann ſein Werk für die Ewigkeit hinſtellen, die ewig bleibenden Gefühle des Herzens, die unwandelbar heiligen Angelegenheiten der Menſchheit ſind ſein Stoff: die Verknüpfungen ſeines Werks ſind nothwendig; ſo unveränderlich wie die Vergangenheit ſelbſt, die ſein Gegenſtand iſt, bleiben und reden ſeine Geſtalten. — Sehen ſie dagegen nun

wie bald ein Luſtſpiel, das auf dem tragiſchen Leiſten zugeſchnitten iſt, veraltet; für den Antiquitätenſammler kann es lange noch merkwürdig bleiben, aber in das friſche Leben des Publikums greifen dieſe tauben Apotheker und lateiniſchen Doktoren des Goldoni, dieſe Pourceaugnacs des Moliere, dieſe Leſſingſche Juſte, und Paul Werners nach einem halben Jahrhundert ſchon nicht recht ein. Der weſentliche Gedanke der Poeſie und des Lebens iſt in der Komödie ſo gut zu Hauſe als in der Tragödie; aber in der Tragödie geht er hervor aus den Weſenheiten des Herzens, aus dem ruhigen und nothwendigen Zwieſpalt von zwey feindſeligen Naturen in der Bruſt des Menſchen, die ſich und ihren Kampf in jeder neuen Zeit immer wiederfinden werden; die Formen der Tragödie ſind ernſt und allgemeingültig, heroiſch, das heißt, durch Geſchichte und eigenthümlichen Glanz geadelt, und werden, wie fremdartig auch ihr Koſtüm ſey, ſchon durch ihren Bund mit der unveränderlichen Geſchichte, immer vom Publikum reſpektirt werden. Das Luſtſpiel hingegen genießt der unbedingteſten Freyheit; ſein Leben beſteht in einem reizenden, grazieuſen Spiel, mit den vorübergehenden Formen des Menſchlichen, mit den jeweiligen Sitten, mit der Verfaſſung der Familien und des Staats; es kann demnach mit ſeiner Wirkung und mit ſeinen Mitteln nicht nahe genug in die Gegenwart hineinfallen. — Nun kann freylich der komiſche Dichter

sehr gut auch noch in unsern Tagen alte verfallene komische Charaktere, z. B. einen Lessingschen Wachtmeister oder verschmitzten Gastwirth der Minna von Barnhelm auf die Bühne bringen, nur muß er nicht verlangen, daß diese Personen noch heut auf die alte Weise an sich selbst für komisch gelten sollen. Setzen wir dagegen den Fall, der neuere komische Dichter stellte eine komische Personage jener alten Schule, und eine von den bis jetzt noch komisch geltenden des Kotzebue nebeneinander, in der Absicht, eine dritte viel komischere, die gegenwärtige Zeit näher ansprechende Person dadurch geltend zu machen, so hätte er nun offenbar im Geiste des wahren Lustspiels gehandelt. Setze er nur das gegenwärtige, augenblickliche Interesse des Publikums in die feurigste Bewegung, und lasse durch alle bunten Contraste seines Werks nur deutlich genug den Gedanken aller Kunst und alles Lebens hindurch schimmern; lasse er nur unter allem Lachen, welches die sprühende Flamme seines Witzes erzeugt, tief fühlen den ernsten Zweck — so kann ihm der Ruhm eines grossen Komöden nicht versagt werden. —

Deshalb nun ist das ächte Improvisiren oder Extemporiren in der Komödie an seinem wahren Ort, es ist zweckmäßig, daß der Dichter, der bey der Aufführung nicht gegenwärtig oder wenigstens nicht allgegenwärtig seyn kann, dem Schauspieler Raum lasse,

ſein Werk dem Augenblick und der Stimmung des Augenblicks noch mehr anzupaſſen. Mit welcher Dankbarkeit wird ſchon auf unſerer viel ernſteren, phlegmatiſcheren Bühne und unter unſerm viel kältern Himmel, jedes gute, klug eingefügte Impromptü des Schauſpielers in der Comödie aufgenommen; wie nun gar auf einem Theater, wo Dichter und Schauſpieler unter einander, und dann wieder beyde mit dem Publikum ſo innig einverſtanden ſind, wie ſie es ſeyn ſollten. Um wie viel leiſer und tiefer wird der Genuß des Publikums, wie gelehrig und aufmerkſam wird dieſes, wie gut vor allen Dingen lernt es die Kunſt zu hören, die nicht ſo leicht iſt, als es ſcheint, und die wenigſtens kein Publikum in Deutſchland gründlich verſteht. Fragen wir uns nur aufs Gewiſſen: man kann uns von großen und ernſten Dingen ſprechen, in ſchönen Formen ſprechen, wir hören, wir merken auf; aber welch ein ganz andres Hören iſt es doch noch, wenn in dem Geſagten eine unmittelbare, perſönliche Beziehung auf uns ſelbſt liegt, wie ſchlägt dann das leiſeſte Wort ſogleich durch unſer ganzes Weſen hindurch, zu welchem andern viel thätigeren Antheil fordert er uns auf? — Welche Luſt alſo gewährt es, wenn mit der Schonung des heiligſten Kerns unſerer Perſönlichkeit, die der komiſche Dichter nicht verletzen wird, weil er ſie nicht verletzen kann, alle Aeußerlichkeiten unſrer Form nicht verſpottet, aber mit Grazie und gutmüthiger

Ironie dem reinsten Vergnügen der ganzen Versammlung Preis gegeben werden; und nun das innerlich schönste und beste unsrer Natur, um so dreister und stolzer nackt herausritt, jemehr es wirklich schön und gut ist, wenn der Dichter oder der extempo.irende Schauspieler durch die geschickte Art, mit der er einzelne Seiten unsers Wesens dem Scherz zu gefallen heraus hebt, sich das Recht erkauft, unsern ganzen Werth recht kräftig geltend zu machen. —

Die Vereinigung zwischen Dichter, Schauspieler und Publikum, die eine solche Komödie bildet, und in der allein sie recht vollständig gedeihen kann, gab es zu den Zeiten des Gozzi, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, in Venedig. Dazu gehört, werden Sie mir sagen, die Leichtigkeit des italienischen Bluts; aber was hindert uns denn, die wir den Sinn für solche Lust keineswegs entbehren, wenigstens unsern kleinen häuslichen Festen jene sinnreiche, und den wahren, beweglichen Geist der Kunst erweckende Form zu geben, und das recht durchgreifende Ergötzen vorläufig in unsre Häuser, wenn es die Nation im Ganzen noch nicht ertragen will oder kann, einzuführen. — Wie manches große jetzt verborgene Talent käme dadurch zum Wort, und wie würde dem Geiste der Kunst dadurch gedient, wenn die unmittelbarsten Verhältnisse des Lebens häufig diese Feuerprobe oder diese Feuerläuterung des Witzes

und der Phantaſie aushalten müßten. Die bloße Gewohnheit des Zuſammenlebens verhärtet und verſchließt oft die ſinnvollſten Gemüther gegen einander, der Umgang, ſeine Formen, gewiſſe Reſpektverhältniſſe ſetzen ſich allmählich feſt, und da es dem freyen Geiſte der Poeſie nicht geſtattet wird, mitunter auf eine leichte und geſchickte Weiſe das Unterſte zu oberſt zu kehren, da ſich nie wie an den römiſchen Saturnalien die Diener an den Tiſch ſetzen und die Herren ihnen dienen, ſo ſtocken und verfaulen dieſelben Verhältniſſe, die, gehörig angefriſcht und von dem Odem des Lebens zuſammengerüttelt und aufgerührt, einen unvergänglichen, immer höheren Reiz für alle Theilnehmer behaupten könnten. —

Eben ſo wirkt auf die gröſſere Familie, den Staat, und offenbart den Staat das ächte Luſtſpiel, ſo daß man getroſt die Folgerung ziehen kann, wo kein Luſtſpiel zu finden iſt, da iſt auch kein wahrer politiſcher Verein, da ſtockt ebenfalls das Blut der burgerlichen Geſellſchaft, da ſind die Stände unter einander und gegen einander verhärtet, da drückt einer den andern, und fühlt nichts vom andern als dieſen Druck. Vom Geiſte des Luſtſpiels und ſeiner Weſenheit iſt hier die Rede; es wird von der konventionellen Form einer wirklichen Bühne, die zur beſtimmten Stunde ſpielt, und von beſtimmten Autoren verſorgt wird, ganz abgeſehn; ob es gleich ſehr wahr iſt,

daß man auch die Geschichte dieses wirklichen nationalen Lustspiels nur nachzuschlagen braucht, um alle die Stellen in der Universalgeschichte zu finden, wo sich wirklich politisches Leben geregt hat. —

Wenn auf diese Weise das Publikum durch das Lustspiel in die unendliche Bewegung der Kunst hineingerissen wird, und ihm dann die schöne, ebenmäßig eingreifende Tragödie wieder das Bleibende unter den Formen der Menschheit und des Lebens in immer glänzenderer Bekleidung darreicht, so wird der nach neuen Erscheinungen strebende Nationalgeist, und das nach größerer Befestigung und Treue des Gemeingutes strebende Nationalherz, eines wie das andre seine volle Rechnung finden. —

Daß ich die dramatische Poesie gern auf den Staat beziehe, wird niemanden befremden; denn wozu das Zusammenströmen des ganzen Volkes in den Theatern; hoffentlich doch wohl nicht deshalb, weil die Anstalt zu viel Kosten macht, als daß Einzelne dieselbe bestreiten könnten; hoffentlich doch wohl auch nicht aus dem andern Grunde, um in diesem Leben, wo es sich freylich selten genug ereignet, doch einmal an irgend einer Stelle mit mehreren, mit vielen zugleich zu lachen oder zu weinen — sondern um das höchste Gemeingut der Nation, ihre Selbstheit, ihre Eigenthümlichkeit, ihr gemeinsames Leben (was

doch etwas mehr ſagen will, als die Individualität, die Sitten, und das noch ſo elegante Privatleben der einzelnen, ab- und zulaufenden Menſchen,) um dieſes gemeinſchaftliche Leben gemeinſchaftlich mit der Nation zu ſchauen und zu genießen. Den Deutſchen iſt die Idee des Staates, ungeachtet alles vielfältigen Geſchwätzes darüber, ja ſogar die Idee irgend eines Gemeingutes ſo fremd, ſo zu einer Art von Fabel geworden, daß man wirkliche Präkautionen nehmen und ſich vielfältig verantworten muß, wenn man einmal Beziehungen auf irgend etwas gemeinſames, den Staat oder die Religion, mit unter laufen läßt. Daß die beſſeren Deutſchen dieſe großen Ideen, eben wegen ihrer überſchwenglichen Hoheit und Größe, in einer ſo ungünſtigen von Mißverſtändniſſen und Unverſtändniſſen wimmelnden Zeit, wie die gegenwärtige, lieber gar nicht erwähnen hören wollen, iſt eine andre Sache, und verdient, wegen des ſo edlen Motifs, Ehrfurcht und Rückſicht.

Die Masken ſind eine andre Eigenthümlichkeit der italieniſchen Bühne in ihrem Weſen wie in ihrer Form, aus dem römiſchen Theater entſprungen. Bey Gozzi, d. h. in ihrem nationalſten Ausdrucke, bilden ſie gleichſam die Stammhalter, die allen den wunderbaren bald aus dem Orient und China hergenommenen, bald mährchenhaften, bald roman-

tischen Stoff, aus dem die einzelnen Komödien des Gozzi gebildet sind, zusammen halten, indem sie in allen diesen Werken immer in ihrer alten Persönlichkeit, mit ihren alten Naturfehlern und moralischen Gebrechen wiederkehren, und als Minister, als Aerzte, als Erzieher, immer unmittelbar für die alten vom Publikum wieder erkannt werden. Ihres Zeichens sind die vier von Gozzi besonders begünstigten Masken, Pantalon, Brigella, Tartaglia und Truffaldino, komische, auf den Märkten von Venedig ursprünglich wirklich existirende Charaktere, die durch ihr langes komisches Leben auf der Bühne unter den wunderbarsten und verschiedenartigsten Situationen, eine Art von Sanktion von der Volksgunst erhalten haben, und die nun außer dem komischen Genuß, den sie in dem gegenwärtigen Lustspiele darbiethen, auch noch durch die Erinnerung an frühere Lust, die sie an den vorhergehenden Abenden in derselbigen Maske gewährt haben, doppelt und dreyfach belustigen, indem die frühere bestimmte und höchst nüancirte Ergötzung in dem Augenblick ihrer Erscheinung wieder erwacht, indem ein Lust-Kapital entsteht und die Lust jedes einzelnen theatralischen Abends dadurch auf alle übrigen Abende zugleich mit ausgegossen wird. Das Lustspiel eben, in seiner unendlichen Freyheit, bedarf solcher Stützungspunkte; das entfernteste und erlegenste, das im phantastischen Wechsel durchein-

ander ſchweift, bedarf ſolcher Mittelgeſtalten, die es leicht und raſch in die innigſte Gegenwart herüber tragen. Glücklich, wer wie Gozzi, durch das bloße Gleichgewicht, worin er ſolche unerſchöpflich komiſche Weſen verſetzt, ſchon ein ſchönes inneres Ebenmaaß, das erſte Erforderniß aller Kunſt, in ſein Werk zu bringen weiß.

Ich habe in früheren Stunden gezeigt, daß an der Stelle, wo auf der alten Bühne die Bildſäule des Gottes ſtand, auf der neuern Bühne die Muſik ihren Sitz aufgeſchlagen hat, die im neuern Theater eben ſo unentbehrlich iſt, als jene im antiken. In den italieniſchen theatraliſchen Beluſtigungen hat dieſer Repräſentant des Gottes allenthalben den Vorrang; einen Dichter, der im Dienſte dieſes Gottes geweſen wäre, wie Metaſtaſio, der für das muſikaliſche Ohr organiſirt geweſen wäre, wie dieſer, kann keine neuere Nation aufzeigen. Dagegen wir, ſollten wir es auch in frühern Zeiten nicht an muſikaliſcher und poetiſcher Haltung mit den Italienern haben aufnehmen können, ſo bleibt uns dagegen das Wort, die Deutlichkeit und Kraft des Gedankens, und der tiefſinnige Bau. Möge von unſern Schickſalsgenoſſen, jenſeits der Alpen, eine freundliche und milde Luft fortdauernd herwehen, erwärmen und beleben die Werke, die uns vielleicht zweckmäßig und kräftig gelingen, aber

an denen die Kälte unſers Himmels dennoch zu deutlich empfunden wird. Daß ich auch hier nicht der ſpaniſchen oder italieniſchen Krankheit jener ſchwächlichen Seelen, die einen immerwährenden Sommer verlangen, und in Dichter-Gärten, unter Blumen und Karfunkel einen ewigen poetiſchen Sonntag leben, das Wort rede, verſteht ſich von ſelbſt.

24.

Noch etwas über den Unterſchied des antiken und modernen Theaters.

Um den ganzen höchſt weſentlichen Unterſchied der alten und neuen Kunſt mit völliger Beſtimmtheit aufzufaſſen, muß ich einladen, ſich zwey gleich große Räume zu denken: in den Mittelpunkt des einen Raums denke man ſich eine antike Statue; auf den andern Raum hin verſetze man eines von jenen runden Gebäuden ganz neuer Erfindung, in deren Mittelpunkt ſich der Zuſchauer hinbegiebt, und nun durch die Mahlerey der Wände und den Lichteffect gerade den Eindruck erhält, als befände er ſich im Mittelpunkt einer reichen und ſchönen Gegend; ein Panorama meine ich. — Vergleichen wir nun die beyden Räume mit einander, ſo finden wir folgenden höchſt characteriſtiſchen Unterſchied: im erſten Raume ſteht das Kunſtwerk, die Statue im Mit-

telpunkt, und der Beſchauer bewegt ſich darum her; er muß es von allen Seiten umhergehend betrachten, wenn er es verſtehen will; mit andern Worten, das Kunſtwerk iſt die Sonne, der Zuſchauer hingegen, der Planet. Im Panorama andrerſeits kehrt ſich das ganze Verhältniß des Betrachters und des Kunſtwerks um: hier ſteht der Zuſchauer im Mittelpunkt, und das Kunſtwerk läuft um ihn herum: der Betrachter iſt hier die Sonne und das Kunſtwerk iſt der Planet. — Wie die Blicke der Betrachter jener Statue nun alle ſich im Mittelpunkte, eben beym Kunſtwerke, begegnen und kreuzen, ſo war das ganze Streben der alten Welt immer auf die Erzeugung eines Mittelpunktes der Kunſt hingerichtet, und dies ſowohl in jeder einzelnen Kunſt, als im Leben überhaupt, ſichtbar. Erſt Athen, dann Alexandrien, dann Rom, ſind ſolche plaſtiſche Mittelpunkte, ſolche große zuſammengedrängte Werke, die zwar nicht der Wille der einzelnen Alten, aber doch das Streben des ganzen Alterthums erzeugen mußte. Mit innerer Kraft, mit menſchlicher Kunſt die Sonne zu erſchaffen, um die ſich das ganze unruhige Leben bewegen, an der es ſich halten könne, darauf hin wirkten faſt alle große Thaten des Alterthums. Jedes einzelne Gebiet der alten Welt hatte Nationalkunſtwerke der Art, im höchſten Sinne des Worts: Tempel, Altäre, Statuen der Götter. Rom ruhte nicht eher, als bis es alle dieſe einzelnen National-

götter, dieſe einzelnen plaſtiſchen Mittelpunkte, in einen einzigen, allermittelſten Tempel verſammlet, mit andern Worten, es ruhte nicht eher, als bis es einen einzigen plaſtiſchen Mittelpunkt, ein einziges Pantheon zu Stande gebracht. — Werfen wir nun dagegen einen raſchen Blick auf die neue Welt, nicht auf die beyden letztverfloſſenen Jahrhunderte, in denen ſich ganz neue Zuſtände bereiteten; aber auf die Zeit von Karl den Großen, bis auf die Reformation. Von einer Hauptſtadt der Welt, von einem Streben eine ſolche zu erzeugen, iſt kaum mehr die Rede, der Glaube an menſchliche Werke iſt verſchwunden; Rom iſt dahin, und größeres ſchien die bloße menſchliche Kraft nicht zu vermögen. Wie die Alten das Göttlichſte, ein Werk der Kunſt, in den Mittelpunkt ſtellten, und das ganze Univerſum ihres Lebens ſich darum her bewegte, ſo wird von den Neueren die ganze Natur vergöttert; nach allen Seiten ſieht der Menſch in die Unendlichkeit: das Ferne, Große, Weite, Reiche, erzeugt nun die göttlichen Empfindungen in ihm, die in der antiken Bruſt, durch das Nahe, Beſtimmte, Gedrängte, Endliche erweckt wurden; und ſo iſt die Mahlerey ſeinem Gefühle, ſeiner ganzen Natur willkommener. Die Beziehungen der Dinge auf einander, das Bedeutende in ihrer Zuſammenſtellung, iſt dem neuen Menſchen viel wichtiger, als die abgeſonderte, einzelne Tüchtigkeit und Trefflichkeit der Dinge. Deutungen, Symbole, Allegorien, ſieht

der Mensch nun in allen Verknüpfungen und Verbindungen, und so liebt er mehr den ruhigen festen Standpunkt, von wo aus, ungestört durch eigne Bewegung, die magischen Figuren, welche die Natur in ewigem Wechsel erzeugt, mit Sicherheit wie ein grosses und unendliches Panorama betrachtet werden können. — In den redenden Künsten der Alten war menschliches Maaß der Bewegung und des Tons die Hauptsache; den Neueren ist das Gespräch der Natur wichtiger, den Alten das Gespräch des Menschen; daher werden die Naturklänge dem neueren Menschen so bedeutend, Reim und Assonanz bemeistern sich der ganzen Poesie; die Klänge endlich reissen sich unter der Gestalt der Musik eigenthümlich los, und begleiten als reinstes Mittel der Begeisterung allen Dienst der Kunst. — Wenden wir jezt diese Betrachtung näher auf das Theater an. Das alte Theater zeigt uns das plastische in der Bewegung; in den kleinsten Raum wird die größte Handlung zusammen gedrängt; das neue Theater ist durchaus mahlerischer Natur, ein unendliches Panorama in der Bewegung; die Zuschauer in Ruhe, die Bühne im zauberhaften Wechsel des reichsten, bewegtesten Lebens; da hingegen im antiken Publikum, sich das ganze wirkliche Leben in seiner üppigsten Fülle, um die einfache ruhige Handlung auf der Bühne zu bewegen scheint. Einheit und Zusammenhang der Handlung sind in beyden das Erforderniß aller Kunst, aber auf dem an-

tiken Theater, um das Ganze noch mehr zu concentriren, auch Einheit des Orts und der Zeit; in derselben Tragödie durchaus keine Veränderung der Decoration, keine poetische Zeit auf der Bühne, welche rascher verflöge als die wirkliche Zeit; in der neuen Welt und bey Shakespear beständige Verwandlung des Orts, die Ereignisse langer Jahre in eine Stunde zusammen gehäuft; die entferntesten Dinge durch die Zaubereyen der Bühne magisch an einander gereiht, um tiefe Allegorien des Lebens und der Natur durch die wunderbare Zusammenstellung bezeichnen zu können. — Naturklänge, späterhin die Musik, offenbarten sich unsichtbar durch alle theatralische Darstellungen der Neuern um die grellen Farbencontraste, die hingeschrieben werden mußten, damit das Ganze seine tiefe, symbolische Wirkung machen konnte, um diese zu mildern, zu verflößen, ohne jedoch die heiligen Zeichen selbst in ihrer Deutlichkeit zu stören. — Unser gegenwärtiges Theater in so tiefem Verfall es sich befindet, trägt in seiner ganzen Form noch die Spuren jener modernen romantischen Bühne. Das Orchester, die Scheide von Musik, die das idealische Leben der Bühne noch bey uns von dem wirklichen Leben des Parterres trennt, ist der Ersatz für die Abwesenheit des Gottes, der bey den Alten grade an derselben Stelle stand; die Musik ist das einzige Band unsrer Bühne mit der Religion, mit den allgemeinen religiösen Gefühlen

unſers Herzens, ſie löſt die unfreundlichen Contraſte ſogar jenes fabricirten nachgemachten iffländiſchen Familienlebens, mit dem wirklichen Leben, — die beyde grade deshalb, weil ſie auf ein Haar einander ähnlich ſehn, in deſto engherzigere Colliſionen in der Seele des Zuſchauers gerathen, — dieſe ſogar löſt ſie in eine Art von Beruhigung auf, und iſt deshalb bey allen unſern Vorſtellungen durchaus unentbehrlich. —

25.

Ueber das deutsche Familiengemälde.

Ich würde sehr falsch verstanden werden, wenn man mich in dem Verdacht hätte, als meinte ich, daß das bürgerliche Leben und die Familie nicht auf die Bühne gehören. Nicht in dem Gegenstande, in der zufälligen Charge der Personen, nicht darin, daß uns „Pfarrer, Kommerzienräthe, Fähndriche und Husarenmajors" auf die Bühne gebracht werden, liegt die Nichtswürdigkeit unsrer Familiengemälde, sondern in der Art *wie* sie gezeigt werden, nemlich, als ob um ihrentwillen die Welt da sey, als ob von regelmäßiger Haushaltung, von Pünktlichkeit in den Amtsgeschäften, von der Zufriedenheit, die daraus erwächst, daß man niemanden etwas schuldig ist, von der Entlarvung irgend eines Hausbösewichts, so wichtig und schätz-

bar auch diese Dinge sind, nun gleich ein goldnes Zeitalter zu erwarten stehe. Allerdings ruht auf dem Wohl der Familien das Glück des Staates und so der Menschheit, der Familie aller Familien. Aber das Wohl der Familien ist doch auch noch nicht zu Stande gebracht, wenn die Hauspolizey wieder mit Sorgen verwaltet wird, wenn ein tüchtiger Onkel mit Geld und derben Worten die Haushaltungsbücher in Ordnung gebracht hat, wenn der Jugend ihre Sprünge, ihr Schuldenmachen, ihre Liebschaften gelegt sind, und im letzten Akt der Fürst mit seiner Gnade ausgeholfen, und die schändlichen Minister und Präsidenten abgesetzt hat, gegen die weder der Dichter noch seine Hausväter und Oheime Rath wußten. — Wenn solch ein deutsches Familiengemälde zu Ende gebracht ist, so muß man freylich gestehn, daß die äussre Noth vorläufig und auf wie lange es halten will, ziemlich reparirt ist, aber wer steht uns für den innern Reiz zur Sünde, der immer noch zurück bleibt, ferner für die Haltbarkeit der moralischen Besserung und der schönen tugendhaften Entschlüsse, die vornehmlich die Jugend in dem fünften Akte hat spüren lassen. Es ist schön und brav von Iffland, daß er meistentheils am Ende die Jungen sich zur Lebensart, zu den Sitten und dem hausmännischen Leben der alten Leute bequemen läßt; der Kotzebue ist schon unmoralischer; der sieht dem Scherz und der Unterhaltung zu Gefallen sehr oft den Jungen bey,

und bringt sie wohl gar erst auf die rechten Künste und Listen, und hilft ihnen die Alten hintergehn. Aber wenn in allen diesen bürgerlichen Dramen nur etwas tiefer gegriffen würde, wenn es nur nicht immer auf Familien hinaus käme, die den Menschen zu vergleichen sind, von denen man sagt, daß sie nichts Böses aber auch nichts Gutes thun; was hilft uns die ganze Dienstpflicht, die Island predigt, wenn der Feind das Land überschwemmt und alle die schönen Dienstverhältnisse aufhören. Bey schönem Wetter und gutem Boden ist es leicht ein guter Landwirth seyn, aber wenn es stürmt und der Boden wankt, da hülle sich einmal einer in seine Unschuld, Redlichkeit und gewissenhafte Treue gegen den vorigen Dienst: wenn die Noth anhebt, die Kontributionen drängen und die Gehalter zurück bleiben.

Tiefer gegriffen in das Herz der Familien und der Menschen! Abgesehn von den äussern Verhältnissen, von den Lumpen, die der Augenblick, die Umstände und die Convenienz dem gewaltigen Wesen umhängen, das in jedem Busen schlägt! oder vielmehr mit der Flamme des Witzes ergriffen und verzehrt diese Unwesentlichkeiten, damit das spröde Herz drinnen geschmiedet werden könne menschlich und weich — so erzeugt sich das ächte Familiendrama. — Wenn sich der Sohn, der dem Vater durch liederliche Lebensart Verdruß und Kummer

bereitet, in der Reue gebehrdet, wie Oreſt der die Mutter gemordet, oder wenn ſich ein verführtes und verlaſſenes Mädchen gebehrdet wie eine Ariadne oder Medea, ſo iſt dieß freylich lächerlich und unſchicklich — aber in den einfachſten Familienſituationen unſres häuslichen Lebens walten noch dieſelben Mächte, die im Hauſe der Atriden herrſchten. Wie manches verborgene Schickſal wird auch bey uns mit Adel getragen; wie rhythmiſch, wie harmoniſch, wie würdig des Kothurns, wie heroiſch wird noch heut gehandelt und gelitten!

Ich verachte das bürgerliche Drama nicht: ächte Kunſt klebt nicht an dieſen äußeren Formen und Hüllen, alſo braucht ſie ſelbige auch nicht unbedingt zu verachten und zu verwerfen. Vielmehr kann ſie ihre wahre Freyheit zeigen, wenn ſie aus ungeſchickten Formen der Konvenienz und des bürgerlichen Lebens, ohne ſie, die doch auch ihren vergänglichen Werth haben, zu zerſtören, mit alter Freyheit und altem Glanze der Poeſie hervorbricht.

II.

Philosophische Miszellen.

1.

Prolegomena einer Kunſt-Philoſophie.

1.

Alles Streben der Philoſophie hat ſich immer in zwey entgegen geſetzten Richtungen bewegen müſſen. Entweder ward eine wahrgenommene, ergriffene Einheit in eine Mannichfaltigkeit von Theilen, Elementen, oder Gliedern zerlegt, oder es ward aus der Verknüpfung, aus der organiſchen Verbindung mannichfaltiger Erſcheinungen ein Einfaches, ein Ganzes gebildet. Dergeſtalt nahm die Philoſophie zwey entgegengeſetzte Fähigkeiten des Geiſtes in Anſpruch: die eine war die Fähigkeit des Theilens, des Zertrennens, Zergliederns: die andre die des Vereinigens, des Vermittelns, des Verbindens. — Offenbar ſetzt

die Fähigkeit des Zergliederns (die anatomiſche oder chemiſche Fähigkeit) voraus, daß eine Einheit wirklich ergriffen ſey; eben ſo die Fähigkeit der Vereinigung, (die phyſiologiſche, oder phyſikaliſche Fähigkeit) ſetzt voraus, eine wahrhaft erkannte Mannichfaltigkeit. —

Wir werden, wenn wir dieſe beyden Elemente des Geiſtes, der Welt, oder der Philoſophie näher betrachten, einſehn, daß wir die trennende Fähigkeit in uns nicht beſſer bezeichnen können als mit dem Namen des wiſſenſchaftlichen oder ſpekulativen Talents, daß hingegen die vereinigende Fähigkeit am ſicherſten unter dem Zeichen des praktiſchen oder Kunſt-Talents angeſchaut werde. Das Objekt der Betrachtung, der Spekulation, und alſo der Wiſſenſchaft iſt immer der Kontraſt, der Gegenſatz, die Differenz — daher von einſeitigen Freunden der Kunſt, oder von ſentimentalen Bewunderern der Natur, gar zu leicht der Wiſſenſchaft der Vorwurf gemacht wird, ſie tödte das Leben der Natur. Uebrigens wollen wir auch gar nicht in Abrede ſeyn, daß die meiſten Freunde der Wiſſenſchaft dieſen Vorwurf durch ihre Einſeitigkeit verdienen. — Wie die Wiſſenſchaft es mit der Trennung zu thun hat, ſo iſt der Kunſt offenbar das Geſchäft der Vereinigung zugewieſen. Einheit, Ganzheit, Zuſammenhang, macht das Kunſtwerk zum Kunſtwerk. Und

wenn die Wissenschaft einerseits den Charakter ihres Objekts, der Trennung nemlich, annimmt, ewige Spaltungen und unendlichen Streit unter den Dingen anrichtet, so löst Leben und Frieden erzeugend die Kunst alle Gegensätze wieder in Einheit auf. Die Wissenschaft hat ihr Auge gerichtet auf das Bestehende, auf das Vergangene; sie empfängt, was sich schon tausendfältig in Farben gebrochen, was sich schon in unendliche Individualitäten gespalten hat: die Kunst wendet sich nach der noch ungebrochenen Zukunft hin, ein Einfaches, ein Werk — der einfachen Zukunft hinreichend. — Erwägen wir, zu welchem Zwecke wir Wissenschaft und Kunst, das vereinigende und das trennende Vermögen betrachtet haben, und wie wir es gethan haben. Wir haben Wissenschaft und Kunst einander gegenüber gestellt: wir haben Wissenschaft und Kunst, das wissenschaftliche und das Kunstvermögen im Menschen getrennt. Wir haben den Begriff der Vereinigung von dem Begriffe der Trennung getrennt. Es mußte also, damit wir trennen konnten, eine Vereinigung der beyden Begriffe vorhanden seyn. Vielleicht war die Vereinigung, die wir vorfanden, nur eine rohe Mischung: gleichviel wie schwach der Zusammenhang war, genug wir haben ihn aufgehoben. Wer in meine Bezeichnung der Begriffe einstweilen eingegangen, wird mir zugeben, daß ich, indem ich der Wissenschaft einen trennenden Charakter beylegte, und dann selbst

die Wiſſenſchaft von der Kunſt trennte, wiſſenſchaftlich verfahren mußte, daß alſo durch mein ganzes Verfahren die Exiſtenz einer Wiſſenſchaft der Wiſſenſchaft und Kunſt erwieſen worden iſt. — Dieſe Wiſſenſchaft der Wiſſenſchaft und Kunſt ſetzt, indem ſie ihre beyden Objekte alſo auch die Kunſt umfaßt, auch Kunſtvermögen in mir voraus. Daß man das wiſſenſchaftliche Talent von dem Kunſtvermögen im gemeinen Leben abſolut zu trennen gewohnt iſt, und dem Einen bloßes wiſſenſchaftliches, dem Andern bloßes Kunſt-Talent zuſchreibt, kann natürlich nicht von der Idee, ſondern bloß von den endlichen und einſeitigen Repräſentanten der Idee, und auch von dieſen nicht ganz ausſchließend gelten. Indem ich alſo eine Wiſſenſchaft der Wiſſenſchaft und Kunſt annehme, iſt zugleich die Kunſt der Wiſſenſchaft und Kunſt vorausgeſetzt. — Ich bin die Wiſſenſchaft ſowohl als die Kunſt, das trennende und das vereinigende Vermögen zugleich zu ſetzen genöthigt: die Vereinigung iſt die Bedingung der Trennung, die Trennung die Bedingung der Vereinigung: die Vereinigung iſt nur etwas (man vergönne mir den Ausdruck:) im Gegenſatze der Trennung und umgekehrt; ich finde in alle Ewigkeit keinen Grund, weder die Vereinigung noch die Trennung als Princip anzunehmen.

Die Wiſſenſchaft betrachtet das große Kunſtwerk: die Welt. Sie zergliedert den ſchönen großen

Bau, den die vergangenen Zeitalter zurück gelaſſen: das groſſe Gemälde gleichſam einer einzigen That eines ganzen Geſchlechts, löſt ſie auf in unendlich viele Individualitäten, deren Verein jene That erzeugte: viele Epochen der Weltgeſchichte entwickelt ſie ſich aus dem einfachen Weltbilde vor ihr. Die Kunſt andrerſeits ergreift einzelne Epochen der Geſchichte, und vermählt, verbindet, vermittelt, vereinigt ſie zu einem hiſtoriſchen Ganzen; aus verſchiedenartigen, ſtreitenden Charakteren bildet ſie ein harmoniſches, friedliches Ganzes. — Auf dieſe Weiſe arbeiten beide, Wiſſenſchaft und Kunſt, ohne Ende einander in die Hände. Die Wiſſenſchaft zergliedert die Werke der Kunſt, damit eine höhere Kunſt die getrennten Elemente zu einem höheren Werke vereinigen könne, dann eine wieder höhere Wiſſenſchaft eine ſchärfere, eine reinere Zergliederung vornehmen könne, und ſo ins Unendliche fort.

Sollte hiermit wirklich etwas anders dargeſtellt ſeyn, als der Wechſel von Tod und Leben ſelbſt? Die Idee iſt frey; ſie iſt keineswegs an menſchliche Individualität gebunden. Tragen wir ſie demnach frey auf den Welt- oder Erdgeiſt über. Dieſer Wechſel von Tod und Leben iſt nichts anders als die bis ins Unendliche in einander verſchlungene Trennung der Elemente und Vereinigung der Elemente, und höhere Trennung und höherer Verein u. ſ. f. Die Wiſſen-

ſchaft dieſes Erdgeiſtes (die Wiſſenſchaft, das Bewußtſeyn, das er im Tode, im Wandel und Wechſel vornehmlich offenbart) und ſeine Kunſt, ſeine bildende Kunſt (die ich nicht beſchreibe, weil tauſend ſeiner Werke uns unmittelbar anſprechen) ſeine Wiſſenſchaft und ſeine Kunſt ſcheinen höherer Natur als die unſrige, und dieß vornehmlich deshalb, weil Tod und Leben in ihm eins iſt, weil er uns unmittelbar im Bilden das Zergliedern und das Verzehren, und unmittelbar im Verzehren das Bilden zeigt, wir hingegen eines nach dem andern zu vollbringen ſcheinen, oft wohl gar bloße, reine, abſolute Zergliederer (Wiſſenſchaftler) oder bloße Bildner (Künſtler) zu ſeyn glauben, —

Das Verhältniß zwiſchen Wiſſenſchaft und Kunſt, von dem hier die Rede geweſen iſt, iſt oft, und beſonders von dem erſten philoſophiſchen Geiſte, unter den lebenden Deutſchen, von Schelling bemerkt worden. Sehr mit Recht eifert dieſer Schriftſteller gegen die abſolute Trennung, den abſoluten Gegenſatz von Wiſſenſchaft und Kunſt, oder was daſſelbe ſagen will, da alles Handeln Kunſt iſt und ſeyn ſoll, und da es kein unkünſtleriſch, d. h. unproduktives Handeln giebt, gegen den abſoluten Gegenſatz von Handeln und Wiſſen. — Aber die abſolute Einheit beyder, die abſolute Identität des Wiſſens und Handelns, zu deren Annahme Schelling und die

deutsche Naturphilosophie mit ihm ihre Zuflucht nahm, ist eben so einseitig. Ich glaube an dieser Stelle, die oben von mir erwähnte Bezeichnung: Kunst der Wissenschaft und Kunst, als gleichbedeutend mit der Naturphilosophie aufstellen zu können. Anstatt nehmlich, daß in meiner Ansicht Wissenschaft und Kunst sowohl betrachtet werden können aus dem Standpunkt einer höhern Wissenschaft, getrennt nemlich; als auch gebildet (vereinigt) werden können, zu einer neuen höheren Kunst, und diese höhere Kunst gemeinschaftlich mit jener höheren Wissenschaft wieder gebildet werden kann zu einer noch höheren Wissenschaft und noch höherenKunst und so ins Unendliche fort, — so glaubt die Naturphilosophie, oder überhaupt die gegenwärtige Philosophie einen lezten Standpunkt gefunden zu haben, eine lezte und höchste absolute Wissenschaft oder absolute Kunst: eine Wissenschaft, d. h. eine Trennung, einen Gegensaz, den die höhere Kunst nicht mehr aufzulösen vermöge; oder andrerseits eine Kunst, eine Einheit, ein schöpferisches Princip, worüber die trennende Gewalt einer höheren Wissenschaft nichts mehr vermöge. —

Wenn in meiner Ansicht Wissenschaft und Kunst bald getrennt ihren Weg gehn, sich losreissen von einander, jede gleichsam ihren Geschlechtscharakter, die Wissenschaft den Männlichen, die Kunst den Weiblichen schärfer und schärfer bestimmt, damit ein hö-

herer, klarerer, reinerer Verein zwiſchen ihnen geſchloſſen werden könne, damit ferner aus ihrer Vermählung als Kind hervorgehn könne eine ſichtbare Einheit beider, die aber heranwachſend wieder einen noch reineren Geſchlechtscharakter annehmen, ſich endlich noch reiner vermählen wird u. ſ. f. — wenn auf dieſe Weiſe Wiſſenſchaft und Kunſt durch ihre ewige und nothwendige Wechſelwirkung einander gegenſeitig ewiges Leben und ewiges Fortſchreiten garantiren, eine abhängig von der andern, und zugleich eine herrſchend über die andre — ſo wird in der curſirenden Anſicht, eben durch die Annahme eines Maximums, der Wiſſenſchaft und Kunſt eine tyranniſche Konſtitution angeheftet, die dann freylich das Schickſal mancher andren Konſtitution theilt, indem gleichgültig gegen ſie das ihr anſcheinend unterworfene Leben ein freyes und göttliches Spiel treibt und ſeinen Gang fortgeht, gefühllos gegen das Geſetz, woran es der Autor gefeſſelt zu haben glaubt.

Noch einmal: die Natur ſteht nicht ſtille, weil ihr ſie darſtellen wollt. — Ohne euch ſelbſt zu bewegen, werdet ihr nie die Bewegung des Univerſums darſtellen können. Wie die Natur vom Leben zum Tode und vom Tode zum Leben mit ſo unendlicher Leichtigkeit und Ironie fortſchreitet, daß ſie euch wie ein einziges Reich des Lebens und des Todes zugleich, erſcheint, — ſo ſollt ihr die hei-

ligsten Erzeugnisse eurer Kunst, die reichsten Erscheinungen eures Lebens, und eure höchsten und liebsten Güter, (denn ihr liebt nur was ihr mit eurem eigenen größeren oder geringeren Kunstvermögen erzeugt habt) so sollt ihr eure schönsten Werke in ihre wissenschaftlichen Elemente zu zerlegen wissen, um neue Werke zu erzeugen u. s. f. Jemehr euer Auge an wissenschaftlicher Schärfe gewinnt, um so mehr wird die Kraft der Kunst eure Hand beleben; Wissenschaft und Kunst, Trennung und Vereinigung sind nur etwas durch ihren Gegensatz und ihre Wechselwirkung. — Der Philosoph, den die hier dargestellte dialektische Bewegung ergriffen hat, der im Bewußtseyn dieser Bewegung oder in ächter, platonischer Ironie lebt, der ferner nicht bloß im Bewußtseyn, sondern auch im Glauben an die Unendlichkeit dieser Bewegung mit beständigem Ernst zu bilden und zu wirken weiß — der ist Künstler und Gelehrter zugleich, und so und nicht anders soll sein heiliges Amt gedacht werden. Ernst und Spiel, Tod und Leben scheinen sich in ihm zu durchdringen: jemehr die Bewegung seines Lebens sich beschleunigt, um so tiefer bemeistert sich seiner Rythmus und Ruhe. Wir bleiben zweifelhaft, ob er sich ein Kind oder einen Gott zum Muster genommen: in den Spielen der Kindheit und im Wirken der Natur finden wir ihn in verjüngtem und erweitertem Maße wieder.

Es kann nun nicht weiter befremden, und ſelbſt der Schein der Paradoxie wird nicht zu befürchten ſeyn, wenn ich erkläre, daß wir in unſrer Unterhaltung über den Gegenſatz zwiſchen Wiſſenſchaft und Kunſt, ächt mathematiſche Gegenſtände behandelt haben. Die Mathematik iſt in den Augen ihrer wahren Freunde, des Pythagoras, des Hobbes, des Keppler, des Leibnitz und ſelbſt des Euklides nichts anderes geweſen, als die Wiſſenſchaft des Gegenſatzes zwiſchen Mannichfaltigkeit und Einheit, zwiſchen Zahl und Stetigkeit, zwiſchen Arithmetik und Geometrie, und die unſterblichen Werke jener Männer wären nichts anders als Uebungen in der Kunſt der Vermittlung zwiſchen Mannichfaltigkeit und Einheit, zwiſchen Zahl und Stetigkeit, zwiſchen Arithmetik und Geometrie. Ich beziehe mich nur auf das Eine Beyſpiel der Analyſis des Unendlichen, in der die philoſophiſche Wechſelwirkung zwiſchen den Progreſſionen und der krummen Linie, aber auch die Wechſelwirkung zwiſchen wiſſenſchaftlicher und künſtleriſcher Behandlung derſelben beſonders ſichtbar iſt. —

Betrachten wir indeß nur die Arithmetik und Geometrie in ihrer gewöhnlichſten Geſtalt, ſo werden wir finden, daß die Arithmetik, wenn in ihr auch (wie oben in der Wiſſenſchaft) der Begriff der Trennung, der Zahl, der Zweyheit zu herrſchen

ſcheint, dennoch bey jedem ihrer Schritte, des Begriffes der Vereinigung oder der Stetigkeit, den ſie von der Kunſt oder von der Geometrie erhält, bedarf. Addition und Multiplikation ſind offenbare Stetigungen, künſtleriſche, organiſche Verbindungen mehrerer gleichartiger Zahlen zu einer einzigen; eben ſo Subtraktion und Diviſion, wo entgegengeſetzte Zahlen zu einer einzigen, die ihr Verhältniß, die Natur ihres Gegenſatzes anzeigt, verbunden werden; und ſo fort durch alle Operationen der Arithmetik: unendliche Wechſelwirkung zwiſchen Trennung und Vereinigung, zwiſchen wiſſenſchaftlichem und künſtleriſchem Vermögen des Menſchen. — Die Geometrie andrer Seits mag immerhin von dem Begriffe der Einheit, des ſtetigen einfachen Zuſammenhanges der Linie, der Fläche ausgehn, ihr Geſchäft iſt nichts deſtoweniger ein arithmetiſches, ein Zerlegen der einfachen Figur in ihre Linien, Winkel u. ſ. f. und ſo vermag auch ſie, der Kunſttheil der Mathematik nur zu leben durch ewigen Einfluß des Wiſſenſchaftstheils, nemlich der Arithmetik. — In der Arithmetik einheimiſch iſt der Begriff der Zwey, in der Geometrie der Begriff der Linie; aber damit dort in der Arithmetik die Zwey begriffen werden könne, muß die Geometrie ihren Geiſt in einen Repräſentanten neben der arithmetiſchen 2 aufſtellen, und dieſer Repräſentant iſt die arithmetiſche Eins. Damit andrerſeits die Geometrie und

der ihr eigenthümliche Grundbegriff der geometrischen, einfachen, stetigen Linie nur angeschaut werden könne, muß auch die Arithmetik der Geometrie einen Repräsentanten herübergeben, und dieser Repräsentant, durch den eine bestimmte Linie erst begriffen wird, ist die geometrische Zweyheit, oder der Winkel, die Annahme einer zweyten Linie, durch welche die erste nun erst eine bestimmte, anschaubare Richtung erhält. So verweben sich in der Mathematik ins Unendliche Einheit und Trennung; das beständige rege Bewußtseyn dieser Wechselwirkung und dieses Wechselgeschäfts ist das Wesen aller mathematischen Dialektik, und so überlasse ich es der Entscheidung meiner Leser, ob der unauflösliche Gegensatz zwischen Mathematik und Philosophie, der bisher allenthalben angenommen worden, wirklich fernerhin statt finden könne.

2.

Wir haben uns bestrebt, die Differenz zwischen Wissenschaft und Kunst wissenschaftlich zu erkennen, zugleich aber beyde als eins, in einer künstlerischen, philosophischen Handlung zu ergreifen. In allen bisherigen philosophischen Systemen ist mit Recht das spekulative Geschäft der Philosophie von dem practischen getrennt worden: man hat ferner die Philoso-

phie, je nachdem Spekulation oder Handlung ihr Object war, in spekulative und practische Philosophie eingetheilt. An und für sich läßt sich gegen diesen Gegensatz des spekulativen und des practischen in der Philosophie nichts einwenden. Denn schon an der Eigenschaft der Schärfe, die vornehmlich vom der Spekulation erfordert wurde, erkennen wir, daß es in ihr vornehmlich auf ein Zerschneiden, Zertrennen, Zerlegen und Unterscheiden ankomme: vom Handeln hingegen, von der Praxis ward zunächst Kraft verlangt, ein Beweis, daß der Praxis besonders die Vereinigung, die Gestaltung zu einem Ganzen, die Production, die Verbindung des Getrennten zugeschrieben wurde. — Demnach wäre unserem oben aufgestellten Begriffe zufolge, die Speculation der wissenschaftliche Theil der Philosophie, die Praxis hingegen, der künstlerische. — So wie nun, nach unsern vorläufigen Auseinandersetzungen, Wissenschaft und Kunst, durch eine höhere Wissenschaft (d. h. durch die Erkenntniß des Gegensatzes zwischen Wissenschaft und Kunst) nur getrennt werden können, in sofern dieser höheren Wissenschaft eine höhere Kunst (der Behandlung, der Vereinigung von Wissenschaft und Kunst) an die Seite gesetzt wird — eben so können Spekulation und Praxis in der Philosophie durch eine höhere Spekulation nur getrennt werden, in sofern neben diesen Trennungen und Spaltungen, und ohne Ende in sie einwirkend, eine hö-

here Handlung herläuft, worin Spekulation und Handlung ſich vereinigen. — Unterſcheiden wir in der Philoſophie ein ſpekulatives und ein practiſches Geſchäft, ſo geben wir durch den Ausdruck Geſchäft, welcher der Spekulation und der Praxis beygelegt wird, ſchon zu erkennen, daß wir eine höhere Handlung annehmen, in der Spekulation und Praxis ſich vereinigen. Da wir nun immerfort genöthigt ſind, dieſe höhere Handlung wieder zu betrachten, das heißt, ſie in ihr ſpekulatives und in ihr practiſches Element zu zerlegen, ſo ſieht man daraus, daß jede höhere Handlung (oder Vereinigung des Gegenſatzes von Spekulation und Praxis) nach ſich zieht, unmittelbar eine höhere Erkenntniß (oder Zerlegung des Gegenſatzes von Spekulation und Praxis) und alles das ins Unendliche fort. — Wir wollen es an einem Beyſpiele näher erörtern: vielleicht zeigt ſich am Ende, daß dasjenige, was wir jetzt als Beyſpiel aufſtellen, dieſelbe Sache iſt, von der wir reden: Betrachten wir das, was man gewöhnlich den phyſiſchen Menſchen nennt, ſo ſehen wir die Natur auf ihn einwirken, zugleich ſehn wir aber auch wieder ihn auf die Natur zurückwirken. Wir können nicht leugnen, daß es ein Menſch, ein einfaches Weſen iſt, und dennoch ſind wir genöthigt, ihn uns als doppelt, als aus zwey Weſen zuſammengeſetzt zu denken, als ein thätiges, der Natur gebietendes, und als ein leidendes, der Natur gehor-

chendes: er hört, er wird gehört; er sieht, er wird gesehn; er fühlt, er wird gefühlt: er empfangt hörbares (Töne), sichtbares (Farben), fühlbares (Lust und Schmerzen): er producirt dieselbigen Dinge anders auf eigenthümliche Weise wieder. — Wir gehen weiter in unserer Betrachtung, wir zerlegen seine einfache Organisation in vielfache Organe, in solche, die empfangen, (in leidende) und in solche, die produciren, (in thätige): das Ohr empfängt, das Stimmorgan producirt Töne: das Auge scheint unter allen Organen die meisten Eindrücke von aussen, von der Natur zu empfangen; die Hand andrerseits die meisten Eindrücke nach aussen, auf die Natur zurück zu geben. Kurz, jemehr wir das einfache Wesen, den Menschen, betrachten, um so mehr erblicken wir ihn zusammen gesetzt aus den entgegengesetztesten Organen und Tendenzen. Warum zerfällt uns dies herrliche Ganze unter den Händen nicht in ein Chaos feindseliger Elemente? Weil jede neue Trennung der Organe uns zu einer höheren Verknüpfung der Organe nöthigt, weil jeder tiefere Blick in die wunderbare Zusammensetzung von einem höheren Gefühl der Einheit des Ganzen überwältigt wird, weil, je klarer wir in den unendlichen Krieg der Organe schauen, um so gewaltiger wir den überschwenglichen Frieden des einfachen Organismus, der vor uns her wandelt, zu begreifen gezwungen werden.

Was haben wir jetzt gethan? — den physischen Menschen betrachtet, wir haben ihn in empfangendes und producirendes, hauptsächlich in Auge und Hand, d. h. in sehendes (oder erkennendes) und in handelndes zerlegt; wir haben die in ihm entdeckten spekulativen und practischen Organe wieder zu einem Organismus vereinigt u. s. f. — Wir haben ihn betrachtet, d. h. über die Trennung des Spekulativen und Practischen in ihm spekulirt; den Unterschied, den Gegensatz des Erkennenden und Handelnden in ihm erkannt. In sofern wir nun 1) Gegensatz und Wechselwirkung zwischen Erkenntniß und Handlung im Menschen erkannten, und 2) selbst Menschen waren, in sofern waren wir genöthigt, was wir erkannten auch auszuüben, wir mußten selbst den Gegensatz zwischen Erkenntniß und Handlung nicht bloß erkennen, sondern auch behandeln. Mit dem betrachteten Wesen, es sey der Mensch, es sey ein Kunstwerk, es sey die unendliche Natur — muß der Betrachtende auf die hier beschriebene Weise fortwandeln, sich selbst in dem hier angedeuteten Geiste wieder betrachten lassen, mit Thätigkeit zu leiden und zu betrachten, mit Klarheit, mit Contemplation thätig zu seyn, und zu handeln wissen — wenn, nicht bloß von Philosophie, sondern überhaupt nur von Leben die Rede seyn soll. —

Wenn nun jemand herkäme, und alles, was durch das Auge in den Menschen hineinkömmt, herzählte und zusammenrechnete, um uns begreiflich zu machen, wie ungefähr das Auge sähe, und was es sähe, um uns dergestalt das Gesetz des Sehens und des Erkennens sehen zu lassen; wenn ferner ein andrer sich meldete, weitläufig absondernd und in Rubriken und Systemen ordnend, alles dasjenige, was durch die Hand aus dem Menschen herausgeht, um so die Regel zu entdecken, wonach die Hand handelt und handeln müsse; wenn dann die beyden, von denen der eine gleichsam die innern, der andre die auswärtigen Geschäfte des Menschen betriebe, weiter fortschritten und allmählich die ganze Welt unter einander theilten, wenn der eine nach besonderm Gesetz die innere, geistige, moralische Welt, der andre wieder nach besonderm Gesetz die äussere, physische Welt zu beherrschen unternähme — dann wären Erkenntniß und Handlung absolut von einander losgerissen, absolut, d. h. falsch einander entgegengestellt, dann käme die Trennung der practischen Philosophie von der spekulativen zum Vorschein, das absolute Losreissen des Idellen von dem Reellen, wodurch in neueren Zeiten besonders Philosophie und Leben verarmt sind. — Ob man nun beyde, Spekulation und Praxis, als ewig getrennte Wesen von einander absondert, oder ob man einen Schritt weiter gehend, ein höheres beyde be-

greifendes Handeln, wie es wirklich geſchehen iſt, unter dem Namen des Denkens annimmt; ſobald dieſes Denken als lezte und höchſte Action der Philoſophie betrachtet wird, eben ſobald iſt es der Tod aller Philoſophie. —

Wenn aber in dieſem Denken über die Spekulation und die Praxis, wieder ein ſpekulatives und ein practiſches Element erkannt wird: wenn ein neues Denken über das vorige Denken uns zeigt, wie das vorige Denken über das Verhältniß von Spekulation und Praxis, nicht bloß ſpekulativ, (trennend, arithmetiſch), ſondern auch practiſch (vereinigend, geometriſch) war, mit andern Worten, wie wir in dieſem vorigen Denken, nicht bloß den Gegenſatz, ſondern auch die Einheit von Spekulation und Praxis erkennen mußten — dann lebt die Philoſophie. — Wie ſich demnach in der Mathematik die geometriſche Einheit und arithmetiſche Zweyheit zu unendlicher Wechſelwirkung thätig durchdringen, ſo in der Philoſophie die practiſche Einheit und die ſpekulative Zweyheit. Alle Praxis, wie die Geometrie, nehmlich, ruht in der Idee der Einheit, des Geſetzes, der Vermittlung u. ſ. w. Alle Spekulation, wie die Arithmetik, in der Natur wie in der Kunſt, ruht hingegen in der Idee der Differenzirung, der Entgegenſtellung. Wie die Geometrie neben die arithmetiſche Zwey erſt als ihren Repräſentanten die arith-

metiſche Eins hinſtellen muß, damit überhaupt in der Arithmetik etwas geſchehen könne, ſo muß die Praxis den ihr eigenthümlichen Begriff des Geſetzes, der Einheit, zuförderſt der Spekulation hinreichen, damit neben und durch den Gegenſatz, der in der Spekulation zu Hauſe iſt, gehen und greifen könne ein beſtändig Auflöſendes und Vermittelndes, damit in der Spekulation von einem Gegenſatz durch die Indifferenz, (das Mittel, die Einheit, oder wie wir es nennen wollen), hindurch geſchritten werden könne zu einem höheren Gegenſatz u. ſ. f. — Wie ferner die Geometrie nicht an dem ihr eigenthümlichen Begriffe der Einheit und Stetigkeit genug hat, um geometriſch leben zu können, und deßhalb auf jedem ihrer Schritte des Grundbegriffs der Arithmetik, der Trennung, der Zweyheit bedarf, den ſie zuerſt unter der Geſtalt des Winkels bey ſich aufnimmt — ſo die vom Begriff der Einheit, des Geſetzes ausgehende Praxis, um lebende, ausübende, practiſche Praxis bleiben zu können, muß ſich den Begriff des Gegenſatzes von der Spekulation borgen, der nun als Streit, als Krieg, als Colliſion, als Partheyhandel ihr vorgeworfen wird. Nun wird das Geſetz erſt ein lebendiges, wie in der Spekulation erſt durch den Friedens- und Vermittlungs-Begriff ein wahres Leben des Gegenſatzes möglich wurde. — Soll nun die Philoſophie überhaupt characteriſirt werden, ſo ſieht jeder ein, daß ſie weder

bloß arithmetiſcher noch bloß geometriſcher, weder bloß ſpekulativer noch bloß praktiſcher, weder bloß wiſſenſchaftlicher noch bloß künſtleriſcher Natur ſey, daß ſie vielmehr eben ſowohl Lehre vom Gegenſatz, als Vermittlungs- oder Geſetzes-Lehre ſeyn müſſe, daß ſie aber Lehre vom Gegenſatze und vom Mittelthume nur ſeyn könne, in ſofern ſie auch Kunſt des Entgegenſtellens und des Vermittelns ſey.

Die hier, wie ich glaube, in ihrem Wirken und Leben wahrhaft beſchriebene Philoſophie, ſtrebt unverkennbar nach Einheit aller Wiſſenſchaft und Kunſt: aber es muß jedem, der aufmerkſam und rückſichtslos auch nur ihre wenigen bisherigen Schritte verfolgt hat, einleuchten, daß ſie weit davon entfernt, eben jener Einheit zu gefallen, die unendlichen Geſchlechtsunterſchiede der einzelnen Künſte und Wiſſenſchaften aufzuheben, vielmehr die Gattungs-Begriffe erſt recht in ihrer wahren Schärfe beſtimmt, freylich immer mit der Reſervation, daß durch nachherige Auflöſung dieſes Unterſchieds eine noch ſchärfere Entgegenſtellung erreicht werden ſolle, und ſo ins Unendliche fort. Es kommt darauf an, die hier beſchriebene philoſophiſche Bewegung, dieſen Rhythmus, dieſe Reihe von Trennung, Vereinigung, höherer Trennung, höherer Vereinigung u. ſ. w. zu begreifen als den allgemeinen Geiſt des Lebens, worin jedes menſchliche Geſchäft und jede Betrachtung lebt, webt

und ist. Der Grad der Allgemeinheit, der Universalität, unter dessen Gestalt wir sie begreifen und uns darstellen, gilt nur für uns, und ist keineswegs ein absoluter, höchster, letzter. Wir, durch die Zeit und durch die Bewegung der Welt, hingetragen auf eine Stelle, auf der tausendfältige Anwendungen der aufgestellten Lebensformel, in Künsten und Wissenschaften, im öffentlichen und im Privatleben uns so nahe angehen, so durchaus nicht bey Seite geworfen werden können, ohne die Ruhe und das Gleichgewicht unsers Lebens aufs Spiel zu setzen — wir bedürfen einer unendlichen Gewandtheit und Schärfe des Entgegenstellens, um alle die mannichfaltigen lebendigen Gattungen, Geschlechter und Individualitäten, die in unser Leben eingreifen, zu sondern, jedes an seine wahre Stelle ordentlich und symmetrisch zu setzen, wir bedürfen einer gewaltigen Kraft der Vermittlung, um dieser desparaten, hier und dort rebellischen Erscheinungen immer überlegene Meister zu seyn. —

Erkennen wir immerhin mit Selbstzufriedenheit den Reichthum unsrer Sphäre an; erfreuen können wir uns seiner nur in sofern als wir immer höheren, und höheren und unendlich höheren Reichthum vor uns sehen, der auf diesem hier vorgezeichneten Wege gewonnen wird; erfreuen können wir uns seiner nur, in sofern wir einsehn, daß die ärmste und

einfältigſte Natur ihr Gut vermehrt, und wächſt und fortſchreitet und lebt, wenn ſie auf die Weiſe ſich bewegt in ihrem Kreiſe, die wir in dem unſrigen für die richtige zu erkennen, durch tauſend Extreme und Einſeitigkeiten um uns her genöthigt worden ſind. Dem ärmſten Handwerke liegt nichts anderes ob, als in ihrer wahren eigenthümlichen Natur, in ihrer Verſchiedenheit erkannte Theile zu einem Ganzen zu verbinden, durch die Betrachtung des ganzen Products wieder zu tieferer Einſicht in das Material und das Werkzeug zu gelangen u. ſ. w. Die Wiſſenſchaft des Materials und des Products allein, macht indeß den Handwerker noch nicht; auch er bedarf der Kunſtbehandlung beydes, des Materials und des Products, und ſo finden wir bey ihm in ärmerer Geſtalt dieſelbe rythmiſche Bewegung wieder, ohne die unſer Reichthum durchaus nichts werth iſt.

Wenn wir dieſen philoſophiſchen Gang ſchwebend zwiſchen Einſicht und Tüchtigkeit, zwiſchen Wiſſenſchaft und Kunſt, zwiſchen Spekulation und Praxis, eine Weile gegangen ſind, und nun innehalten, um uns und auf den Weg zurück ſehn, ſo werden wir unſere Spekulation, unſer Erkennen wahr, unſer Handeln, unſre Werke aber gut finden; und Wahrheit und Güte ſich gegenſeitig durchdringend, einen einzigen Lebensgeiſt bilden ſehn, wie nach obiger Darſtellung, allein die wechſelwirkende Durch-

dringung von Spekulation und Praxis, den Geist der Philosophie auszudrücken vermochte. Jener göttliche Geist des Lebens und der Bewegung, der uns ergreift, rührt und entzückt, wo immer wir menschliche Wahrheit und menschliche Güte als eins, in herrlicher Wechselwirkung, sehen und fühlen, wie könnten wir ihn würdiger und umfassender bezeichnen, als mit dem Worte: Schönheit.

3.

Setzen wir auf einen Augenblick den Begriff des Handelns in seinem größten Umfange fest: Denken, Erkennen, und welche unsichtbare Thätigkeit des Menschen wir haben unterscheiden mögen, sind nichts anders als eben so viele einzelne Offenbarungen eines allgemeinen Handelns. Wollen wir auf irgend eine mögliche Weise zur Anschauung dieses Handelns gelangen, so müssen wir es in zwey nothwendige Elemente zerlegen, demnächst diese zwey Elemente mit Selbstthätigkeit organisch verbinden, dann das aus dieser Verbindung hervorgehende Einfache wieder im Gegensatz gegen die beyden Elemente betrachten u. s. f. — Alles Handeln setzt voraus ein Handelndes und ein Behandeltes, mit andern Worten ein Thätiges und ein Leidendes. Bevor wir nun zeigen, wie der Begriff des Handelns aus diesen zwey Elemen-

ten hervorgeht, müssen wir uns lebhaft daran erinnern, daß Leiden und unthätig seyn, behandelt werden und nicht handeln, keineswegs gleichbedeutende Ausdrücke sind: daß wir demnach nicht sagen dürfen: alles Handeln setzt voraus ein Handelndes und ein nicht Handelndes, ein Thätiges und ein Unthätiges. Wir stehen hier an der bey weiten entscheidendsten Stelle unsrer Untersuchungen. Wenn wir z. B. mit möglichster Gewalt einen Hammer auf eine Stange Eisen losschlagen lassen, so werden wir im gemeinen Leben kein Bedenken tragen, dem Hammer oder uns, denen, die den Hammer führen, Thätigkeit, hingegen dem geschlagenen und durch den Schlag gekrümmten Eisen Unthätigkeit zuzuschreiben. Wenn wir nun mit gleicher Thätigkeit und Gewalt anstatt des Hammers die Faust auf die Stange Eisen niederfallen ließen, so würde ein sehr empfindlicher Schmerz uns an eine gewisse Gegenthätigkeit des Eisens erinnern: wir würden zugeben müssen, daß zwar unsre Faust thätig gewesen und das Eisen einige Veränderung seiner Gestalt habe leiden müssen, daß dagegen unsre Faust eben sowohl und noch mehr von der Thätigkeit des Eisens habe erleiden müssen. Vom Blasebalg, von den Werkzeugen, die in unsrer Werkstatt umher lagen, konnten wir sagen, sie seyen in Bezug auf unsre Handlung unthätig; aber wir, und das Eisen vor uns, waren einander wahrhaft gegenthätig: die Thätigkeit des Eisens war

die Bedingung unsrer Thätigkeit. — Ein anderes Beyspiel aus der Geschichte der neueren Philosophie: Fichte in seinem Naturrechte begründet die Rechte des Mannes über die Frau in der Ehe, auf die vermeintliche absolute Thätigkeit des Mannes und die Unthätigkeit der Frau im Beyschlaf, da sich hingegen nicht bloß in diesem, sondern in jedem möglichen Verhältniß der Geschlechter, die größte Gegenthätigkeit und Wechselwirkung zeigen ließe, und sich vielleicht an keinem andern Beyspiele so deutlich ergeben würde, wie man sich den Begriff des Leidens immer falsch denkt, wenn man etwas anderes als Gegenthätigkeit darunter versteht. *) Anmerk. 1.

Ein Verhältniß, ein Handeln läßt sich nicht eher betrachten, als bis beyde Glieder des Verhältnisses, als bis beyde Elemente der Handlung mit gleicher Ruhe und Unpartheylichkeit erkannt werden. Als wir in der Absicht das Eisen zu behandeln und zu krümmen mit dem Hammer niederschlugen, nahmen wir die Parthey des Hammers, hingegen, als wir nachher die Wirkung des Schlages auf das Eisen beobachteten, als wir unsre Behandlung des Eisens betrachteten, sahen wir, in wiefern das Eisen uns nachgegeben oder widerstanden habe, wir betrachteten ruhig den Gegensatz von Hammer und Eisen, um bey einem zweyten Schlage kräftiger, wirksamer und geschickter die Parthey des Hammers nehmen zu

können u. ſ. f. Gab es aber in dieſer Reihe von Handlungen, eine Handlung die abſolut partheyiſch zu nennen war, und ſchwebten wir im andern Augenblick mit reiner Unpartheylichkeit über den Gegenſatz von Hammer und Eiſen? — Auf den erſten Anblick erſcheinen Bewegung und Ruhe, Thätigkeit und Unthätigkeit, Schlag und Betrachtung einander abzulöſen, aus abſolutem Wechſel von beyden ſcheint die alle einzelne Handlungen umfaſſende Handlung des Schmiedens zu beſtehn. Unterſuchen wir es indeß näher, ſo zeigt es ſich anders. Was ſollte geſchehn? eine gerade Stange Eiſen ſollte gebogen werden, die eine Hälfte der Stange ſollte aus ihrer Lage gebracht werden. Indem wir alſo losſchlugen, ſchwebten wir ſchon über den Gegenſatz der beyden Hälften der Stange, indem wir auf die eine Hälfte losſchlugen, mußten wir zugleich die andre in ihrer Lage erhalten. Hätten wir abſolut partheyiſch auf die eine Hälfte losgeſchlagen, und nicht zugleich die Gegenthätigkeit der andern Hälfte durch unſer Feſthalten noch verſtärkt, ſo würden wir ewig nichts bewirkt haben. Mein Werkzeug, ich, der Schmied, der Inbegriff von ſchlagendem Hammer und feſthaltender Hand — ſoll die Thätigkeit genannt werden: meine Gegenthätigkeit iſt der Streit, der Gegenſatz in der Stange, der durch mich geſchlichtet und aufgehoben werden ſoll. — Der Schlag iſt geſchehn: ich betrachte die Wirkung, die Stange

hat ſich etwas gekrümmt. Meine Thätigkeit zeigt ſich nun unter einer neuen Geſtalt, unter der Geſtalt des Betrachters, des Beurtheilers. In dieſer thätigen Betrachtung erſcheint anſtatt des vorherigen Gegenſatzes der beyden Hälften, nun der Gegenſatz gebogene Stange und biegender Schmied. Ich werde unter dieſer Betrachtung zu einem zweyten höheren beſſeren Schmied, der ſich in einem zweyten wirkſameren Schlage äußert u. ſ. f. Der Faden meiner Thätigkeit iſt bey der ganzen Operation nicht einen Augenblick abgeriſſen; allezeit hat unter der Geſtalt eines Gegenſatzes ein wahrhaft Gegenthätiges mir gegenüber geſtanden, wonach mein Handeln, wie nach meinem Handeln das Gegenhandeln mir gegenüber ſich modificiren mußte. Werkzeug und Eiſen waren nur wechſelnde, vermittelnde Mittler zwiſchen Kraft und Gegenkraft, die hier wechſelwirkend operirten. Nennen wir im Gegenſatze des ſichtbaren gleichſam angewandten Schmiedes, die unſichtbar, unfixirbar operirende Kraft den reinen Schmied, und im Gegenſatze des ſichtbaren angewandten Eiſens, die unſichtbar, unfixirbar operirende Gegenkraft, das reine Eiſen, ſo haben wir es mit nichts minderem als dem Handelnden und dem Behandelten zu thun, die beyde ich im Anfange Elemente des Handelns nannte. — Wir, in dieſem ganzen Beyſpiele haben den Gegenſatz von Handelndem und Behandeltem wieder behandelt, den Ge-

genſatz von Schmied und Eiſen wieder geſchmiedet; dieſer Gegenſatz war die Gegenthätigkeit unſrer thätigen Betrachtung. Hätten wir auf Rückwirkung, auf Gegenthätigkeit im Behandelten keine Rückſicht genommen, behauptend, der Schmied ſey ein handelndes, vernünftiges Weſen, das Eiſen dagegen eine rohe lebloſe Materie, das Eiſen ſey bloße Negation, ſey bloßes Nichtich, im Gegenſatze des Ichs von dem Schmiede, wie Fichte geſagt haben würde, ſo hätten wir in der Darſtellung der ganzen Operation nicht aus der Stelle, nicht einmal bis zum erſten Schlage kommen können, unſer Schmied würde ins Blaue hinein geſchmiedet und wir ins Blaue hinein philoſophirt haben. Recht kräftigen, recht thätigen Naturen, lebhaften Kindern, tüchtigen Handwerkern würden wir mit unſrer Lehre von der Gegenthätigkeit des behandelten Stoffs nichts neues geſagt haben; ſie wiſſen recht gut, daß ihr Spielzeug, ihr Handwerksmaterial ſein Gegenleben, ſeine Gegenperſönlichkeit hat: ſie ſprechen mit ihm, ſie leben mit ihm: nur kränklichen oder einſeitigen Philoſophen muß man dies Gegenleben beweiſen. — Die Aufmerkſamen ahnden vielleicht ſchon, wie nahe wir an dieſer Stelle der wahren Lehre von der Poeſie ſtehn, und wie der Tod als Zuſtand, als beſtimmter bleibender Stoff mit dieſer Anſicht unverträglich iſt, und wie alles Leben unendliches Gegenleben vorausſetzt. Verlaſſen wir indeß den Weg der ruhigen Unterſu-

chung nicht zu früh, belohnen wir uns mit Aussichten in die Unendlichkeit nicht eher, als bis wir der Festigkeit und Gefahrlosigkeit unsers Standpuncts gewiß sind.

Zugleich mit dem einfachen Begriff des Handelns ist eine Zweyheit, eine Trennung gesetzt, ein Gegensatz vom Handelnden und Behandelten, von Action und Reaction, von Thätigkeit und Gegenthätigkeit, von Kraft und Gegenkraft. Weder von dem Gegensatz des Handelnden und des Behandelten, noch von der beyden gemeinschaftlichen Einheit des Handelns können wir behaupten, daß eines vorangehe: 2 und 1, Gegensatz und Identität werden entweder zugleich als gleich nothwendig und wesentlich gesetzt, oder sie werden gar nicht gesetzt. Der Künstler bildet aus zwey Elementen sein Werk, 1) aus einer Mannigfaltigkeit von Erscheinungen die ihm die Natur darreicht, 2) aus einem einfachen Gedanken, den er von der Kunst, von dem Kunstgefühle in ihm, erhält. Zwey streitende Characteree, z. B. Tasso und Antonio sollen dienen und unterthänig sein einer künstlerischen Idee, z. B. der Einheit aller Kunst, der Staatskunst, der Kriegskunst, der Dichtkunst. Versuchen wir das Bildungsgeschäft des Künstlers näher zu betrachten. Auf der einen Seite der Gegensatz unter den widerstrebenden Gestalten, Dichter Tasso und Staatsmann Antonio, jeder mit großen, leben-

digen Anſprüchen, daß der Sieg und der Lorbeer ihm und ſeiner Kunſt zu Theil werde; jeder von beyden kräftig, reich und beredt genug, um den Dichter auf ſeine Parthey herüber zu zwingen. Auf der andern Seite der Künſtler, oder vielmehr die Ahndung der Einheit, des Friedens zwiſchen beyden, die Ahndung einer die Dichtkunſt und die Staatskunſt vereinigenden Kunſt. Man bemerke wohl, mit einem vollendeten Heldengedichte tritt Taſſo auf: er hat in der Darſtellung ſeines Gottfried von Bouillon ſchon gefühlt, wie „gleiches Streben Held und Dichter bindet," er hat gefühlt, wie der Dichter ſich am liebſten zum Helden und zu ſeinen Thaten hinneigt. Er hat den Gegenſatz vom Helden und Dichter, vom hohen Leben und von hoher Poeſie ſchon einmal aufgelöſt. Die Einheit aber, die er gefunden, muß wieder dahin, ſie muß zerſpaltet werden in ihre Elemente, damit ein andrer Dichter, Göthe, einen andern tieferen und innigeren Verein zwiſchen Leben und Poeſie ſchließen könne. Handelndes und Behandeltes, Dichtergeiſt und die Thaten des heiligen Krieges haben ſich zu einem einzigen gemeinſchaftlichen Handeln, zu einem einfachen poetiſchen Geiſte verbunden: dieſes Handeln heißt Taſſo. Handelndes und Behandeltes, ein andrer Dichtergeiſt, und die Leiden des Dichters Taſſo verbinden ſich zu einem noch höheren Handeln, zu einem poetiſchen Ganzen: dieſes Ganze heißt Göthe. Es

ließe ſich ein noch erhabenerer Genius denken, der den jugendlichen Vollender des Schauſpiels Taſſo, Göthen einführte, mit dem eben beendigten Werke, und aus dem eben geſchloſſenen Frieden, durch die Disharmonie der Welt, oder des Dichters mit ihr, eine neue noch fruchtbarere Zwietracht zwiſchen Kunſt und Leben erzeugte, um einen noch reineren Frieden zu ſchließen. Und ſo würde, wie wir im Schauſpiel Taſſo den Lorbeerkranz von Taſſos Haupt auf Göthes übergehn ſehn, der ſchöne Preis, von dieſem auf die Stirne des Höheren verſetzt, ſteigen, und weiter ſteigen, und endlich das Gebet des Taſſo erhört und er zwiſchen Wolken verklärt werden. — Greifen wir aus den drey Geſtalten Taſſo, Göthe und dem Unbekannten, die gemeinſchaftliche Einheit heraus, und nennen wir ſie Geiſt der Poeſie, Lebensgeiſt. — Wie erſcheint er uns? — Allenthalben einem Gegenſatze gegenüber, einen Gegenſatz vermittelnd: er ſteht im Gegenſatze mit einem Gegenſatze. Der Gegenſatz ſtreitender Charactere und Situationen iſt die Antikraft, gegen welche die Kraft des Dichters oder ſeines Gedankens ſtreitet, damit die Gegenkraft ſich nach der Kraft, die Kraft nach der Gegenkraft bequeme, und ſo aus recht kräftigem Streite der recht innige Friede hervorgehe. Die Natur ſoll aus dem Gegenſatz ſprechen, ſie ſoll ſich als tiefer, unergründlicher Streit der einzelnen Naturen darſtellen: die Kunſt ſpreche aus dem dichtenden Le-

bensgeiſt, ſie erſcheine als alle Tiefen der Natur durchdringender triumphirender Friede. Und wir, die wir über den Gegenſatz von Natur und Kunſt, von Leben und Poeſie philoſophirten oder dichteten, wollen uns, weil wir doch immer einen Gegenſatz vor uns haben, einen Gegenſatz behandlen, einem Gegenſatze gegenüber ſtehn, um deswillen Antigegenſatz nennen. Heiße der alle Gegenſätze der Formen des Lebens durchdringende Lebensgeiſt ebenfalls Antigegenſatz: auch dem oben erwähnten reinen Schmied, er möge ſchmieden oder das Geſchmiedete betrachten, können wir den Namen Antigegenſatz nicht verweigern. —

Es liegt in dem von mir gewählten Ausdruck: Antigegenſatz ſchon angedeutet, daß das Weſen, welches ich damit bezeichne, nie als abſolutes, letztes erſcheinen könne: anſchaubar iſt der Antigegenſatz nie anders als in und neben dem Gegenſatze, und in demſelben Augenblick, wo ich ihn dem Gegenſatze gegenüber ſtelle, giebt es in mir ſchon einen andern höheren Antigegenſatz, der den vorigen Antigegenſatz dem Gegenſatz entgegenſtellt. Fichte verſuchte in ſeiner Wiſſenſchaftslehre mit ſeinem reinen Ich daſſelbige zu bezeichnen, was ich mit einem barbariſchen, minder einfachen Worte, aber, wie mir ſcheint, auch um ſo ausdrucksvoller bezeichne. Er ſetzte ein reines Ich, welches ſich ſelbſt wieder im Gegenſatz mit dem

Nichtich ſetzte: ſo entſtand, trotz allen Proteſtationen des Setzers, ein dreyfaches: zwey geſetzte Glieder, ein gleichſam angewandtes Ich und Nichtich, und ein reines, beyde ſetzendes Ich. — Dieſes reine, ungeſetzte und doch von Fichte geſetzte Ich, ſollte die abſolute Thätigkeit, das abſolute, ſelbſt nicht wieder behandelt werdende Handeln ausdrücken. Es war eine Einheit, der keine Zweyheit entgegenſtand und deshalb abſolut nichts. Der Philoſoph überſah, daß er ſelbſt wieder ein einzelnes Glied in der philoſophiſchen Reihe, des über ihn philoſophirenden Natur- oder Weltgeiſts war. Still, einſam und todt blieb die Darſtellung ſtehn, die bewegt und lebensvoll ſich in den Strom der Philoſophie des Univerſums zu ergießen hätte ſtreben ſollen.

Wenn wir den Menſchen im Kampf mit der Natur betrachten, wenn wir die Kraft mit der Gegenkraft ſtreiten, wenn wir das Ich dem Gegenich gegenüber ſehn, ſo giebt es allerdings in dem Augenblick ein reineres Ich: ein Ich das den Gegenſatz von Ich und Gegenich betrachtet, ein Ich, deſſen Gegenich der vorige Gegenſatz von Ich und Gegenich genannt werden möge. Ueberſehen wir aber nie, daß wir kaum dieſes reinere Ich ſchauten, als wir ſchon genöthigt durch den unmittelbar ſich daneben ſtellenden Gegenſatz des vorigen Ichs und Gegenichs, einen reineren Gegenſatz, und deßhalb ein noch reine-

res Ich annehmen mußten, und ſo ins Unendliche fort.

4.

Um das Handeln, nemlich die Gemeinſchaft des Handelnden und Behandelten zu begreifen, müſſe, behaupten wir, der Menſch mit freyer Unpartheylichkeit, mit wahrer Ironie über und in dem Gegenſatz von Handelndem und Behandeltem ſchweben: es reiche nicht hin, die Handlung ſich vom Handelnden ausgehend und auf das Behandelte bloß übergehend zu denken, ſondern bey aller menſchlichen Kunſt, bey aller Thätigkeit, die begriffen werden ſoll, müßten wir auch wieder im Stande ſeyn, des behandelten Stoffs oder Objekts Gegenthätigkeit zu begreifen, wir müßten die ganze Kunſthandlung ſo begreifen, als gienge ſie vom Stoffe, von dem Behandelten aus; als ſtünde uns, indem wir bildeten, im Stoffe vor uns ein andrer Künſtler gegenüber, der, indem wir ihn zu bilden glaubten, auch eben ſo, in demſelben Maße wieder uns bildete; er, der Künſtler, und wir, ſein Stoff. Nur in ſofern das Werk des Künſtlers auf dieſe Weiſe unter ſeinen Händen heraufſteht, ſich wehrend, trotzend gegen den künſtleriſchen Helden, der mit jedem Schlage ſeines Meiſſels neue Kräfte im Werke entbindet, der die Geſtalt immerfort rüſtet und rüſtet, um ſie wieder zu überwinden; nur in

ſofern beide endlich, wenn ſie einander gegenſeitig begabt und erfreut, gebildet und begeiſtet, wie Held und Held nach langem unentſchiedenen Kampfe mit Genugthuung auseinander gehen, beyde, Geiſt und Leben in andere Sphären ohne Ende verbreitend — nur in ſofern iſt wirklich gelebt, gehandelt und gebildet worden. — Fort mit dem weichlichen Künſtler, der ſeiner Stoffe, ſeiner Farben, ſeiner Sprache, ſeines Marmorblocks todte Rohigkeit beklagt, weil jene ſich weigern, widerſtreben, ihre Eigenheit, ihre Perſönlichkeit nicht aufgeben wollen: oder der andrerſeits die Unerreichbarkeit der Idee, die er ſelbſt hinzugebracht, bejammert. Hier ſtehn vor uns die beiden Extreme der ohnmächtigen Kunſt: ſie werden ſich immer neben einander zeigen, in demſelben falſch ſtrebenden Künſtler; von den Handwerkern der Kunſt iſt hier nicht die Rede. Weil du der Despot deines Marmors ſeyn willſt, ſiehſt du in dem Marmor nichts als einen rohen, lebloſen Sklaven; weil du den Marmor tyranniſirſt, ſo tyranniſirt er dich wieder, ſo muß in demſelben Augenblick deine Idee ihm als Sklave dienen. Ich werde demnach verſtanden, wenn ich vom Künſtler die (wohlverſtanden) *gegenſeitige* Identität, die Gleichheit des Realen und der Ideals, des Behandelten und des Handelnden fordre. Ein göttlicher Richter und Mittler ſchwebe er beflügelt und leicht über beyden und in beyden als ein höheres Handelndes, deſſen Stoff die handelnde

Idee und das behandelnde Reale beyde gemeinschaftlich bilden; als höherer Künstler, als Antigegensatz vom Gegensatze des arbeitenden Künstlers und seines Werks. Wohl verstanden so, daß der höhere handelnde Künstler (Antigegensatz) den Gegensatz des arbeitenden Künstlers und seines Werks als wahrhaft Gegenhandelndes respektire, damit das Leben allenthalben Leben gegen sich übersehe, dem Leben in die Augen sehe, damit aus Leben und Antileben sich immer frisches Leben erzeuge, damit alles diene und alles herrsche.

Das ist denn auch die Eigenthümlichkeit des Handelns, welches ich vom philosophischen Künstler fordre: eine leichte Umwechselung der Worte, und man würde mir eingestehn, daß, indem ich die bildende Kunst beschrieb, auch von der Philosophie in erschöpfender Rede gesprochen worden sey. Auch der Philosoph ist thätiger Antigegensatz, eines gegenthätigen Gegensatzes von thätigem und leidendem (oder gegenthätigem) auch er soll den Frieden vermitteln zwischen Realem und Idealem, beiden unparteiisch das Wort vergönnen, ihrem lebhaften Gespräche gehorsam sich hingeben, dann wieder mit dem Gespräche, und über das Gespräch der beiden sprechen, und so hörend und redend, über und in dem Gespräche leben ins Unendliche fort. Sowas ist die (nicht absolute, aber) gegensätzische Durchdringung von Idealismus und Realismus, von

Herrſchaft der Form und Antiherrſchaft des Stoffs in der Philoſophie, nach welcher bald muthig, bald ſehnſüchtig ſtrebend die Gedanken und die Syſteme aller Zeiten ſich hingewendet haben. Die Sprache iſt es, die unter allen andern organiſchen Materialien die Philoſophie ſich auserwählt hat: indem ſie Sprache und Geſpräch ins Unendliche univerſaliſirt, bildet ſie nicht blos die Welt, ſondern zugleich ihre und aller Kunſt, alles Handelns, alles Lebens, Bewegung und Rhythmus ab. Alle Formen der Sprache beruhen auf dem Gegenſatz von Handelndem und Behandeltem, und auf der wahren Behandlung dieſes Gegenſatzes. **) Anmerk. x.

Von dem Begriffe des Handelns in ſeinem ganzen Umfange, wie wir ihn hier aufgeſtellt haben, wollen wir jetzt eine große und auf den Gang unſrer Unterſuchungen entſcheidende Anwendung machen: das Handeln des Univerſums, das Leben überhaupt zerfällt, damit es angeſchaut werden könne, auch in die beiden Elemente Handelndes und Behandeltes: bezeichnen wir dieſe Elemente auf das paſſendſte mit den Worten Natur und Kunſt. Halten wir uns ſtreng an die bisher über das Weſen des Gegenſatzes aufgeſtellten Regeln, ſo ſehn wir leicht, daß es nicht hinreiche, z. B. die Natur allein als das ewig Thätige, alle Kunſt Erzeugende, alle Kunſt Beſchränkende und Beſtimmende zu begreifen,

daß wir vielmehr im Stande seyn müssen, auch das Leben des Universums als von der Kunst ausgehend zu denken. Werfen wir einen Blick auf die Geschäfte aller Naturgeschichte und Naturwissenschaft, so bemerken wir, es möge nun die Geschichte einer kleinen Pflanze, oder die Geschichte des Planeten, auf dem wir leben, erzählt werden, daß wir nie umhin können, die Natur gleichsam als einen großen Künstler und im Kunstgeschäfte begriffen zu denken. Ferner, so bald wir ein menschliches Kunstwerk betrachten, und uns noch so tief in das Wesen des Künstlers, der es hervorgebracht, versenken, werden wir dennoch unwiderstehlich genöthigt, auf ein höheres Ganze, z. B. auf die ganze Kunstgeschichte Rücksicht zu nehmen. Mit andern Worten: indem wir das einzelne Werk aus dem Künstler entspringend denken, sind wir zugleich genöthigt uns wieder den Künstler als aus einer großen Künstlergemeinschaft, oder Künstlerfamilie, oder aus einem Zeitalter der Kunst entsprungen zu denken. Nicht selten wird uns wieder das einzelne Zeitalter der Kunst, aus dem wir den Künstler (wie als ein einzelnes Werk des Zeitalters) entspringen sahen, weiter führen, auf die Weltgeschichte überhaupt, als deren Kind und einzelnes Kunstwerk uns das einzelne Kunstzeitalter wieder erscheinen wird. Offenbar ist dieß die wahrhafte und ächte Weise aller Kunstbeschauung; theilen wir sie für unsern Zweck in drey Akte nach folgenden drey Fra-

gen: 1) Was hat ſich Raphael bey dieſer Madonna, ſeinem Werke, gedacht? wie verhält ſich dieſes Werk zum Raphael? 2) Was hat ſich die italieniſche Malerey beym Raphael gedacht? wie verhält ſich das Kunſtwerk Raphael zu ſeinem Meiſter, zu dem Kunſt- und Malerſtaat aus dem er unmittelbar entſprungen? 3) Was hat ſich die ganze Kunſt überhaupt bey ihrem einzelnen Gliede oder Werke: der italieniſchen Malerey gedacht? mit andern Worten: wie verhält ſich die italieniſche Malerey, (das Kind) zu der ewigen Kunſt überhaupt (ihrem Vater und Meiſter)? — Es leuchtet ein, daß die hier dargeſtellte Gradation der Kunſtbetrachtung, der wahre und unendliche Rhythmus des Philoſophirens über die Kunſt ſey. — Im erſten Akt wurde Raphael als Handelndes, ſeine Madonna als Behandeltes betrachtet. Raphael im erſten Akt das Handelnde, wird im zweyten Akt Behandeltes Werk, Produkt der italieniſchen Malerey, die nun als Handelndes gedacht wird: die italieniſche Malerey, das Handelnde im zweyten Akt wird im dritten Akte Behandeltes, Werk, Produkt der Kunſt überhaupt u. ſ. f. Verbinden wir nun den Raphael des erſten Akts mit dem Raphael des zweyten, oder vielmehr, vereinigen wir in Eines, was wir, um es als Einfaches anzuſchauen, uns in zwey Akte oder Zeitelemente getrennt denken mußten, was aber in der Wirklichkeit als zugleich exiſtirte: ſo ſehen wir, daß das Handeln, genannt Raphael nichts anderes

ſey als die gegenſätzliche Identität, der Antigegenſatz von Handelndem, producirendem Raphael, und vom Behandelten, producirten Raphael, von der italieniſchen Malerey producirtem Raphael ſey. Ich lobe die Ehrfurcht vor der Kunſt, welche einzelne Kunſtfreunde ſo weit begeiſtert, daß ſie den recht großen Künſtler außer aller, über alle Zeit ſetzen; daß ſie den Künſtler ſelbſt nicht wieder denken wollen als Werk eines höheren Künſtlers, den wir Kunſtgeſchichte oder Natur nennen können: aber die ächt philoſophiſche Kritik und Geſchichte kann ſolche abſolute Schöpfer, ſolche Principe der Kunſt nicht annehmen ohne ſich ſelbſt zu tödten. — Wir können, und dieß ſey das Reſultat unſrer bisherigen Auseinanderſetzung, durchaus keine Kunſthandlung denken, die nicht zugleich wieder Kunſtwerk einer höheren über ſie waltenden, ſie umfangenden Kunſthandlung wäre; ausgedehnt auf alles Handeln: wir können uns durchaus kein Handelndes denken, daß nicht wieder behandelt würde. Sehen wir einmal das Werk des Künſtlers näher an! ſollte er nicht grade dasſelbe behandeln was ihn behandelt? die italieniſche Malerey, ſagten wir, producire den Raphael, und iſt nicht eben die Welt, aus der Raphael entſprungen, grade der Stoff ſeiner Kunſt; iſt nicht in jedem Kunſtwerke ſichtbar die Kunſtgeſchichte: wir tragen dieſe nicht eben etwa hinein, ſondern wir finden ſie heraus. Jeder einzelne wahre Künſtler nimmt das von ihm erkannte Pan-

theon der Kunſt betrachtend, Stein für Stein auseinander, und fügt es zu einem ſtolzeren, ſchöneren Bau wieder zuſammen. Der ewige Künſtler, der Künſtler aller Künſtler, der Lebensgeiſt, die Natur, oder wie wir ihn nennen mögen, dieſer freylich kennt nur ein einziges Schöne, ein ewiges Pantheon, in dem er lebt und webt. Die Loſung aller einzelnen Künſtler muß immer ſeyn: beſſer und noch beſſer: die Loſung jenes Geiſtes aller Kunſt iſt: alles, was ich gemacht habe, iſt gut. — Unter allen Kunſterſcheinungen, die dem Künſtler vorkommen, die ſein Kunſturtheil entwickelt und gebildet, ſchließt er in jedem Augenblicke ſeines künſtleriſchen Daſeyns einen höheren Verein; er bildet in jedem Augenblicke ſein ganzes künſtleriſches Leben, ſeine eigne Kunſtgeſchichte (welche individuelle Kunſtgeſchichte in ſich enthält von der univerſellen Kunſtgeſchichte alles, was zu ſeiner Betrachtung und Kenntniß gekommen,) dieſes ſein künſtleriſches Leben bildet er in jedem Augenblicke aus, er hinterläßt unaufhörlich Ausdrücke ſeines Lebens, Kunſtwerke. Behandelt er alſo im Grunde nicht daſſelbe wieder, was ihn behandelt; erzieht er nicht wieder, was ihn erzog; belebt er nicht wieder, was ihn belebt; giebt er nicht dem, der ihm das Leben gab, auch wieder das Leben zurück. Haben wir hier nicht ganz deutlich das Gegenleben, die Gegenthätigkeit des Stoffs? Siehe da, wie im Kunſtgeſchäfte ſich die Gegenſätze durchdrin-

gen, wie der Handelnde Raphael und das den Raphael Behandelnde, wie Raphaels Kunſt und die Natur, oder der große Künſtler, der den Raphael bildete, eins iſt: wie wir die Natur immer im Kunſtgeſchäfte, und die Kunſt immer als Naturerzeugniß zu denken genöthigt ſind. — Durchaus falſch iſt demnach die Anſicht der Natur und Kunſt als zweyer großen ewig getrennten Reiche, durchaus falſch die Anſicht, als ſey eines von beiden mehr werth als das andre, als ſey die Natur unerreichbar durch die Kunſt, nach welcher Behauptung angenommen ſeyn würde, daß die Natur, die nur als im Kunſtgeſchäfte producirend gedacht werden kann, nicht producirend gedacht werde. Kurz: Kunſt iſt nichts anderes als Antinatur; Natur nichts anderes, nichts mehr oder weniger, als Antikunſt. Alles Einzelne iſt Kunſtwerk, aber Einzelnes iſt es nur in ſofern es im Ganzen iſt, daher iſt alles auch Natur. Man kann nicht einzelnen Dingen bloſſes Seyn, bloße Exiſtenz, abſolutes Handeln, abſolute Ichheit zuſchreiben, und wieder anderen einzelnen Dingen bloßes Werden, ſondern alles iſt nur in ſofern es wird, handelt, in ſofern es behandelt wird, und umgekehrt. Hier zeigen ſich die beiden Extreme aller falſchen Philoſophie, der abſolute Idealismus und der abſolute Realismus, oder die abſolute Ethik und die abſolute Phyſik deutlich vor uns. Aller einſeitige abſolute Idealismus wird ſich aus dem Gegen-

ſatze, Kunſt und Natur, die Kunſt einzeln herausreißen, oder aus dem Gegenſatz, Seyn und Werden, den Begriff des Seyns, und jene göttliche Schwebung, jenen himmliſchen Rhythmus der Philoſophie verläugnend, ſich in das eine iſolirte Glied des Gegenſatzes vertiefen, indem er vergißt, allen den beſſeren Erinnerungen ſeiner Natur zuwider, daß jenes einzelne Glied nicht entblößt und iſolirt gedacht werden könne, ſondern, überhaupt ſey im Gegenſatze des andern Gliedes; daß alles, was ſich vom Handeln, von der Kunſt, vom Seyn denken laſſe, durchaus abhänge und lebe von dem Behandelten, von der Natur und vom Werden. Umgekehrt iſt es der gleiche Fall mit dem die Natur iſolirenden Realiſten. Der Menſch, der Künſtler iſt demnach weder der Natur Sclav, wie der abſolute Realiſt ſagen würde, noch Despot der Natur, wie der Idealiſt, wenn er auch nur dieſe ihm mögliche geringe Conſequenz nicht verläugnen wollte, ohne Wanken behaupten müßte. Er herrſcht und wird beherrſcht; er herrſcht, in ſofern er beherrſcht wird; er herrſcht in ſofern er ſich beherrſchen läßt. Sein Handeln, in ſofern es freyes künſtleriſches Handeln iſt, iſt auch zugleich recht nothwendiges naturgemäßes Handeln. Demnach erhebe der Philoſoph das Reale und das Ideale, die Natur und die Kunſt zu den beyden ewig nothwendigen Elementen ſeines Lebens: er ſey ruhiger, ewig

bleibender Antigegensatz unter allen unendlichen Verwandlungen der Gegensätze vor ihm und in ihm. —

Wenn ich behaupte, die gesammten Kunstwerke eines Künstlers bildeten gleichsam den Körper seiner Kunst, dessen Seele er selbst der Künstler sey, so wird nach meinen obigen Auseinandersetzungen, das Verhältniß von Körper und Seele unter dieser Gestalt keiner weiteren Undeutlichkeit, keinem Zweifel unterworfen seyn. Wie aber, wenn ich zum würdigen Schluß meiner philosophischen Betrachtung, wenn ich zur Probe des gründlichen Verständnisses meiner Formel, das **Paradoxon** hinzusetzte: der Körper des Menschen überhaupt sey 1) Kunstwerk des Menschen und 2) damit ich nicht dadurch in den Verdacht des absoluten Idealismus komme: Naturerscheinung oder Geschichte des Menschen. Mit andern Worten, der Gegensatz: das Kunstwerk, Mensch und die Naturerscheinung, die Geschichte Mensch, das Seyende im Menschen, im Gegensatze des Werdenden im Menschen, sey sein Körper, und der Antigegensatz dieses Gegensatzes sey das, welches wir Seele nennen. Auf diesem gegensätzischen Wege allein werden alle Mißverständnisse, die sich über das Verhältniß von Körper und Seele, über ihren Unterschied und ihren Zusammenhang in der Philosophie festgesetzt haben, leicht und glücklich beseitigt werden können. Alle einzelnen

Künſte vereinigen ſich in der allgemeinen Kunſt des Lebens: ſie alle ſind nichts als Körperbildungen, die ſich in der Idee des allgemeinen Körpers des Lebens, oder der alles umfaſſenden einfachen Natur, vereinigen. —

5.

Sollten wir aber, da wir neulich mit der Behauptung ſchloſſen, der Körper ſey nichts anders als 1) das Kunſtwerk und 2) die Geſchichte der Seele, ſollten wir uns da wirklich weder auf die Seite des Idealiſmus noch des Realiſmus hinüber geneigt haben? Sollten wir nicht den Anſichten Fichtes ungebührlich nahe ſtehn? Wie er, durch einen reinen Akt der Freyheit die Welt aus nichts erſchaffen?

Dieſe Beſorgniß zu zerſtreuen, reicht eine leichte Erinnerung an den Gang unſrer Unterſuchung vollſtändig hin: Wir haben nemlich weder dem Handelnden noch dem Behandelten irgend eine Priorität eingeräumt; ausgehend von der nothwendigen Wechſelwirkung zwiſchen uns und dem Stoffe unſers Handelns, ausgehend von dem, wie ich glaube, vollſtändig geführten Beweiſe, daß alles Kunſtwerk hervorgehe aus dem geſchloſſenen, von beiden Seiten vollſtändig durchgeführten Kampfe zwiſchen dem Künſt-

ler und dem eben so thätigen, wahrhaft gegenthätigen Material — konnten wir, die Seele den allgemeinen Künstler des Lebens nennend, aus dem Kampfe der Seele mit ihrem Material, den körperlichen Dingen nemlich hervorgehen lassen das Kunstwerk, nemlich die Idee eines höheren Körpers, der wieder gegenthätig gegen die immer begleitende, höher aufgeschwungene Seele, wieder Material eines noch schöneren Kunstwerks, eines noch höheren Körpers wird u. s. f. — Man vergleiche meine Darstellung des Körpers mit den gewöhnlich umlaufenden Begriffen. — Von der ersten Blume, von der ersten Puppe an, die das Kind ergreift, spielend und bildend herzt und sich aneignet, lasse ich den Körper des kleinen Wesens über das unmittelbare Fleisch hinaus wachsen, bis der Mann endlich als bildender Künstler, Staatsmann oder Soldat — große Heere, Staaten, ganze Epochen der Kunstgeschichte in seinen höheren erweiterten Körper hineinzieht. Darf eine Armee wirklich etwas anderes seyn als der erweiterte, armirte Arm des Helden? Sollte die einfache Wirksamkeit tausendfältiger Individuen im wahren Staate wirklich etwas anders seyn, als das erweiterte Haupt des wahren Beherrschers? — Betrachten Sie das Wirken eines recht menschlichen Menschen: greift seine organische Kraft nicht hinaus über den gesunden, kräftigen, unmittelbaren Körper, zieht sie nicht weit und breit, aus

Nähe und Ferne, Menschen und Dinge mit unwiderstehlicher Gewalt in den schönen, harmonischen Kreis ihres Lebens hinein? — Aus zwey streitenden, aber liebenden Kräften, aus einem wahren Gegensatze entspringt der Mensch: zwey Liebende bilden ein versammeltes Volk, sagt der Dichter. Wohl! daß sie ohne Ende streiten müssen, daß ihr Streit ohne Ende steigt, das eben ist ihre Liebe. Und so wächst und wächst der Strudel des Lebens, und reißt immer entfernteres in sich hinein. Der alte, selbige Streit dauert sich selbst ewig gleich noch immer fort, aber unter welcher Gestalt sehn wir ihn jetzt: Was erst die Blume und die Puppe leistete, das sind jetzt grosse Heere, das ist jetzt ein grosser herrlicher Staatsverein weiter, blühender Gebiethe des Lebens geworden. Die Seele des Staatsmanns durchdringt mit dem Geiste des Streits und der Liebe, der Thätigkeit und des Friedens, den unendlich grossen Körper. Noch immer gilt es: „zwey Liebende (der Staatsmann und sein Kunstwerk, der Staat) bilden ein versammeltes Volk! — Grau, gebückt und unscheinbar geworden, sieht endlich, was der Pöbel den wirklichen Körper des Helden nennt, noch da, die eingeschrumpfte Hülse des Kerns, aus dem der majestätische Baum entsprungen. Die Seele des Helden säuselt und duftet in allen Zweigen und Blüthen des Baumes, seines wahren Körpers. Fällt nun endlich die arme Hülse da unten in die Asche

zuſammen, ſo meint der Pöbel, ſein Held ſey geſtorben, ſein, des Helden Körper ſey in Aſche verſunken: und die Beſſeren ſelbſt bewundern es und klagen, daß der Keim dahin muß, wenn die Frucht gedeihen und reifen ſoll.

Da können ſie dann nicht begreifen, wie der kleine, ſpannenlange Raum, den ſie Körper nennen, mit der großen, unbändigen Seele zurecht kommt. Statt ruhig um ſich her zu ſehn, wo alles verkündigen und ſagen würde, daß er, er ſelbſt geblieben iſt, und allenthalben um ſie lebt und webt, ſoll die Seele, Gott weiß wohin, gezogen ſeyn, und die Armſeligen in Thränen und Jammer allein zurückgelaſſen haben. — Ungefähr eben ſo, wie ſie vorher ſich den Kopf zerbrechen, an welcher Stelle des kleinen Körpers denn eigentlich die Seele ihres Helden ſich einquartiert habe, ob im Gehirn oder in den Beinen, in dem Blut oder in den Händen. Da mag noch Jahrtauſende hindurch das Wort welches er geſprochen, über ſie herklingen, ſie begeiſtern, zu den Waffen rufen; da mag das Geſetz, das er gegeben, die That, die er gethan, ihren Enkeln noch Sicherheit und Freyheit geben — das ſind ſeine Worte, ſeine Thaten — das iſt er ſelbſt nicht mehr, meinen ſie. Fragt ihn ſelbſt einmal den ſterbenden Helden, der er ſelbſt ſich längſt übergegangen, ausgedehnt, ausgefloſſen

fühlt, in das Glück und die Ruhe von tausenden, ob er nicht in dem größeren Hause, das er sich erbaut, längst wohnt, und des kleinen Gerüstes, der Erdhütte, die ihr seinen Körper nennt, längst nicht mehr bedarf, ob er eine Anweisung braucht, eine Verheißung, daß er jenseits, in jenem Leben oder wie ihr es nennen mögt, wieder Haus und Hof und eigne kleine Wirthschaft haben werde?

Ich habe den wahren Menschen, dessen Untergang hier beschrieben worden, einen Helden genannt, weil nach den früheren Voraussetzungen der Mensch überhaupt nur im Streite und im Heldenleben geschaut wird. Künstlerisches, militärisches, wissenschaftliches, politisches Leben, alles ist eine Heldengenossenschaft, wenn es wahr ist, worin Gefühl und Erkenntniß aller schönen Seelen mir beypflichten, daß jeder Stoff, jedes Objekt menschlicher Thätigkeit gegenthätig ist und erobert, überwunden, aber nicht unterdrückt, bey Seite geworfen, vernichtet oder gar, wie der transcendentale Idealismus vermeinte, aus nichts absolut erschaffen werden will. Eine idealistische Verirrung kann und wird man mir nicht vorwerfen. — Nun aber betrachten wir die gewöhnliche Ansicht des Verhältnisses von Körper und Seele. Ist der Fehler nicht wieder der, daß man sich das Gegenthätige, die Seele, das Negative, wenn der Körper das Positive genannt wird,

daß man sich dieses Negative, Gegenthätige denkt, als Negation als Unthätiges, dem Körper gegenüber. Man hat die Seele nur als unkörperliches, unsichtbares, da sie doch ein wahrhaft antisichtbares, gegenkörperliches ist, begriffen. Freylich konnte man ihr eine eigenthümlich große Thätigkeit nicht absprechen, aber dieses, ihr Wesen, glaubte man, triebe sie für sich, gleichsam auf ihre eigne Hand. Daraus entsprang eine eigne, ehrenwerthe Wissenschaft von den abgesonderten Motionen der Seele, von ihren Sprüngen, ihren Späßen und Einfällen, von der wunderlichen Art, in der sie den alten ehrlichen Körper neckte und zum Besten habe. — Man sieht, ich spreche von der, von allen seichten und platten Köpfen, so werthgeachteten Psychologie, oder Seelenlehre: gewöhnlich die Empirische genannt, weil sie von den Erfahrungen meistentheils der Kranken- und Irrenhäuser, auch gern von den sehr instruktiven armen Sündern ausgehend, ohne sich weiter in das Gebieth der Rationalität zu versteigen, gewöhnlich wieder kurz umlenkte in das nahe liegende Taubstummen- oder Blindeninstitut, die wohlfeil erlangte Empirie sogleich wieder philanthropisch für Juristen, Aerzte und Seelsorger applicirend. Höchst charakteristisch für den rohen Geist unsrer Tage, ist der besonders unglückliche Name dieser Wissenschaft: die zarte, geflügelte Psyche, gebunden an die Weisheit eines demonstrirenden Ri-

kolai: ein Unterfangen der Seelenloſen, die Seele nicht bloß zu ſehn, ſondern von ihr zu lehren. —

Ziehen wir jetzt einen Schluß aus unſern Betrachtungen: der Wirkungskreis des Menſchen, die Sphäre ſeines Lebens, deren bloßes Symbol der Körper im gewöhnlichen Sinne des Worts iſt, das iſt ſein wahrer Körper. Was iſt der Meißel, was iſt der ſchön geformte Marmor anders als die erweiterte Hand: die Hand ſelbſt iſt ein allegoriſches Zeichen, ewig unverſtändlich dem, der ſie abſolut ohne ihre unendlichen Bewegungen und Bildungen betrachtet. Jedes neue wunderbare Werk des Menſchen macht dieſe Hand ehrwürdiger, bedeutender, begreiflicher. So der Menſch, ſein Körper überhaupt, der nichts iſt, als ſchönes ſymmetriſches Zeichen der Natur, Mikrokosmus, — für ſich nichts, aber ein Heiligthum, wenn er in und neben dem Makrokosmus gedacht wird. Die Sprache zeigt uns den Menſchen ſowohl als ein einziges Seyn, als auch wie ein einziges Haben. Alle Attribute des menſchlichen Seyns können ausgedrückt werden als Beſitzthümer des Seyenden, z. B. meine Bruſt, meine Hand, meine Seele: dieſe Beſitzthümer können aber auch wieder ausgedrückt werden als bloße Aktionen des Seyns, als bloße Bewegungen der Ichheit, z. B. ich athme, ich greife, ich denke. Man bemerke, daß wir im erſteren Falle, wo wir das Seyn, im Haben, im Mein und

Dein, im Beſitze darſtellen, uns der Subſtantiven Bruſt, Hand, Seele, bedienen mußten: im zweyten Falle hingegen, wo wir das Haben im Seyn betrachteten, der Verba athmen, greifen, denken, bedienen mußten. Wie nun alle Subſtantiva in der Sprache das Bleibende, alle Verba hingegen die Bewegung bezeichnen; wie ferner nach den Forderungen des Gegenſatzes das Bleibende nichts iſt, als durchdrungenes von der Bewegung, als im Gegenſatze der Bewegung; wie nur die wahrhafte Bewegung bleibt, und das wahrhaft Bleibende ſich bewegt, und Veränderung und Wechſel nur möglich iſt, in wiefern ſie einem wahrhaft Bleibenden wiederfahren — ſo erſcheint uns der Menſch oder der Wirkungskreis des Menſchen bald 1) als das Ganze ſeines Beſitzes, als ein einziges Mein, d. h. als Körper, im wahren Sinne des Worts; bald 2) als das Ganze ſeines Handelns, ſeines Wirkens, als ein einziges Seyn, als Ich, d. h. als Seele. — Mit andern Worten, damit wir unſre Unterſuchung an das Grundzeichen anknüpfen, das wir einſtweilen feſtgeſetzt haben, nemlich an den Gegenſatz von Handelndem und Behandeltem, der Menſch erſcheint bald 1) als Behandeltes, als Körper, als ſein eigenes Kunſtwerk; bald 2) als Handelndes, als Seele — als ſeine eigne Geſchichte, ſagten wir. — Dieſer Ausdruck verdient noch eine kurze Beleuchtung, die uns nach unſeren Vorausſetzungen nicht ſchwierig ſeyn kann.

Handelndes und Behandeltes, Seyn und Haben, Körper und Seele, Bewegung und Bleibendes sind wahre Gegensätze. Aber Kunstwerk und Geschichte? Sollte nicht vielmehr dem Kunstwerk (behandeltem) der Künstler (handelndes) entgegenstehn? wir wollen indeß nicht vergessen, daß wir den Gegensatz von Handelndem und Behandeltem wieder behandelten, daß wir Antigegensatz des Gegensatzes von Handelndem und Behandeltem waren; daß der Gegensatz Körper und Seele, den Körper der höheren Seele bildete, von der aus wir ihn betrachteten. Nennen wir also die höhere Seele, die den Gegensatz von Körper und Seele betrachtet, Ich; den Gegensatz hingegen von mein Körper und meine Seele: Gegenich. Das Wesen des Ichs ist das Seyn; das Wesen des Gegenichs ist das Haben, oder gehabt werden, welches ausgedrückt wird durch das Wort mein, welches wir sowohl dem Körper als der Seele vorsetzen. Was haben wir nun? was enthält der Gegensatz von Körper und Seele? Antwort: eben wieder das angeschaute Haben (den Körper) und das angeschaute Seyn (die Seele.) Angeschautes Seyn, d. h. doch wohl betrachtetes, behandeltes, leidendes Seyn? dieß wird uns die Sprache wohl aufs natürlichste bezeichnen durch das Passivum des Verbums Seyn, d. h. durch Werden. So ist es auch: der betrachtenden Seele erscheint der betrachtete Körper als bleibender

Beſitz, als Kunſtwerk, und die betrachtete Seele als unendliches Werden, als Natur, als Geſchichte. — Ich hatte demnach ein Recht zu ſagen, der wahre Körper der wahren betrachtenden Seele, ſey ſowohl ihr Kunſtwerk als ihre Geſchichte: indem Körper und Seele, beyde gemeinſchaftlich, einen höheren Körper bilden, den die betrachtende, höhere Seele bewohnt, und ſich dort bald als ihr Werk, bald als ihre Entſtehung, beides in gleicher Klarheit und mit unendlicher Thätigkeit anſchaut, gegen Natur und Kunſt gleich gerecht, im Bewußtſeyn freyer Erzeugung der Zukunft und nothwendigen Hervorgehens aus der Vergangenheit, in des ewigen Handelns und des ewigen Behandeltwerdens gleich innigem Gefühle.

---

*) Anmerkung 1. zu Seite 287.

Es iſt der Unterſchied des Negativen und der Negation in der Mathematik, von deſſen klarer Erkenntniß alle Deutlichkeit an dieſer wichtigen Stelle der Philoſophie abhängt. Die Begriffe, Ausgabe und Einnahme in der Oekonomie, ſind ſtreng entgegengeſetzte Begriffe: Ausgabe iſt negative Einnahme und Einnahme negative Ausgabe. Wenn jemand ſo viel einnimmt als er ausgiebt, wenn er z. B. + 1000 einnimmt und — 1000 ausgiebt, ſo iſt das Reſultat ſeiner Oekonomie 0. Die + 1000

Einnahme wollen wir Positives, die — 1000 Ausgabe wollen wir Negatives nennen, so ist dann das o, welches wir zum Resultat erhalten, die Negation. Niemanden wird es einfallen, die — 1000 mit der o zu verwechseln und zu behaupten, daß, weil nichts übrig behalten, die Folge vom Ausgeben der gesammten Einnahme sey, eben deshalb das übrig bleibende Nichts und die wirklich geschehene Ausgabe auch eins und dasselbe seyn müsse. — Ferner, Schuld und Vermögen sind entgegengesetzte Begriffe, Schuld ist negatives Vermögen und Vermögen negative Schuld. Wird es uns je einfallen zu behaupten, Schulden haben und nichts haben, Negatives und Negation sey einerley? — Wenn wir uns von einem Orte A nach einem andern B auf geradem Wege begeben, so entfernen wir uns offenbar von A um eben so viel, als wir uns dem B nähern; nehmen wir an, die Entfernung A von B sey = 10 Meilen. Haben wir 4 Meilen dieses Weges gemacht, so haben wir uns B um + 4 genähert, von A um — 4 entfernt: kann nun irgend jemand behaupten, wir hätten uns zwar gegen B um + 4 genähert, aber von A nicht entfernt; d. h. sich entfernen und bleiben, — 4 und o, Negatives und Negation sey eins und dasselbe. — In allen diesen Beyspielen ist der Widerspruch so handgreiflich, daß ein Mißgriff fast unmöglich ist. Indeß bedarf es nur eines leichten Blicks in die Geschichte der bisherigen Physik und Philosophie, um allenthalben Folgen der Vernachläßigung dieses allerwichtigsten Unterschiedes zu finden. Um eins der auffallendsten Beyspiele herauszugreifen,

betrachten wir die Art, wie man ſich Leben und Tod einander entgegen geſtellt hat: Offenbar kann Tod nichts weiter bedeuten als Nichtleben; wenn wir das Leben + 1 nennen, ſo iſt der Tod = 0. Jeder Lebendige fühlte ſich gedrungen, eben weil er lebte, zu dem poſitiven Leben, das er jetzt lebt = + 1 ein negatives künftiges Leben, = — 1, ein Antileben unter irgend einer Geſtalt zu denken. Wenn er z. B. + 1 zeitliches, irdiſches Leben nannte, ſo überſetzte er das — in dem — 1, durch den Gegenſatz vom Zeitlichen, Irdiſchen, durch Ewiges und Himmliſches. Leben heißt durchaus nichts weiter, als ohne Ende Gegenleben annehmen, nach allen Seiten ins Unendliche beleben: dieſem Weſen des Lebens genügt das Lebendige, indem es das Univerſum, wo es hingelangen mag, dieſſeits und jenſeits mit poſitiven und negativen Zuſtänden bevölkert. Demungeachtet melden ſich Philoſophen und Theologen von allen Farben, weitläufig beweiſend, daß das Leben (oder die Seele) nicht ſterbe, gleichſam als könnte es doch noch einmal darauf hinauskommen, daß Tod und Antileben, negatives Leben und die Negation des Lebens, — 1 nnd 0 eins und daſſelbe wären. —

**) Anmerkung 2. zu Seite 299.

Man theilt in der Grammatik bekanntlich die einzelnen Worte der Sprache in gewiſſe Klaſſen, in Subſtantiva, Adjectiva, Verba, Adverbia u. ſ. f. Die Weisheit früherer Zeiten hob eine unter dieſen Klaſſen

vor allen andern hervor indem ſie die Individuen derſelben Worte Verba par excell. ohne weiteren Zuſatz nannte. Zeitwörter, wie ſie in der deutſchen Grammatik überſetzt worden, iſt eine ſchlechte und unvollkommene Bezeichnung. Dieſe Verba haben das Auszeichnende vor allen übrigen Worten, daß ſie einer viel reicheren Veränderung, Umſtaltung oder Konjugation fähig ſind als alle andre. Dieſe Verba bezeichnen die Bewegung, das Handeln der unendlichen Natur wie der Individuen, da hingegen die Substantiva dem Bleibenden, Ruhenden, zugewieſen ſind. Die Verba ſind gleichſam die Flüſſe und die Meere der Sprache, die Substantiva hingegen, Felſen und feſtes Land: die Verba das Blut, die Substantiva das Fleiſch der Sprache. Die Bewegung erzeugt ein Bleibendes, das Bleibende löſt ſich in Bewegung auf, die Bewegung in neues Bleibende u. ſ. f.: der Baum ſchlägt aus, dieſes Leben offenbart ſich im Laube: er blüht; Blume: er reift; Frucht. Wie unſrer obigen Darſtellung zufolge nun alles Handeln nur angeſchaut werden kann, als Verhältniß zweyer Elemente, des Handelnden und des Behandelten, ſo müſſen unter allen möglichen Flexionen und Veränderungen, die mit dem Sprachrepräſentanten des Handelns, mit dem Verbum vorgenommen werden können, zwey Grundformen vor allen andern ſich auszeichnen; in deren einem ſich das Handeln im Handelnden, in deren anderm ſich das Handeln im Behandelten darſtellen muß. — Das erſtere geſchieht im Activum, das andre im Passivum. — Wie nun in der Sprache z. B. das ruhende Substantiv:

Liebe, in der bewegten Geſtalt des Verbums ſich auflöſt in vielfache Aktionen und Reaktionen von lieben und geliebt werden, und das Weſen der Liebe ſelbſt als das Mittlere, als die unſichtbare Einheit, als Antigegenſatz durch alle mannichfachen Beugungen und Umſtaltungen des Verbums hindurch greift: ſo ſoll in der wahrhaft philoſophiſchen Darſtellung jede Erſcheinung des Lebens ſelbſt leben, und unter unendlichen Formen gelebt, belebt und erlebt werden, um dann ſelbſt wieder zu beleben u. ſ. f.

2.

Vom Organismus in Natur und Kunſt.

Man hat alle Kunſtforderungen in der einzigen vereinigt: das wahre Kunſtwerk müſſe organiſch ſeyn. In dieſem Ausdrucke liegt die Forderung: ein unſichtbares, geheimnißvolles, magiſches Band müſſe alle Theile eines Kunſtwerks zuſammen halten, ſo wie die einzelnen Organe des Thiers oder der Pflanze ſich zu einer unergründlichen Einheit organiſch verbinden. Indeß ſind bey der Idee des Organismus zwey Irrthümer mit großer Vorſicht zu vermeiden.

a) Daß man die organiſche Verbindung der mechaniſchen, chemiſchen, architektoniſchen, nicht unbedingt entgegen ſetze. Die organiſche Verbindung muß bey allen Gegenſätzen des Univerſums möglich ſeyn: die organiſche Einheit des menſchli-

chen Körpers *ſcheint* bloß complicirter. Wie es aber keine anatomiſche Zerlegung und Unterſcheidung, ohne phyſiologiſche Verbindung der Organe, die die Anatomie getrennt hat, *zu einer einzigen Lebenserſcheinung*, giebt; ſo kann überhaupt nirgends, an keiner Stelle in der Natur, im Menſchen, im Geiſte, ein Unterſchied, eine Trennung, Zerlegung, Spaltung, Differenz wahrgenommen werden, ohne das unmittelbare Bedürfniß dieſe Differenz aufzulöſen, die getrennten Theile wieder organiſch zu einem Ganzen, zu einer Einheit zu verbinden. Man pflegt im gemeinen Leben gar zu gern den mechaniſchen Zuſammenhang einer Maſchine, eines Gebäudes, gegen die Einheit z. B. des menſchlichen Körpers, zurück zu ſetzen. Man nennt verächtlich das agens in einer Maſchine todte Kraft, vergeſſend, daß wie wir auch für das gemeine Leben dieſes agens bezeichnen mögen, Waſſer, Wind, Dampf, Schwere — dennoch die eigentlich belebende Kraft eben ſo unbegreiflich, ſo völlig unergründlich ſey, als die Einheit im organiſchen Körper par excellence. Mit Recht bezeichnet man die ſchlechten Handwerkermotive, die transparente Abſichtlichkeit eines Gedichts, durch den verachtenden Ausdruck mechaniſche Compoſition oder Einheit; eben weil der Organismus eines Gedichts ein ganz andrer iſt, als der einer Spinnmaſchine, und weil der Arbeiter ſeinen Stoff nicht wie eine unendlich biegſame Sprache, ſondern wie

ein nur auf gewisse Weise biegsames Räderwerk von Holz behandelt hat. Die richtige Behandlung jedes möglichen Stoffes verdient den Namen Kunst, und die unrichtige den Schimpfnamen Handwerk. Alle sollen das Organische oder die Kunst wollen. In dem Begriffe der Einheit liegt zugleich der Begriff der Unendlichkeit: vermöchten wir irgend eine Einheit absolut zu schauen, mit andern Worten, hörte eine Einheit auf Einheit zu seyn, so wäre es nie Einheit gewesen. Daß wir uns, so gewiß wir leben, versprechen, an keiner Stelle uns mit Trennungen, Unterschieden, Gegensätzen zu beruhigen — dieses offenbaren wir allenthalben durch die Zeichen der Einheit, die wir nach jeder gefundenen Differenz aussprechen. Wir beobachten die Differenz, Mann und Weib, und können nicht umhin, die Einheit beyder Mensch zu nennen: wir schauen die arithmetische Differenz 2 und 1, und nennen die Einheit zwischen beyden, Zahl. Vergessen wir doch nie, daß es ein immer tieferes Verständniß jenes Verhältnisses, jenes Gegensatzes von 2 und 1; also auch eine unendliche Erkenntniß der Einheit zwischen beyden, nehmlich der Idee der Zahl giebt. Verläugnen wir nur nie dieses Bestreben, nach immer höherer Vereinigung, Vermittlung im Leben, in Wissenschaft und Kunst, so werden wir ohne Ende organisches produciren und ein künstlerisches Leben führen. Nur wenn der Dichter, der Philosoph ꝛc. meint, einen absolu-

ten, endlichen und letzten Ausdruck der Einheit gefunden zu haben, und dieser abscheuliche Todesgedanke allenthalben aus seinen Versen oder aus seinem System, dem Fichteschen z. B. hervorschimmert, oder was dasselbe sagt, wenn er eine absolute Differenz zwischen Vernunft und Unvernunft, Poesie und Unpoesie gefunden zu haben glaubt, und zu predigen strebt, nur dann verdient er Handwerker, mechanischer Arbeiter zu heißen. Macht den Shakespear etwas anderes so groß, als das unendliche Streben, Welt und Natur als Ganzes zu umfassen, bey dieser Unergründlichkeit der Differenzen von Characteren, Helden und Situationen? Wenn der Mensch glaubt, unauflösliche Collisionen, Alternativen vom Himmlischen und Irdischen, vom Hange zum Guten und Hange zum Bösen u. s. w. gefunden, oder wenn er glaubt, sein höchstes, letztes und einziges Gut erreicht und ergriffen zu haben, dann ist es am Ende mit ihm und seiner organischen Kraft. Deshalb hatte Friedrich Schlegel Recht, die organische Ganzheit und Geschlossenheit, und dann wieder die Unendlichkeit im Kunstwerk, mit andern Worten, die unendliche Zergliederung im Kunstwerk (den Körper desselben) und den unendlichen Zusammenhang (die Seele desselben) als eins und dasselbe zu betrachten. Nicht bloß aber als eins, als identisch, sondern auch als unendlich getrennt und entgegengesetzt. Die wahre Kritik der Poesie, sagte er, müsse Poesie über die

Poesie seyn. Indem er über das Kunstwerk spricht, muß er selbst künstlerisch handeln, ein Kunstwerk hervorbringen. Vor sich hatte er die Einheit des Kunstwerks (die Seele), und die unendlichen Gegensätze im Kunstwerk (den Körper). Er sagte, beyde sind eins, und ward durch dieses Wort eine höhere Seele oder Einheit für die vorige Differenz von Körper und Seele, von Mannichfaltigkeit und Einheit des Kunstwerks. Er mußte also in dem Geiste des Satzes handeln, den er aussprach, die neue höhere Seele mußte ihren Körper, den vorigen Gegensatz von Körper und Seele auf dieselbe richtige Weise beseelen, als auf welche der vorige Körper nach ihrer Behauptung von seiner Seele beseelt wurde. Die Einheit zwischen Körper und Seele, oder zwischen zwey und eins, durfte keine absolute seyn, denn sonst hätte er behauptet, die Zwey, die Trennung, die Differenz existirte gar nicht. Er mußte demnach, obschon mit andern Worten behaupten, eine gegensätzische Identität, d. h. behaupten, Körper und Seele des Kunstwerks, seyen eins in sofern und in dem Maße, als sie entgegengesetzt und getrennt seyn: man könne die Theile des Kunstwerks nur betrachten mit Rücksicht auf das Ganze, aber auch umgekehrt, das Ganze nur mit Rücksicht auf die Theile. Das Kunstwerk sey einfach, in sofern es unendlich mannichfach, aber auch nur wahrhaft unendlich mannichfach, in sofern es recht geschlossen, ganz und einfach sey. —

Auf das allernatürlichſte ſcheiden ſich die kritiſirenden Kunſtfreunde hiernach in zwey einſeitige Claſſen. 1) In ſolche, die den Körper der Kunſt iſoliren, die aus der Idee der abſoluten Nothwendigkeit, der hiſtoriſchen Cauſalität, die ganze Kunſt ſich entwickeln, und die Göthe unter der Figur ihres Repräſentanten des Charakteriſtikers in der Familiengeſchichte des Sammlers und der Seinigen ſo treffend dargeſtellt. An dem dageweſenen und dem nothwendigen Ausdruck deſſelben ſoll ſich die Kunſt allein halten. Sie ſtehn da, das Auge beſtändig rückwärts nach dem Vergangenen gerichtet, und ſind die Realiſten in der Kunſt. 2) Die andre Claſſe einſeitiger Kunſtkritiker bilden natürlich die, welche allein und ausſchließend den Begriff, die Seele der Kunſt beachten; und ihren Blick beſtändig vorwärts nach einem zukünftigen Höchſten richten, das ſie fälſchlich mit dem Namen des Ideals bezeichnen. Wie die Charakteriſtiker beſtändige Geſchichtler der Kunſt, ſo ſind die Idealiſten in der gewöhnlichen Erſcheinung beſtändige Geſetzgeber. — Beyde verhalten ſich wie die Nützlichkeitsmenſchen zu den Moraliſten. Bey dem Nützlichkeitsmenſchen wird der Zweck der Handlung zu ihrem Motiv gemacht, auch ſie handeln beſtändig rückwärts zurück, gleichſam von hinten herein, deshalb iſt ihnen Erfahrung alles. Dem Moraliſten hingegen iſt der Entſchluß, die Abſicht alles, und ſo handeln ſie durchaus von vorne herein auf die

Zukunft hin, deshalb iſt ihnen der Grundſatz das Höchſte. Es iſt offenbar, daß wenn jede dieſer beyden Claſſen conſequent und univerſell fortſchreitet, beyde endlich zu einem Punkt kommen müſſen, wo der Begriff und die Regel die Realität durchdringt, und wo andrerſeits das Reale und die Geſchichte ſich zur Idee erhebt. Wenn der Charakteriſtiker z. B. den Idealiſten fragte: Iſt ein Schiff, welches in vollen Segeln bey dir vorübergeht, ein ſchöner Gegenſtand? und jener es bejahte: der Charakteriſtiker dagegen weiter fragte: giebt es eine ſchöne Schiffbaukunſt, wie es eine ſchöne Baukunſt giebt? — ſo würde der Idealiſt ſeine Claſſifikation der ſchönen Künſte fragen, die ſchöne Schiffsbaukunſt nicht darunter finden, und er würde die Frage verneinen. Hier ſiehſt du, erwiederte der Charakteriſtiker, daß die Schönheit nichts anders iſt als Zweckmäßigkeit. Ein Gebäude auf feſtem Lande kann auch unzweckmäßig, d. h. unſchön ſeyn, aber auf dem Waſſer ſteht auf jede Unzweckmäßigkeit die Todesſtrafe. Dem Schiffsbaumeiſter braucht ihr die Verhältniſſe und Regeln euer Schönheit gar nicht weiter zu lehren: er producirt, weil er immer zweckmäßig ſeyn muß, beſtändig Schönes.

Beyde verhalten ſich wie der praktiſche oder realiſtiſche, und wie der theoretiſche oder idealiſtiſche Erzieher. — Der praktiſche Erzieher behauptet

in letzter Instanz, er könne aus seinem Zögling nichts Wesentliches, Unabhängiges machen, eine innerlich schöne Form nicht erzeugen, darüber walteten die Natur, die Nothwendigkeit und die Umstände; er gehe indeß richtig, wenn er ihn zum nützlichen Menschen, zu einem in Zeit und Umstände zweckmäßig eingreifenden Gliede der Gesellschaft mache: es komme nur darauf an, daß dieser jugendliche Stoff auf bestimmte wesentliche Zwecke hingerichtet werde, daß er der Zeit und ihren Bedürfnissen genüge, so würde er von selbst auch gut und schön seyn. Der idealische, theoretische Erzieher hingegen, will nach Grundsätzen und Regeln seinen Zögling für jede mögliche Zeit, eigentlich über alle Zeit hinaus erziehen. Er behauptet, berauscht von der Idee der Freyheit, der Mensch könne aus dem Menschen alles machen, wofern er nur auf die Ausbildung der Absichten, und der moralischen Ideen unmittelbar ausgehe.

Lassen Sie den Charakteristiker diese Theorie der Zweckmäßigkeit bis in die Tiefen der Natur fortsetzen, er wird vielleicht eine Zeit lang als Teleolog oder Eudämonist uns indigniren; wir werden seine Kunstkritik oft als eine handwerksmäßige, mechanische, gemein historische verwerfen müssen — endlich aber muß er offenbar zu der Ahndung eines glückseligen Ganzen, einer unendlichen Harmonie gelangen, die der wahren Vorstellung vom Ideale, von der or-

ganiſchen Kunſt und von der Schönheit ſehr nahe liegen wird. Und ſo umgekehrt, muß über kurz oder lang, der Idealiſt zur Ehrfurcht vor der Nothwendigkeit, vor der hiſtoriſchen, genetiſchen Erzeugung der Kunſt gelangen. Der Punkt nun, auf welchem ſich beyde berühren, das iſt der Standpunkt des wahren Künſtlers, in welchem ſich Idealismus und Realismus, Freyheit und Nothwendigkeit, Kunſt und Natur, Ideal und Studium vereinigen, der immer organiſches, d. h. ſchönes producirt, weil er immer nach dem Unendlichen ſtrebt, und deßhalb allein recht Endliches und Geſchloſſenes erzeugt. Ihm, dieſem wahren Künſtler, iſt es nicht einmal eine Paradoxie, wenn ich die Widerlegung des erſten Irrthumes, vom abſoluten Gegenſatz des mechaniſchen und organiſchen, beſchließe mit der Behauptung: das Organiſche, was die Menſchen in der Natur ſehen, iſt nichts anderes als ihre in die Natur hineingetragene Kunſt. Weil der Menſch allenthalben organiſches erzeugt, ſo ſieht er auch allenthalben organiſches. Wo er die Natur betrachtet und behandelt, wird ſie immerfort unter ſeinen Augen und Händen zum Kunſtwerk; ſein Organismus im natürlichen, geſunden Prozeß, ſein Körper iſt in beſtändiger Erweiterung begriffen, und ſo nimmt auch ſeine ganze ewig bewegte Sphäre, der roheſte und der zarteſte Stoff darin, die Natur ſeines Organismus an. — Hieraus folgt die Un-

ſtatthaftigkeit des zweyten Irrthums, deſſen Widerlegung ich mir vorgeſetzt, von ſelbſt, die Unſtatthaftigkeit

b. der Meinung, als wenn es irgendwo einen abſoluten Organiſmus gebe. Die Lebensgränze, die wir um irgend eine Pflanze, ein Thier ziehen mögen, iſt durchaus keine abſolute: eine Gränze iſt es nur von unſers des Beſchauers Standpunkt aus angeſehen. Nichts verdient den Namen des Organiſmus, als das Wachſende, in unendlicher Erweiterung begriffene. Wie ein Trauerſpiel des Shakespear, jedesmal, daß wir von neuem zu demſelben zurückkehren, größer erſcheint, wie wir an und in demſelben gleichſam uns ſelbſt, oder unſern Shakespear ganz deutlich wachſen ſehen, ſo mit allen Erſcheinungen der Welt überhaupt; ihr Wachsthum an ſich, ihr abſoluter Fortſchritt, ihre abſolute Bewegung, mag den Augen Gottes ſichtbar ſeyn. Wir wollen und können nichts anderes daran ſehn als unſer Wachſen, unſre Bewegung auf und mit ihnen. In das Sonnenſyſtem unſers Lebens ſoll eingreifen was wir berühren; wenn wir von irgend einem Weſen ſagen: es wachſe und bewege ſich, ſo heißt das immer: es gehe mit uns Hand in Hand. Es heißt nicht wie der Idealiſt ſagen würde: die Dinge, die Welt, die Natur ſtehen ſtille, und ich (mein reines Ich) bewege mich anſchauend und wachſend um ſie her: noch wie der

Realiſt ſagen würde: ich ſtehe ſtille, und die Natur wächſt und bewegt ſich um mich her. — Sondern, mein ewig organiſches Leben erzeugt ohne Ende organiſches Leben, und erzeugendes und erzeugtes Leben wandelt gemeinſchaftlich zu einem höheren Leben verbunden, höheren Erzeugungen entgegen u. ſ. f. Das organiſche Weſen reißt ſich los vom Schooße ſeiner Mutter, unabhängig pochend auf ſich ſelbſt und ſeine Freyheit, wächſt aber in demſelben Augenblick dem Antorganismus entgegen, der ihn und ſeine Unabhängigkeit verzehren will: — der Streit beyder löſt ſich endlich mit ihrer Vermählung. Sie verſenken ihre Unabhängigkeit in einander, ſie opfern ſich einander, damit ſich neues Unabhängiges aus ihrer Vermählung erzeugen könne. — Wenn wir demnach von einem abſolut geſchloſſenen Organismus ſprechen, ſo liegt darin ein abſoluter Widerſpruch. Organismus iſt der einfache unendliche Trieb zum Fortſchreiten, zur Bewegung, zum Wachſen, der aber in jedem Augenblick ein relativ geſchloſſenes einfaches vorausſetzen wird; damit das Organiſche immerfort etwas beſtimmteres werden könne, muß es in jedem Augenblick etwas relativ Beſtimmtes ſeyn.

3.

Vom Antorganismus.

Die thätige Betrachtung eines organischen Wesens, hebt mit der Erkenntniß einer Bewegung, einer Handlung im Organismus an. Ein Handelndes oder Bewegtes wird nur sichtbar durch die Erkenntniß eines Behandelten oder Bewegenden. So entsteht in fortgesetzter Betrachtung eine Reihe von Reactionen, durch die oder mit der die Reihe der Actionen des Organismus erst kenntlich wird. Beyde Reihen sind unendlich, und es giebt demnach keine absolute, geschlossene Einsicht des Organismus. Denken wir uns indeß auf irgend einer Stufe beyder Reihen, dieselben relativ geschlossen, und nennen wir die Summe der Actionen: Organismus, die Summe der Reactionen hingegen, der Feindseligkeiten, durch die jeder Schritt der Bewegung des Organismus scheinbar gehemmt, aber wirklich hervorgerufen wird,

Antorganismus: so wird sich aus der Erkenntniß der Wechselwirkung und des Verhältnisses beyder streitenden Mächte, die Idee eines Gleichgewichts, eines Friedens in dem Streite, oder die Idee eines den vorigen Organismus und Antorganismus einfach umfangenden höheren Organismus erzeugen, neben dem sich aber unmittelbar ein neuer, höherer Antorganismus melden wird. So organisiren sich der weibliche Organismus und der männliche Antorganismus zu dem höheren Organismus der Familie; der Organismus der grundbesitzenden und der Antorganismus der umherschweifenden, dienenden Familie zum höheren Organismus des Staates; der Organismus der handelnden Seemächte, und der Antorganismus der ackerbauenden Landstaaten, zum höheren Organismus des politischen Gleichgewichts u. s. f. Absolute Ruhe, oder ein endlicher höchster Organismus ist nirgends zu erreichen, weil jeder Organismus anschaubar, ergreifbar, existent wird, nur durch die Kraft, mit der er sich gegen einen immer gewaltigeren Feind wehrt, regt, bewegt. —

Jedes entdeckte Gesetz, jede Wahrheit ist ein höherer Organismus, hervorgegangen aus dem Streit mehrerer Gesetze und Wahrheiten; die Gegenstände, wie sie der Strom des Lebens vorüber führt, (in um so bunteren Contrasten, in um so mährchenhafteren, traumartigeren Folge, als die Empfänglichkeit,

die Vielſeitigkeit der Beſchauung wächſt), gruppiren ſich zuerſt in dem kindlichen Beſchauer, durch die Gemeinſchaft der Farben, der Töne u. ſ. f. Jede neue Erſcheinung iſt ein anorganiſches Weſen, das mit dem Organismus der alten bereits verzehrten Erſcheinungen, ſeinen Streit beginnt, einen Antigegenſatz, einen höheren Organismus erzeugt u. ſ. f.

So bildet auch jede Verſammlung von Meiſtern und Lehrlingen der Philoſophie einen Organismus. Gemeinſchaftlich für einen Zweck, gegen einen Feind, gegen einen Antiorganismus entzündet, vergeſſen wir alle Disproportionen und Differenzen unſrer Naturen, und ſtellen gleichſam uns als eine einzige Perſon unſerm vorliegenden Gegenſtande, z. B. der Kunſt und ihrem Weſen, gegenüber. Untereinander ſich gegenſeitig, und dann auch wieder uns auf vielfache Art widerſtrebende Kunſtzeitalter, Kunſtwerke und Anſichten der Kunſt, kommen uns ſchaarenweiſe zum Streite entgegen. Nicht von unſrer philoſophiſchen Strenge allein, ſondern auch von unſrer verſöhnenden Milde wird es abhängen, ob wir in dieſem Streite triumphiren, ob wir alle widerſpenſtigen Glieder jenes großen Reiches der Kunſt, nicht durch Unterdrückung oder Vernichtung, ſondern durch Erhebungen zu höherem Sinne, für uns gewinnen werden. Gelänge uns das Letztere, ſo würden wir uns, den Organismus, der ſich zum Zwecke gemeinſamen Philoſophirens ver-

bunden hat, und die Kunſtwelt, den Antorganismus, gegen oder für den wir uns verbanden, gemeinſchaftlich zu einem höheren Organismus geſteigert haben, ſo uns trennen und in neuer Armatur, einem noch erbaermern Antorganismus, den Diſſonanzen der ſ. g. äußeren Welt, dem Zwange des ökonomiſchen Lebens, oder der ſ. g. Wirklichkeit entgegen gehn. Daß dieſe von weichlichen Kunſtfreunden ſo ſchnöde behandelte Wirklichkeit, mit allen ihren ſcheinbaren Widerſprüchen von Neigung und Pflicht, von Poeſie und Oekonomie, auch nichts weiter ſey, als eine große, zerſtreute Kunſtwelt, als ein noch höherer Antorganismus, der mit dem bereits ergriffenen Organismus im Streite, zu einem höheren Organismus ſich erheben muß, mit dieſer heiligſten Idee ſollte der Meiſter der Philoſophie vor allen Dingen ſein Publikum erfüllen.

4.

Einheit in der Zweyheit.

Liebt ihr ein Schönes, ſo geht ihr darin unter; zwey Schönen als zwey zu lieben, vermögt ihr nicht, oder ſie zerreißen euch: liebet demnach ein Schönes in zwey entgegengeſetzten Schönheiten, oder die Schönheit in zwey entgegengeſetzten Schönen, ſo lebt ihr.

Erkennt ihr ein Einzelnes, die Idee, oder das Reale, als allein wahr, ſo geht ihr unter in der Schwärmerey, oder in der Empirie, in der Dynamik, oder in der Atomiſtik; erkennt ihr der Idee und des Realen als zweyer, getrennte Wahrheit, ſo zerreißt euch der Dualismus, ſo zernagt euch der Eklekticismus; erkennet demnach die Idee in der Idee und dem Realen, das Reale im Realen und der Idee, erkennet das Eine in Beyden, ſo philoſophirt ihr. — Richtet demnach nie eure Blicke ausſchlie-

send auf die Einheit der Welt oder eines Dinges, — fixirt euch nicht; verweilt nie ausschließend bey den Unterschieden, den Gegensätzen, der unendlichen Mannichfaltigkeit der Dinge, zerstreut euch nicht: sondern, wo ihr das Eine gewahret, da spaltet es in die nothwendigen, sicherlich vorhandnen feindseligen Elemente, welche es bilden; oder betrachtet es selbst (aus dem einfachen Grunde, weil es allein, ausschließend allein da seyn will) als ein feindseliges Element, und sucht ihm, es zu bändigen, aus der umgebenden Welt, ein entgegengesetztes feindseliges Element, ein Antelement, ein Antorganisches, und lasset die beyden erstreiten und erzeugen ein Höheres, welches ihr nunmehr Idee, oder mit Rücksicht auf den realen Weg, auf welchem es gewonnen, reale Wahrheit nennen mögt.

5.

Vom Weſen der Definitionen.

Unter mannichfaltigen Klagen über das Unglück der Zeit, mag ſich auch wohl einmal eine Stimme zu ihrem Lobe vernehmen laſſen. Der Verfaſſer gegenwärtiger philoſophiſcher Aufſätze möchte ſeinen Leſern zuförderſt als Philoſoph von Profeſſion erſcheinen, und ſo muß er ſich denn als ſolcher freuen, daß tauſend unnütze Hände, die noch vor kurzem in dieſes würdige Gewerbe pfuſchten, zur Ruhe gebracht ſind, daß die Zeit des Modephiloſophirens wirklich zu Ende iſt, und nun endlich ein ruhiges, ernſthaftes und unabläſſiges Streben zu Worte kommen kann. Vor allen Dingen lobenswerth an dieſer Zeit iſt es, daß der Reiz der Neuheit, dieſer leckerhafte, fieberartige Appetit nach gewiſſen unverhofften Erſcheinungen in Wiſſenſchaft, Kunſt und Leben abgeſtumpft,

und eine allgemeine Ueberraſchung des Publikums ſchwerlich zu bewirken iſt. Alles Tüchtige und Große kann dieſen Reiz der Neuheit ſowohl, als die allein dafür empfänglichen Zuſchauer ſehr gut entbehren: es ſcheut vielmehr den allzulebhaften und hinreißenden Beyfall, mit dem ſeine erſte Erſcheinung begleitet werden möchte, ſo wie ein lebenskluger Mann bey ſeinem erſten Eintritt in eine Geſellſchaft gern alles Geräuſch, allen Glanz, ja alle Erwartungen der Menſchen von ihm vermeiden mag, um nur recht ſtill und natürlich durch ſich ſelbſt zu gelten und zu bedeuten. Die menſchliche Kraft verſagt am Ende, wenn es, wie vor einigen Jahren in der Philoſophie darauf ankommt, auf eine piquante Erſcheinung eine immer piquantere zu ſetzen; aber ſie reicht vollkommen dazu hin, ein großes Geſchäft mit Ruhe und Anſpruchloſigkeit zu beginnen, und in jedem Moment der weiteren Ausbildung ſich ſelbſt zu ſteigern und zu übertreffen. Und wirklich, ſo günſtig iſt der gegenwärtige Augenblick, daß endlich nur ein Wirken in dieſem Geiſte alle Theilnehmer zu piquiren und zu gewinnen vermag, und daß jetzt das Allerälteſte allein wahrhaft Neues zu heißen verdient.

Dergeſtalt zufrieden mit meiner Zeit trete ich, der Autor, in den Kreis eines gegen mein Geſchäft ſehr gleichgültigen, keineswegs neugierigen oder geſpannten Publikums: als Philoſoph von Profeſſion

habe ich mich angemeldet, weil sich zur Zeit eben kein anspruchloser Titel auffinden ließ; unter diesem unschuldigen Zeichen wird man mich gern leben und sprechen lassen. Am Ende wird man vielleicht entdecken, daß ich zugleich mehr und zugleich weniger bin als das doppelsinnige Wort: Philosoph, ausdrückt, und daß ich ungeachtet der anscheinenden Bescheidenheit, dennoch mit Stolz und einiger Verwegenheit aufgetreten bin.

Die philosophischen Bewegungen am Ende des achtzehnten Jahrhunderts waren nichts anderes als Reaktionen auf die Bewegungen am Anfange desselbigen Jahrhunderts. Nennen wir die von Newton und Leibnitz begründete Philosophie die atomistische, so ist ihr Verhältniß zu der von Kant und Schelling errichteten gut bestimmt, wenn wir die letztere die dynamische nennen. Von allen schönen Unwesentlichkeiten abgesehn, beruht der Unterschied beider Weltansichten darin, daß in der atomistischen Philosophie die Natur des Menschen und der Welt nach Maaßgabe einer arithmetischen Grundanschauung, hingegen in der dynamischen dieselbigen zufolge einer geometrischen dargestellt worden. Die atomistische Philosophie, gründlich und tüchtig wie die Zeiten und die Völker, in denen sie gebildet worden, organisirte die Mathematik nach sich selbst, d. h. auf atomistische Weise. Man betrachte das erste beste mathematische

Lehrbuch aus der Newton-Leibnitz-Wolfischen Schule, so wird man finden, daß der Schwerpunkt des Ganzen auf die Seite der Arithmetik hinfällt. Zuförderst liebte diese Schule die Mathematik durch das höchst unvollständige und einseitige Wort Größenlehre zu bezeichnen; ganz uneingedenk der Begriffe: Stetigkeit, Aehnlichkeit, kurz Qualität, welche im Gebiethe der Geometrie die eigentlich einheimischen sind, begnügte man sich damit, alle mathematischen Anschauungen auf den Begriff der Quantität (Größe) zu beziehen, und demnach ausschließend die eine Seite der Mathematik ans Licht zu stellen, welche mit der atomistischen Philosophie korrespondirte, und ihr in die Hände arbeitete.

Die dynamische Schule hat bis auf diesen Augenblick die Mathematik noch nicht berührt; offenbar rührt die Scheu ja die Geringschätzung, womit besonders die Naturphilosophie selbige an die Seite stellt, her, aus einer dunkeln Antipathie gegen diese einseitige atomistische Form, in der die Mathematik von den unmittelbaren Vorältern überliefert worden, — und aus einer gewissen Unfähigkeit die Mathematik auf eine der dynamischen Philosophie angemessene Weise zu organisiren. Bey Kant findet sich zwar nirgends ein ausgesprochenes inneres Bedürfniß mit dynamischen Waffen die Mathematik zu erobern, indeß bestimmt er doch der bisherigen Ansicht entge-

gen, das Weſen der Mathematik durch ein X, worin die Ahndung zu erkennen iſt, daß es eine durchaus dynamiſche Behandlung der Mathematik gebe, welche indeß durch ihn ſelbſt nicht vollzogen werden mochte. Ich überlaſſe es dem Leſer dieſes X, den Kantiſchen Begriff der Konſtruktion aus meinem Geſichtspunkte zu unterſuchen.

Unter allen wiſſenſchaftlichen Partheyen, die in Deutſchland noch exiſtiren mögen, giebt es nicht weiter eine ähnliche Zwietracht, ein ähnliches gegenſeitiges Abſtoſſen vielmehr (da zwiſchen ihnen ſogar die Möglichkeit einer Berührung oder einer Oppoſition geläugnet werden muß) als zwiſchen den Mathematikern und Naturphiloſophen: eine ſehr erklärliche Erſcheinung, da in der gegenwärtigen Lage der Sachen grade die poſitive, arithmetiſche Seite der Mathematik der negativen, geometriſchen oder dynamiſchen Seite der Philoſophie zugewendet iſt. Eben ſo zeugt das gegenſeitige Anziehen der Mathematik und Philoſophie bey Leibnitz und Newton, daß die beiden poſitiven Seiten ſowohl der mathematiſchen als der philoſophiſchen Sphäre, nemlich die arithmetiſche Philoſophie und die atomiſtiſche Mathematik damals einander gegenüber liegen mußten. Die atomiſtiſche Philoſophie, wie ſie ſich in den Formen aller Wiſſenſchaften, in der Mathematik und Phyſik, in der Moral, in der Logik, in der Grammatik, und —

für den, der eine philosophische Grundform in allen Offenbarungen des Zeitgeistes zu erkennen weiß — auch in den Künsten, den Sitten, den Staatsverfassungen, ja den religiösen Ansichten jener Zeit ausdrückte, mag wegen ihrer Einseitigkeit zurückschrecken, dennoch wird in der Vollständigkeit und Gründlichkeit mit der jene Weltansicht überall hindurchdrang, den dynamischen Philosophen unsrer Tage ein ehrwürdiges Beyspiel vorleuchten.

Die Kritik, welche die Philosophie ins Unendliche begleiten soll, ist mit Kant wieder ausgestorben, und so behilft sich die dynamische Philosophie, wo sie der Mathematik und der Logik bedarf, immer noch mit den ihr durchaus widersprechenden, alten atomistischen Formen dieser Wissenschaften. Freylich geht es nicht ohne eine gewisse Corruption dieser Formen ab, und daher sind die Begriffe des Negativen, der Potenzen, und der Dimensionen, wie sie von den Naturphilosophen voraus gesetzt werden, durchaus verworren und unbestimmt. Indeß hat bis jetzt auch niemand das Bedürfniß gefühlt, diesem Grundmangel aller dynamischen Theorien mit Klarheit abzuhelfen. Um nun denselben und mit ihm zugleich das Verhältniß der atomistischen und dynamischen Philosophie in gehöriges Licht zu setzen, wollen wir das Wesen der Definitionen, von denen nach einer beliebten Methode alle wissenschaft-

liche Darstellung ausgehen soll, einer Kritik unterwerfen.

In guten Sprachwörterbüchern pflegt man, wo es angehen will, das zu erklärende Wort auf doppelte Weise zu bestimmen, zuerst indem man die abgesonderte Natur des bezeichneten Dinges, seine Eigenheiten, die Theile aus denen es besteht, die Zeichen, an denen es erkannt wird, beschreibt; und zweytens, indem man ein andres bekanntes Wesen nennt, welches mit dem zu erklärenden in directer Opposition steht, indem man z. B. die Hitze durch die Kälte, die Liebe durch den Haß, den Begriff der Männlichkeit durch den der Weiblichkeit erklärt. Auf den ersten Blick sollte man meinen, daß die erste Gattung der Definitionen, wegen allgemeinerer Anwendbarkeit den Vorzug verdiene, und daß die letztere bey unzählig vielen Begriffen, z. B. bey allen absoluten oder geschlechtslosen Wesen unmöglich sey. Indeß hat die Naturphilosophie gezeigt, daß das Wesen der Dinge und ihrer Grundstoffe, wie ihrer Grundzustände vornehmlich dadurch bestimmt wird, daß man sie in eine Opposition zu bringen, oder daß man in ihnen eine dynamische Opposition, eine Polarität u. s. f. wahrzunehmen wisse, und also mit großer Allgemeinheit dargethan, daß die Natur eben sowohl wie ein aus unendlichen Oppositionen sich bildendes Ganzes (Organismus), als wie ein Aggre-

gat unendlich vieler freyen, für sich bestehenden Individuen, Eigenheiten und Kräfte betrachtet werden könne. — In der Voraussetzung also, daß es für jeden Begriff einen ihm entgegengesetzten gebe, wollen wir also dreist behaupten, daß jedes mögliche Wesen oder Ding auf doppelte Weise definirt werden könne, 1) als Wesen für sich, und 2) als Wesen das mit einem andern in Opposition steht. Die erste Gattung der Definitionen wollen wir nach der philosophischen Weltansicht, in welcher sie vornehmlich gäng und gäbe war, atomistische, die andre Gattung aber nach der andern Weltansicht, welche, wenn sie konsequent gewesen wäre, sie vornehmlich hätte gebrauchen sollen, dynamische Definitionen nennen. Unsre Bezeichnung wird der Erfolg rechtfertigen.

Wörterbücher sind allgemeine Sammlungen von Definitionen: es ließe sich also von einem solchen philosophischen Wörterbuch auch eine Definition des Begriffes Definition fordern, und diese würde unsrer Auseinandersetzung gemäß auch wieder eine doppelte seyn müssen, der Begriff Definition müßte sowohl an und für sich, als auch durch einen andern ihm entgegenstehenden Begriff erläutert werden. So würden wir erhalten 1) die atomistische Definition des Wortes Definition: Gränzbestimmung und Eigenschaftsbeschreibung eines Wesens, in wiefern dieses in Ruhe, Freyheit und Unabhängigkeit gedacht

wird; und die dynamiſche Definition: Definition iſt die Erklärung eines Weſens, durch ein andres mit ihm in Bewegung und Oppoſition gedachtes Weſen, oder Definition iſt dasjenige welches mit einer Antidefinition in Oppoſition ſteht. — Das Wort Definition, wenn man es etymologiſch betrachtet, kann ſeinen atomiſtiſchen Urſprung nicht verläugnen: Gränzbeſtimmung, Größenbeſtimmung, Umfangsbeſtimmung; da aber ein einzelnes Weſen abſolut, an und für ſich nicht begränzt werden kann, vielmehr jede Gränze zwey einander begräuzende, oder in gewiſſer Oppoſition ſtehende Weſen vorausſetzt, ſo können wir uns für unſeren Zweck die alte Bezeichnung ſehr wohl gefallen laſſen. Es war im Jahre 1803, als mir der Hauptſchritt zur Bildung einer dynamiſchen Logik, deren Bedürfniß ich im Namen der Naturphiloſophen gefühlt hatte, gelang: ich ſtellte nemlich, einem Extrem das andre entgegenſetzend, den Satz auf, es gäbe keine andre als die hier beſchriebene zweyte Gattung der dynamiſchen Definitionen, und jedes Weſen könne nur durch das ihm entgegengeſetzte erklärt werden. Glücklicherweiſe fiel der philoſophiſche Verſuch, worin dieſes geſchah *), mit Hume zu reden, todtgebohren aus der Preſſe, und es ward mir vergönnt, das falſche Element, welches mein höheres Streben zerſtört ha-

*) Lehren vom Gegenſatze, erſtes Heft. Berlin, Realſchulbuchhandlung.

den würde, in der Stille und ohne Beschämung zu vernichten. Nichts destoweniger wird die Naturphilosophie, um die erhabene Einseitigkeit ihres Bestrebens vollständig zu erkennen, trotz allem Widerstreben endlich an die Dynamisirung der mathematischen wie der Denk-Formen gehn müssen. Da es ihr alsdann möglich seyn wird, die Philosophie auch in Doppelgestalt, in der Opposition zweyer großen vollständig durchgeführten Weltansichten zu übersehn, so kann es ihr gelingen, die Philosophie in der Antiphilosophie dynamisch anzuschauen, und dann wieder aus beiden eine höhere atomistische Gestalt und Definition der einen ewigen Philosophie zu erzeugen, und so in schönen, rythmischen Wechsel zwischen dem Einfachen und Mannichfaltigen ohne Ende fort.

Es fällt leicht in die Augen, daß die atomistischen Definitionen, oder Umschreibungen für sich ewig nicht befriedigen können. Wenn man die peinlichen Versuche der Deutschen des vorigen Jahrhunderts betrachtet, die Begriffe der Schönheit, der Wahrheit, der Tugend, des Rechts u. s. w. auf erschöpfende Weise, wie sie sich auszudrücken pflegten, zu definiren, wenn man erwägt, wie jeder Nachfolger von den ängstlich-willkührlichen Bestimmungen seines Vorgängers hinwegnahm und neue

hinzufügte, und jeder in dem Wahne ſtand, das Werk vollendet zu haben, und nun ſieht, wie dieſer bloße Wahn der abſoluten Vollſtändigkeit ſchon für ſich über die Einſeitigkeit der auf ſolchen Definitionen erbauten Werke entſchieden hatte — ſo ahndet man billig eine innere Unvollſtändigkeit in der Definitions- und Behandlungs-Form jener Begriffe. — Jedermann giebt zu, daß es bey unzähligen Begriffen außer dieſen umſchreibenden Erklärungen, noch die andre Gattung der Erklärung durch Oppoſition gebe; daß alſo bey allen dieſen wenigſtens die bloße Periphraſe ein einſeitiges und unvollſtändiges Reſultat geben müſſe; dieſer Fall tritt insbeſondere bey den ſ. g. abſtrakten Begriffen, Schönheit, Wahrheit, Tugend, Recht ein, deren Oppoſitionen, Häßlichkeit, Irrthum, Laſter, Unrecht handgreiflich einleuchten: Sollte nun nicht ein kluger Wechſelgebrauch jener atomiſtiſchen, und dieſer dynamiſchen Definitionen kunſtreich fortgeſetzt, zu andrer und höherer Erkenntniß des Gegenſtandes führen, als der einſeitige Gebrauch einer von beiden für ſich. Sollte nicht in dieſem Verfahren, dafern es nicht mechaniſch ſondern lebendig verſtanden wird, das Geheimniß des philoſophiſchen Lebens liegen? Sollten die unendlichen Reihen, die ſich dort entwickeln, nicht dem unendlichen Geiſte und ſeiner Kraft, die wahre Laufbahn eröffnen?

Sollte die Philoſophie, die Wiſſenſchaft, die Hiſtorie des Bewußtſeyns wirklich verſchieden ſeyn von der Kunſt dieſe Reihen zu bilden? — In erſchöpfenden Definitionen der Dinge und Begriffe, liegt eben ihre Erſchöpfung und ihr Tod. In den Ideen iſt das Leben! Wer ſagt mir, wer erzählt mir die Geſchichte, wie der Begriff zur Idee wird?

6.

Die absolute Identität als Begriff und als Idee, oder der Philosoph im Hafen.

Der Philosoph redet ein Schiff also an: „Sey du mein Lehrmeister, kunstreiches Menschenwerk! deinen Bau hat die Natur selber gelehrt; ihr mußte der Baumeister bey jedem Schritte folgen; auf jede Abweichung von ihren Gesetzen stand die Todesstrafe. Hier ist, wie in wenigen Werken der Menschen, Natur und Kunst in eins verschlungen. Ich sahe sie deutlich vor mir, die beiden wider einander strebenden Kräfte; auf der einen Seite Meer und Winde, in ewig wechselnder Bewegung, auf der andern, ein derbes, tüchtiges Individuum, das gegen jene in bestimmter Richtung und ruhigem Streite wirkt. Die Kraft des Schiffers benutzet, was sie der Gegenkraft jener Elemente nur abgewinnen kann; seitwärts

wehende, faſt widerſtrebende Winde, müſſen durch kunſtreiche Wendung der Segel und des Steuers, Alliirte des Schiffes werden; eine hochſchwellende Woge muß die hemmende Gegenkraft einer Sandbank dem Schiffe beſiegen helfen; die Untiefen, urſprüngliche Feinde des Schiffes, treten wieder auf die Seite deſſelben, wenn es ſich, dem verfolgenden Kaper, einem neuen Feinde zu entgehen, auf den Strand laufen läßt."

„Auch wiſſen die Elemente wieder manches von der Kraft des Schiffes in ihr Intreſſe zu ziehn. Ein plötzlicher, widriger Windſtoß hat alle noch nicht gewendete Segel, und die ganze noch nicht geſchickt gerichtete Maſſe des Schiffes zu ſeinen Gehülfen; die gegen die Antikraft feindlicher Angriffe gerichteten Kanonen verhindern die leichte Bewegung des Schiffes im Orkane; ſie verſtärken die Gegenkraft und müſſen ins Meer geworfen werden. Ja, näher betrachtet iſt die Laſt des ganzen ſchönen Baues, der Ladung und jedes einzelnen Bootsmanns, und jedes kleinſten Geräths — ein Glied der großen Gegenkraft."

„In der erſten Betrachtung ſchienen alle Elemente, die Welt ſelbſt zum Schiff gehörig, mit dem Schiffe verbunden: in der zweyten Betrachtung verſchwindet das Schiff mit aller ſeiner Kraft, es wird

ein Glied, ein Spiel der Elemente, und nun der Nothwendigkeit unterworfen, wie es vorher frey und alles Element ihm unterworfen erschien. Erst schien es wie ein absolutes Ich in reiner Freyheit seinem Hafen zuzueilen, und nachher erschienen wieder der Körper des Schiffs, jede Bohle aus der es gezimmert, selbst die Last des vorsichtigen Schiffers mit der großen Antikraft verbündet. Was ist freundlich, was ist feindlich? Wo bleibt das Schiff, und wenn das Schiff bleibt, wo bleiben die Elemente?"

„Sie sind beide Eins, ewig und nothwendig, und absolut Eins." Was wir am Schiffe gesehn, wendeten wir auf uns selbst an; die Antikraft der Elemente verglichen wir mit der ewigen Nothwendigkeit der uns umgebenden Natur. Unser Standpunkt am Hafen war die Stelle, die Archimedes sich außerhalb der Welt wünschte; so war es uns leicht, das Schiff und die darauf bezogene Welt aus ihren Angeln zu heben, und die absolute Identität des Objekts und Subjekts zu behaupten, die bey der damaligen Betrachtung wohl nur in der Absolutheit des im Hafen spekulirenden Ichs ihren Grund hatte. —

Am folgenden Morgen führen weltliche Geschäfte den Philosophen in den Hafen, und es trifft sich, daß eben der Kapitän jenes Schiffs in sein Boot steigt, und unter begrüßenden Kanonen an Bord

geht. Sogleich erblicken wir Leben und Bewegung in allen Theilen des Schiffs, und es ist uns, als wenn eine Seele in ihren Körper zurückkehrte. Das Schiff ist ein ganz andres Wesen, als wir gestern sahen; eine neue Untersuchung fängt an; der Kapitän der gestern fehlte, führt heut allein das Wort:

„Zwey Mächte, so spricht er, habe ich einander entgegengestellet. Sie wußten ursprünglich von keinem Streite miteinander: über beide waltete die alles umfangende Natur, wie der einfache Luftkreis, dessen Stürme das Meer schlugen, und die Eichen, aus denen ich mein Schiff gezimmert habe, beugten. Ich werfe die Eiche ins Meer, und rüste sie zum Kampfe gegen das Element; ich füge meine eigne Last noch zu dem Holze. — Alles bliebe im Frieden, wenn ich mich unbestimmt den Strömungen überließe, und ob ich auch selbst untergienge, hätte weder ich das Meer, noch das Meer mich bekämpft und unterdrückt. — Aber eine bestimmte Richtung nach einem Punkte jenseits des Meers habe ich mir abgesteckt; mit vielen Richtungen andrer Art, die aber erst widrige werden, seitdem ich eine günstige angenommen, drohen mir Strömungen und Winde. — Nennt meine Fahrt nicht gefährlich: Winde, Meere und Klippen sind nicht meine Feinde; es sind mir Freunde, so gut wie meine Segel kenne ich sie und wie mein liebes Schiff. Aber nennt sie auch nicht meine

Sklaven, oder rohe Kräfte, oder todte Massen: mein Schiff und diese Elemente sind freye Wesen, die ich, selbst ihr Freund unternommen habe, in den Streit der Freundschaft zu bringen und durch ihn hindurch zu führen, sie als meinen Körper zu beseelen. — Ich bin der beständig wachende Richter zwischen ihnen, bald siehe ich den Elementen, bald dem Schiffe bey. Nur wenn ich ein ungerechter Richter bin und mich einseitig für eine Parthey entscheide, tritt ein höherer Richter zwischen mir und meine Partheyen, schleudert mich in den Abgrund, und giebt die Streitenden, deren Freundschaft, oder deren Streit ich in meiner Ohnmacht nicht zu unterhalten wußte, dem ewigen Frieden der Elemente wieder."

III.

Kritiſche Miszellen.

I.

Ueber den schriftstellerischen Charakter der Frau von Stael-Holstein.

Das vorsorgliche Gefühl und der mannichfache Antheil, den diese berühmte Frau gegen die deutsche Nation und Literatur äußert, kann ihr nicht besser vergolten werden, als durch ein deutsches, unbefangenes Wort über ihren Charakter und ihre Werke. Als Frau ist sie über alle persönliche Beleidigung erhaben und als Schriftstellerinn hat sie den Lichtstrahl ihres Wesens zu oft schon in die verschiedenartigsten Farben zu brechen gewußt, hat sie die Ansichten fremdartiger Naturen sich zu sicher schon angeeignet, um noch durch die bestimmte nationelle Farbe irgend eines Urtheils verletzt zu werden. Wer ganz Europa über sich urtheilen sieht, wird die einseitige Critik nicht mehr scheuen, denn es wird ihm niemals an Trost und Gegengift fehlen.

Der Geiſt der Frau von Stael hat — es läßt ſich nicht beſſer ausdrücken als mit ihren eignen Worten über Herrn Necker — un clavier d'une singulière étendue. Der Umfang des Inſtruments, auf dem ſie ſpielt, iſt außerordentlich: die ſtreitendſten Empfindungen ſtehn ihr zu Gebot; für jede iſt die Saite ſchon geſpannt und geſtimmt, und erwartet nur noch die Berührung. Gegen das muſikaliſche Gehör der Seele iſt auch nichts einzuwenden: welche Melodie ihr irgend ein Herz vorempfunden hat, weiß ſie mit großer Präciſion nachzuſpielen. Nur gegen die Reſonanz des Inſtruments und gegen die Manier, in welcher die Meiſterinn darauf phantaſirt, iſt viel zu ſagen. Es iſt ein ſonderbarer Nachhall der Töne im Innern des Inſtruments: unter den freyſten Modulationen der Künſtlerinn laufen klagende Accorde her, deren ſie nicht mächtig werden kann, und welche die Welt bald dem Inſtrument, bald der Neigung und der Manier der Frau von Stael zugeſchrieben hat. Je mehr ſie, um durch den Umfang des Inſtruments zu glänzen, alle Tonarten und Bewegungen geltend machen will, um ſo ſchneidender iſt der Contraſt zwiſchen der Fertigkeit, der Gewandtheit ihres Geiſtes und der Einförmigkeit des Grundgefühls, welches ſich nicht zum Schweigen bringen läßt.

Ja selbst die Ruhe, den Frieden des Gemüths kann sie nicht denken ohne diese alles begleitende Melancholie. Von der Musik, welche in der letzten Krankheit der Madame Necker in den Abendstunden herbeygerufen wurde, sagt Frau von Stael: daß diese Töne erhabne Gedanken in der Seele der Sterbenden hätten erwecken sollen — um ihr Gemüth zu beruhigen, würde jeder andre denken — Nein! um dem Tode zu geben un caractère de melancolie et de paix. Um alles in der Welt läßt sich Frau von Stael diese Melancholie nicht nehmen.

Ferner: da sie die Liebe ihres Vaters zu seiner Gemahlinn beschreibt — in ihren Augen die höchste Liebe, welche allen Jahrhunderten, die dieses heiligste Verhältniß darzustellen und zu beschreiben nicht müde werden, gelungen ist und gelingen wird — legt sie den letzten Drucker in die begeisterte Schilderung mit den Worten: plein de remords sans avoir commis de fautes.

Also keine Liebe und keine Tugend ohne remords, kein Glück und keine Ruhe ohne melancolie. Solche Eigenheiten eines Autors sind leicht entdeckt, und eben so leicht mit dem Namen der Sentimentalität bezeichnet: edler und unsrer Absichten würdiger ist das Bemühn, sie in der Eigenthümlichkeit der Frau von Stael zu erklären.

Ihre Werke drücken sehr deutlich die Umwandlung aus, in der die ganze französische Literatur begriffen ist, denn allenthalben sieht man die durch Sitte und vornehme Gewohnheit längst verschlossenen Sinne sich wieder öffnen, und die eigenthümlichen Formen fremder Nationen, Gesinnungen und Zeiten ihnen klar werden. In den Werken der Frau von Stael läßt sich der Einfluß der altfranzösischen Erziehung nur noch in den verborgenen Adern, in den geheimsten, ihrem Bewußtseyn selbst geheim gebliebenen Stellen des Herzens spüren: die äußere Neigung und Handelsweise verräth es nicht. — Die ihr in frühester Jugend angebildete Form ist dem ungewöhnlich lebhaften Geiste frühe verdächtig geworden, und wiewohl sich noch immer eine innere Behaglichkeit über den Besitz der ihr angebornen Sprache und Sitte wahrnehmen läßt, so scheint sie doch dies Gefühl in sich kaum zu kennen, verläugnet es vielmehr und strebt auf höchst ungemeine Weise nach einer gewissen Paradoxie der Empfindungen. — Die Empfindungen der seltsamsten Zustände, der entlegensten Zeiten will sie ihrem Gemüthe geläufig machen, wie die Sprachen dem Munde: und wie einst die Franzosen nur wahrzunehmen wußten das Abweichende, Nichtfranzösische, so will sie vielmehr mit der Gerechtigkeit, die dem poetischen Genie eigen ist, das Fremde in seiner eigenthümlichen und lebendigen Schönheit, d. h. gerade das Antifranzösische

erkennen. — Demnach in der Freude des Gelingens gefällt sie sich in recht grellen Contrasten von Empfindungsweisen: wie ein junger Schauspieler, der sich der Fähigkeit, die entgegengesetztesten Charaktere darzustellen, zuerst bewußt wird, so schmeichelt sie sich und der Welt mit einem zauberhaften Wechsel unzähliger Geistesköstüme. Daher ihre Werke, ohne eigentliches Colorit, dennoch zeigen, welche Welt von Farben ihr zu Gebot steht.

Das Element nun, welches diesen oft ermüdenden Gestaltenwechsel durchdringt, welches wie Atmosphäre das ungleichartigste in ihr verbindet, ist vielleicht unkünstlerisch, aber gewiß nicht unmenschlich: es ist eben ihre Melancholie. Wenn sie einen außerordentlichen Menschen, un être superieur, oder ein recht wunderbares Gefühl darstellen will, so greift sie zuerst nach Ausdrücken, wie: reunion de contrastes, reunion de qualités opposées, mélange de respect et d'intérêt u. s. f. Sie ahndet richtig, daß es bey allem Großen und Schönen auf Erden auf eine Vereinigung des Entgegengesetzten, auf Akkorde ankomme, aber dieses Verschiedenartige assaisonnirt sie vielmehr durch ein immer wiederkehrendes Gewürz, als daß sie es vereinigend beseelte. Wir kennen alle Gemeinplätze gegen die Oeffentlichkeit und besonders gegen die Schriftstellerey der Frauen, gestehen aber dennoch, daß wir Frau von Stael in ihrer Melan-

cholie oft sehr weiblich finden: in diesem sonderbaren Heimweh nach einer Stelle der Welt, die man nicht zu nennen, oder auf der Landkarte zu zeigen weiß, und die man doch verscherzt zu haben glaubt, indem man den vielfachen und schönen Lockungen eines neuen Zeitgeistes folgte — indem man mit einer Lust, deren Befriedigung damals das reinste Herz nicht zu tadeln vermochte, der von den Vätern zugemutheten steifen Einförmigkeit des Lebens entwich. Die gegenwärtige Generation ist überhaupt abtrünnig geworden von der Generation ihrer Väter; sie ist ihren Vätern ungleicher als irgend eine frühere. Und so ist es also nicht bloß der Vater, wie Frau von Stael glaubt; nicht bloß das Vaterland, wie andre in ähnlicher Schwermuth befangene meinen: in diesem Heimweh, welches den verlornen Vater, oder das verlorne Vaterland zu verklären strebt, verbirgt sich das schöne Verlangen, allen Reichthum, der uns so rasch überkommen ist, mit der entflohenen Ureinfalt des Genusses, mit einem gewissen väterlichen, vaterländischen, patriarchalischen Geiste zu versöhnen. So, als eine Lust, die unbegreiflich aus dem vergangnen Leben herweht, fühlen wir sie in der Corinna; recht weiblich wird ihr Ursprung von dem wirklichen Vater, dem Herrn Necker, hergeleitet. Dieser aber ist in allen Werken der Frau von Stael viel mehr, als sie glaubt; er ist eine ächt-allegorische Person.

So erklären wir uns ihr Wesen und überlassen der Welt die gemeine Auslegung, da man sagt: sie stehe mit ihrem Geiste und ihrem äußeren Glück als Orpheline in der Welt und strebe deshalb und als Gegengewicht gegen die Ahnen andrer die Apotheose ihres Vaters zu Stande zu bringen. Aber nun ein deutsches Wort gegen diese Melancholie:

In der Schrift über ihren Vater ruft Frau von Stael begeistert aus: Délicieuse protection que celle de la génération qui nous précède — Ah! quand elle tombe cette génération — wenn eine neue aufsteigt, zu der wir uns verhalten, wie sich einst die dahin gesunkene zu uns verhielt — was ist natürlicher, als daß wir den väterlichen Charakter nun gegen die neue behaupten, und uns in unserem Stande so gefallen und betragen als unsre Väter einst in dem ihrigen — so wird die Väterlichkeit verewigt, deren Idee Frau von Stael in ihrem Vater anbeten sollte. Es giebt in jedem Leben einen Wendepunkt, wo sich das Herz von der Vergangenheit und ihrem Repräsentanten dem Vater, hinwendet auf die Zukunft und ihrem Repräsentanten dem eignen Kinde: eine Mutter muß vornehmlich das Geheimniß dieses Weitergebens der heiligsten Gefühle begreifen.

2.

Ueber die Corinna der Frau von Stael.

Große und dauernde Werke des Geiſtes, vornehmlich des dichtenden, entſtehen da, wo ſich die Außenwelt des Lebens und die Innenwelt des Herzens berührt haben, wo beyde gemeinſchaftlich wirken und wie in ein und daſſelbe Schickſal verflochten ſind. Solche Werke tragen Tiefe und Empfindung an ſich, als ein Erbtheil des Herzens; aber ſie wirken auch auf die Welt zurück, denn das Herz, welches ſie hervorbrachte, war vom Leben ſelbſt und unmittelbar befruchtet worden. Es iſt nur Täuſchung, daß die Einſamkeit allein die Bildungen des Geiſtes begünſtige: ſie iſt vielmehr hinterher nur da zuträglich, wo die Welt mehr Begebenheiten über die Seele gehäuft hat, als dieſe beſtreiten kann. — Und ſo möchten wir die merkwürdige Oppoſition zwiſchen deutſcher und franzöſiſcher Literatur ungefähr mit folgenden

Worten feſtſtellen: die deutſchen Autoren haben im Ganzen vielmehr nach Entäußerung, nach Zurückgezogenheit des Herzens auf Koſten der Welt, die franzöſiſchen Autoren hingegen mehr nach Verherrlichung der Welt auf Koſten des Herzens oder ſie haben nach dem geſtrebt, was wir Entinnerung nennen möchten. — Offenbar neigen beyde Nationen ſich aus dieſen Extremen wieder zu den Schranken und zur Vereinigung zurück, und wie wir deutſcherſeits Nachſicht erwarten für das, was uns an äußerer Gefälligkeit, Verſtändlichkeit und Allgemeingültigkeit, welche nur die Welt gewähren kann, angeht, eben ſo wenig können wir der Frau von Stael einen Vorwurf daraus machen, daß ſie bey ihrem höchſt ungemeinen Streben der Sicherheit des Geiſtes entbehrt, an welcher das Herz größeren Antheil hat. —

Daß ſie mit zu großer Emſigkeit öffentlich zu machen oder auszuſprechen ſtrebt, was in ihrer Bruſt neues, und in dem Geiſt ihrer Nation unerlebtes, und in ihrer Mutterſprache ſeit langen Jahren ungeſagtes, vorgeht — das iſt die Schuld, welche ſie der Zeit, dem Ort, und den Umſtänden, unter welchen ſie erzogen worden, bezahlen muß. Und ſoll um die Weiblichkeit geſtritten werden, wer möchte ihr, die doch in ihrer Sphäre bleibt und aus ihrem eignen Leben herausſpricht, nicht den Vorzug geben vor jenen deutſchen Schriftſtellerinnen, die mit unnatürli-

der Entäußerung nach Kränzen ringen, welche vor Jahrhunderten ſchon würdigere Häupter belohnt haben, und die ſich demnach dem Teufel, oder der Oeffentlichkeit für nichts ergeben. — Konnte es einſt ein verſammeltes Volk ohne Aergerniß bezeugen, wie eine Griechinn ihre körperlichen Reize vor aller Augen enthüllte; warum ſollte Europa ſich ſpröde beweiſen, da ſich ihm eine weibliche Seele von vielfältiger Schönheit, wenn nicht entkleidet, doch in ſo mannichfaltigen öffentlichen Umkleidungen zeigen will, daß von der Form ihrer Glieder nichts verborgen bleiben kann. Die Welt erklärt ſich ein ſolches Verfahren ſehr bald durch irgend ein nichtsſagendes Wort, z. B. durch Eitelkeit: wir freuen uns viel lieber der merkwürdigen Erſcheinung, der wunderbaren Empfänglichkeit, der ſchönen Unruhe dieſer Frau, und folgen ihr gern in die Schule ihres uns ſehr begreiflichen Schmerzens und ihrer uns ſehr anſprechenden Empfindungen, da ſie uns einladet. Sollte Anmaßung, übertriebenes Selbſtgefühl, oder gar hochmüthiges Mitleid mit den Deutſchen, in dieſen oder künftigen Werken der Frau von Stael ſichtbar ſeyn, ſo kann dies unſer Urtheil weiter nicht beſtimmen, da wir zu gut wiſſen, wie natürlich und wie vorübergehend auch ſolche Anwandlungen in einem ſo ſchön zerriſſenen Gemüthe ſind.

Frau von Stael, wohlwiſſend, wie alle Gegenſtände von den Gefühlen, mit welchen ſie betrachtet werden, ihre Farbe erhalten, entſagte, da ſie Italien darſtellen wollte, dem nur zu oft gemißbrauchten Vorrecht der Reiſebeſchreiber auf eine reine, abſprechende, aber eben ſo kalte Beſchreibung. Der Wißbegierde zu genügen, hatte ſie ihr Herz und ihre Schmerzen in Copet nicht zurückgelaſſen: und ſo zeigen ſich auch wirklich die Denkmähler der alten und neuen Kunſt in dem Spiegel ihrer Gefühle viel deutlicher und eigenthümlicher, als in der unbefangenſten Zergliederung, und in der ihnen angepaßten Begeiſterung der bisherigen deutſchen Beſchreibungen. Die Kunſtwerke der Vorwelt lieben es, wenn ihre Betrachter ein bereits angeregtes Herz mit ſich bringen, wie die Sonnenſtrahlen ſich in dem Duft kräuterreicher Thäler beſſer gefallen, als an den reinen, kahlen Häuptern der Berge, welche ihnen wohl den Strahl aber keine eigenthümliche Antwort zurückgeben. Zwiſchen jenen ewigen Werken, und den tragiſchen Stimmungen unſers Lebens, was dieſe auch erregt haben möge und dafern ſie nur menſchlich ſind, iſt kein Widerſpruch, keine Eiferſucht; wohl aber iſt der Geiſt der Kunſt mit jener Nüchternheit, und unpartheyiſchen Wißbegierde, die wir ihm gewöhnlich entgegengebracht haben, ewig unverträglich. Es giebt eine allgemeine, göttliche Aufregung des Herzens und ſeiner Zeugungskräfte, aber von dieſer, von Winkel-

mann, von Göthe, von den Künſtlern iſt hier die Rede nicht, ſondern nur von den bekannten Beſchreibungen Italiens, und daß auf die Empfindeleyen des Dupaty hier Rückſicht genommen werden ſoll, wird niemand verlangen.

Der Gedanke des vorliegenden Romans iſt höchſt natürlich und einfach: „über dem Grabe der Welt“ webt die Dichterinn aus aller Fülle ihrer Phantaſie eine Liebe; ſtattet ſie aus mit allem, was ihr das Leben gelehrt; unbeſorgt darüber, ob nicht vielleicht das Bild ihr allzuähnlich ſey, giebt ſie ſich ſelbſt, wenigſtens alle ihre einzelnen Eigenheiten, und dieſe noch geſteigert und verklärt und geſchmückt, ſo weit ihre Vorſtellung reichen will, um nur das beſte und perſönlichſte zu geben, was ſie geben kann — und begräbt endlich die ganze Herrlichkeit zu dem übrigen untergegangenen. — „Ohne die Liebe wäre die Welt nicht die Welt, wäre denn Rom auch nicht Rom:“ was ſich an einander erfreute und entzündete, das Gefühl, welches ſie mitbrachte, und Rom, muß ſich nun auch miteinder verzehren; ſie läßt nicht nach, ſie muß von der Aſche ihres Herzens miſchen unter die Aſche Roms. — Bey der Darſtellung vom Tode der Corinna, wir geſtehen es, konnten wir uns der Erinnerung an jene Begräbnißceremonie, welche Kaiſer Carl der fünfte mit ſich ſelbſt lebendigen Leibes vornehmen ließ, nicht erwehren: ſo ähnlich iſt die

Sterbende, der Dichterinn, welche sie sterben läßt. — Wenn es auch eben nicht als Bußübung geschieht, wie bey jenem Kaiser, es hat immer etwas reizendes, zu sterben, und doch wieder als Leidtragender an dem eignen Sterbebett zu stehen, remords und melancolie ohne Ende in den Gemüthern der übrigen zu hinterlassen.

Die Persönlichkeit der Frau von Stael ist zu merkwürdig, Europa spricht zu laut von ihr — als daß die Aehnlichkeit zwischen ihr und der Corinna irgend einem Leser entgehen könnte; überdies hat die Verfasserinn von ihrem ungemeinen Wesen noch den übrigen Personen Eigenschaften mitgetheilt, welche die schon allzuüberladene Corinna nicht mehr tragen konnte; Oswald hat die sehr schwierige Partie der Gewissensscruppel erhalten; Lucile, die sich, mit wie unvergleichlichen Zügen sie auch gemahlt sey, doch zur Corinna wie die Soubrette zur Prima Donna verhält, scheint ihr die Weiblichkeit wie einen Shawl oder einen Fächer nachzutragen; sogar d'Erfeuil, der gelungenste und von der Person der Verfasserinn unabhängigste Charakter im ganzen Werk muß eine Grundlage von Melancholie haben, aus der die ganze Welt des Romans zu entspringen scheint. Aber wie uns die Eigenheit der Frau von Stael werther ist, als ihre Eigenschaften, so hätten wir sie lieber in recht neuer und fremder Gestalt wiederfinden, oder

auch nur sie allein sehen mögen, statt dessen jetzt unser Interesse zwischen ihr und der Corinna, wie zwischen zwey Zwillingsschwestern getheilt bleibt: wir müssen ganz andre Dinge in diesem Romane lieben und bewundern, als die, welche uns zur Liebe und Bewundrung dargereicht werden; wir finden die Verfasserinn roetisch, gerade wo sie am wenigsten die Absicht zu dichten hat, und wir finden sie unerträglich prosaisch, wo sie uns schleppende Sermonen, bey denen ihr bald Pindar und bald Rousseau vorzuschweben scheint, für Improvisationen einer außerordentlichen Dichterinn giebt; wir finden sie rührend, aber durchaus nicht an Stellen, die mit wirklichem Anspruch auf unsre Thränen geschrieben sind. — Kurz wir müssen uns Frau von Stael, mit Einschluß der Corinna, erst selbst wieder als einen Roman irgend eines anderen grosseren Dichters denken, um uns mit einfacher, ungestörter Empfindung ihrer freuen zu können; wir müssen den unzähligen kleinen und grossen mit einander streitenden Absichten der Schriftstellerinn, von denen der gutmüthige Leser nach Herzenslust umhergeschüttelt und geworfen wird, erst eine Hauptabsicht, einen Grundgedanken unterlegen, um endlich ahnden zu können, wie Frau von Stael schreibt und lebt, wenn sie ohne alle Absicht schreibt und lebt.

Dem sey wie ihm wolle: auch die bloße äußere Erscheinung ist interessant genug — ein weibliches Gemüth, das mitten im Schmerz nicht vergißt, wie schön er ist, und das nicht allein in der ersten Potenz über die Sache selbst, sondern vielmehr in der zweyten, darüber gerührt ist, daß diese Rührung in den Augen andrer etwas so rührendes sey. — Im Charakter der Corinna, vornehmlich wie er sich gegen das Ende zeigt, war so viel kräftiges und unmittelbares, ihr Schmerz schien so großartig zu werden, ihre Seele schien nur um sich selbst zu weinen — und dennoch erfahren wir, daß sie sich in dem ganzen Apparat ihrer Trauer habe mahlen lassen. Die Reflexion über den Schmerz ist stärker als der Schmerz: die Seele sieht als nächster Leidtragender und Anverwandter zur Seite des leidenden Herzens, und schmeichelt ihm wie einem schönen weinenden Kinde, welches immer heftiger weint, je mehr es getröstet wird, und in eine Art von wollüstiger Rührung über sich selbst geräth.

Die Sentimentalität im gewöhnlichen Verstande ist ein Wucher, ein Luxus, der mit dem Schmerz getrieben wird; sie ist in so fern unmenschlich, als es um alle tiefen Empfindungen der Seele, um allen gründlichen Schmerz gethan ist, sobald man, um der Theilnahme der übrigen willen, sich im Schmerz wohlzugefallen anfängt. — Der An-

blick des Menſchen kann nie merkwürdiger ſeyn, als wenn er im Kampf mit dem Schmerze begriffen iſt: darin liegt die unergründlich tiefe Lu[illegible]er Tragödie; Leiden fordern die Seele heraus, bewaffnen ſie, und dieſe hat nichts größeres zu bekämpfen und zu beſiegen, als ihre Leiden. Nichts alſo iſt unmenſchlicher als eine Parodie dieſes göttlichen Kampfes, da ein ohnmächtiges Gemüth die Maske des Schmerzes vor ſich nimmt, um den Zuſchauer zu reizen und zu rühren, welcher glauben muß, wie große Bewegung, wie viel innerer Streit hinter dieſem Schmerz verborgen ſey. — Iſt dieſes Faſtnachtſpiel mit dem Schmerz eine Zeit lang von den Menſchen getrieben worden, ſo verlieren die großen Cataſtrophen des Lebens, der Tod, der Untergang der menſchlichen Werke, das Scheitern großer Entwürfe — ihren hohen, zermalmenden und erhebenden Charakter: ein weiches, ſchlaffes, wehmüthiges Weſen verdünnet und verwäſſert alle Empfindungen; die Schickſale der Welt laufen zügellos fort: in keiner Seele der Stolz, ſie zu lenken und zu richten; in allen das kleine Beſtreben, ſich nur theatraliſch zu gebärden, möglichſt rührend zu ſprechen und zu agiren. — Man berufe ſich nicht auf die Thränen, auf den Ausdruck des Schmerzes, der endlich allen gemein iſt, als deute die Natur damit an, ſie wolle eine ſo ohnmächtige Gemeinſchaft der Klage, des unbeſtimmten Verlangens und der buhleriſchen Sehn-

sucht. Auch die wahren Thränen kennt man nicht mehr; denn sie zeigen ja nur an, daß der Schmerz aufgelöst worden, daß er sich nun musikalisch ausdrückt, — aber wie unendlich mannigfaltig ist der Charakter dieser Musik, und wie einförmig sind jene weinerlichen Rührungen einer sentimentalen Zeit. —

Aber es giebt eine zweyte höhere Gattung der Sentimentalität: Anständig ist es nie, aber erlaubt zuweilen, wenn die Wege des Schicksals ganz unerforschlich werden, wenn die Seele der überwiegenden Gewalt ihres Feindes nachgeben muß, dann allen Anspruch auf Sieg fahren zu lassen und von dem tyrannischen Erdgeist wie an eine unbekannte höhere Macht zu appelliren. Der Glaube an diese Macht ist dann zwar nicht verschwunden, aber der Muth ist dahin, durch sich selbst sie auszudrücken, der Muth, sie herabzuziehen ist seine Brust. Keine Spur von weltlicher Coquetterie, vielmehr Innigkeit und Frömmigkeit ist in den Klagen, die dann ausbrechen; sie sind um so wohllautender, je größer und kräftiger die Bestrebungen waren, unter denen die Seele endlich ihre Niederlage erlitten. Die Werke des Menschen bleiben unvollendet, aber eine gütige Gottheit giebt ihm eine Leyer in die Hand, damit niemandem um seinen Untergang zu klagen gestattet sey, als ihm selbst. — Diese Sentimentalität findet sich bey Schiller, und vornehmlich ausgedrückt in dem

berühmten Gedichte Reſignation, von dem wir ein Fragment in vortrefflicher Ueberſetzung mitgetheilt haben. Der Dichter klagt, aber um ſein ſelbſt willen, nicht um des Effects willen: dieſe innige Sentimentalität iſt den Deutſchen angemeſſener, wie ſich jene Coquetterie der Sentimentalität bey den franzöſiſchen Dichtern häufiger nachweiſen läßt. — Frau von Stael ſchwankt auf die merkwürdigſte Weiſe zwiſchen beyden: ſie iſt tiefer Empfindungen fähig, ſogar des erhabenen Grames darüber, daß die Reflexion den Schmerz gar nicht mehr zum Ausbruch kommen laſſe.

Es giebt nichts rührenderes, als ihren Ausruf, da ſie kurz nach dem Tode ihres Vaters, von der Erinnerung ſeiner Liebe zu ihr überwältigt, ſagte: Mon Dieu! si l'on avoit une nature vraiment profonde, de tels souvenirs tueroient à l'instant! — Aber ſie weiß, die Unglückliche, wie wir andere eben auch, von ſo unendlich vielen Dingen und Gefühlen und Schmerzen, ohne ſie erlebt zu haben, daher ſie uns ſo manches vorempfindet, was ſie andern wieder nachempfunden hat, daher jedes Gefühl ihrer Bruſt eine eigne theatraliſche Rolle ſpielt, und wir die meiſten Eindrücke ihrer Werke erſt durch die zweyte, dritte Hand erhalten, während wir am liebſten hätten, was unmittelbar von ihr ſelbſt käme.

Alle dieſe gerechten Beſchwerden über die Werke der Frau von Stael werden beſänftigt, durch die Bemerkung, wie ihre Romane an innerm Gleichgewichte zunehmen. Nicht an äußerem; denn die ungleichartige Natur der Corinna wird manchen Leſer abgeſchreckt haben: man iſt von Reflexionen ermüdet, und von allen Pointen, mit denen die einzelnen Capitel ſchließen und an denen nur die ihrer bedürftigen Improviſationen Mangel leiden, völlig abgeſtumpft, ehe man an den eigentlichen Roman gelangt; Italien ſteht der Corinna, die Beſchreibung ſteht dem Roman im Wege und der Titel würde paſſender Corinne et l'Italie, als Corinne ou l'Italie heißen. — Aber innerlich im Roman iſt mehr Gleichgewicht als in der Delphine. Im Romane und im Drama ſchwebt der Dichter über den handelnden Perſonen, er enthüllt die entgegengeſetzten Gemüthszuſtände, ſieht in das Herz des einen ſo tief als in das des andern. Dieſes faſt göttliche Vorrecht muß er bewähren durch poetiſche Gerechtigkeit, welche ſich äußert in der unvartheyiſchen Ruhe der Darſtellung, und in dem befriedigten Gefühl, welches ihre Betrachtung zurückläßt. Kann er die ſtreitenden Perſonen und Schickſale untereinander vereinigen, ſo hat er ſeine Herrſchaft über ſie und was daſſelbe iſt ſein Kunſtvermögen bewieſen. — In den Romanen der Frau von Stael iſt das Schwanken eines männli-

chen Herzens zwiſchen einer weiblichen und einer geiſtreichen Frau die immerwiederkehrende, die Lieblings-Criſe. Das Hauptgewicht fällt noch immer auf Seiten der geiſtreichen Frau, weil „von ſich ſelbſt der Menſch nicht laſſen kann," aber mit ſteigender Liebe werden die weiblichen Frauen behandelt, immer mehrere von den kleinen Gewichten fallen in ihre Schale: man vergleiche nur die Gegnerin der Delphine mit der Lucile. Eben ſo hat in der Oppoſition zwiſchen Neigung und Pflicht, das Ausſehen der Pflicht, wiewohl es noch immer zu trocken und tyranniſch erſcheint, und deshalb die Neigung und nicht die Tugend zu verklären dient, dennoch viel an Menſchlichkeit gewonnen.

Unverkennbar aber iſt die große Revolution, welche in dem Gemüthe der Verfaſſerinn ſeit Vollendung der Delphine vorgegangen. An künſtleriſcher Ganzheit ſtehen alle einzelne Perſonen in der Corinna denen der Delphine nach: Oswald vor allen andern wird zu hundert verſchiedenen Malen, mitten in der Darſtellung, ganz von neuem und nach einem immer wieder abweichenden Plane gezeichnet; er iſt der zuſammengeſetzte König aus Göthe's Märchen. Wie unerträglich aber und monſtrös wir ihn finden mögen, die Unruhe der Dichterinn in dieſer Darſtellung eines männlichen Charakters, des höchſten Problems, welches ihr aufgelegt werden kann, iſt über-

aus merkwürdig. Es iſt, als wäre ſie mit neuen Elementen des Lebens bekannt geworden; als wäre ſie in eine größere Schule gekommen. Der Tod ihres Vaters allein erklärt die gewaltige Veränderung nicht: irren wir uns nicht, — — ſo hat ſie Deutſchland in dieſen Tagen zuerſt kennen gelernt.

3.

Ueber Betty Koch, verewigte Roose.

Die deutsche Bühne, in wiefern sie der Nation und nicht bloß einer einzelnen Provinz angehört, konnte nicht leicht einen bedeutenderen Verlust erleiden, als durch den Tod dieser vortreflichen Künstlerinn. Friederike Bethmann und Iffland sind die einzigen, welche uns jetzt noch verbleiben; denn von den vielen einzelnen zerstreuten Talenten, die durch Zufall oder körperliche Organisation in irgend ein einzelnes Fach geworfen werden, und selbiges als Naturalisten mit einem gewissen angewöhnten Geschick ausfüllen, kann die Rede nicht seyn; eben so wenig von Instrumenten, die nur in den Händen eines großen Meisters etwas bedeuten; noch weniger von den vielen schätzbaren, bejahrten Künstlern, deren Andenken ihren ehemaligen Jugendgenossen billig theuer bleibt, die

aber in den laufenden Annalen dieser vorzüglichsten aller Künste nicht mehr genannt werden können. Auf den Wiener Bühnen glänzen noch heute eine ganze Reihe solcher einst berühmter Namen, und mehr als diese Namen, die Art, wie dort jedem aufblühenden Talent beygestanden und Raum gegeben wird, erinnert uns an eine bessere Zeit des deutschen Theaters, wo große Talente, unbefangenes Streben, und rechtlicher Kunstsinn auf der Bühne, und frische Empfänglichkeit, ernstes Aufmerken und — Lessing im Parterre zusammen trafen, wo die Nation das Theater wie ihr Eigenthum betrachtete, statt dessen sie jetzt den Platz für die kurze, müssige-Beschauung fremder, durchziehender Frivolitäten nur gemiethet zu haben scheint. Viele Spuren dieser guten Zeit waren an Madame Roose wahrzunehmen: Fleiß, Füglichkeit und Anstand; vor allem aber ein unermüdlicher Sinn für die Veredlung alles, selbst des gemeinsten poetischen Stoffes, der ihr vorgelegt werden mochte; nie hat sie vergessen, daß sie auf einem erhabenen Orte stand, und daß ein Dichter schwerlich so ungeschickt seyn kann, daß weibliche Grazie ihn nicht zu mildern, ja zu adeln vermochte. Wie viel verdankt Kotzebue ihr und der Bethmann? — daß ganze Handlungen, übrigens kaum des Gedächtnisses schöner und reinlicher Seelen werth, nun sich wirklich dem Gemüthe einprägen durften. — Alles das, schon um der Töne willen, in denen sie dargebothen wurden. —

Um die Gewalt der Muſik zu empfinden — der leiſeren, dem Menſchen näher ſtehenden Muſik, für welche die Natur das Sprachorgan beſtimmte — brauchte man es nur zu erleben, wie raſch der ungünſtige Eindruck ihrer allzucorpulenten Geſtalt von dem Wohlklang ihres Organs, und von dem leichten, empfindlichen, und nicht minder muſikaliſchen Ausdruck ihres Kopfes überwunden wurde.

Die Vergleichung dieſer vortrefflichen Frau mit den beiden andern von mir genannten deutſchen Künſtlern, führt zu einer eignen Betrachtung. Madame Roose ſowohl als Madame Bethmann und Herr Iffland, hatten mit großen Schwierigkeiten der körperlichen Organiſation zu kämpfen, welche von ihnen auf das glänzendſte überwunden worden ſind; während die älteren Zierden der deutſchen Bühne Reinike, Fleck, Schröder u. ſ. f. ausgezeichnet von der Natur begünſtigt waren. Wer es je geſehn hat, wie Madame Bethmann in ihren angemeſſenen Rollen, d. h. in Götheſchen oder Shakespearſchen Tragödien zuſehends wuchs, wie die ſterblichen Organe, die ihr fehlten, durch überirdiſche, wie die paar Zoll, die ihrem Wuchſe fehlen mochten, durch geiſtige Hoheit erſetzt wurden, wie ſie allen Vergleich mit andern Geſtalten verboth, und ſelbſt zu ihrem eignen Maaßſtab wurde, — der fühlte ganz rein die Gewalt der Kunſt, ja die Zuvorkommenheit andrer Figuren ſchien

ihm ein Nachtheil, weil ihm der Moment des plözlichen Werdens der Schönheit, die auf die Bühne gehört, entgieng, und weil sich ganz andre Ansprüche, als die der Kunst, in sein Herz schleichen mochten. —

Madame Roose elektrisirte den Zuschauer weniger: ein sanftes, ruhiges Spiel, leichte, aber sinnreiche Bewegung, zwischen allen einzelnen Handlungen ein so zarter Verband, eine so grazieuse Haltung, daß am Ende die körperliche Masse als ein Vortheil erschien, den die Natur angelegt habe, um zu zeigen, wie die Seele über äußere Unbequemlichkeit Herr werde. Eine ähnliche äußere Dissonanz macht auch das innerlich künstlerische in Iffands Spiel besonders hervortreten.

Und so möchten, wenn uns nicht der übrigens so trostlose Zustand der deutschen Bühne widerspräche, diese drey Künstler grade in die zweyte Epoche des vaterländischen Theaters gehören. Nach der schönen Vertheidigung der Darstellung weiblicher Rollen durch männliche Schauspieler auf italienischen Bühnen, in Göthes Briefen über Italien, möchten jene drey Künstler grade einem Publikum angemessen seyn, das der Forderung gemeiner Täuschung entwachsen wäre, und nun die höhere Illusion idealischer Zustände begehrte, das mit dem vollen Bewußtseyn, wie

es nur auf die Kunſt ankomme, dem Genius ſelbſt in die Augen ſehn, und über die Anſprüche an das anderweitige bürgerliche Leben ſich billig finden laſſen wolle; kurz einem Publikum, das die in jeder Kunſt erſcheinende, ihr angemeſſene beſondre Natur zu würdigen vermöchte, und fühlte, wie die ordinäre, Allerwelts-Natur, die der Pöbel im Theater wieder finden will, zur wahren und gottbeſeelten Natur erhoben werde, nur durch kluge und unendliche Unterſcheidung aller der beſondern Naturen in den Künſten, und in allem was ſich mit Freyheit regt und auf ſich ſelbſt ruht.

Es giebt zwar kein Publikum, doch Einzelne, welche dieſe Wahrheit erkennen, und ihren dreyfachen Werth, in einer Zeit, die ſich durch Mißverſtändniſſe und künſtliches Verderben aller Art, zur Klarheit der ächten Kunſt hindurch arbeitet. Und ſo wird ihre Wiederholung auch eine Art von Todtenfeyer für die gute Künſtlerin ſeyn, deren Leben ſie ſo glänzend bewährte.

4.

Etwas über Landschaftsmalerey.

Der Mensch ist mit tausendfältigem Verlangen und unendlichen Begierden ausgestattet, und so in eine Welt gesandt worden, die reich genug seyn würde noch viel mehr zu gewähren, als er begehren kann. Jede Gluth des Herzens findet ihren Schatten, jeder Durst seine Welle, jede Sehnsucht ihre Ferne und unzählige, heimliche, fest beschirmte Zufluchtsstätten sind bereitet für die Seele, welche nach Sicherheit und Ruhe strebt. — Und so werden dann die landschaftlichen Formen im fortschreitenden Leben dem Gemüthe so bedeutend: die Erinnerung an irgend ein schönes Verlangen wird von jedem Baume, jedem Bergeshange leise angeregt, jeder Lichtstrahl, der über die Gegend fällt, scheint ein Ora-

kel mit sich zu führen, und jedes Wolkengewebe ist eine geheimnißvolle Schrift. Wie verschiedenartig nun auch die einzelnen Töne seyn mögen, die eine reiche Landschaft in der Brust aufrührt, sie werden doch alle harmonisch verbunden durch einen immer wiederkehrenden Grundakkord. Ueberall nemlich wo der Mensch wandelt, ist sein Auge so gestellt, daß er das himmlische und irdische Element mit einem Blicke auffassen muß: eine Andeutung für die Seele, daß sie allenthalben desgleichen thue. Das, was dem Menschen unmittelbar umgiebt, seine Hütte, die Bäume seines Gartens, alles dieses erscheint in schroffem Gegensatze fest, deutlich und klar neben dem formlosen, flüßigen Aether; nun hebt sich sein Auge, daß es eine größere Ferne beherrschen kann, und die Umrisse der irdischen Dinge werden weicher, die Farben sanfter: Luft und Erde scheinen zusammen zu fließen; sie tauschen auch mit lieblicher Vertraulichkeit ihre Plätze: in den Wolken scheint die Erde auf die Seite des Himmels herüberzutreten, in den Seen und Flüssen der Himmel auf die Seite der Erde — und in der weitsten Weite verlieren sich die Grenzen, bleichen die Farben ineinander, was dem Himmel, was der Erde angehöre läßt sich nicht mehr sagen. So erscheint von den schroffen Klippen der Gegenwart betrachtet, dem Menschen seine ferne früheste Kindheit: nahe Verwandschaft von

Himmel und Erde, aber das Gedächtniß jener Tage einfärbig und wie verwittert; so muß ihm auch erscheinen, weil die Ferne und den Ursprung und das Ende gleich richtig abbildet, das künftige einsinkende Alter: kein Ineinanderstürzen der Elemente, aber eine sanfte Vermählung. — An diesen Grundakkord nun binden sich alle die einzelnen harmonischen Gefühle, welche die zerstreuten Theile der Landschaft anregen mögen; an diese Weltallegorie unzählige kleine Allegorien und Träume; ein großer göttlicher Gedanke beherrscht und regelt alle die kleinen Vergötterungen, welche der Mensch mit der umgebenden Natur vorzunehmen liebt. — Darum ist die Landschaftsmalerey überhaupt mehr allegorischer als plastischer Natur: sie neigt sich zu den redenden, tönenden Künsten herüber, und wenn die Bildhauerey die Ewigkeit in einen Moment zusammendrängt, so stellt die Landschaftsmalerey sie symbolisch in einer Reihe, ich möchte sagen, in einer Folge von Raummomenten dar. —

Es ist nicht nöthig, daß der von mir angezeigte Grundakkord dem kalten Verstande allemal klar werde; es soll auch nicht gesagt werden, daß die dämmernden Fernen in der Landschaft nie fehlen dürften — genug, die Seele fühlt in Betrachtung der Landschaft ein sanftes Getragenwerden,

eine Bewegung, wie von einem unſichtbaren Geiſte, durch die das Verweilen bey den anmuthigen Einzelnheiten erſt ſeinen Reiz erhält. — Wie möchte auch die Darſtellung einzelner trüber Stimmungen, melancholiſcher Launen der Natur, der Ungewitter, der Stürme ſo bezaubernd ſeyn, wenn dem Gefühl nicht, hier, wie in der Tragödie, etwas dargereicht würde von den Spuren eines über Stimmung und Laune erhabenen Weltgeiſts.

Unſre Zeitgenoſſen, entweder weil ſie nicht viel auf einmal umfaſſen können, oder weil ihnen Fachwerk und Zunftzwang zur andern Natur geworden, wünſchen die Gaben der Natur und des Menſchen einzeln, rund, abgeſchloſſen in Portionen ausgebacken, die Wiſſenſchaft einzeln und ſo die Kunſt und die Religion: ſonſt würde ich ihnen aus meinen Prämiſſen beweiſen, daß auch das innerſte Weſen der Landſchaftsmalerey etwas religiöſes ſey. Da müßte aber erſt auf Einheit und Einfalt des Gefühls im Publikum gerechnet, und nicht die bloße Stimmung, die ſentimentale Rührung von der Kompoſition, und nicht die bloße ſüßliche Erinnerung an ſchöne Plätzchen und Stunden und Reiſen von der Veduta des Landſchaftsmalers verlangt werden.

Aber wer möchte solchen Bemerkungen irgend einen Einfluß auf den öffentlichen Kunstgeschmack zutrauen: die heutigen Käufer betrachten die Bilder einmal wie souvenirs: auf dem Markte werden Portraits und Prospekte begehrt; das übrige läßt man sich gefallen, recensirt es und geht vorüber.

ZWÖLF REDEN

ÜBER DIE

BEREDSAMKEIT

UND DEREN

VERFALL IN DEUTSCHLAND

GEHALTEN ZU WIEN IM FRÜHLINGE 1812

VON

ADAM MÜLLER.

Heinlein,

LEIPZIG

BEI GEORG JOACHIM GÖSCHEN 1816.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

HERRN HERRN

MORIZ GRAFEN ODONELL

SR. KAISERLICH - UND KÖNIGLICH-
APOSTOL. MAJESTÄT
KÄMMERER UND OBRISTEN

ALS ZEICHEN

DANKBARER VEREHRUNG UND FREUNDSCHAFT

VOM

VERFASSER.

INHALT.

I. Vorwort . . . . . Seite 1

II. Vom Gespräch . . . . . — 25

III. Von der Kunst des Hörens . . . . . — 49

IV. Verhältniſs der Beredsamkeit zur Poesie . . — 73

V. Vom guten Geschmack . . . . . — 97

VI. Von der politischen Beredsamkeit . . . — 123

VII. Von deutscher Sprache und Schrift . . — 147

VIII. Von dem moralischen Karakter des Redners und der geistlichen Beredsamkeit . . . . — 172

IX. Von der neueren Schriftstellerei der Deutschen — 195

X. Von der Kanzlei-Geschäfts- und historischen Beredsamkeit . . . . . — 219

XI. Vom Einfluß der christlichen Religion auf die Beredsamkeit . . . . . Seite 245

XII. Von dem letzten Zwecke dieser Reden über die Beredsamkeit . . . . . — 259

I.

V O R W O R T.

Die Betrachtungen über die Beredsamkeit, welche wir mit einander anzustellen im Begriff sind, müssen, so scheint es, auf die Verherrlichung einer benachbarten Nation führen, welche durch die Gewalt und den Reiz der Rede eine Art von Weltherrschaft vorbereitet hat, — und auf eine gewisse Demüthigung unsers deutschen Volkes, welches die Kunst mit der lebendigen Rede zu zwingen und zu verführen, oder sonst den Augenblick zu ergreifen eigentlich nie besessen, und welches das Wort nie bei der Hand gehabt, sondern meistentheils in der Feder erkalten lassen. —

Können wir Deutsche von Beredsamkeit sprechen, nachdem längst aller höhere Verkehr bei uns stumm und schriftlich, oder in einer auswärtigen Sprache getrieben wird? — Wenn die gesammten Staatsge-

schäfte einer Nation mit der Feder abgemacht werden; wenn alle gröfseren Geister, welche sich in ihr regen und sie ergreifen oder doch berühren wollen, statt der Rednerbühne einen Schreibtisch bereitet finden; wenn die heiligsten und erhabensten Ideen niemals mit der Gewalt, welche die Natur in die Brust des Menschen und in seine Stimme legte, unmittelbar an das Herz der Nation schlagen können; endlich, wenn in der höheren Gesellschaft, wenn da, wo sich alle besonderen Sitten der Nation in eine einzige Sitte vereinigen, wo sich aus unzähligen Beschränkungen und Rücksichten nun die eigenthümliche, vaterländische Grazie des Lebens, des Umgangs und der Mittheilung ergeben soll; wenn in der Gesellschaft, da — wo nun endlich alles Vorlaute zur Ruhe gebracht ist, wo niemand reden darf, der nicht zu hören versteht, wo also Schicklichkeit und Anstand nun endlich eine wahre Schule der Beredsamkeit eröffnet hätten — wenn da die Sprache des Landes verdrängt ist von einer fremden, wo sollen die Redner herkommen? Etwa aus der kleinen Provinzialkrämerei des alltäglichen Lebens, oder aus der Gesprächigkeit des häuslichen Elends, — oder aus dem telegraphischen Verkehr, den die Philosophen und Gelehrten der einzelnen Sekten, jeder in seiner besondern Terminologie, über die weite Fläche von Deutschland hin miteinander treiben? —

Und wenn die Natur Talente für die Beredsamkeit über Deutschland so reichlich ausstreute, wie über den Boden irgend eines andern Landes, so sind es ja in Deutschland nur Einzelne, die hören; es giebt kein Ganzes, keine Gemeinde, keine Stadt, keine Nation, die wie mit Einem Ohre den Redner anhörte? Im Gespräch mit dem Einzelnen sind wir zu ungebunden, zu unbeschränkt; wir lassen uns gehn, wir reden nachlässig, und so verliert sich aus der Sprache des Volks der allgemeine, bindende Geist; sie zerbröckelt sich in unzählige Dialekte und Idiome; jede Sekte und jede Kotterie verunstaltet sie in ihrer eigenen Manier. Nun mögen die Klopstock, die Lessing, die Schiller, die Göthe alle Strahlen dieser zerstreuten Sprache wie in einen Brennspiegel versammeln; das, was allen gemeinschaftlich ist in Wort und Klang, mag von Einzelnen wirklich niedergeschrieben, auch ausgesprochen werden: die Nation liest sie, verschluckt sie, aber hört sie nicht, spricht ihnen nicht nach. — Wer überhaupt lernt reden aus dem Papier, aus der todten Schrift? Hören mufs und gehört werden, wer sprechen lernen will. — Der Taubgeborne ist nothwendig zugleich stumm.

Die gesammte deutsche Literatur zerfällt in zwei Theile: der Eine und bei weitem gröfsere Theil

begreift die wissenschaftlichen, die Lehrbücher; in diesen zeigen sich Redner, die eigentlich niemanden anreden, sondern in sich selbst hineinsprechen. Während man nämlich in den wissenschaftlichen Werken der Franzosen z. B. eines Montesquieu, Büffon, d'Alembert, oder Diderot, oder auch in denen der Italiäner ganz deutlich im Lesen fühlt, dafs man angeredet wird, dafs der Autor einen bestimmten Menschen von Fleisch und Bein vor sich hat, den er überreden, den er überzeugen will; während die leichteste Flugschrift der Engländer, wenn es sich nur irgend thun lassen will, an einen bestimmten Menschen, an eine bestimmte Gemeinde oder Korporation gerichtet wird; während die abstraktesten Werke der Alten unser Ohr bezaubern und uns zum Gespräche wohlthuend einladen, weil sie für ein lebendiges Ohr geschrieben sind; während nach dem Ausdruck des Quintilian und dem Gefühle der Alten kein Wort zur Audienz der innern Empfindung oder des Verstandes gelangen konnte, welches im Vorzimmer des Ohrs beleidigt hätte, — baut der deutsche Gelehrte ein Gebäude von Chiffern, sinnreich aber einsam, unerwärmend, unerfreulich, ohne Antwort oder Erwiederung von irgend einer Seite her! Dieſs ist der eine, der wissenschaftliche Theil unserer Literatur. Wir finden es auffallend, wenn in einer gewöhnlichen Gesellschaft

jemand laut mit sich selbst redet: hier hätten wir viele tausend Redner, die sich öffentlich vor ganz Deutschland sprechend, und weitläuftig sprechend hinstellen, — ohne irgend jemand anzureden.

Der andre, der schöne Theil unsrer Literatur, die insonderheit sogenannte Literatur, bietet eine eben so befremdende Erscheinung dar: Hier zeigen sich nun Redner, die wirklich anreden, welche die Nation oder wenigstens die Edelsten der Nation wirklich vor sich hinstellen im Geiste, die es auf Begeisterung, auf ein Ergreifen der Persönlichkeit anlegen; ja es zeigt sich Einer, der, die Seele ganz erfüllt von der Herrlichkeit wie von den Leiden, von dem Beruf wie von dem Mifsgeschick seiner Nation, eine Antwort herausschlagen will aus ihr, wie einen Funken, oder einen Quell, oder irgend etwas Lebendiges aus dem Felsen; es zeigt sich Schiller, ein Dichter, oder vielmehr ein Redner, der noch überdiefs in allen seinen Werken und unter den gröfsten und muthigsten Gedanken so stolz und so gebeugt, so wehmüthig zugleich klingt, wie, ich möchte sagen, Deutschland selbst *) klingen müfste, wenn es reden könnte: — dieser ganze

*) Man erinnere sich, dafs diese Reden 1812, ein halbes Jahr vor dem Brande von Moskau, und geraume Zeit vor der Schlacht von Leipzig gehalten wurden.

Theil unsrer Literatur wird nicht gelesen, wird nicht etwa mifsgönnt dem Papier, nicht etwa herausgerissen aus den todten Lettern von einer auf ihre Herden eifersüchtigen Nation, nicht etwa der Buchdruckerkunst zum Trotz zu einer lebendigen Tradition, so wie alle Abdrücke von Corneille und Racine und Ariosto und Tasso heut untergehen könnten, und nichtsdestoweniger sie selbst vollständig fortleben würden in der begeisterten Überlieferung ihrer Mitbürger; — sondern er wird dechiffrirt und verschluckt, und wenn sich nicht etwa das Theater einzelner Werke erbarmte, so hätten wir die ganz eigne Erscheinung einer Literatur von wenigstens vierzig Autoren vom ersten Range, die es mit allen Vierzigern (Quarantes) der Welt aufnehmen könnten, und deren Werke kaum ein einzigesmal von einer menschlichen Brust in den angemessenen, artikulirten Tönen wirklich ausgesprochen worden wären.

Es giebt also nicht blofs lebendige Literaturen, und todte Literaturen, sondern auch stumme Literaturen, und unsre Betrachtungen über die Beredsamkeit mufsten mit der Klage anfangen, dafs die deutsche Literatur bis auf die neusten Zeiten gehört hat.

Ein gewisser allgemeiner Drang zum Vorlesen und Deklamiren der Nationaldichter, so ungeschickt er

sich mitunter auch äufsern mag, so vielen Antheil auch zu Zeiten noch die Eitelkeit und der Eigennutz daran haben mögen, ist dennoch ein erfreuliches Zeichen, dafs sich die Verzauberung unsres Ohrs und unsrer Stimme wieder allmählich lösen will, und dafs unsre schöne Literatur von dem lebendigen Odem der Rede wieder ergriffen werden soll. Würde in der Erziehung die Hälfte des ungebührlichen Eifers, den man in neueren Zeiten auf den Mechanismus des Lesenlernens gewendet hat, auf den Ausdruck des Tons und die Geberde der Brust und der Seele im Lesen gewandt, so würde der deutschen Redekunst damit vielleicht mehr gedient, als mit Vorlesungen über die Beredsamkeit.

Indefs sind auch solche öffentliche Vorlesungen über Gegenstände der Wissenschaft oder der Kunst vor einer Versammlung von Personen, die weniger die Absicht zu erlernen oder Kenntnisse zu erkaufen, als ein allgemeines, wahrhaft menschliches und gesellschaftliches Interesse an den Fortschritten der Bildung vereinigt, förderlich für die Belebung unsrer Sprache, und überhaupt eine neue, sehr ehrenwerthe Gattung in Deutschland. Auch der erste, der wissenschaftliche Theil unsrer Literatur, will also endlich geselig werden: es soll nicht mehr ins Blaue und Unbestimmte hin, es soll nicht mehr den

Wänden und Wüsten gepredigt werden, man will ein Lebendiges, ein Ganzes, eine würdige Stellvertretung des Publikums, zu dem man spricht, gegen sich über haben; man sucht die Schranken, man verlangt Antwort und Urtheil: die deutsche Wissenschaft zeigt sich auf dem Wege nach einer grofsen Wahrheit, die bei uns mehr als irgendwo sonst vergessen worden ist, nämlich

> dafs es nur ein einziges Kennzeichen des Verständigen gebe, nämlich die Verständlichkeit, und dafs man nur in demselben Grade selbst verstehe als man verstanden wird.

Die gröfsten wissenschaftlichen Autoritäten Deutschlands in und aufser den hohen Schulen haben in den letzten zwanzig Jahren die Form solcher Vorlesungen gewählt, und haben sie in dieser kurzen Zeit weiter ausgebildet, als es in Frankreich und England, wo sie längst in Gebrauch waren, gelungen ist. Die hier anwesenden, verehrungswürdigen Personen haben mir durch die Güte und Nachsicht, mit der sie auf meine Einladung erschienen sind, die Befugnifs eingeräumt, so grofsen und guten Mustern nachzustreben.

Ich habe meine Rede angefangen mit einer Anklage der deutschen Literatur, sogar mit einer verdeckten Vertheidigung derer, die in den höheren Verhältnissen der Gesellschaft sich einer fremden, und dem vaterländischen Sinne nicht eben angemessenen Sprache und Manier der Beredsamkeit bedienen. Denn die Schuld der Verwahrlosung unsrer Muttersprache liegt so wenig in der Gleichgültigkeit der höheren Gesellschaft gegen sie, als in der Nachlässigkeit, der barbarischen Gesinnung der Übrigen. Was vermöchte unser, der Kinder dieses Augengenblicks, Unart, Wohlwollen oder Abneigung über das innerliche Wesen und die Kraft und das äufsere Ansehn einer Sprache, die von Karl dem Grofsen bis heut, und von dem Gipfel der Alpen bis an die Küsten des finnischen Meerbusens geredet worden, in der sich alle grofsen Ideen und Weltschicksale des letzten Jahrtausends ausgedrückt, und die eigentlich zu grofs und zu gewaltig ist für irgend eine fürstliche oder akademische Pflege? — Die Schuld liegt in den dermaligen öffentlichen und bürgerlichen Verhältnissen der Nation: dafs der ausschliefsend schriftliche Betrieb der Staats- und gelehrten Angelegenheiten und die Anwendung der französischen Sprache in den höhern Sphären des gesellschaftlichen Lebens, wo allein sich die vaterländische Sprache und Rede würde ausbilden und verfeinern

können, die Entwicklung der Redekunst in Deutschland verhindre, habe ich zeigen dürfen; was uns aber in allen redenswerthen Dingen entweder zur Schrift oder doch zu einer fremden Sprache verdammt, kann ich nicht zeigen, ohne Dinge zu berühren, über die man nie halb, sondern lieber gar nicht reden sollte.

Halten wir uns also vorläufig an die Erscheinung, wie sie einmal ist. Das Sprechen, das erste unter allen menschlichen Geschäften, wie der erfreulichste und edelste unter allen menschlichen Genüssen, wird in England, Frankreich und Italien mit der natürlichen Vorliebe getrieben, aus der sich nothwendig Redner und eine Kunst des Redens ergeben müssen. In Deutschland wird dieses Geschäft im Durchschnitt mit dem anderweiten Schaffen, und Arbeiten, und Essen und Trinken ungefähr in eine Reihe gesetzt. Jene scheinen zu leben um zu sprechen; wir nur zu sprechen, um die übrigen Lebensfunktionen zu befördern und im Gange zu erhalten. — Ich gestehe es ein, und vergebe dennoch, wie der Verfolg zeigen wird, der Ehre und dem alten Adel der Sprache nichts, in der ich das Wesen und die Natur der Beredsamkeit zu beschreiben unternehme.

Der gröfste Redner der deutschen Nation, Friedrich Schiller, der die dichterische Form nur wählte, weil er gehört werden wollte, und weil die Poesie eine Art von Publikum in Deutschland hatte, die Beredsamkeit aber keines, — klagt über eine gewisse Flüchtigkeit, oder vielmehr über ein gewisses Verfliegen des Gedankens in der Sprache, klagt, dafs die Seele, wenn das Wort ausgesprochen werde, schon weit über dem Worte, oder weit voran vor dem Worte sei. „Spricht die Seele, sagt er, so spricht, ach schon die Seele nicht mehr.“ — Das ist in wenigen Sylben das Unglück einer Nation wie die deutsche, die lange in sich und auf ernste und ewige Dinge gekehrt, nun auf einmal gewahr wird, dafs sie das äufsere Leben, Vaterland und Gesellschaft versäumt hat; dafs ihre Gedanken unendlich weiter reichen als ihre Sprache; dafs sie viel mehr besitzt als sie mitzutheilen im Stande ist — während sie zu fühlen anfängt, dafs die Fähigkeit ihn mitzutheilen, den Besitz erst zum Besitze; dafs die Fähigkeit ihn auszusprechen, den Gedanken erst zum Gedanken macht; und der wahre Ernst und die eigentliche Ewigkeit des Sinnes nur darin liegt, dafs er sich mit dem bürgerlichen und gesellschaftlichen Leben verträgt.

Es giebt in Deutschland ein Ringen mit der Sprache, ein Drängen des Unermefslichen in

Worte, ein unglückliches aber rührendes Bestreben, welches nie gelingen kann, nicht weil das Unternehmen etwa über die Gränzen der Sprache überhaupt ginge, aber weil der Einzelne mit seinem Gedanken weit vorausgelaufen ist der Nation mit ihrer Sprache, und weil er nun mit den beschränkten Kräften seiner Brust ausdrücken will, wohin er erst die Nation erheben mufs, damit er es sagen könne. Der Gesichtskreis der Deutschen, so habe ich das Unglück an einem andern Orte ausgedrückt, ist unendlich gröfser als unser Wirkungskreis: unser Gedanke reicht weiter als unsre Sprache.

Die Worte Schillers: Spricht die Seele u. s. w. gelten also nicht etwa überhaupt als eine traurige Wahrheit von aller Sprache, sondern von der dermaligen deutschen; die Seele ist nicht etwa an sich vornehmer und gröfser als die Sprache, sondern die Sprache ist das göttliche Siegel, wodurch alle sonderbaren, eignen und weitläufigen Gedanken des einzelnen Menschen erst zu ernsthaften und wahrhaftigen Gedanken werden. Das schönste, was die Seele in ihrem einsamen Bezirke hegt, bleibt Vision und Traum, und ohne Einflufs auf die Welt, also ohne freundliche Bestätigung von Aufsen, bis es deutlich gesagt werden kann, d. h. bis ein überschwengliches Wesen, worin alle vorangegangenen Jahrhunderte,

und alle Geschlechter bis auf den Einzelnen, Arnsten das schönste Erbtheil ihres Lebens niedergelegt haben, die Sprache es bestätigt; bis der Gedanke durch dasjenige zum Gedanken wird, wodurch der Mensch zum Menschen wird. Kurz, es ist mit dem Besitz der Seele, wie mit allem Besitz; er ist nicht eher sicher, als bis er zum Gemeingut geworden; und diefs wird er durch die Sprache. —

Der Deutsche ist in einem unbequemen Verhältnifs zur Sprache, er ringt mit ihr, sage ich, er zwingt sie, wozu sie nicht geneigt ist, und sie ihrer Seits zwingt ihn durch das ewige Gesetz der Reaktion wieder dahin, wohin er nicht will. So regiert der deutsche Gelehrte auf dem Papier den Staat, giebt Gesetze, verbessert die Sitten, erfindet Terminologien, martert die Sprache, und wird gegen den wirklichen Staat, die wirklichen Gesetze und Sitten nur immer feindseliger gestellt, von den äufseren Bedingungen des Lebens nur immer mehr gepeinigt, von der wirklichen Sprache zerrissen und von der eignen Terminologie verwirrt. In dem einen Augenblick handthieren wir mit der Sprache despotisch und eigenmächtig, als wenn sie ein erfundenes Wesen, eine Art von Chiffre oder Signal wäre, das man willkührlich verändert, wenn der Schlüssel in Feindes Hände gefallen ist; in dem andern Augenblick hand-

thiert dafür die Sprache mit uns, verwandelt wider unsern Willen die Gedanken unter unsern Händen, zähmt sie, bändigt sie. —

In welchem bequemen, schwebenden Verhältnifs steht dagegen der Franzose zu seiner Sprache: Spricht die Seele — so hat sie auch genau im Worte Platz. Daher die gewisse Befriedigung im Sprechen, und in dem Gedanken des Gesprochenhabens und Sprechenwerdens, worüber sich wohl spotten läfst, und von Anmuth reden, die sich leichter in Schranken und zu Rathe halten liefse, als der Reichthum —, während wir innerlich, wenn wir gerecht seyn wollen, mit Neid anerkennen müssen, dafs, wer erst die Sprache in solche Eintracht gebracht hat mit dem Gedanken, mit der Sprache auch zugleich viel anderes gewinnt, was wir entbehren müssen.

Zu dieser Harmonie der Sprache mit dem Gedanken lenken wir aber allgemach zurück, halb von der Noth gedrängt, halb getrieben von einem alten, guten, ernsten und göttlichen Verlangen, das nie ganz von uns gewichen ist, und das die deutsche Kunst sogar in diesen letzten Zeiten der Barbarei und Sprachverwirrung bei Ehren erhalten hat. Der Mensch soll nicht denken über die Sprache hinaus, oder in Gedanken weiter schweifen als die

Sprache reicht: die Gränzen der Sprache sind die göttlichen Gränzen, die allem unserm Thun und Treiben angewiesen sind; und diese Gränzen sind keine Mauern; sie wachsen, wie die innerliche, treibende Kraft unsrer Seele wächst. Wir sollen alles aussprechen können was wir denken: denn nur die Gedanken, die das Vaterland mit uns denkt durch die Sprache, sind gute Gedanken. Der einzelne Geist, der hoffärtig heraustritt aus seiner Nation und ihrer Sprache, sich erheben will über sie, mufs über kurz oder lang eben so weit unter sie hinab: um so viel er mehr verstehn will als sie, wird er auch weniger verstehn. Kurz, in jedem einzelnen Augenblick versteht er ganz in demselben Mafse und nicht mehr als er verstanden wird.

Ein einzelner deutscher Dichter und Werkmeister hat es auf diese Weise erreicht, im Niveau seiner Nation dreifsig Jahre hindurch zu bleiben, und sich in ein bequemes, schwebendes Verhältnifs zur Sprache zu setzen. Niemand wird es wagen in der Gröfse der Absicht, in der Reinheit und Göttlichkeit des Willens Göthe mit Schiller zu vergleichen; aber es ist dafür auch ein Ebenmafs der Kräfte und des Stoffs, ein Verstand und ein Verstandenwerden, kurz eine Wechselwirkung zwischen Göthe und der deutschen Nation, und ein Einflufs Göthe's über

diese, wie sie nicht leicht von einem einzelnen erfahren. Dafs es die Nation selbst ist, nicht etwa ein vorübergehender akklamirender Haufe von Tagesgenossen, was von Göthe ergriffen worden, so erinnere man sich des nun bald vierzigjährigen Werther, der noch heute, nachdem eine ganze Generation und ein wirkliches Gedränge von Revolutionen in den Sitten und Ansichten, wie in der Sprache der Deutschen, vorübergegangen, mit derselben Frische der Beredsamkeit unser Herz anregt. Man erschrickt, wenn man in diesem Romane unverhofft etwa den Schnitt und die Farbe der Kleidung Werthers berührt findet, und nun erfährt, dafs man ihn sich in der steifen, gespannten Eleganz jener Zeit denken soll, die uns eigentlich viel alterthümlicher dünkt und viel entfernter liegt, als die Kostüme des Mittelalters. So erhaben ist die Beredsamkeit des Werther über die Mode, dafs sie selbst wie die andern lebendigen Menschen die Mode wechselt. Aber das eigentlich karakteristische in Göthe ist sein Gleichgewicht mit der Sprache, also mit der äufseren Welt, also vor allen Dingen mit der Nation: er hat alles ausgesprochen, ausgeschrieben, ausgedrückt, was er gedacht und begehrt und empfunden. Es war eine glückliche Sinnlichkeit in ihm, die sich von den lebendigen Gestalten des Lebens nie ableiten liefs, eine glückliche Genügsamkeit und Behag-

lichkeit, die ihn von allen geistigen und philosophischen Schwärmereien seiner Kunstgenossen zurückhielt."

Indefs beweisen die Vorrechte einer einzelnen, hochbegünstigten Natur nichts gegen die Regel. Ein gewisses Mifsverhältnifs zwischen dem Wollen und dem Vermögen ist der karakteristische Grundzug unsrer Literatur. So leicht es wäre, grade in dieser Eigenheit den unvergleichlich hohen Beruf unsrer Nation nachzuweisen, und grade in der Ursache des Verfalls der deutschen Beredsamkeit die sichre Bürgschaft unsrer dereinstigen Gröfse zu finden, so habe ich dennoch vorgezogen, meine Betrachtungen mit einer unumwundenen Anklage der Deutschen zu beginnen, weil ich darauf ausgehe, sie gründlich und befriedigend zu vertheidigen.

Es ist eine goldne Regel, eine Haupterfahrung, die uns bei allen unsern Erwägungen der Redekunst an keiner Stelle verlassen darf, dafs nämlich das Gemüth des vollständigen und gesunden Menschen beständig in kriegerischer Disposition und zum Widerspruche geneigt ist. Wollen wir also mit den Waffen der Rede oder des Arms vertheidigen, so müssen wir anzuklagen und anzugreifen wissen was vertheidigt werden soll. Der Sachwalter eines Verbrechers mufs die stärkste Anklage gegen ihn füh-

ren, um ihn mit wahrem Erfolge vertheidigen zu können: der Sachwalter der Tugend mufs alle Ränke kennen, die seinen Gegenstand verunglimpfen könnten, eben so wie der wahre Gottesgelehrte ohne gründliche Erkenntnifs des Teufels nicht zu denken ist. Diefs ist die erhabene Kunst, welche unter den Lobrednern des letzten Jahrhunderts den grofsen Bossuet so weit über den Thomas, und die unter den gerichtlichen Sachwaltern den brittischen Redner Erskine weit über alle seine Standesgenossen erhebt. Diefs ist die zierliche Kunst, welche die Frauen mit dem sichersten und glücklichsten Erfolge üben, ja das ganze Geheimnifs ihrer weltlichen Herrschaft: sie klagen an was sie vertheidigen, rathen ab von dem, was sie erreichen wollen: sie verdecken Falten und Eigenheiten der Seele, die sie zeigen wollen, sie scheinen auszuweichen dem, was sie wünschen: kurz diefs Geschlecht versetzt alles in die Disposition es zu vertheidigen.

Auf gleiche Weise kann man sicher glauben, dafs überhaupt die Anhänglichkeit an einen geliebten Gegenstand noch nicht weit bei uns gediehen, so lange unser Lob noch unbegränzt ist: aber wenn wir bescheiden werden, im Namen des geliebten Gegenstandes, wenn wir ihn mit Rückhalt, mit Einschränkung und Ausnahmen zu loben anfangen, so etwa,

wie ein Bruder von der Schönheit seiner Schwester spricht, dann beschäftigt er uns ganz. Kurz, wo wir aus Liebe ungerecht werden könnten gegen die Welt, und ausschweifend und abgöttisch werden könnten im Lobe, da hat uns die Natur schon wieder sanft in die Bahn der Gerechtigkeit eingelenkt.

Was aber sagt diese ganze Regel? — Wisse anzuklagen, wo du vertheidigen willst, anders als in andern Worten meine frühere Regel? Wisse zu hören, wenn du reden willst; versetze dich in das Herz, dahinein du greifen willst; in den verwirrten Sinn, welchen du bekehren, in die Krankheit, welche du heilen willst. Verstehe, Redner, mich, deinen Gegner, wenn du dich mir verständlich machen willst: bist du verständlich, dann will ich glauben, dann werde ich es im innersten Herzen empfinden, dafs du verstehst. Kurz, es giebt kein Mittel den Verstand zu beweisen, als die Verständlichkeit; kein Mittel, das Geliebte und Verehrte und Angebetete wahrhaft zu vertheidigen, zu erheben, als die Gerechtigkeit. Möge es uns gleichergestalt mit der deutschen Beredsamkeit überhaupt gelingen: mit Anklage haben wir ihr Lob und ihre Vertheidigung eröffnet.

Wer wirken will, mufs seinen Gegenstand zu ergreifen wissen: die gemeine Eroberung, Besitz-

nahme und Unterwerfung genügt der gröfseren Seele nicht. Die Beredsamkeit will ergreifen, aber durch Reiz, durch Motive, die in der Brust dessen liegen, auf den sie es abgesehn: sie will ihre Beute nicht todt haben wie der gemeine Eroberer, aber im vollen Sinne des Worts lebendig. Sie will eine freie Seele bezaubern und beherrschen; sie will ihren Gegner nur zwingen und reizen, niederzuknien vor der Wahrheit, die gröfser ist als sie beide. Sobald also der Redner allein spricht, ohne seinen Gegner, vielmehr sobald in der Rede des Redners nicht alle Argumente des Gegners enthalten sind, sobald ist er seines Gegenstandes Meister noch nicht und seines Sieges nicht gewifs. Jede wahre Rede ist also Gespräch: in dem Munde des einen Redners sprechen nothwendig zwei, er und sein Gegner.

Das ist der Punkt, wohin meine ganze heutige Darstellung führen sollte. Um die Beredsamkeit in allen ihren unendlichen Formen zu verstehn, mufs man das Gespräch verstehn. Diefs ist es, was Schillern und auch Göthen und Lessingen unwiderstehlich auf die Bühne drängte, wo sich das Streben einer ächten und wahrhaftigen Natur in tausendfältigen Wendungen und Gestaltungen des Dialogs auseinanderlegen konnte. Wie konnte das Theater einer zerrissenen Nation an sich reizen, solche Geister

reizen; aber einstweilen, und bis sich das Zerstreute und Zersplitterte wieder fügte, und Deutschland wieder auferstand, und dann ein wahres Theater, ein heiliger Spiegel der Nationalschicksale und eine Durchsicht in die freie Zukunft eröffnet wurde, haben diese drei Helden unsrer Literatur das Wesen der deutschen Rede und der Beredsamkeit überhaupt, nämlich das Gespräch in seiner Würde, behauptet. Die dramatischen Werke Schillers, Lessings Nathan, Göthe's Tasso und Egmont gehören viel mehr in die Gattung des Gesprächs, als des Drama's.

Ist es nicht ein gröfseres Gespräch, ein Wechselreden zwischen sich und seinem Gegner, welches der Feldherr in seinem Busen trägt, wenn er seinen Plan entwirft. Kann er siegen, wenn er an irgend einer Stelle seines Kalküls die Antworten, die Gegenwirkungen seines Feindes unbeachtet gelassen, wenn der Feind ihm gröfsere Argumente und Kräfte entgegensetzt, als von denen er selbst schon überzeugt ist. Mit der Idee des Gesprächs beginnen alle Wissenschaften: zwischen zwei ewig streitenden Formen der Wahrheit, die sich in tausendfältigen Metamorphosen der verschiedenartigsten Naturen, Neigungen, Ansichten und Lebensweisen darstellen, erhebt sich in steigender Herrlichkeit unergreiflich, unergründlich die Eine ewige Wahrheit; aus dem

Feuer des Streits und des Gesprächs, bevor es noch zur Asche zusammensinkt, geht sie glänzender, überzeugender, empfundener hervor. Die einzelnen Sprecher verstummen, die Systeme, die sie in hoffärtiger Anmafsung selbstherrschend aufgethürmt, versinken, aber das Wort selbst, das lebendige Wort, das Gespräch und die darin als Seele waltende Wahrheit ist ewig.

II.

VOM GESPRÄCH.

Wenn ich unter allen Genüssen und Ergötzlichkeiten des Lebens dem Gespräch die unbedingt erste Stelle einräume, so habe ich gewifs alle Stimmen in dieser hochgeachteten Versammlung für mich. In allen den Beschäftigungen, die der Mensch dem ernsthaften und nothwendigen Gange seines Lebens entgegensetzt, und die er Spiele genannt hat, wird dem Zufall, dem Schicksal, kurz einer gewissen unbekannten Macht Raum gegeben: mit diesem freiwillig anerkannten Zufall, mit diesem selbst geschaffenen Geheimnifs wetteifert der Mensch im Spiele, und es erzeugt sich eine gewisse wohlthätige Spannung zwischen dem Spieler und jenem unbekannten Wesen, eine anmuthige Reihe von sehr verschiedenartigen Gemüthsbewegungen, von Hoffnungen und Besorgnissen, von Täuschungen und Erfüllungen, in denen sich die Seele wohlgefällt, weil sie weifs, dafs der Zufall, mit welchem sie spielt, von ihr abhängig ist, dafs sie ihn auf den Thron erheben, und nach Belieben wieder absetzen kann.

Es ist aber etwas Antwortendes, Erwiederndes in den Weltumständen, welches die Seele des Cäsar in den Ebenen von Pharsalus und den letzten Spieler an seinem Kartentische ergötzt; und so wenig in den Spielen, die aufgelegt gewonnen sind, als in den Schlachten, die nur geschlagen zu werden brauchen, ist jenes Antwortende, welches ein gesundes, kriegerisches Herz sucht, und das den Zuschauer zum Antheil und zur Bewunderung hinreifst. Es soll ein Pompejus gegenüber stehn, es sollen Schicksalsknoten geschlungen werden ohne unser Mitwissen, es sollen die Loose geheimnifsvoll gemischt werden, wir brauchen viel Täuschungen, viel Unerwartetes und mancherlei Mifslingen, wenn etwas Höheres gelingen soll, das wir eigentlich meinen, wenn eine Leere erfüllt werden soll, die uns eigentlich peinigt. —

Wie ist es denn mit jener Verwicklung der Herzen, welche die schönsten und jugendlichsten Gefühle unsrer Zeitgenossen an sich zu reifsen pflegt? Hat dieses Spiel mit der heiligsten Flamme des Lebens, worin die Seele so leicht ihre Flügel versengt, — so wie es alle Romane der Welt darstellen — seinen Reiz anders woher als aus dem Geheimnifs, das in diesem innigsten Gespräche über Frage und Antwort schwebt? In dem Verhältnifs der Geschlechter zu einander, da wo die Natur die höchste

Verschiedenartigkeit der Neigungen, der Ansichten, der bürgerlichen und sittlichen Eigenschaften angeordnet hat, wo sie am meisten mit sich selbst zu streiten, und sich selbst zu widersprechen scheint, zeigt sich das lebendigste und unwiderstehlichste Gefühl des für einander Bestimmtseyns. Hier ist von beiden Seiten so viel Unerwartetes, Herausforderndes, Antwortendes, dafs ein lebendiges Gespräch, der höchste Genufs des Lebens, erfolgen mufs, und dafs, wenn ein mündiges Talent dieso Gespräche ans Licht bringt, sich alle Blüthen der Beredsamkeit zeigen müssen! Diese tiefere dialogische Natur der Liebe giebt der Fiametta, der neuen Heloise, der Clarissa und dem Werther ihre Lebensfrische und ihren Glanz. —

Worin endlich liegt der Reiz und die Art von Genufs, die das Regieren, das Anordnen der Verhältnisse der Völker gewährt? — Sicherlich nicht in der Nachgiebigkeit der Völker, in ihrer Unterwürfigkeit und mechanischen Abhängigkeit? gewifs nicht darin, dafs ein kalter, einsamer Herrschergedanke, in breiten Massen, in einem gigantischen Stoffe ausgedrückt wird; gewifs nicht darin, dafs der Regent ein riesenhaftes Gespenst von sich selbst neben sich herwandeln, und in der Aufsenwelt nichts sieht, als die kolossalen Schriftzüge seiner eignen Gedanken. Es ist das Antworten der Völker, es ist

das Geheimnifs ihrer Eigenthümlichkeit, es ist die Beredsamkeit ihrer Freiheit, welches die grofse Seele reizt, sich mit ihren Geschäften und Sorgen zu befassen. Kurz das Gespräch ist der erste aller Genüsse, weil es die Seele aller anderer Genüsse ist: auf diese einfache Formel reducirt sich das ganze verschlungene Treiben unsers Lebens. Was uns in allen Geschäften des Lebens reizt, anspornt, erhebt, was wir aber dort erst zusammengreifen, und in einen einzigen Körper zusammenbauen müssen, damit es wie mit einer Stimme uns antworte, steht in dem lebendigen, freien Gespräch schon verkörpert als Freund und Gegner gegen uns über; in der Brust des Freundes streiten alle feindseligen Mächte, die sich draufsen im Felde und auf dem Forum nur irgend begegnen können; das Geheimnifs eines einzigen Herzens ergründen heifst die Welt ergründen.

Zu einem wahren Gespräch gehören gewisse Erfordernisse, die sich, zumal in unsrer Zeit, seltner beisammen finden, als man denken sollte. Zuförderst zwei durchaus verschiedene Sprecher, die einander geheimnifsvoll und unergründlich sind; dann zwischen beiden eine gewisse gemeinschaftliche Luft, ein gewisser Glaube, ein Vertrauen, ein gemeinschaftlicher Boden der Wahrheit und der Gerechtigkeit. Beide Forderungen sollte der Mensch eigentlich erfüllen, inwiefern er Mensch ist: indefs findo

ich besonders die heutige Generation so einförmig und so zerrissen, von dem was sie vereinigen sollte, nämlich den Ideen, so abgewendet, und in den Formen des Geistes, darin sie sich brechen sollte, so gleichartig, dafs es mich nicht befremden kann, wenn es überhaupt viel mehr Redende als Hörende, viel mehr Lehrende als Lernende, und wenig wahres Gespräch giebt. Die ein Gespräch führen sollen, müssen einander etwas zu sagen haben, etwas freies, eigenthümliches; die Form des Geistes in ihnen mufs eine durchgängig verschiedene seyn: jedermann giebt das auf den ersten Blick zu. Aber dafs ein eben so mächtiges gemeinschaftliches zwischen ihnen seyn müsse, so wie ich eben von dem Verhältnisse der Geschlechter bemerkte, dafs neben dem höchsten Zwiespalt, den die Natur angerichtet, sie ein desto gewaltigeres Streben nach der Vereinigung und dem Frieden gelegt, also ein wahres und inniges Gespräch begründet habe, — bedarf einer näheren Auseinandersetzung. —

Für sich allein oder für jedermann, — ist niemand ein Redner: wem nicht gewisse Personen, gewisse Arten des Widerspruchs den Mund verschliefsen, der mag ein geübter Sophist seyn, aber ein Redner ist er sicherlich nicht. Wer nicht über gewisse Dinge mit mir einig ist, mit dem kann ich über die anderweiten nicht streiten. Glaubt ihr an

mich, so bin ich ein Redner; zweifelt ihr an mir, so bin ich stumm: nicht etwa aus Absicht oder mit Vorsatz, aber weil mir wirklich das Vermögen, das Talent der Rede im Munde verlöscht. Glaubt ihr an mich, kann wohl nichts anderes heifsen, als, glaubt ihr, dafs ich etwas Höheres will als mich: nämlich die Wahrheit, oder die Gerechtigkeit. Die beiden Sprecher also im Gespräch müssen an einander glauben, eine Luft des Vertrauens mufs sie beide umfangen, ein Boden der Gesinnung mufs sie beide tragen; mindestens mufs ein gemeinschaftliches Gesetz des Anstandes und Wohllautes zwischen ihnen obwalten.

Jenes grofse französische Gespräch über die höheren Angelegenheiten des Lebens, welches im Jahrhundert Ludwig 14. begann, zuförderst alle ausgezeichneten, kräftigen, besonders aber alle galanten und liebenswürdigen Naturen jener Zeit mit sich fort riefs, dann alle Höfe von Europa und von dort aus die Sitten und Meinungen der Völker ergriff, von einer Reihe glänzender Schriftsteller an allen Enden der gesitteten Welt wiederholentlich von neuem angefacht wurde, und erst seit etwa zwanzig Jahren allmählich zu verlöschen und in ein todtes Formenwesen zu zerfallen scheint, wie hätte es sich erhalten und eine Art von Weltherrschaft vorbereiten können, ohne ein gewisses Gesetz des Anstandes,

dem sich die verschiedenartigsten Naturen mit Neigung unterwerfen konnten. Es ist diefs Gesetz jenes geheimnifsvolle Wesen, womit die Kritik des 18ten Jahrhunderts sich vielfältig gequält, ohne es ergründen zu können: guter Geschmack wird es genannt, sehr sinnreich und bezeichnend, für eine unbekannte und unergreifliche Eigenschaft vielmehr der Verhältnisse der Dinge untereinander, als der Dinge selbst. Wir werden es im Verfolge näher betrachten: es ist das Element, es ist die gemeinschaftliche Luft, ohne welche die höhere französische Konversation nicht zu denken ist. —

Ferner, was erhält, was belebt jenes beinahe tausendjährige brittische Gespräch über das Recht, die Freiheit und alle Heiligthümer der Menschheit, dessen Heerd und Mittelpunkt das Parlament ist, von wo es sich unaufhörlich verbreitet über die Gerichtshöfe und über alle Gemeinden und Familien, und alle Gewerbe und Gespräche jener wunderbaren Insel? Nicht blofs dafs sich Karaktere von seltner Vortrefflichkeit und Eigenthümlichkeit in jenem Lande begegnet sind, sondern dafs frühe der Sinn für ein grofses Gemeingut erweckt worden, worüber alle Partheien einverstanden waren, für die Verfassung nämlich. — Dafs man über eine gewisse Grundform des öffentlichen Lebens einig war, war die Bedingung des brittischen Gesprächs, wie, dafs es eine

gewisse sittliche, von niemanden bezweifelte Grundform des Privatlebens gab, die Bedingung des französischen Gesprächs, seiner Verbreitung, seiner Belebung.

Kurz man mufs über gewisse Hauptsachen einig, man mufs an Geist, an Sinn, an hervorstechender Zuneigung und Abneigung wenigstens von einerlei Art seyn, um über das andre recht lebhaft, innig und ohne Ende streiten zu können. Mit dem Türken und allem was aufser der grofsen Europäischen Glaubensverbindung stand, gab es nach den Ansichten unsrer Vorfahren keine Negociation, kein Gespräch — und es ist sicherlich ein Sophist und kein Redner, der nicht blofs schweigt, aber dem nicht das Talent der Rede ohne Absicht, ohne Vorsatz im Munde verlöscht, wenn er sprechen soll mit Gegnern, die dieses Gemeinschaftliche verläugnen.

Jeder von uns hat es erfahren, dafs, wenn es darauf ankommt einen andern zu überzeugen, und alle Gründe und alle Beweise, welche der kalte Verstand gesammelt hat, nunmehr erschöpft und an der verschlofsnen Herzensthür des Gegners ohne Wirkung umgekehrt sind, sich, vielleicht bei der zufälligen Erinnerung an etwas gemeinschaftlich verehrtes oder geliebtes, plötzlich ein Verständnifs eröffnet. Diefs ist der Augenblick, wo wir den Geist der Beredsamkeit über uns kommen fühlen, wo das eigentliche

Gespräch beginnt, und wo nun jedes Wort seine Stelle findet. Defshalb verfehlen die Rührungen, auch in dem Munde des schlechten Redners, so selten ihren Zweck: sie bereiten ein gemeinschaftliches Element zwischen dem Redner und seinem Hörer, worin sich dann alles übrige leichter berührt.

Die erste Konversation mit einem neuen Menschen hat etwas unerfreuliches, beschwerliches, bis man ein Gemeinschaftliches zwischen einander gefunden: das Wetter, die Beschaffenheit der Luft wird gern benutzt, als wenn man ahndete, dafs jede Verbindung, jede Freundschaft, jedes Gespräch, eine eigne kleine Welt für sich werden müsse, mit ihrer eignen Luft, mit eignem Element, darin sie sich bewege. Man tastet umher nach gemeinschaftlichen Bekannten, nach Gegenständen der Zuneigung oder Abneigung, worin man sich etwa berühre; unsre Voreltern rechneten in solchen Fällen gern die wirkliche Blutsverwandschaft herbei. Alle diese Fäden der Unterhaltung aber pflegen wieder zu zerreifsen bis man sich über Ideen berührt: von dem Augenblick an ist der Boden der Unterhaltung fest, und wölbt sich, ich möchte sagen, ein gemeinschaftlicher Himmel über beide. Nun, da das Gemeinschaftliche gefunden, mufs die Verschiedenartigkeit der Naturen das schöne Werk fortsetzen, ja verewigen: die Grundharmonie ist gegeben, ein Gesetz der beständigen

Wiederkehr zu einander; beide Stimmen können sich mit Freiheit von einander entfernen, jede kann ihre eigenthümlichen Modulationen verfolgen; der Grundton hält sie fest; jede Stimme hört sich selbst, zugleich aber, was viel mehr sagen will, den Akkord, den sie mit der andern bildet, und was noch mehr sagen will, sie empfindet in allen Labyrinthen der Gedanken und Töne ein allgegenwärtiges harmonisches Gesetz. — Die Musik kann es verdeutlichen, wie sich an dieses erste Gespräch eine neue Stimme über die andre anschliefsen, und wie endlich eine ganze Nation es eingreifend fortbilden und vollenden kann. Übersehen wir den Hauptumstand nicht: ist das harmonische Gesetz für zwei gegeben, so ist es für tausende da und für die Welt: zwei Liebende, sagt der Dichter in diesem Sinne, bilden ein versammeltes Volk — und je verschiedenartiger die Stimmen, je eigenthümlicher die Instrumente, um so gewaltiger und tiefer wird der harmonische Eindruck.

Darin nun liegt das Geheimnifs der Leichtigkeit aller geselligen Berührung alles Abords im ehemaligen Frankreich; es gab ein gewisses harmonisches Grundverhältnifs in dem gesammten Gespräch jener Nation, in allen seinen Verzweigungen und in allen Ranken, die es über Europa ausstreckte: durch eine leichte Berührung der Zunge gleichsam, wie es das Wort Geschmack sehr sinnreich ausdrückte, war

entschieden, was in die Sphäre dieses Gesprächs, d. h. überhaupt in diese harmonische Welt gehörte und was nicht. Die Bewegung aller Konversation war so einfach und natürlich regelmäfsig, dafs sie, ich möchte sagen, eins wurde mit dem körperlichen Pulsschlag der Nation: der Takt war leicht gefunden, ja es wurde schwer ihn zu verletzen.

Es hat Zeit gebraucht, bevor wir Deutsche in dem Bewufstseyn unsers ernsten und heiligen Willens, zu der gerechten Anerkennung dieser Vorzüge unsrer Nachbarn gekommen sind. Das ist die grofse Beschwerde unsers Lebens: statt jenes harmonischen Ineinandergreifens wirft es durcheinander bei uns wie der Gesang der Vögel im Walde, jede von den befiederten Familien hat ihren eignen Grundton, jede ihren besondern Takt, und wenn das Ganze auch den Eindruck gäbe, und die Vorahndung, dafs der Frühling kommt, wenn es auch Vorgefühle erweckte von einer viel tieferen Harmonie, wer hört dieses Ganze, wer hört es vor seiner eignen Stimme. Jenes Element von Musik, jener eigenthümliche Karakterzug unsers Planeten, welches noch aufser der Atmosphäre, wie ein zarterer Dunstkreis in jenem gröberen, wie ein irdischer Äther diesen Wohnplatz der Menschheit umfängt, jenes Element von Musik, das keine Nation empfunden haben kann wie die, welche Gluck und Mozart und Haydn und Bach und Händel

geboren, ist wirklich als Vorgefühl oder Nachgefühl in jedem deutschen Herzen, es lebt in unsrer Kunst, es regt sich an tausend Stellen unsrer Sprache, aber im wirklichen und gegenwärtigen deutschen Leben, d. h. im Gespräche und in den gesellschaftlichen Verbindungen entbehren wir es. —

Die Dialekte unsrer Sprache sind, zumal was Betonung und Akzent angeht, schöne Denkmale vaterländischer Treue, festen Beharrens an dem Boden, der uns erzeugt, und an die Weise, wie seine Berge und Wälder, und die Herzen, die er trägt, den Ton der Herzlichkeit zurückgaben; aber wie schroff stehn sie untereinander, wie sperren und spannen sie die einzelnen Gebiete von Deutschland gegeneinander; so auch die Gesinnungen, die Gedanken: ein gemeinschaftlicher Grundton der Harmonie nirgends, wenn nicht etwa in dem Nachklang dessen, was wir einst waren, und in der Ahndung dessen, was wir werden können. Man werfe uns nicht vor, dafs jeder Einzelne von uns nach dem unendlichen strebe, alles umfassen, sich eine eigne Welt bauen wolle: er sucht, er strebt nur nach der Ganzheit, nach der Fülle seines zersplitterten Volks; im Innern seines Herzens will er umfassen, was sich in der äufseren Welt für den kurzen Zeitraum seines Lebens nicht hat finden und binden wollen; er versammelt die zerstreuten Züge des deutschen Gemein-

wesens, wie eines abwesenden Freundes; er möchte was in die Schicksale, in die Gedanken dieser grofsen Nation eingegriffen — und was hat denn nicht eingegriffen? — in ein grofses Gebäude, in ein Vaterhaus für die deutsche Nachwelt zusammenfügen; er kann nichts geringeres unternehmen als den Bau einer Welt, weil die Welt, für die er geboren worden, wirklich zerfallen ist.

Jenes harmonische Grundverhältnifs, welches die frühere französische Sprache, Konversation, Gesellschaft und Literatur auszeichnet, und welches noch heute, im Zustande der Barbarei und des Verfalls, da wo die grofsen Räder der europäischen Gesellschaft unter fürchterlichen Reibungen ineinander greifen, wie ein geschmeidiges Öl die Bewegung erleichtert, war zu den Zeiten der Gröfse von Frankreich, allen Formen der Bildung, ja der tiefsinnigsten Entwicklung des Geistes, wie der leichtesten, vergänglichsten Blüthe der Phantasie gleich günstig. Es ist falsch, dafs in dem Geiste der französischen Konversation an und für sich etwas liege, was der Ergründung der Dinge in ihrer Tiefe, dem Haften und Beharren an ernsten Bestrebungen des Geistes ungünstig sei. Jener Karakter einer gewissen Nullität, den ihr Göthe zuschreibt, jenes libellenartige, farbenspielende Flattern an der Oberfläche des Lebens, mit gelegentlichem leichtem Eintauchen und Benetzen der

Flügel, jene Scheu vor dem Ergründen, und vor allem Grofsen, Überlegenen und Herrschenden, — gilt nur von der gegenwärtigen weichlichen, kränklichen Reizbarkeit der Gesellschaft: es ist die Scheu des Alters vor dem gesunden Luftwechsel des Lebens; das siècle de Louis XIV. berührt dieser Vorwurf nicht. Freilich wird Mafs und Takt begehrt; freilich wird begehrt, dafs sich jeder Sprechende dem Gesetz der gesellschaftlichen Harmonie unterwerfe; freilich soll nicht mehr gesprochen werden als gehört, nicht mehr gelehrt werden als gelernt; freilich reifst dieser lebendige Strom alles stehende Gewässer mit sich fort, und leidet keine trübe, einsame, unnützliche Tiefe — aber sind diefs nicht Eigenschaften der wahren Konversation, der ächten Gesellschaft überall? Frankreich wäre nicht die Schule der Beredsamkeit geworden für ein ganzes Jahrhundert, wenn es seinen grofsen Geistern gestattet hätte, tiefsinnig zu seyn ohne die Klarheit, welche das unendliche Gespräch gab, dahin sie fortgerissen wurden, eigenthümlich ohne die Allgemeingültigkeit, welche jeden Gedanken und jeden besonderen Besitz, unsern neulichen Betrachtungen zufolge, bekräftigt, besiegelt, indem sie ihn zum Gemeingut erhebt. Daher nun ist für den ganzen Kreis des Bewufstseyns und der Anschauung der Franzosen, ihre Sprache so vollendet, so ausgesprochen, so ausgespielt, wie man von

musikalischen Instrumenten zu sagen pflegt. Unendlich ärmer an Worten als die deutsche, ist unter ihren Worten ein leichtes, graziöses Verhältnifs: die Worte untereinander haben denselbigen leichten Abord wie die Personen in der Gesellschaft: bei allem Mifsklang in den einzelnen Worten hört man ganz deutlich einen Wohlklang in den Zusammenstellungen der Worte. — Diefs sind die Vorzüge einer Sprache, die aus dem lebendigen Gespräch hervorgegangen; die nicht wie die deutsche mehr geschrieben als gesprochen, und zu einem Signale einsamer Geister gemifsbraucht worden ist. —

Ich glaube, dafs aus meiner ganzen bisherigen Darstellung deutlich hervorgeht, was die bisherige Theorie der Beredsamkeit versäumt hat, und was sogar die französische Rhetorik, im eigentlichsten Verstande vor Bäumen den Wald nicht sehend, nicht nachzuweisen versteht. Die bisherige Redekunst fordert vom Redner, dafs er beweise, und falls dieses, wie in den meisten Fällen, nicht viel verfangen will, so giebt sie ihm eine gewisse Nachhülfe, ein Kapitel von der Erregung der Leidenschaften: sie geht sehr weit, wenn sie dem Redner gestattet gelegentlich einen Einwurf gegen sich selbst zu wagen. Ich habe die Protestation gegen sich selbst, das Mifstrauen und den Zweifel an der eignen Wahrheit, um der göttlichen und ewigen Wahrheit willen zur ersten Forderung an den Redner

erhoben: er soll die eigne Wahrheit unterwerfen der göttlichen Wahrheit, weil nur diese ihm die Macht geben kann, zweierlei Wahrheit, seine und seines Gegners Wahrheit, zu versöhnen oder wahrhaft zu überreden, zu überzeugen; er soll die Gegenstände irdischer Verehrung, die er zu vertheidigen unternimmt, zuförderst opfern, er soll sie anklagen, darbieten der ewigen Idee der Schönheit, damit diese durch seinen Mund rede, und ihn und seinen Gegner über den irdischen Gegenstand des Streits versöhne. Was heifst diefs anders, als seinen Gegner auf den gemeinschaftlichen Boden herüberziehn, über sich und ihn den gemeinschaftlichen Himmel wölben, beide in eine und dieselbe Luft versetzen, einen Grundakkord zwischen beiden anordnen.

Das Anregen der Leidenschaften und Rührungen ist ein armseliges Substitut dessen, was ich hier meine: es heifst den Menschen bei seiner einzelnen schwachen Seite fassen, wo wir ihn zum Ausweichen nöthigen, befangen, allenfalls verzaubern, aber nie besiegen können: es ist ein augenblickliches, fruchtloses Einweichen des Gegners, dessen Starrheit unmittelbar zurückkehrt, sobald ihn der austrocknende Hauch der Welt wieder berührt. Entweder ihr ergreift den Gegner bei seiner gewaffnetsten Seite, den Stier bei seinen Hörnern, indem ihr vorwegnehmt seine Gründe, sie verstärkt, sie durch den

Zusammenhang eurer Anklage belebt, indem ihr alle die Wunden zeigt, die er erst schlagen will; und ihr erhebt euren Gegner an seiner schwächsten Seite, die nämlich, die empfänglich ist für das Göttliche, und an welcher stärker zu seyn als er, euch zum Redner macht, und ihn zum Hörer — oder ihr ergreift ihn gar nicht, ihr spielt an der Oberfläche seines Herzens umher, ihr bestimmt das Thun seiner Hände, aber nicht seinen Willen, ihr habt Maschinen in Bewegung gesetzt, aber nicht Herzen. Was thut also der Redner anders, als mit Bewufstseyn das, was in jedem wahren Gespräch bewufstlos geschieht: er stellt dar 1) den Streit zweier ganz eigenthümlichen und verschiedenartigen Naturen. 2) Das Gemeinschaftliche, Höhere, was in dem lebendigen Gespräch unsichtbar wie ein Schutzgeist des Gesprächs, oder wie die Grundharmonie in der Musik, zwischen den beiden Sprechenden waltet. Eine Rede ist also nichts anders als ein abgeschlossenes Gespräch, welches in allen seinen wesentlichen sichtbaren und unsichtbaren Theilen durch den Mund Eines Menschen an die Welt tritt. Der Redner vereinigt drei Personen in sich, zuförderst die beiden Sprecher des Gesprächs in ihrer eigenthümlichen Farbe und Manier, dann aber beide gedämpft, veredelt sichtbar, und unsichtbar versöhnt durch eine dritte höhere Person, die Seele des Redners, die über dem Streite der Glieder

thront. Von dieser unbefangenen, besonnenen Stellung über dem Kampf der Lebenselemente, den der Redner darstellt, finde ich in den Lehrbüchern der Redekunst nichts. Ich höre gern dem Streit der Klugen zu, sagt die Prinzessin in Göthe's Tasso, wenn an die Kräfte, die des Menschen Brust so freundlich und so fürchterlich bewegen, mit Grazie die Rednerlippe spielt.

Dafs diese Regel, dieser Kanon der Rede für alle Formen der Rede, für alle Bücher, für jede Art der Darstellung gilt, springt in die Augen. Der Kanzelredner, welcher das Gemeinschaftliche allein zur Sprache bringen wollte, der die göttlichen Wahrheiten, der die harmonische Regel für das höhere Leben unsres Geschlechts allein darreichen wollte, ohne die Partheien, ohne den Kampf der irdischen Wahrheit mit dem irdischen Irrthum, würde einsam bleiben in seiner Höhe, zurückschrecken, anstatt zu erheben. Der Sachwalter vor Gericht andrerseits, der blofs die Eigenthümlichkeit seiner Parthei zu vertheidigen unternähme, der nicht von dem Geiste des Gesetzes beseelt über seinen Partheien schwebte, und ihren Handel mit einer gewissen heiligen Besonnenheit vor die Seele des Richters brächte, würde die Sache tiefer verwickeln als sie zum Spruche zu bringen. Was macht Macchiavelli und die Alten in ihren Geschichten so grofs, als bei der Klarheit, mit der die

handelnden Partheien in ihrer Eigenheit auftreten, der alles umfangende göttliche Hauch einer grofsen Seele, die ein Bestimmtes will, die ein höchstes Gut hat, die Freiheit oder das Vaterland, vor dem sich alle die streitenden Helden, die sie darstellt, beugen sollen: sie erhebt die Partheien, damit der Sieg des ewigen Gedankens über die vergänglichen Heiden glänzender werde. Je mehr die Begebenheiten auseinander streben, um so gewaltiger rafft sie zusammen, und bändigt sie der Gedanke, bei Tacitus.

Zum letztenmale nunmehr lassen Sie uns einen strengen, ungefälligen Blick auf Deutschland werfen. Also eine Sprache, die mehr gelesen und entziffert wird als gesprochen, in der viel mehr gelehrt wird als gelernt und gehört; ein Gespräch, was nur durch die Schrauben der Noth zu Stande gebracht wird; ein Volk zersplittert in sich selbst, viel weniger das Ausland achtend, als sich selbst geringschätzend, und alle seine Institute, neben der allzu grofsen Erinnerung an ehemals, und der allzu ungemessenen Forderung an die Zukunft; alle seine gröfseren Geister entfernt, zerstreut über das unermefsliche Gebiet des Wissens, vertrauter mit dem Alterthum als mit der Gegenwart, freundlicher verkehrend mit dem entferntesten Orient als mit der Nachbarschaft, lieber den Todten die Hand reichend als den Lebendigen, lie-

ber mit denen redend, die nicht mehr hören und antworten können, und die, wenn sie hörten, uns zurückschrecken würden in unser Jahrhundert, hier dasselbige, tüchtige zu seyn, was sie in dem ihrigen waren; endlich die wenigen, welche den Gram und die Gröfse dieses Volks zugleich empfinden, und dennoch nicht weichen können von diesem Boden oder aus diesem Gefängnifs, die von der Gegenwart nicht lassen können, diese wenigen einsam bauend neue Welten au[illegible] den alten Materialien, welche das vergangene Jahrta[illegible] hier reichlicher als auf irgend einem andern Bo[illegible]interliefs; ohne Berührung, ohne Gespräch miteinander unternehmend, was nur die Begeisterung der Gemeinschaft, welche alles um sich her allmählig in ihren Strudel reifst, vollenden könnte. Ich frage Sie, ist es unter solchen Umständen nicht endlich Zeit, gründlich zu fragen, was Frankreich grofs gemacht; was Frankreich vermocht und in Stand gesetzt hat, vollständig auszusprechen, d. h. nach meiner neulichen Erklärung ganz auszudrücken in Leben und That, was es gewollt hat. Ist es nicht Zeit, die Gründe der höchsten Mittheilung, die zwischen menschlichen Wesen möglich ist, die Gründe jenes Verkehrs durch Wort und Rede, in den sich alle Kriege, alle Arbeiten, alle Genüsse der Menschheit zuletzt auflösen, zu untersuchen; zu fragen, was uns den Mund gegeneinander verschliefst, da

tausend Zeugnisse niedergelegt sind in Schrift für die Ewigkeit, dafs wir reden können?

Es ist ein schlechter Trost, den wir auf allen Strassen hören müssen, dafs uns nämlich statt Deutschland das Instrument der deutschen Sprache verblieben sei. Was ist diese todte Schriftsprache ohne das lebendige Gespräch und ohne die deutsche Rede, die daraus hervorwachsen sollte. Ich wünsche Deutschland Glück, dafs jenes Schrift- und Formelwesen allmählig zerfällt, dafs das Ansehn der Druckerpresse durch den Mifsbrauch allmählig abnimmt, dafs die Liebhaber dieses Unwesens von den Zeitumständen mehr und mehr mit Auswahl zu kaufen, und anstatt zu lesen lieber zu sprechen genöthigt werden; was ächtes Gold ist, wird dennoch bestehen.

Wie könnte ich gezeigt haben, dafs das Gespräch die Quelle der Beredsamkeit überhaupt sei, ohne jenes grofsen Deutschen zu gedenken, mit dem die deutsche Beredsamkeit erwacht, der mit der Flamme des Gesprächs alles ergriff was dem deutschen Herzen nahe geht, und was, da er seine Stimme erhob, in unnatürlicher Verzauberung oder Versteinerung da lag, G. E. Lessing. Er ward gehört, er drang tiefer in das Ohr und in die Seele seiner Nation als irgend ein Zeitgenosse; er zwang durch ein ächtes Talent der Rede die Nation zur Antwort; streute über die Furchen, die ein unglücklicher Krieg in Deutschland

hinterlassen, den Samen eines geistigen Krieges aus; weckte, wie es dem freien Geiste ziemt, der für die Freiheit der übrigen lebt, viel mehr Gedanken als er aussprach, und blieb als ein unbegriffenes Wunder in dem Andenken seiner Freunde zurück; was er geringgeschätzt hatte an sich, wurde zum Muster gewählt; der Schnitt und alle Aufserlichkeiten seines Wesens, und was niemand gründlicher verachtete als er, fand in allen literärischen Werkstätten Nachahmer und Sklaven, bis ein Freund in einem höheren Sinne des Worts, ein Pair seines Geistes, endlich einer neuen Generation, die indefs aufgegangen, sagte, wer und wie er gewesen sei.

Es ist nicht unmerkwürdig, das Geschlechtsregister eines tüchtigen und gründlichen Gedanken zu wissen. Dafs das Gespräch die Seele aller Rede sei, hat Lessing durch sein kriegerisches Leben bethätigt, aber ausgesprochen, deutlicher empfunden als Lessing selbst und mir überliefert hat ihn der grofse Gelehrte, den ich als Muster, Freund und als unmittelbaren Vorgänger bei diesem Geschäfte der Vorlesungen auf gleiche Weise verehre. *)

*) Friedrich Schlegel, der eben seine Vorlesungen über die Literatur beschlossen hatte, als die gegenwärtigen über die Beredsamkeit ihren Anfang nahmen.

III.

VON DER KUNST DES HÖRENS.

Es giebt eine Kunst des Hörens wie des Redens, und da der Redner, meiner Vorschrift gemäfs, aufser sich selbst noch die Person seines Gegners sprechen lassen soll, so ist klar, dafs er die Kunst des Hörens, die Kunst des Innewerdens fremder Naturen, und ihrer Art und Eigenheit in demselben Mafse besitzen müsse, als die Kunst des Eindringens in fremde Naturen vermittelst seiner Rede: diese beiden Künste bedingen einander; niemand kann gröfserer Redner seyn als Hörer.

In der Musik wird die Welt diese meine Forderung leicht zugeben; wer singen lernen will, mufs ein musikalisches Ohr haben; und wer Musik als Kunst, und nicht als blofse Schmeichelei des Ohrs empfinden will, soll sein Ohr für die Musik ausgebildet haben, wie derjenige seine Stimme oder seine Instrumentalfertigkeit, der sie hervorbringt. Überhaupt glaubt man von allen Künsten, dafs, um sie zu geniefsen in der Fülle dessen was sie gewähren, man sie selbst üben müsse. Nur in der Redekunst

soll es hinreichen, dafs der empfangende Sinn, das Ohr, offen stehe und über sich ergehen lasse. Man setzt vielleicht dunkel voraus, dafs ein Sinn, der täglich geübt werde, durch eine Kunst, wie die des Redens, die in keiner Lage des Lebens ganz entbehrt werden könne, keiner absichtlichen Nachhülfe bedürfe, und dafs die Seele, diese Künstlerin aller Kunst, schon von selbst kluge und eifrige Thürhüterin des Haupteinganges, der zu ihr führt, seyn werde. —

Zuförderst aber übersieht man dabei, dafs die ganze Welt durch die Rede ausgedrückt wird, wie denn überhaupt für alles was die Welt dem Menschen gewährt, an Gütern, an Schätzen, an Genufs, an Erkenntnifs, nur ein einziges würdiges Aquivalent von Seiten des Menschen an die Welt zurückerfolgt: nämlich die Rede, d. h. die vermenschlichte Welt: man übersieht also, dafs durch diesen Sinn des Ohrs, grofses empfangen wird und kleines, gewaltiges und schwaches, unermefsliches und geringfügiges, dafs also in sehr verschiedener Art, bald in grofser bald in leichter und flüchtiger Manier empfangen werden mufs; dafs also dasjenige Ohr, welches nur gewöhnt ist zu empfangen: guten Morgen, oder wie geht es? oder was kostet das? — um defswillen nun noch nicht grade geeignet ist, eine Rede von Johannes Müller an die Schweizer, oder von

Gentz für das europäische Gleichgewicht oder irgend einen andern Wortredner der Völker nach Würden anzuhören. Nicht etwa weil die Kenntnisse, die wissenschaftlichen Vorbereitungen fehlen, die zum Verständnifs dieser Redner gehören, sondern weil das Ohr an grofsartige Wendungen der Rede nicht gewöhnt ist, weil von den breitgetretenen, zerbröckelten Tönen des gemeinen Lebens, worin kein Gesetz herrscht, als das der Noth, kein Takt, als der der Faulheit, eigentlich kein Übergang statt findet zu dem harmonischen Ganzen, was ein überlegener Geist mit Freiheit und rythmisch angeordnet hat. —

Ferner übersieht man, indem man dem Ohr an und für sich schon die gehörige Bildung zutraut, die Eitelkeit der Menschen; sich unthätig verhalten, über sich ergehen lassen, ist keine Kunst, aber zu leiden, mit Verstand und Würde zu empfangen, ist überall eine eben so grofse Kunst, als zu handeln, oder mit Geist, mit Geschmack und mit Kraft zu geben. Aber weil die Kunst des Handelns und so auch des Sprechens sichtbar ist, weil die Wirkung von ihr auszugehen scheint, weil sie ganzen Massen von Menschen und Kräften angenehme Gewalt anzuthun scheint; dagegen die Kunst des Leidens und des Hörens weniger in die Augen springt — so ergiebt es sich, dafs zuletzt in jeder gegebenen Gesellschaft viel mehr Personen reden als hören

wollen, während die Natur das ganz Entgegengesetzte zu wollen scheint, indem sie angeordnet hat, dafs zwar viele hören können was einer spricht, unmöglich aber einer hören kann was viele zu gleicher Zeit reden. Die Eitelkeit der Menschen macht, dafs das Sprachorgan viel mehr geübt wird als das Ohr, dafs man von der Seele, die, wenn irgendwo, so in der Mitte zwischen diesen beiden erhabenen Organen liegt, sich mehr und mehr entfernt, und auf mechanischem Wege die höchste Wirkung hervorbringen will, die dem Geist über den Geist je gelingen kann.

Das Auge empfängt alle Bilder, alle Farben, alle Eigenthümlichkeiten der Welt: was giebt es der Welt zurück als seinen zwar ausdrucksvollen, aber stillen Glanz. Der Geschmack, der Geruch, für welche die Natur die zartesten Verhältnisse der Körperwelt zu mischen scheint, was geben sie der Natur zurück? Womit antwortet der Mensch auf alle die Wohlthaten und Schmeicheleien seines Gefühls und aller dieser Sinne? — Alle seine Schuld bezahlt er, all dieses unendliche Empfangen vergilt er, auf alle Fragen der Natur antwortet er mit dem Vermögen der Rede: aus allen diesen Bildern, diesem Glanz, diesem Duft, diesem Wohlgeschmack, diesen tausendfältigen Anregungen des Gefühls bereitet sich ein einziger, einfach-unendlicher Stoff: das Wort. Der Sinn also, dem die Natur das

Vermögen der Antwort beigegeben, der nicht blofs zum Leiden bestimmt ist wie die übrigen, hat einen höheren Beruf als die übrigen. Auch zeigt sich die Wahrheit dieser Behauptung deutlicher darin, dafs unser Ohr das Gesetz der Welt ganz für sich, und fast ohne Beihülfe der übrigen empfinden kann: an der Musik ist wahrzunehmen, und die meisten musikalischen Virtuosen bestätigen es, dafs dieser Sinn der unabhängigste von allen ist, ja, ich möchte sagen, dafs der ganze Mensch sich in das Ohr zurückziehn, mit diesem einen Organe leben, denken und dichten, und alle andere Organe im thierischen Zustande hinterlassen kann. Wie grofses haben die Alten gemeint, als sie von einer Harmonie der Sphären redeten, als wenn die Gesetze der wunderbaren Anordnung des Weltbaus doch eigentlich nur das Ohr empfinden könnte! —

Die Eitelkeit der Menschen nun will lieber auf diesen Sinn wirken, als Eindrücke durch ihn empfangen; darüber geht das Vermögen, höhere Eindrücke dieser Art zu empfangen, und natürlich auch die Kunst sie durch die Rede zu bewirken, allmählig verloren. Und gesetzt auch, die Natur sorgte für die Bildung des Ohrs, so verdirbt sie der Mensch durch das eitle, unglückliche Bestreben mehr auf die Welt zurückzuwirken, als diese auf ihn einwirkt. —

Endlich übersieht man, indem man unsrem, der

heutigen kultivirten Europäer Ohr von selbst schon die gehörige Bildung zutraut, die Verwirrung und Verkehrung im Reiche der Geister, welche die Buchdruckerkunst angerichtet. — In den Zeiten vor dieser segensreichen, aber auch verderblichen Erfindung, wurde die Kunst der Schrift nur angewendet für die Abwesenden und Nachkommen: für die Gegenwärtigen hingegen, für die Zeitgenossen, für alles was man mit seiner Brust und Stimme erreichen konnte, galt die lebendige Rede. Es war wie mit den Geldverhältnissen: wo man sich erreichen konnte, da vergalt man einander mit der Kraft seiner Hände und mit Diensten, man zahlte dem Gegenwärtigen und Zeitgenossen mit der Person: nur für die Entfernten, für die Abwesenden, für die Zukunft bediente man sich des Goldes und Silbers. — Gold und Silber verhält sich zur lebendigen That grade wie die Schrift sich zu dem lebendigen Worte verhält. Als sich alle praktischen Verhältnisse des Menschen in Geldverhältnisse, und alles Reden der Menschen in den höheren Geschäften des Lebens, nämlich im Regiment der Staaten und des Reiches der Wissenschaften in schriftliche Verhandlung auflöste; als nunmehr keine unbezahlte, persönliche Hülfsleistung im ganzen Gebiete des bürgerlichen Lebens, als etwa zwischen Altern und Kindern zurückblieb, als die lebendige Rede nur in den ganz gemeinen und alltäglichen Ver-

hältnissen des Lebens ihr Recht behielt — wem möchte es befremden, dafs von da an die Thatkraft dieses Geschlechts gelähmt, die Gewalt des göttlichen Organs der Rede gebrochen und gebeugt, und das Ohr für alle höheren Eindrücke, die man höchst unnatürlicher Weise dem dechifrirenden Auge zuwies, verschlossen wurde. —

Wurde dieses Geschlecht um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, wo diese grofse Verwandlung vor sich ging, plötzlich so gebrechlich, ohnmächtig, oder durchdrungen von dem Gedanken seiner Vergänglichkeit, dafs es sich an dem Golde und an der Schrift, an den bleibenden Eigenschaften dieser Dinge festhalten wollte, oder ist es nur durch den Mifsbrauch jener beiden Gaben, des Geldes, wozu Amerika, der Schrift, wozu die Buchdruckerkunst verleitete, in That und Wort so zurückgekommen? — Ich will es nicht entscheiden — aber ich weifs, dafs jedes gesunde Gemüth diese Umkehrung der Natur mit mir empfinden und beklagen mufs. —

Seitdem die Buchdruckerkunst gemein wurde, verschwindet nun nicht mehr das schlechte, falsche und unbedeutende, wie ehemals gleich nachdem es gesagt wurde, zerfliefst nicht mehr in die gemeine Luft, der es mehr angehörte als dem Geist; es bleibt, es rückt in ganzen Geschwadern, nach beschleunigtem Verhältnisse wachsend, wie die Biblio-

theken unsrer Zeit zeigen, auf die unglücklichen Nachkommen los; genau eben so wie das ökonomische Unglück, welches in früheren Zeiten von dem Geschlecht, das es betraf, unmittelbar getragen, abgeschüttelt wurde, und dann mit den Leidenden dahin starb, sich nunmehr, seitdem alle That und Handlung in Golde ausgedrückt wird, in schweren und immer schwereren Schuldenmassen auf die Nachwelt wälzt. —

Die Organe der Sprache und des Gehörs sind ihrer edelsten Funktionen beraubt, sie feiern, sie verrichten unnütze Dinge oder doch nur den allergemeinsten Hausdienst; nur ganz auf der Höhe des europäischen Lebens, im Privatleben der Franzosen, und im öffentlichen Leben der Britten, den beiden besten Früchten, welche die letztvergangenen Jahrhunderte erzeugt, dauert, wie ich neulich gezeigt, ihre alte Bedeutung fort. Wie kann man also voraussetzen, dafs das Ohr schon von selbst hinlänglich gebildet werde, in einer Zeit, wo von allem Klange der Rede, von aller Lebensfülle, von allem Brausen der bürgerlichen Thaten, von allem Gesange der Poesie früherer Jahrhunderte nichts zurückgeblieben, als ein einförmiges Rauschen der Bücherblätter in einsamen Gemächern, wie ein ähnliches todtes Rauschen der Blätter im Herbst statt allen fröhlichen Tumultes der schöneren Jahrszeit zurückbleibt! —

Nachdem die Rede aus dem Gebiet des Ohrs in das Gebiet des lesenden Auges, nachdem sie aus dem Gebiete der Stimme in den Wirkungskreis der schreibenden Hände einmal höchst unnatürlicher Weise versetzt worden, so erstirbt sie nun auch, schrumpft zusammen, vertrocknet mehr und mehr: das Wort schwindet in einander, und wird mehr und mehr zur Zahl. Alle Wissenschaften, alle bürgerlichen Geschäfte lehnen sich, halten sich an der geliebten Zahl, sie verpuppen sich, wie gefräßige Insekten, in Gespinnsten von Zahlen und Formeln. Die Popularität der Kartenspiele zuletzt parodirt auf eine sehr zierliche Weise das ganze sonderbare Wesen, die ganze Zeit spiegelt sich in diesem einfachen Vergnügen: eine Kombination gewisser Zahlen-Verhältnisse statt des gesellschaftlichen Gesprächs, und ein kleiner Geldkommerz statt der persönlichen Berührung.

— — Sie sehn, ich gehe etwas weit in der rhetorischen Wendung, mit der ich diese Vorlesungen eröffnete, — nämlich in dem Anklagen dessen, was zu vertheidigen meine Schuldigkeit und meine Absicht ist: zuerst war es Deutschland, in dessen Sprache und in dessen Sinn ich doch eigentlich rede, nun ist es gar das gesammte Zeitalter, das ich doch eigentlich nicht fallen lassen darf, aus dem einfachen Grunde, weil ich einmal nicht heraus, und mir ein andres suchen oder schaffen kann. Aber ist es denn so

etwas kleines, einen vergefsnen, stiefmütterlich vernachlässigten Sinn des Menschen zu vertheidigen und zu retten, da nur noch vier andre sich, gar nicht einmal zu schliefsen, sondern nur auf ähnliche Weise abzustumpfen brauchen, damit von dem ganzen Geschlecht, seinem Thun und Treiben nichts redenswürdiges mehr übrig bleibe. Ist die Kultur dieses adlichsten Sinnes und mit ihm die Beredsamkeit wieder herzustellen durch blofse Vorlesungen und Regeln über die Beweisführung, über die Erregung der Leidenschaften u. s. w. in Blairs und Priestleys und Batteuxs Manier. Ganz Griechenland hat Jahrhunderte hindurch sprechen müssen, erst mufste das letzte Bauerweib auf dem Markte von Athen durch blofse Bildung des Ohrs unterscheiden können was attisch und was schön griechisch war, was nicht, bevor Demosthenes kommen durfte. Dafs ein Einziger sprechen kann wie es sich gehört, dazu mufs beitragen die Nation, müssen beitragen die Weltumstände, so gut als der, der die Beredsamkeit lehrt. Weil ich eine einzelne Wissenschaft, eine einzelne Kunst erlernen will, so schliefst sich defshalb auf so lange die Welt nicht zu, noch steht sie unterdefs stille: weil ich nun aber nicht sprechen kann, wenn mein Volk nicht mitspricht, und weil die Welt aber, indem sie fortläuft, stören könnte mein Werk und mein Lernen, und weil sie zuletzt doch all mein

Lernen erst erfrischen, beleben mufs, und weil es ihr zu Gute kommen soll, so habe ich mich früh gewöhnt, die lebendige Welt mit der Wissenschaft und Kunst von vorn herein zu verweben. Das Band der Dinge ist ja was wir eigentlich suchen; in dem was das Wort und die That, den Gedanken und das lebendige Leben miteinander verknüpft, liegt das Geheimnifs der Beredsamkeit; läge es in den Häkchen und Fäden, welche Worte an Worte und Redensarten an Redensarten binden, so wäre es von der Sylbenstecherei unsres Jahrhunderts längst entdeckt. — So viel zur Entschuldigung, wenn ich oft von etwas mehrerem rede, als der Beredsamkeit.

—— Es giebt also eine Kunst zu hören, und ich bin fest überzeugt, dafs wer sie in gehörigem Mafse besäfse, durch blofses Ausüben dieser Kunst, durch blofses sinnreiches und lebendiges Anhören einen andern zum Redner machen könnte. Man kann in jedem Theater bemerken, wie viele Grade gesteigerter Aufmerksamkeit es in einer Versammlung von Menschen giebt, und wie viele Grade der Stille, die in gewissen Momenten jene Athemlosigkeit der ganzen Natur erreicht, die man auf den Gipfeln sehr hoher Berge wahrnimmt: man kann unzählige Arten der Aufmerksamkeit und des Antheils bemerken, und man wird inne werden, dafs der Mensch defshalb, weil, und so lange als er hört, nicht auch

stumm ist. Der grofse Schauspieler weifs was er von den bestimmten und hergebrachten Manieren der Antwort von Seiten des Publikums, vom Händeklatschen, und von dem eigentlich schreienden und brausenden Beifall zu denken hat: aber wenn eine grofse Versammlung von der Macht der Rede so überwältigt wird, dafs sie die konventionelle Antwort vergifst, dafs sie wie mit einem einzigen Ohre horcht, und jeder Athemzug nur sorgt wie er sich in die gelegentlichen Pausen der Rede fügt, und einzelne leise, kurze Laute der Bewunderung mit unverabredeter und doch überraschender Gleichförmigkeit aus der immer tieferen Stille heraustreten, wenn die ganze Versammlung sich unsichtbar, aber ganz deutlich aneinander lehnt, jeder empfindet, dafs er nur Glied eines gröfseren Menschen ist, der angeredet wird, dann ergreift auch den Künstler auf der Bühne etwas ihm selbst unerwartetes, gröfser als menschliches, nicht etwa eine gemeine Verwandlung in das was er darstellt, nicht etwa eine Trunkenheit der Begeisterung, aber eine gewisse göttliche Ruhe; das ganze Gerüst von Vorübung und Studium seiner Rolle verschwindet, die Bemühung wird unnütz, das Talent selbst tritt zurück; es ist als wenn ein höherer Geist, der Dichter oder irgend wer sonst den ganzen irdischen Apparat dieser Kunst entrückt hätte, als wenn er durch den Mund des Künstlers redete,

und als wenn derselbige Geist in seligem Anschaun seines eignen Werks auch durch das Ohr der Versammlung wieder horchte; es ist als wenn jene glückliche Gemeinschaftlichkeit des Bodens und des Himmels, von der wir in unsrer vorigen Unterhaltung sprechen, alle überkäme, und als wenn zwischen Parterre und Bühne die Grenze des Proscenium verschwände, welche die Kunst eigentlich immer aufheben sollte, wie die Alten andeuteten, indem sie die Bildsäule des Gottes, die Neueren, indem sie die Musik an diese Grenze hin verlegten. —

Dieſs sind die Augenblicke, wo jeder im Hören empfindet, daſs auch er reden könne: in solchem Moment mag Schiller sich selbst, und aufser sich etwas Göttliches, und somit seinen ganzen Beruf in seiner Brust empfunden haben. Wenn wir uns aber erinnern, daſs dieser Zustand der Vereinigung in dem Wort, der uns in den dermaligen betrübten Umständen unsres Lebens nur selten, und dann zufällig und vorübergehend befällt, der eigentlich natürliche Zustand des Menschen ist, daſs wie das Element des Fisches das Wasser, des Vogels die Luft — so das Element des Menschen die lebendige, die gesprochene, die empfundene Sprache ist; wenn wir uns ferner erinnern, daſs wir die gegenwärtige unmittelbare Gewalt der Töne, und somit das eigentliche Element unsres Daseyns aus allem höheren Leben

verdrängt haben, dafs wir dieses Element, was nur gehört werden kann, sehen wollen in Zeichen und Schriftzügen, dafs selbst die Franzosen in ihrer glänzendsten Zeit es doch auch nur geschmeckt haben — so müssen wir eingestehn, dafs wenn auch von Deutschland insbesondre, doch nicht weniger vom ganzen Zeitalter die Klage unsres Dichters gilt: Spricht die Seele u. s. w. — Sie ist um so wahrer, als sie auch vollständig gilt, wenn man sie umwendet und sagt: Hört die Seele u. s. w.

—— Nur unter grofsartigen Leiden lernt der Mensch grofsartig handeln, nur durch den Gehorsam lernt er herrschen, nur durch Hören lernt er reden. Das Handeln, das Befehlen an sich, etwa durch ein Vormachen und Vorbefehlen — läfst sich nicht lernen; eben so wenig das Sprechen durch vor- und nachsprechen, wie unser ganzes Zeitalter glaubt. Einem grofsen und beredten Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts ward ein vornehmer Zögling gebracht, dafs er an dem immer gegenwärtigen Muster seiner Sprache und seiner Schrift die Kunst der Beredsamkeit sich aneigne: Schreibt, antwortete ihm dieser, so will ich euch sagen ob ihr schreiben könnt; mehr vermag ich nicht über euch. Dieser Autor fühlte, dafs in dieser erhabenen Kunst kein gemeines Übertragen statt finde; noch sinnvoller aber hätte er sagen können: lest, so will ich Euch sagen ob Ihr schreiben

könnt; hört mich an, und ich will Euch bestimmt anzeigen, ob Ihr reden könnt. —

Aber, höre ich mir einwenden, ist denn das Hören, und zwar selbst das recht künstliche Hören, mehr als ein geistiges Nachsprechen; ist denn das Hören nicht eben deſshalb die Schule des Redners, weil es ein stilles Angewöhnen des Redens ist? — Was? Genügt es mir, wenn ich rede, daſs sich jedes meiner Worte in dem Hörer eindrückt und abformt wie das Siegel in dem Wachs, und daſs jede Wendung meiner Rede ihn bewuſstlos und durch eine kalte Nothwendigkeit stellt und richtet, wie die Wetterfahne der Wind? Ich verlange ja eine Antwort, ich will ja Freiheit gegen mir über, und Selbstbestimmung; keine Maschine, die zu regieren es ja noch mechanische Kräfte in der Welt giebt, und nicht die Wunderkraft des Wortes erst auf eine lächerliche Weise gemiſsbraucht werden darf. Sie sollen ja nicht verstummen, sondern sie sollen hören! — Ich will ein Bestimmtes erreichen durch meine Rede — wohlan! weil ich ein Mensch bin; aber noch eifriger will ich, daſs meine Rede andre Redner erwecke, daſs sie entzünde das Gespräch meines Volks und meiner Zeit, daſs sie andern den Muth gebe, zu sagen und auszusprechen die Leiden, die Hoffnungen und den Stolz dieses Jahrhunderts — warum? weil noch auſser dem Menschen etwas gött-

liches in mir ist, etwas, das ich selbst mit der Erreichung aller meiner Wünsche, und mit der Überredung aller meiner Gegner nicht zur Ruhe bringe! —

Das Hören ist eine Manier des Antwortens; und da in jedem gegebnen Augenblick die Natur, wie der Sprecher im brittischen Parlament, nur einem Einzigen, der grade zuerst aufgestanden ist, das Wort erlaubt, so hat sie andrerseits die, welche für diesen Augenblick nachstehn, schweigen und hören müssen, mit einer unsichtbaren Beredsamkeit begabt, mit Zeichen, mit einem stillen Widerstreben gegen jede rednerische Gewaltthat, mit sehr vernehmlichen Andeutungen, mit sehr empfindlichen Belohnungen, und — was mehr als alles diefs ist, in den Augenblicken wahrer Berührung mit dem Redner, oder des vollständigen Gelingens seiner Absicht — mit dem stolzen, verklärten Gefühl des Erfülltseyns von demselbigen göttlichen Geist, der durch den Mund des Redners spricht. — Auch hier nöthigt die Natur (grade in dem Augenblick des menschlichen Gelingens, wo die Abgötterung anfangen könnte dessen, dem es gelungen ist) sanft zur Gerechtigkeit. So überhaupt, wenn der Mensch am gröfsten wird, so wird er gehorsames Instrument eines höheren Geistes; man kann ihn nicht achten, ohne zugleich etwas höheres anzubeten; und in ihm selbst — je mehr äufsere Ursachen zum Stolz, um so mehr

innere Gründe zur Demuth; so wie ich oben zeigte, dafs die Liebe zu einem irdischen Gegenstand am höchsten stiege, wenn sie fromm und gerecht würde.

— Vergessen Sie gütigst für den Augenblick uns lesende, schreibende Redner, und alle gelehrte Barbarei, und alle Stubenangewöhnungen unsrer Zeit. Denken Sie Sich einen lebendigen, improvisirenden Redner, der nicht die eigentliche Rede schon zum voraus an das Papier gehalten hat, den nicht Bibliotheken und Drucklettern und der Flitterglanz des schriftstellerischen Ruhms, auch nicht weiter die stumme Natur mit ihren sogenannten Schönheiten zum Reden begeistert, sondern der menschliche Gesichtszüge vor sich haben mufs, den zum Reden antreibt, was den wahren Helden zum Siegen, nämlich die Fähigkeit der Antwort, die Unüberwindlichkeit, die Freiheit, das Heldenthum seines Gegners, der, wie die Helden der Ilias, nur redet wenn er gefragt wird, oder angeredet, oder wenigstens angelächelt, oder doch von nichts geringerem als einem Gott angetrieben wird. — Solchem Redner gegenüber läfst sich erkennen, dafs der Hörer, wenn er schweigt, nicht stumm ist, dafs er unaufhörlich eingreift und tragen hilft, dafs er mit leisen Bewegungen des Blickes oder der Augenbraunen, mit leisem Zucken der Muskeln, mit unmerklichem Lächeln, mit

Rührungen, die kaum den Kristall der Augen anhauchen, mit Athemzügen, mit Pulsschlägen möchte ich sagen, und mit allen den leichten Geberden, die von dem gewöhnlichen Tumult des Lebens übertäubt werden, den gewaltigsten Redner regiert. Glauben Sie mir: jeder grofse Buchredner oder wahrhafte Schriftsteller des 18ten Jahrhunderts wurde was er war hauptsächlich durch die Kraft seiner Phantasie, mit der er diese stillen Geberden eines aufhorchenden Volks in die Zwischenräume seiner Reden flocht, mit der er alles Geliebte, Geachtete, Verehrte, alles was je auf seine Bitten gehört, auf seine Fragen geantwortet hatte, im Geist um sich her versammelte: er wurde nur Redner inwiefern er die Kunst besafs in tausendfältigen Weisen und in der freien Manier der verschiedenartigsten Naturen sich selbst anzuhören; nicht die armselige Kunst sich mit gelehrter, einsamer Selbstgefälligkeit selbst im Geiste nachzusprechen, sondern die Kunst sich anzuhören wie ein dritter, mit Protestation, mit Opposition, mit andern Gesinnungen, nicht blofs mit einem andern Ohr, sondern fast mit einem andern Herzen als dem Seinigen. —

Darum gedeiht in Republiken die Beredsamkeit, nicht blofs weil jedem mitzureden erlaubt ist, sondern weil jeder frühe gewöhnt wird einzugehn in die freie Gesinnung, in das Ohr des Nachbars, weil,

wer herrschen will, so vieles unabhängige, so viel eigenthümliche Weise zu hören und zu empfinden, neben sich dulden mufs, und so vielen gehorchen mufs. Darum ist man auch in unsrer Zeit den Frauen gegenüber gewöhnlich beredter, als den Männern, weil man mit einem zarteren Ohre, mit einer gewissen Empfindlichkeit des Anstands und der Sitte, kurz mit einem fremden Ohre, dem sich keine Gewalt anthun läfst, auf das hören mufs, was man sagt. —

Die Kunst zu hören besteht also in der freien Herrschaft, die man über diesen Sinn erhält, in der Fähigkeit im Sinn der andern zu hören, und doch zugleich sich selbst zu hören; kurz sie besteht wie alle Kunst, wie insbesondere die musikalische, in der Fähigkeit Akkorde, Harmonien zu empfinden, die nicht jedem angeboren ist, oder nicht etwa defshalb schon geübt wird, weil das Ohr offen steht, und mit sich geschehen läfst. — Schärfer den Ton von dem Nichtton, und einen Ton von dem andern unterscheidet der Wilde; das Thier sogar ist in der Fertigkeit, die Eindrücke der Sinnenwelt zu zerlegen, ohne weitere Lust kalt zu zerlegen, geschickter als der Mensch; aber den Wohlklang, die Akkorde unter dem was zugleich geschieht, das Ebenmafs, den Rythmus, die Melodie zwischen dem was aufeinander folgt, die Macht das feindselige, das anscheinend unvereinbare, durch ein Gesetz der Harmonie

in seiner Brust zu versöhnen, die Kunst aus den streitenden Kräften dieser Erde sich ein Gefühl der ewigen Ruhe zu bereiten, die Last zweier erbitterten Partheien wie zwei schwere Flügel auf seine Schultern zu nehmen, sich grade mit dem was die andern Geschlechter der Erde dumpf zu Boden drückt durch sein Gewicht — durch Ebenmafs um so freier zu erheben — darin besteht die adliche Natur des Menschen. — Alle Sinne des Menschen sind für diese schönste Eigenheit empfänglich: aber ihre Lehrmeister, die selbst, ich möchte sagen, unmittelbar von Gott dieses grofse Gesetz empfangen, und es vor allen andern pflegen und bilden müssen, sind die Organe des Gehörs und der Stimme. Tiefsinnig schweigt die mosaische Offenbarung von allem andern Unterricht Gottes: er lehrt den ersten Menschen nichts weiter als die Sprache, das ganze harmonische Gesetz der Welt; die eigentliche Herrschaft über die Welt ist ihm hiermit übergeben, und die Schöpfung des Menschen ist nunmehr vollendet.

— — Es gilt also nicht von dem menschlichen Gehör, sondern nur von dem spürenden, unterscheidenden Instinkt des Wilden und des Thiers, dafs es von Natur schon in der gehörigen Verfassung, und durch blofses Offenstehn der Ohren schon so gebildet sei als es werden könne. Wie aber, fragen wir, soll das Ohr sich künstlerisch ausbilden, wenn nicht

gesprochen wird, wenn das Zeitalter schreibt wo es reden sollte? Wohlan, üben wir diese wichtige Kunst zugleich mit der Gerechtigkeit gegen die grofsen verstorbenen, und die zu unsrer Freude noch fortlebenden Zierden der Nation, die einsam, ohne Berührung mit dem Volke, zu dem sie sprachen und für das sie lebten, ohne Antwort, als die sie selbst sich zurückriefen indem sie gehorsam eingingen in das Gemüth und die Denkweise der Mitbürger, ohne Belohnung, aufser dem zweideutigen, vielbeneideten und viel verbitterten Lobe entfernter Zeitgenossen, denen sie nie ins Auge gesehn, und aufser dem Zeitungsruhm, den sie mit den unwürdigsten ihrer Zeit theilen mufsten, die dennoch, ohne alle Gunst der Umstände, ohne alle Witterung des Glücks, diese deutsche Sprache so ausgesprochen haben, so erfüllt und beseelt, dafs sie sich heut ganz behaglich anhört, ganz muthig neben die andern vielbegünstigten Sprachen Europa's stellen kann. Seyn wir gerecht gegen die Dichter und Redner der Nation, indem wir sie lesen lernen, was wir jetzt noch nicht können: ich meine lesen, mit lebendiger artikulirter Stimme, indem wir sie — damit ich mich selbst wiederhole, wo es an seinem Ort ist, „eifersüchtig mifsgönnen dem Papier, herausreifsen aus den todten Lettern, der Buchdruckerkunst zum Trotz mündlich, wie Frankreich und Italien die seinigen längst, münd-

lich überliefern“ der deutschen Nachwelt, die uns dann, frühe geübt, frühe gewöhnt an die vaterländische Harmonie, in der Kunst zu hören, also auch in der Beredsamkeit übertreffen möge.

IV.

VERHÄLTNISS

DER

BEREDSAMKEIT ZUR POESIE.

Nachdem wir in unsern bisherigen Unterhaltungen den todten Begriff der Sprache zu seinem Ursprung, nämlich der lebendigen Idee des Gesprächs, zurückgeführt haben, nachdem der Persönlichkeit des Menschen, seiner Brust und Stimme, zurückgegeben worden ist was ihnen gehört, und was, unnatürlich zur Sache und Waare herabgewürdigt, in den Banden des Buchstabens und der Schrift gefangen lag, so stehn wir nun an dem Scheidewege, wo sich die göttliche Kunst der Rede in ihre beiden Hauptformen, die Beredsamkeit im engeren Sinne des Worts und die Poesie bricht, und wo wir, wenn wir, unsrer Verabredung gemäfs, der ersteren ungestört folgen sollen, ihres Verhältnisses zur letzteren bestimmter gedenken müssen. —

„Poesie, sagt Hugh Blair in seinen Vorlesungen über die Rhetorik, ist die Sprache der Leidenschaft oder der in Thätigkeit gesetzten Einbildungskraft, die sich gemeiniglich auch durch einen besonders geordneten Sylbenfall unterscheidet.“ Alle anderweiten Erklärungen der Poesie sind von ähnlichem

Schlage: die Kritik bleibt im Ganzen genommen dabei stehn, eine gewisse gröfsere Lebhaftigkeit, Bilderfülle oder das wahrzunehmen, was sie mit einem vielbeliebten Ausdruck Schwung nennet. So viel scheint bei allen ausgemacht zu seyn, dafs es aufwärts geht, dafs sich etwas geflügelt lofsreifst von den Banden dieser Erde und seine eigenthümliche Bahn verfolgt: über die nähere Bewandnifs der Sache sucht man vergeblich Auskunft. Wenn man alle die Sagen von dem Wahnsinn der Begeisterung betrachtet, der den Dichter ergreifen soll, und erwägt, wie man übereingekommen ist, dem Dichter aus dem Wege zu gehn, ihm gewisse Freiheiten zu gestatten, ihm gewähren zu lassen, ihn zu behandeln wie einen, der sich in sehr unnatürlichem und ungewöhnlichem Zustande befindet, und nun dabei bedenkt, dafs der eigenthümliche Pulsschlag seiner Werke, nämlich das Sylbenmafs wirklich auf etwas besonderes, von dem übrigen Treiben des Lebens unabhängiges, seinem eigenen Gesetze folgendes hindeutet, so ergiebt sich, dafs, wie es auch in der Ordnung ist, das Wesen des Dichters eigentlich vielmehr empfunden, als durch Worte ausgedrückt worden ist. Es gehört zu dem Wunder der Poesie, dafs so viele zu sagen wissen, wie ihnen zu Muth gewesen da sie von ihr ergriffen wurden, und doch so wenige anzuzeigen vermögen, was sie denn eigentlich ergriffen hat.

— — Eine der interessantesten Bemerkungen, die uns zuerst bei der Erwägung des Verhältnisses zwischen der Poesie und Beredsamkeit aufstöfst, ist die, dafs die Beredsamkeit es allezeit auf einen bestimmten Zweck absieht, während die Poesie überhaupt keinen Zweck, und wenn ja einen, doch gewifs keinen hat, der im Bezirke unsrer irdischen Neigungen und Bestrebungen liegt. Es ist eine gewisse Selbstgefälligkeit in den Werken der Dichter, ein sich selbst genug seyn, ein sich in sich selbst spiegeln, und bei aller innern Bewegung im Einzelnen, eine Ruhe des Ganzen, die keine Begierde nach aufsen zuzulassen, und auf dieser Erde eigentlich nur das gleichartige, in gleicher Seligkeit befangene aufzusuchen scheint. Das Wort Schwung deutet auf eine Art von Anstrengung, von *effort*, und scheint auf diese Beschreibung nicht zu passen — ich bitte Sie aber nicht zu vergessen, dafs die Kritiker, wie schon bemerkt, meistentheils nur ihren Zustand und ihr Verhalten bei Gelegenheit der Poesie, nicht aber die Poesie selbst beschreiben; und so bezeichnet denn jenes Wort (Schwung) nur die Resolution, die Art von Anlauf, die sie selbst nehmen müssen, um dem Dichter zu folgen. Aber da es keineswegs zum Wesen des Dichters gehört, dafs er sich nothwendig erhebe in sogenannte höhere Regionen, da ihm die Tiefe gehört so gut als die Höhe, da die Flügel, die wir

ihm beilegen, nur andeuten sollen, dafs er im Gleichgewichte sei mit dem Elemente, darin er lebt, dafs Hoch und Tief, Grofs und Geringe, und alles Mafs und Gewicht des gemeinen Lebens vor ihm zu Schanden werde — so ist es allerdings belustigend zu sehn, wenn die Kritik, wo sie einen Dichter gewahr wird, sich auf einen Schwung ins Unendliche gefafst macht, während es doch meistentheils mit einem ruhigen Wandeln in den Thälern dieser Erde schon gethan ist. Grade weil der Dichter sich dieser Erde entziehen kann, wann er will, so wird er wahrscheinlich mit besondrer Freiheit und mit besondrer Liebe in den irdischen Verhältnissen verweilen. —

Indefs ist der Redner befangen, verwickelt in diesen Verhältnissen, er will bestimmte Wirkungen hervorbringen, er will eingreifen in den Gang der Dinge, weil er einer bestimmten Zeit, einem bestimmten Orte angehört. Die Nothwendigkeit und der Ernst bezeichnen das Geschlecht des Redners, Spiel und Freiheit das des Dichters. Das unendliche Gespräch aller der vielgestalteten Naturen im Umkreise dieses Lebens, welches ich in früheren Stunden beschrieben, ist zwar der Gegenstand beider: der Redner so gut als der Dichter vereinigt die drei Personen des Gesprächs, die beiden streitenden und die höhere friedenstiftende, nur dafs er, der Redner,

in dem Standpunkte einer der beiden streitenden Partheien residirt und dahin immer wieder zurückkehrt, während dem Dichter wie einem höheren Geist jene dritte heitre friedenstiftende Stelle über aller Zwietracht dieser Erde zur Heimath angewiesen worden, von wo er partheilos und gerecht, zwar tief hinabsteigt in die Herzen der Menschen, in ihre Feindseligkeit und ihren Schmerz, richtend, versöhnend, aber immer zuletzt von jedem irdischen Anfluge reingebadet, sich wieder zu der ruhigen Klarheit seines Wohnsitzes erhebt. Der Redner so gut als der Dichter vermag nichts ohne den Gott, wenn auch jener vielmehr als Held und Streiter für die göttliche Sache, dieser, der Dichter vielmehr als Priester und Stellvertreter des Gottes erscheint, wie schon die Alten sehr richtig andeuteten; und wenn die höhere Würde der Menschheit eigentlich in der Verbindung des Göttlichen und Menschlichen beruht, und, wie ich neulich zeigte, grade die Sprache göttliches Siegel oder Kennzeichen aller menschlichen Thaten ist, so steht der Redner vielmehr in der Region des Menschen und befangen in der That und herabziehend zu ihrer Hülfe und ihrem Gedeihen das Göttliche, der Dichter hingegen vielmehr in der Region des Gottes, und lebend in der Sprache, im Wort, alles trübe, schwere und verwirrte auflösend in die Klarheit seines Elements,

und es, wie im Ion des Platon so schön beschrieben wird, hinaufziehend in den Kreis des Göttlichen. Der Redner nach Art des Hausvaters ist befangen in den Geschäften der Erde, schaffend, erwerbend, streitend für das Bedürfniſs, für den Staat, die Wissenschaft, den Glauben, ohne Ende herbeiführend die Materialien des Baus, das feindselige abwehrend und sein Unternehmen durch die Hülfe höherer Mächte verbürgend, indeſs die Poesie nach Art der Hausmutter alle diese versammelten Schätze ordnet, und in ein ruhiges Ganze zusammenfügt, und zu einem Wohnsitz des Göttlichen einweiht. Die Poesie wie die Hausmutter bleibt frei von den eigentlichen Banden des Besitzes, und während der Redner nach Art des Hausvaters das irdische Eigenthum behauptet, vertheidigt und auf die Nachkommen eigenmächtig und selbstherrschend überträgt, so ist die ganze Bestimmung der Poesie, wie der Frauen, frei von allen irdischen Banden die heilige Flamme des Lebens und des Sinnes, der das Leben zur Ewigkeit macht, zu bewahren und weiterzugeben. Die starren Gesetze des äuſseren bürgerlichen Lebens berühren die Frauen so wenig, als die Zwecke, die Pflichten, die Rücksichten des Redners irgend etwas über die Poesie vermögen; und wie sich auf dem Gebiete der weiblichen Wirksamkeit ein eignes und unabhängiges Gesetz der Harmonie

bildet, welches wir Sitte nennen; so hat auch die Poesie ihre eigne Regel des Wohlklangs, an der sich alle Wogen der Rede brechen: diese Regel, welche über alles Wirken des Redners dieselbe unsichtbare Gewalt ausübt, welche die Sitte über die Geschäfte des Mannes, möchte ich den wahren Geschmack nennen, wenn dieses Wort von allem Konventionellen, von aller falschen Verzärtelung und von jedem unedlen Beisatz gereinigt wäre. Sicher haben alle wahrhaft schönen Gemüther unter dem Worte Geschmack diese höhere Regel innerlich gemeint, wenn auch durch Zeiteinflüsse tausend unwesentliche Nebenbegriffe sich angeschlossen hätten. Daher nun in allen Werken der Poesie die tiefe Spur des freien Ursprungs aus dem sie stammen: daher der eigenthümliche Pulsschlag des Sylbenmafses, daher die Freiheit, ich möchte sagen die Selbstbestimmung, ja die Unabhängigkeit jedes poetischen Werkes (dessen Geburt vollendet ist) sogar von dem Dichter, wie des Kindes sogar von der Mutter: es giebt dann noch eine äufsere Pflege, Feile, Politur — aber über den eigentlichen Kern des Werkes, über die innerste Flamme des Lebens, die durch ein göttliches Geheimnifs entzündet worden, vermag der Dichter so wenig, als die Mutter über ihr Kind: erhalten, reinigen, schützen, auch zerstören läfst es sich oder opfern, aber nicht zurücknehmen, nicht

ungestalten! Daher auch die anscheinende Zwecklosigkeit der Poesie, deren wir oben erwähnten, es läfst sich von ihr so wenig als vom Leben selbst der bestimmte Nutzen, und die Art der Verwendung angeben, wofür sie eigentlich bestimmt sei. —

In den Werken der Beredsamkeit andrerseits scheint die Unruhe des Ursprungs unverkennbar: statt des einen innern unsichtbaren und geheimen Gesetzes der Poesie, welches sich in dem Ebenmafs der Symmetrie und der Vollendung aller poetischen Werke äufsert, scheinen hier vielfältige, äufsere, selbst noch unvollendete Gesetze zu regieren; die Bewegung gleicht dem unbestimmten Wellenschlag des Meeres, über das die Strömung, der Zug der Winde und auch der Einfluss der Planeten wechselsweise gebietet, indefs der Puls der Poesie ruhig und einförmig, und fast von allen irdischen Einflüssen unabhängig fortschlägt. Man mufs die Erde im Ganzen, und lange Zeiträume hindurch betrachten, dann wird sich auch in den Bewegungen der Gewässer jenes heilige Gesetz des Lebens offenbaren, welches wir in dem abgeschlossenen Leben des Kindes unmittelbar, und wie durch Inspiration empfinden. —

Die Beredsamkeit des einzelnen Redners an sich betrachtet, hat im Vergleich mit der Poesie etwas fragmentarisches und etwas von der Person des Redners immer abhängiges; es ist als wenn sie nicht

immer zugleich die ganze Fülle, sondern nur eine Seite des Lebens darstellte, und als wenn der Redner selbst, die Kenntnifs seines Karakters und seiner Lebensumstände erst sein Werk erklären müfste. Und doch erscheint auch dann noch sein Wesen einseitig und von höheren Umständen abhängig: man braucht die Werke der antwortenden Redner, man mufs die Wechselrede einer ganzen Nation Jahrhunderte hindurch verfolgen, man mufs des gesammten Nationalgesprächs inne werden, um dann endlich auch hier in jedem einzelnen Redner, unter allem Schein der Unregelmäfsigkeit, wie dort in dem Tumulte der Meereswogen den heiligen Pulsschlag wiederzufinden, den wir unmittelbar empfanden, indem wir die Hand an ein menschliches Herz legten. —

Nirgends zeigt sich die Wahrheit dieser Darstellung deutlicher als in der Betrachtung der brittischen Beredsamkeit: jeder einzelne Redner des brittischen Parlaments steht auf einem ganz bestimmten Partheistandpunkte, er ist nothwendig einseitig und fragmentarisch, wenn man ihn mit dem Dichter vergleichen wollte. Aufser diesem Partheistandpunkte trägt er in sich einen instinktartigen Respekt vor seinem Gegner, und — die an Anbetung grenzende Verehrung vor dem ganz unaussprechlichen Wesen, welches brittische Verfassung heifst. Er vereinigt also meiner Forderung gemäfs die drei Personen des voll-

ständigen Gesprächs: indefs residirt er wie es sich gehört, derb, tüchtig, kriegerisch gesinnt in seinem Partheistandpunkt, und kann durch die einzelne Rede zwar eine erhabene Gesinnung, aber niemals die ganze Fülle des politischen Lebens so ausdrücken, wie der Dichter die Fülle des Lebens, welches er darstellt. Indefs ist es eine sonderbare Erfahrung, die der unpartheiische Ausländer im fortgesetzten Studium der Parlamentsredner nothwendig machen wird, nämlich dafs man im Verfolg des Parlamentsgesprächs durch eine lange Reihe von Jahren ganz deutlich unter aller einzelnen Unregelmäfsigkeit, im Gange des Ganzen einen Rythmus wahrnehmen wird, über welchen die Ausschweifungen der einzelnen Redner so wenig Gewalt haben, als die einzelne Ausschweifung des wahren Dichters über den Rythmus der Verse und Sylben, der ihn einmal ergriffen hat. Der Ausländer nun, im Studium des englischen Parlamentsgesprächs, vereinigt so gut wie der einzelne Redner alle drei Personen des Gesprächs, die beiden streitenden Partheien und das dritte höhere, allen gemeinschaftliche Wesen: weil er aber nicht im Standpunkte einer einzelnen Parthei wohnt, sondern, wenn irgendwo, so auf der höheren gemeinschaftlichen Stelle, da wo das Gemeingut aller Partheien, nämlich die Konstitution steht, seinen Sitz hat, so befindet er sich in einer ähnlichen Lage, wie meiner obigen Beschreibung zufolge, der Dichter:

er übersieht, ich möchte sagen poetisch, also mit Ruhe, leidenschaftslos, ohne bestimmten Zweck, wie solcher den einzelnen Redner regiert, mit Liebe, und fast ohne Vorliebe das Ganze; und das Gesetz, der Rythmus dieses Ganzen steht in voller Klarheit vor seiner Seele. — Aus diesen Gründen möchte es wohl dereinst zuerst einem Ausländer gelingen, das innere Leben und Wesen jener Verfassung, des würdigsten Gegenstandes des Neides und der Bewunderung aller europäischen Völker, vollständig auszusprechen.

— — In dem Mafse, als der einzelne Redner nach der Fülle seines Gegenstandes strebt, wird auch seine Rede rythmischer, seine Prosa nähert sich der Poesie, nicht etwa indem sie sich poetischer Mittel, Bilder oder gar, wie es mitunter schlechte Prediger auf der Kanzel versucht haben, der Verse und des Reims bedient, sie wird nicht etwa zu dem ekelhaften Zwitter, den man poetische Prosa genannt hat, und die mit den weibischen Männern zu vergleichen seyn möchte, sondern wie der recht männliche Mann im Umgang mit Frauen, durch das Gesetz der Schönheit, durch die Sitte gedämpft und veredelt wird, so wird der wahre Redner durch den Umgang mit der Poesie, durch das Leben in ihrem Elemente, durch Aufenthalt als Gast in jener göttlichen Region, die sie immerwährend bewohnt, kurz

durch den Einfluſs des wahren Geschmacks, der im Gebiete der Poesie einheimisch ist, auf gewisse Weise verklärt, beruhigt: seine Rede wird, obwohl auf ganz andre eigenthümliche, männliche Weise, rythmisch und vollendet. — Von seiner Art kann er nicht lassen: als Redner muſs und soll er bestimmte Zwecke, bestimmte Wirkungen hervorbringen wollen; er muſs fest halten an Zeit und Ort; an das Universum, an alle Jahrhunderte zugleich lassen sich keine Reden halten; die äuſsere Form seines Werkes bleibt nothwendig Prosa, weil die fortgehenden Weltumstände, die wechselnden Zeiten unaufhörlich darin eingreifen und die Richtung seiner Bahn verändern. Glücklich wenn zuletzt sein ganzes Leben mit Inbegriff der Werke, so vollständig, so ebenmäſsig, so frei, so göttlich erscheint, wie ein einzelnes Werk der Poesie. Seine Lorbeern grünen erst da, wo sein Werk geschlossen ist, und sich über ihn ein Urtheil fassen läſst: auf seinem Grabe. Das einzelne Gröſste, was er gethan, trägt den Karakter seiner Zeit, die Farbe seines Orts, und kann nicht erhaben seyn über die Unruhe, daraus es entsprungen; der Sturm, den der Redner bespricht, flattert in seinen Haaren und in allen seinen Gewändern: wie kann er der Welt ruhig erscheinen, gegen die er kämpft: wer kann ihn richten, als sein eignes Bewuſstseyn und die Nachwelt.

— — Es frägt sich nun, ob sich in dieser gan-

zen Darstellung des Verhältnisses der Poesie zur Beredsamkeit keine Partheilichkeit gezeigt hat für eines von beiden. Sie haben mich in diesen Vorlesungen auf einige Stunden für den Wortredner der Beredsamkeit gelten lassen wollen, ich habe mich zu diesem Geschäfte angeboten, weil meine ganze Persönlichkeit, wenn es in der Gegenwart so grofser Gegenstände erlaubt ist, einer solchen Kleinigkeit zu gedenken, sich vielmehr auf die Seite der Beredsamkeit, als auf die Seite der Poesie hinüberneigt. Habe ich indefs meinen heutigen Zweck erreicht, hat meine Rede, oder damit ich wahrer, obwohl nicht ohne einiges Mifsbehagen sage, hat meine Feder mir gehorcht, so mufs ich Ihnen vielmehr als Wortredner der Poesie, denn als Wortredner der Beredsamkeit erschienen seyn; sie mufs aus unsrer Betrachtung in einer gewissen Sonnenklarheit hervorgehn, während die Beredsamkeit mit allen Wolken und Nebeln und Stürmen der Erde ringt. Ich habe Deutschland angeklagt um es würdig zu vertheidigen; ich habe gründliche Beschwerde über meine Zeit geführt, um mir die Ehre zu verdienen, ihr Wortredner zu seyn; nun beschliefse ich die Reihe der Anklagen, indem ich den eigentlichen Gegenstand meiner Rede im ungünstigen Lichte zeige neben einer höheren Schönheit; und doch ist es grade diese höhere Schönheit, der in Deutschland auf Unkosten der Beredsamkeit schon allzu sehr gehuldigt wird;

wie manchen tüchtigen Entschluss das Vaterland in der kriegerischen Manier des Redners zu vertheidigen oder gar zu retten, habe ich in Deutschland zu einem schlechten Sonnett, oder zu einem noch schlechteren Trauerspiele werden sehn. Aber freilich gehört zu dem rednerischen, wie zu allem praktischen Wirken einige Mithülfe der Umstände, einige Witterung des Glücks, und daher war es in Deutschland wohl natürlich, dafs man, da der irdische Partheistandpunkt, den der Redner braucht, unter unsern Füfsen verschwand, sich auf jenen dritten, höheren, reineren Standpunkt zurückzog, der uns allein zu verbleiben schien.

Unerachtet also die Vorliebe der edleren deutschen Naturen für die Poesie schon bis zur Unart geht, so habe ich es in der Vergleichung der Poesie und der Beredsamkeit dennoch auf die Verherrlichung der Poesie angelegt: zuförderst, weil, wie schon gesagt, ihr die Würde der Frauen im Hause gehört, weil ihr der *pas* zukommt, und weil ein Deutscher der ehrenvollen Anerkennung des gröfsten Römers, des Tacitus, nicht widersprechen darf, dafs wir die ersten waren, die vor dem andern Geschlechte die Knie beugten, die recht antirömisch ein Recht des Schwächeren anerkannten, während Rom nur ein Recht des Stärkeren. Dann aber, weil ich wenigstens streben will, die ganz verschiedene Macht, den ganz eignen Reiz der Poesie auf männliche, prosai-

sche Weise zu begreifen, weil ich mich durch ihr Wesen vervollständigen, weil ich meinen rednerischen Bestrebungen durch den Umgang mit der Poesie, durch gastlichen Aufenthalt bei ihr, den Geist des Anstandes und der Sitte mittheilen möchte, den der Mann in dem Umgang mit den Frauen gewinnt, und den man mit dem bis jetzt völlig unbegriffenen und unerklärten Worte Geschmack eigentlich gemeint hat. Dieſs habe ich gewollt ohne der männlichen Natur der Beredsamkeit und ihrem prosaischen Karakter etwas zu vergeben, ohne alles neidische Bestreben über ihre natürlichen Grenzen hinaus, ohne Begierde nach etwas, was mir einmal nicht gewährt ist, sondern weil ich weiſs, daſs ich meine Kunst nicht höher ehren kann, als indem ich ihr Gegentheil anerkenne. Unterscheiden Sie wohl die poetische Gerechtigkeit von der rednerischen: jene ist gerecht auf göttliche Weise, die Gerechtigkeit ist ihr ruhiger Zustand; diese ist gerecht mehr auf menschliche, männliche, kämpfende Weise, indem sie sich selbst widerstrebt: von dieser lernt man gerecht handeln, in jedem einzelnen Augenblick Gegengewicht, ja Gegengift werden für das Unrecht; von jener lernt man gerecht seyn, man lernt die Gemüthsverfassung der Gerechtigkeit.

— Wenn nun der Redner im Kampfe für die Gerechtigkeit, der Dichter aber in der ruhigen Übung der Gerechtigkeit lebt und webt, so wird die

Stellung des Hörers eines Redners viel Ähnlichkeit haben mit der Lage des Dichters. Wir haben neulich beschrieben, welchen leisen aber gewaltigen Einfluſs der Zuhörer über den Redner durch Geberden, Rührungen, ja durch die bloſsen Stufen seiner Aufmerksamkeit und seines Schweigens ausübt: wahrlich, diese Gewalt kommt ihm, weil er wirklich auf jene ruhige, leidenschaftslose, selige Höhe des Dichters über die Partheien erhoben wird. Eben so ist das Verhältniſs der Frauen zu den männlichen Geschäften, immer klar ihr Urtheil, natürlich wie ihre Briefe und Erzählung, oft, und grade in den verwickelsten Lagen des männlichen Lebens, oft orakelhaft und unbegreiflich weise; warum? weil sie mit Rücksicht auf die männlichen prosaischen Geschäfte in der höheren, leidenschaftslosen, poetischen Region stehn, weil sie überhaupt, wie jeder dritte bei einem Gespräch, wie jeder theilnehmende Zuhörer, nothwendig dahin treten müssen, wo die Gerechtigkeit ein Zustand ist. In dieser leidenschaftslosen, und, erlauben Sie mir immerhin das, wie Sie sehn, sich aufdrängende Wort, in dieser poetischen Stellung sollte eigentlich die Krone jedes Landes stehn, darum haben die Frauen, die Marie Theresien, sie mit so viel Anstand getragen. Endlich wo wird dieser Zustand der Gerechtigkeit so rein gefunden als im Muttergefühle, welches besänftigend schwebt über die kleinen Rhetoren und über die unaufhörlichen

Partheiungen der Kinderwelt. Wo auf der Erde lebt ein Herz so gerecht gegen jede Parthei, so eingehend in jede der streitenden Neigungen und Wünsche, so allmählich und doch so gewaltig hinaufhebend alle die Gleichgeliebten in eine gewisse Region der Ruhe, die uns durch unser ganzes Leben mit dem Andenken an die Mutter begleitet. Wenn alle Dichter der Welt mit ihren Werken untergingen, so wäre das eigentliche Gesetz der Poesie unmittelbar wiederzuerkennen in seiner reinsten Gestalt in dem Muttergefühle, das nur aussterben kann mit der Welt. — Hier endigen die Beispiele: sie können sich nicht weiter überbieten; um zu empfinden, was ich meine, ist es nun genug.

— — Weil die Poesie den *pas* hat vor der Beredsamkeit, so ist sie defshalb nicht etwa von einer vornehmeren Natur, als die Beredsamkeit; sondern beide gehen Hand in Hand, stützen einander, helfen einander, leben wie in einer Art von Ehe — grade wie die beiden Geschlechter, von deren Verschiedenheit alle irdische Unterscheidung herkommt, wie von ihrer wahren Vereinigung das Gesetz aller Gemeinschaftlichkeit auf dieser Erde ausgeht. Die beiden Geschlechter in ihrer Bestimmung und ihrem Verhältnifs begreifen, heifst allen Streit, alle Kriege, allen Zwiespalt, die nur Variationen jenes Hauptthemas sind, begreifen: die Ehe verstehn, heifst alle Verbindungen dieser Erde, alles Gemeinsame, ver-

stehn. Dieſs ist das Maximum der irdischen Weisheit, wiewohl es der Mensch nicht begreifen könnte ohne eine höhere Auskunft darüber. Meine beständige Rückkehr auf dieses Hauptthema des Verhältnisses der beiden Geschlechter hat man mystisch gefunden; die Philosophie aus einer unbestimmten Ferne, aus einer zweideutigen Höhe herabgetragen zu haben auf die Erde und unter die Menschen, ist der ewige Ruhm des Sokrates: in der babylonischen Sprachverwirrung unsrer Zeiten heifst es Mysticismus, wenn man das ganze Leben auf das wichtigste, mittelste, verständlichste, menschlichste Verhältnifs des Lebens bezieht, wenn man die menschliche Wissenschaft von demselben Kern abhängig macht, der den menschlichen Staat zusammenhält, und in dieser Manier jenem grofsen Muster nachfolgt. Wo ist der Mensch? damit ich in seiner Betrachtung all mein Wissen vermenschlichen könnte? — ich sehe nur Männer und Frauen, in ihrer Wechselwirkung erkenne ich erst den Menschen, wie darin sein wirklicher Ursprung liegt: der Mensch selbst ist mir nicht gegeben, damit ich nicht etwa sein Wesen beisteckte, — auswendig lernte und beisteckte; ich mufs ihn in Wechselblicken selbstthätig erzeugen; oder wenn mir gezeigt worden wäre, wie er sei, so soll ich mir sein Bild durch eine ewig streitende Betrachtung der Geschlechter ohne Ende erneuern und anfrischen.

— — Also so wenig als unter den beiden Ge-

schlechtern, ist ein eigentlicher Vorrang zwischen der Beredsamkeit und Poesie. Und dennoch schien ich im Anfang unsrer heutigen Unterhaltung einen Scheideweg zwischen beiden anzudeuten, als wenn von Vorzug die Rede wäre, den man einem vor dem andern geben müsse? Allerdings halte ich es für die wichtigste und ernsthafteste Alternative, in die jeder tüchtige Mensch beim Austritt aus der Schule und beim Eintritt in das wirkliche Leben gestellt ist, zu entscheiden, welches der eigentliche Geschlechtskarakter seines Geistes sei, ob er sich mehr hinüberneige zum äufseren, praktischen öffentlichen Leben, also zur Beredsamkeit, oder zu dem innerlichen Wirken der Poesie, zu ihrem häuslichen, weiblichen Wirken, das, unberührt von den Wogen des öffentlichen Lebens, nur leichtbestimmt von den Bedingungen der Zeit und des Orts, eigentlich vielmehr der Ewigkeit und dem ganzen Geschlechte, als dem Einzelnen und der Gegenwart angehört. Die Majorität der besseren Naturen mufs der Gegenwart, mufs dem öffentlichen Leben, also der Beredsamkeit verbleiben: aber besonders in Deutschland kommt es darauf an, sich deutlich sagen zu können, ob man zum Dichter und zu poetischem Leben geeignet sei oder nicht. Hier bei uns grade, weil das öffentliche Leben weniger reizt, als irgendwo sonst, werden in den grofsen öffentlichen Geschäften die angemefsnen Talente seltner; viele, welche die Natur mit den

herrlichsten Anlagen ausschmückte, ziehen sich in eine Art von Dichterwelt zurück; ohne die Resignation, die Bereitschaft des Leidens und der Geduld mitzubringen, welche die poetische wie die weibliche Sphäre erfordert, wollen sie den Geschlechtskarakter ihres Geistes ändern wie ein Kleid, und bringen allen Ungestüm des Herzens, alle Glut der Leidenschaft, alles Feuer irdischer Wünsche, welches im praktischen Leben, wo es hingehört, sich allmählich dämpfen und veredeln würde, mit in eine Region, wo die Gerechtigkeit ein Zustand seyn soll.

— — Ich muſs an dieser Stelle erinnern an das erhabenste Beispiel eines solchen Misgriffes, an das glücklichste Misslingen eines solchen Entschlusses, dessen Erzeugnisse noch heut in aller ihrer Disharmonie und Melancholie Deutschland entzücken und erheben, weil sie nämlich das grade redenswerthe, nämlich unser Leiden, mit unwiderstehlicher Gewalt ausdrücken, und weil Deutschland im Groſsen den ähnlichen Misgriff begangen, weil es unter unbesänftigten Begierden nach europäischer Bedeutung und Unabhängigkeit sich in Dichtungen und Träume verloren hat, die eben so wenig befriedigen könnten, als jenen dichterischen Redner, den ich meine, seine Werke. —

Schiller war, wie ich schon gesagt habe, zum Redner geboren, und strebte nach Krünzen, die nicht für ihn geflochten waren, und die er doch zu

gut kannte, als dafs ihn der Lorbeer, den ihm sein Vaterland wirklich reichte, und mit dem es seinen frühen Sarg umflocht, je hätte befriedigen und entschädigen können. Es war der Lorbeer vielmehr des Helden als des Dichters; der Lorbeer, der ihm, dem Vorkämpfer seiner Nation, gebührte, der gerungen hatte mit der Wahrheit, mit dem Guten, mit der Schönheit, der für alle Ideen, für alle Heiligthümer, und für alles Würdige und Grofse im Umkreis seines Vaterlandes gestritten, gelebt und sich in seinem eignen Feuer verzehrt hatte. Dieser Lohn konnte ihn nicht befriedigen, nicht etwa weil er unempfindlich dafür gewesen wäre: denn wer hat ausgesprochen wie einem Helden zu Muthe ist wie er? sondern weil er sein ganzes Leben hindurch nach einem andern gestrebt hatte, der ihm nicht beschieden war. Dieser Deutsche, dem, wie ein grofser Autor sich ausdrückte, die Natur die Brust und die Stimme gegeben hatte, die Menschheit auszusprechen — und der alle tragischen Gefühle der Menschheit auch wirklich ausgesprochen hat, ohne je eine Tragödie zu vollenden, ohne je lächeln zu können in Thränen, wie die Homerische Andromache, der er den schauerlichen Wechselgesang in den Räubern nachgesungen hat — dieser trefflichste Deutsche endigte mit jenem grausamen Wort der Thekla im Wallenstein über die Loose der Menschheit, das man durch alle seine späteren Werke deutlich hindurchklingen hört: das

Schicksal ergreift die Schönheit „und wirft sie unterm Hufschlag seiner Pferde, das ist das Loos des Schönen auf der Erde.“

Wir verlassen das Gebiet der Poesie nach der leichten Begrüfsung, nach der unerschöpften Betrachtung dieser Stunde: ich zumal, meiner Grenzen mir bewufst, geschreckt durch das erhabene Beispiel, dessen wir uns nur auf dem Gebiete der eigentlichen Beredsamkeit, welches wir jetzt betreten werden, wahrhaft erfreuen können. Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst, sagte Schiller, noch recht streng sondernd, gefliſsentlich zerschneidend die Gebiete, an deren einem, dem Leben, sein Beruf, an deren andern, der Kunst, seine Wünsche mit gleich starken Ketten angeschlossen lagen. Könnte ich die noch unentschlossene Jugend meines Vaterlandes, die von jener Zauberstimme der Poesie gelockt wird (welche für sie, wenn sie es so ernsthaft meint als er, eine Syrenenstimme werden kann, wie für ihn) überzeugen davon, dafs die Heiterkeit der Kunst, in das ernsthafte Leben mitgenommen, darauf übertragen werden kann. Die Heiterkeit der Kunst ist nicht etwa Leidenslosigkeit, sondern eine göttliche Ruhe, die der Redner so gut als der Dichter genieſsen, wenn auch vollständig nur erst durch sein abgeschlossenes Leben ausdrücken kann.

V.

VOM GUTEN GESCHMACK.

In dem Umgang mit der Poesie, habe ich gesagt, schleift die Beredsamkeit ihr allzuraubes, männliches Wesen ab, sie dämpft und mäfsigt ihre Leidenschaftlichkeit, sie erfüllt sich von jenem Geiste des Anstands, von jenem Sinn für sittliche und gesellschaftliche Beschränkung, der mit dem Worte Geschmack bezeichnet wird. Das Beispiel Frankreichs, des Vaterlands des guten Geschmacks im heutigen Europa, scheint mir zu widersprechen: vielmehr aus dem Umgang mit der Welt, aus den Berührungen des gesellschaftlichen Lebens, aus der Protektion glänzender Höfe, aus dem Wetteifer ausgezeichneter Talente, die sich anerkennen, also achten, also gegenseitig beschränken müssen, wenn sie miteinander bestehen wollen, scheint die eigentliche Blüthe des Geschmacks hervorzugehn. In Frankreich scheint vielmehr sich aus der Beredsamkeit der Nation die geschmackvolle Form der Poesie zu entwickeln, als die Beredsamkeit sich im Umgange mit der Poesie zu veredeln und zu läutern. — Aber, könnte man

fragen, sind es nicht eigentlich die Alten, deren Studium im heutigen Europa und zumal in Frankreich die Bildung des Geschmacks erweckt hat; war vor dem Wiederaufleben der griechischen und römischen Literatur und Kunst in Europa vom Geschmack die Rede? Hat sich nicht eigentlich das siècle de Louis XIV. nur angeschlossen an das Jahrhundert Leo X., dieses an das Jahrhundert Augusts, wie früher das Jahrhundert des August an das Zeitalter des Perikles, und flieſsen also nicht alle Schönheiten der Form, die wir in der französischen Literatur entdecken, und die jene geheimnifsvolle Forderung des guten Geschmacks befriedigen in letzter Instanz, aus jener griechischen Quelle? Nirgends aber haben sich Poesie und Beredsamkeit gleichmäfsiger entwickelt, als in jenem griechischen Vaterlande der Beredsamkeit, nirgends ist die Grenze beider strenger gezogen worden als dort: nirgends fühlt man wie im Studium der griechischen Literatur, dafs sie in einem Geschlechtsverhältnifs zueinander stehn, dafs sie sich untereinander veredeln und vermenschlichen, nirgends sind die Zwittergattungen der poetischen Prosa und der prosaischen Poesie, so unerhört, oder doch der Gegenstand eines so entschiedenen Abscheus. Nirgends läfst sich so deutlich nachweisen, dafs die später vollendete Beredsamkeit zwar von dem gesellschaftlichen und politischen Leben erweckt, aber nur im

Umgange mit der Poesie veredelt, und den Forderungen eines reinen Geschmacks gemäfs ausgebildet worden sei. — Aus dem Kampfe der Partheien, aus der vielfältigen Berührung des gesellschaftlichen Lebens, mufs sich ein lebendiges Gespräch, also auch die Beredsamkeit entwickeln, aber der Sinn für die Schönheit mufs weit verbreitet seyn, er mufs wie Luft und Himmel alle Partheien, alle Glieder der Gesellschaft umfangen, wenn die Erzeugnisse der Beredsamkeit jenen unaussprechlichen Reiz erwecken sollen, der um so wunderbarer wirkt, als er unsichtbar, unergreiflich nur im Ebenmafs, in den Verhältnissen, in der Ruhe des Werks besteht. Das was den Geschmack befriedigt an einem Werke, ist eben jenes Unsichtbare, was alle folgende Jahrhunderte reizt und anspricht: die Zeiten mögen sich ändern, andre Forderungen, andre Sitten, andre Wünsche mögen kommen, den Durst, die Sinnlichkeit des Tages mag man auf andre, mag jede Zeit auf ihre eigenthümliche Weise befriedigen — was aber den Geschmack der Seele, den guten Geschmack einmal wahrhaft befriedigt hat, befriedigt ihn immer. Wie die kommenden Zeitalter äufserlich gestaltet seyn werden, wissen wir nicht — dafs ihnen Thucydides, Platon, Demosthenes gefallen werden, wissen wir.

— — Wie aber wird der Sinn für die Schönheit allgemein, so dafs er den Redner im Tumulte

des Forums bezwingt, dafs er den Sturm der erhabensten Leidenschaft selbst, der Leidenschaft für das Gemeinwesen, für die Gesetze, für das Vaterland mäfsigt, dafs der Rhetor die gewaltigsten Mächte in seiner Brust ruhen läfst oder der Schönheit zum Opfer bringt? — Die Beredsamkeit mufs oft gastlich einkehren dürfen in jener höheren Region, in jener Heimath der Poesie: oft dasselbige Vaterland, in dessen Partheiungen sie lebt, mit dem klaren Auge, mit der ruhigen Seele des Dichters unter ihren Füfsen erblicken: sie mufs sich oft erhoben haben über ihre Zeit, wenn auch in ihren Werken jede kommende Zeit etwas empfinden soll, was erhaben ist über die Zeit. Also der Konflikt der Kräfte allein, die Bewegung des Marktes, der Reiz der Gegenwart allein ruft nicht hervor, was hinauszuklingen verdient über die Gegenwart: die ewige Schönheit selbst, oder doch ihr Geist, ihre Enthaltsamkeit, ihr Mafs, wie die Werke der Poesie es niedergelegt haben für den edelsten Sinn, den Sinn der Rede und des Wortes, — mufs den Redner ergreifen. Nun sagt er, was, sobald es gesagt worden, allen kommenden Jahrhunderten gehört, was also niedergeschrieben zu werden, in die Literatur seines Volks, ja in die Literatur der Menschheit, möchte ich sagen, überzugehen verdient.

— — Wie die höhere Gesellschaft aller Nationen

des heutigen Europa eine Neigung zeigt sich unter einander zu verbinden und zu verähnlichen; wie ungeachtet aller schroffen Gegensätze in den Meinungen, Sitten und Neigungen der einzelnen Völker auf der Höhe sich alles wieder ausgleicht, und nach einerlei Form und Geschmack, wenn auch nicht grade nach Einheit der Gesinnung strebt —, dieselbe magnetische Anziehung untereinander zeigen die vier erwähnten Epochen des Perikles, des Augustus, Leo X. und Ludwig XIV., die ich die vornehmen Epochen der Weltgeschichte nennen möchte. Es ist Griechenland, welches in der Weltgeschichte den vornehmen Ton angiebt, wie es im heutigen Europa Frankreich ist: Rom und Frankreich eigneten sich nur das allgemeingültige aus den griechischen Formen an, so wie die heutigen europäischen Höfe das allgemeingültige von den französischen Formen: wir hätten also die Genealogie des guten Geschmacks nachgewiesen; das Eigenthümliche jener vier Epochen war eine höhere Blüthe der Beredsamkeit, ihre nächsten Veranlassungen eine lebhaftere Berührung und Wechselwirkung der verschiedenartigsten Talente, aber alles daran was den guten Geschmack befriedigte, die unhandgreifliche Schönheit, welche die Welt bezauberte, ist aus der harmonischen Bildung der Griechen und dem Umgange ihrer Beredsamkeit mit ihrer Poesie herzuleiten. So grofs war der Einflufs der

griechischen Bildung auf die Nachwelt, dafs die Franzosen, welche die Werke der Griechen von den Römern, also aus der zweiten Hand empfingen, noch Gesetzgeber des guten Geschmacks für ein ganzes Jahrhundert und für einen ganzen Welttheil werden konnten.

— Ich will nicht läugnen, dafs in den drei letzten Epochen des August, Leo's und Ludewigs der jedesmaligen Blüthe des Geschmacks eine gewisse Einheit der Gesinnung vorausgegangen war, die bei Erklärung dieser Epochen am allerwenigsten vergessen werden darf, und die dem Geschmack einer jeden dieser Zeiten eine ganz eigenthümliche Sicherheit, wie seinen Werken einen ganz frischen, unerborgten Glanz mittheilt. So in dem Zeitalter des August der gewaltige Nachklang römischer Freiheit, ein gewisses Heldenthum des Herzens, ein Panzer der Gesinnung, den die weiche Brust eines Virgil noch mit Anstand zu tragen weifs, eine gewisse Ritterlichkeit, die in harmonischer Verbindung mit einem so sanften Gemüth zumal auf Frankreich eine unwiderstehliche Wirkung machen mufste: so ferner im Jahrhundert Leo X. das Bewufstseyn der grofsen vorangegangenen Glaubensverbindung und der Gröfse des christlichen Italien, welche den Häuptern der Literatur und Kunst eine Sicherheit, ein Selbstgefühl und eine unzerstörbare Jugendlichkeit giebt, wie die anderen Epochen

nicht aufzeigen können: so endlich würde dem Zeitalter Ludwig XIV. ohne die vorhergegangene höchste Ausbildung des Ritterthums und der Galanterie, ohne Franz I. und Bayard grade der höchste Reiz mangeln. Aber was ist es, das, wenn durch solche nähere, auch mitunter gröfsere und heiligere Veranlassungen ein Jahrhundert seiner selbst bewufst wird, unmittelbar an die früheren Epochen erinnert? Wie kommt es, dafs jede spätere dieser Epochen eine innere Nothwendigkeit empfunden hat, sich anzuschliefsen an die frühe? Wie kommt es, dafs grade bei der Verschiedenartigkeit der näheren Veranlassungen der republikanischen Gröfse der ewigen Stadt, des Glanzes der katholischen Religion im späteren Italien, und der ritterlichen Galanterie von Frankreich, die Führer dieser verschiedenen Literaturen doch solche Verwandschaft fühlen, dafs sie sich aneinander fügen, dafs Virgil, Tasso und Racine, dafs Cicero, Macchiavelli und Bossuet, kurz, dafs alle grofsen Geister der einen Epoche unwillkührliche Freundschaft empfinden für die der früheren, und dafs jede kommende Zeit an diesen Bund des Geschmacks sich nothwendig anschliefsen mufs? — Es ist der alte griechische Wein, der sich nothwendig im Fasse wieder rührt, wenn es draufsen Sommer geworden ist und die Reben wieder blühen. — Es ist die griechische Poesie und ihr harmonisches Verhältnifs

zu der Beredsamkeit jenes Volks; der gute Ton für die Geister aller Jahrhunderte ist einmal angegeben, sie können der eignen Gröfse, der eignen Anmuth sich nicht bewufst werden, ohne diesen reinsten Formen der irdischen Schönheit zu huldigen! — Sie empfinden mit unmittelbarem Wohlgefallen was sie sind, aber sie erkennen es nur an dem Mafsstabe, welchen sie von den Griechen empfangen.

— — Übersehen wir neben dieser historischen Darstellung des Einflusses der Poesie auf die Beredsamkeit nicht, dafs die Forderung des Geschmacks eigentlich nur an die Beredsamkeit gemacht wird oder an die rhetorischen Dichter, an die vornehmen Dichter: man fühlt einen Mifsbrauch des Wortes Geschmack, wenn man es auf Homer, auf Dante, auf die Nibelungen, ja selbst auch auf Ariosto und Shakespear anwenden wollte, zum deutlichen Zeichen, dafs von diesen Dichtern, welche unzertrennlich sind von dem Geiste der Poesie, verschmolzen in die Harmonie der Natur, welche sie aussprachen, vielmehr alles Gesetz des Geschmacks abgeleitet wird, als dafs sie selbst irgend einem solchen Gesetze unterworfen werden könnten. — Versetzen wir uns also in unsre Zeit, in eine Zeit, die sich dem Gesetze des Geschmacks unterwerfen möchte, wenn sie es selbst zu finden und auszusprechen im Stande wäre; nehmen wir an, wir wüfsten von Grie-

chenland so wenig als von Virgil und Tasso und irgend einem andern Zeitalter, als dem Ludwigs XIV., und versuchen wir aus der instinktartigen Forderung und Nachfrage der gebildeten Leute unsrer Zeit, blofs mit Hülfe der französischen Literatur, das Wesen des guten Geschmacks aufzufinden.

Es giebt nichts abgeschmackteres als das deutsche Wort geschmackvoll; man kann einen Kunstrichter, einen Philologen, einen Dichter, ein Gemälde, ja die unbedeutendste Gartenanlage, oder ein Zimmerameublement nicht schlechter empfehlen, als wenn man sie geschmackvoll nennt. Es ist als wenn sich der Deutsche die Schönheit nur unter der Gestalt grofser Vorräthe, oder den Wohlgeschmack überhaupt nur bei einem vollen Munde denken könnte. Die Seele, indem sie ihren Geschmack veredelt, wird nicht etwa erfüllt, sondern sie wird vielmehr geleert, sie entäufsert sich des unnützen Überflusses, sie ordnet sich, sie fügt sich unter gewisse Verhältnisse, die mit dem mehr und weniger durchaus nichts zu schaffen haben. Durch das Aufhäufen der Erscheinungen und Werke, die im Rufe stehn den guten Geschmack zu befriedigen, wird in der Regel grade der Reiz, den sie einzeln für sich haben mochten, wieder zerstört. Der gute Geschmack offenbart sich vielmehr in dem was verschwiegen, als in dem was gesagt wird, vielmehr im Vermeiden, im sterlichen

Ausweichen als im Schaffen, im Geben — vielmehr in der Resignation als im wirklichen und im positiven Genufs. —

Das Wort Geschmack ist uns Deutschen im Anfange des vorigen Jahrhunderts zugleich mit den freien Künsten selbst aus Frankreich zugekommen, in einem Augenblick, wo wir völlig uneingedenk waren des Grofsen und Unermefslichen, was wir selbst in früheren Zeiten im Gebiete der Kunst geleistet, und so haben wir denn den unverhofften Reichthum nicht recht zu sortiren gewufst: es war uns in dem Zustande der gelehrten Austrocknung etwas blühendes angeflogen, ein Füllhorn von Schönheit war über uns ausgeschüttet worden, und so wufsten wir denn in dieser Wohlthat eine geraume Zeit hindurch nichts wahrzunehmen als die Fülle; ein Stil voller Bilder, ein sogenannter blühender Stil hiefs ein geschmackvoller Stil: ein Philolog, der seinen alten kritischen Kram mit Exklamationen über die Schönheit seines Autors durchspickte, hiefs ein geschmackvoller Philolog; ein Pedant, der den alten hergebrachten Schulverstand mit einigen eleganten gesellschaftlichen und artistischen Leichtfertigkeiten versetzt hatte, hiefs ein geschmackvoller Gelehrter und Kunstrichter.

Es ist offenbar, dafs der Mensch an wahrem Reichthum nicht zunehmen kann, ohne sich zugleich

immer mehr zu beschränken; jeder Besitz eines geliebten Gegenstandes nimmt vielmehr ungefälliges von uns, schleift vielmehr rohe Seiten unsers Wesens fort, schäumt den unnützen Überfluss ab, als dass er den Vorrath unsrer Güter vermehrte: wir erkennen immer bestimmter unsre Schranken, werden das was wir seyn können und sollen, und so schmeckt zuletzt die Welt uns an, sie spürt es jeder Bewegung unsrer Person, jeder Wendung unsrer Werke an, dass wir in vielfältiger Berührung mit ihr gewesen sind. Der gute Geschmack ist eine Eigenschaft, welche sowol Personen als Werke nur in der menschlichen und bürgerlichen Gesellschaft erlangen können. Von der Schönheit eines Kindes oder irgend eines reizenden Gegenstandes, der entfernt von der bürgerlichen Gesellschaft in seinem eignen Gesetze lebt und blüht, wäre die Forderung des guten Geschmacks so unpassend als vom Homer. Diese natürlich schönen Gegenstände können den Geschmack bilden helfen, aber ewig nicht seiner Regel unterworfen oder danach beurtheilt werden.

— Es ist in dem menschlichen Gemüthe eine dunkle Forderung, dass das gesellschaftliche Leben und alle Werke der absichtlichen Kunst das durch Bewusstseyn, durch vielfältige Berührung der Aussenwelt, und durch den Einfluss der Regel werden sollen, was jene natürlich schönen Gegenstände blos

dadurch schon sind, dafs sie da sind. Der Jonische Himmel, die Jugendschönheit gesangreicher Völker, und alle die Umstände, aus denen die Homerischen Lieder entsprossen sind, wie Zweige aus dem Baume, treffen nicht wieder zusammen: aber alle diese Bedingungen leben, wenn auch zerstreut, fort in der menschlichen Brust; das wesentliche in ihnen dauert. Nur die Seele des Homer war so einfach, dafs sie alle Vielfältigkeit der Welt durch den klarsten offensten Sinn, den Sinn des Auges, in sich einströmen lassen konnte: die Töne, in welchen sie zurückgab, waren dennoch harmonisch. Wir spätgebornen hingegen, die wir am Ende der Zeiten stehn, müssen gegen die Vielfältigkeit der Welt, gegen die erdrückende Masse der Erscheinungen die Augen schliefsen: denn wir bringen ihnen eine zerstreute Seele entgegen; wir schliefsen den klarsten Sinn, damit er uns nicht zerstreue, und öffnen dagegen den dunkelsten Sinn, den Sinn des Geschmacks, um die harmonischen Verhältnisse, die wir mit Absicht erreichen wollen, herauszuspüren. So richtig gewählt und so tief bedeutend ist das Wort Geschmack! — Wer vieles geniefsen will, sagt der Dichter, geniefse jedes in seiner Art, so ist er am besten besorgt! Wollen wir Homer und Shakespear und alle aus dem mütterlichen Schoofs der Natur vollständig gerüstet entsprungene Dichter einerseits, aber auch andrer-

seits, die absichtlichen Werke des Virgil, des Tasso, des Racine, beide geniefsen, gegen beide gerecht seyn, so lassen Sie uns den jeden von ihnen angemefsnen Sinn eröffnen. Es ist ungeschickt auf beiden Seiten, wenn man die Schönheit des Shakespear blofs schmecken will wie die Franzosen, oder wenn man die Schönheit des Racine blofs sehen will wie die Deutschen. Die eigenthümliche Schönheit eines Kunstwerks versteht niemand, der nicht in die Bedingungen eingeht, unter denen der Meister arbeitet, der nicht vorwalten läfst in sich den Sinn und die Gesinnung, die im Meister bei der Entstehung des Werks vorwalteten.

— Ich darf nunmehr hoffen verstanden zu werden, wenn ich die Dichter der obenerwähnten vier glänzenden oder vornehmen Zeiträume der Weltgeschichte rhetorische Dichter nenne. Die eigentlichen poetischen Dichter, mit deren jugendlicher Schönheit ein gütiges Schicksal die alternde Welt immer wieder hat erfrischen wollen, fallen in die dunkleren Zeiträume zwischen jenen glänzenden. Die französischen Dichter des siècle de Louis XIV., so gut als Virgil, und in vieler Rücksicht auch Tasso gehören der Redekunst: sie stehn unter der Regel des Geschmacks so gut als die Beredsamkeit; sie veredeln sich, sie bilden die eigenthümliche Schönheit im Umgange mit den eigentlich poetischen Dichtern; jedes

poetische Zeitalter ruft ein rhetorisches hervor; die selbstzufriedene, in sich selbst lebende und blühende Schönheit des Homer ruft den Sophokles hervor, und noch mehr den Virgil, die Epoche des Dante, das Zeitalter des Tasso, der Shakespear den Pope: die rhetorischen Dichter sind nicht selbstzufrieden und göttlich in sich beschränkt wie die poetischen, sie haben einen äufseren Zweck wie der Redner, sie wollen das innre Leben jener, der poetischen Dichter, äufserlich, im Leben, in der Gesellschaft ausdrücken. Und so bietet die Kunstgeschichte der Welt eine schöne Reihe von wechselnden Zuständen dar, von poetischen Zeiten, die unerbeten, unerfleht, wie ein reines Geschenk des Himmels auf die Erde kommen, und das eigne Mafs und Gesetz ihrer Schönheit mitbringen, und von rhetorischen, die in dem grofsen Stoff des Lebens, in der Gesellschaft auszudrücken, auszuprägen unternehmen, was sie in der Überlieferung aus den Händen ihrer Vorgänger empfangen. Die Gerechtigkeit zugleich gegen den poetischen Shakespear und gegen den rhetorischen Racine kann also unmöglich schwer seyn, da sie so natürlich ist, und das Gegentheil so unvernünftig, als wenn man neben der Blüthe die Frucht, oder die Frucht neben der Blüthe verachten wollte.

— — Wir haben warnen müssen, dafs man den Geschmack, der blofs mit der Form und den Ver-

hältnissen der Schönheit zu thun hat, nicht mit ihrem Gehalt verwechsle; dafs man den Geschmack nicht aufzuspeichern, aufzustapeln unternehme, wie unsre deutschen Pedanten; wir haben gezeigt, dafs es dabei auf mehr oder weniger durchaus nicht, und wenn ja auf eines von beiden, gewifs vielmehr auf das weniger ankomme. Es giebt aber auch eine französische Art, das zarte Wesen des Geschmacks zu mifshandeln, da man ihn mit dem Konventionellen verwechselt, da man ihn fixirt, in Versteinerung übergehn läfst, oder wohl gar auf den konventionellen Geschmack eines einzelnen Jahrhunderts eine Theorie des Geschmacks zu begründen unternimmt. Noch mehr: viele Menschen wollen den Geschmack selbst wieder schmecken, zu welchem Zweck er erst Speise werden, also aufhören müfste Geschmack zu seyn, so wie viele Deutsche ihr Sehen selbst wieder sehen wollen, aus welchem wunderlichen Bestreben sich dann beiderseits nur der Tod und das Nichts, aber nicht die Einsicht in die Wahrheit, nicht das Gefühl der Schönheit ergeben kann. Weil aber die Verwechslung des Konventionellen mit dem, was der gute Geschmack anordnet und verlangt, so viel weniger auffällt auf den ersten Anblick, und so viel verderblicher auf den Geschmack selbst wirkt, so verdient dieser Punkt eine besondere Erörterung.

Wir fragen z. B.: erfordert der gute Geschmack

unerbittlich die Einheit der Zeit und des Orts auf der Bühne? — Der gute Geschmack erfordert, dafs jede Kunst in ihren Schranken bleibe, dafs sie nicht aus dem Bezirk heraustrete, in den sie gehört, dafs sie sich nicht anders geberde als es sich für Ort und Zeit schickt. Es gehört zum Wesen der französischen Tragödie, dafs die Einheit der Zeit und des Orts beobachtet werde; — etwa weil die Verwandlung der Szenen, und eine raschere Zeit auf der Bühne unwahrscheinlich wäre? Eine kurzsichtige Kritik hat diesen seichten Grund angeben, und eine andre noch plattere Kritik hat sich die thörichte Mühe geben wollen ihn zu widerlegen, und die Wahrheit gegen die Wahrscheinlichkeit vertheidigen wollen. Was? es wäre die gemeine Scheu vor der Störung der Illusion; nichts mehr, nichts höheres? es wäre blofs flache Liebhaberei zur Natürlichkeit, blofs Scheu vor allem Gedanken der Kunst, was die Einheit der Zeit und des Orts zur Bedingung der französischen Tragödie machte, während der französische Zuschauer ja grade in allen andern Rücksichten nichts mehr auf der tragischen Bühne verabscheut, als die gemeine Natürlichkeit, während er verlangt, dafs die Kunst grell heraustrete, und sich die Übertreibung sogar, wie der Grieche die Maske gefallen läfst, damit nur das worauf es ankommt, Wort und That gehörig, wie auf der griechischen Bühne, verkörpert werde.

Hätte das französische Publikum für diese Forderung seines Gefühls wirklich keinen besseren Grund, so wäre sie blofs konventionell, eine schlechte Angewöhnung, ja sie wäre geschmacklos, weil sie allen übrigen Forderungen des französischen Zuschauers widerspräche. — Ich will einen bessern Grund angeben! Die französische tragische Bühne ist ein auseinandergelegter Rednerstuhl, aufgeschlagen für diesen bestimmten Ort, für diese bestimmte Zeit, für diesen Hof, für diese wahre Volksversammlung von Talenten, die über dem Jahrhundert Ludwig XIV. zusammenkamen. Die französische Tragödie geht nicht aus auf die allgemeine Erhebung des menschlichen Gefühls, sie will eine ganz bestimmte Wirkung, einen ganz bestimmten Zweck: Racine hat vor seinem Schreibtisch das Portrait seines grofsen Monarchen, und sein ganzes Gefolge von Heldenthum und Schönheit steht vor seiner Seele; er buhlt weder um den Beifall der Welt, noch ist er sich selbst genug; er will Frankreich gefallen, und denkt nicht an mehr: er läuft in jeder Tragödie fünfmal Sturm auf das Herz von Frankreich, und wäre Sieger, wenn er durch die Gewalt der Rede seine Nation bezwänge, obschon die ganze übrige Welt unberührt bliebe von seinen Worten. Brittanikus soll in dieser französischen Hoftracht erscheinen: das römische Kostum beobachten wäre geschmacklos,

weil der Redner aus seinen Schranken treten würde; die Verwandlung der Szene wäre geschmacklos, weil eine Prätension auf Natürlichkeit darin läge, die das ganze übrige Werk und seinen Karakter zerstörte. Die französische tragische Bühne verlangt im Ton aller Schauspieler eine Art von Gesang, der allen gemein ist: man will erinnert seyn, daſs eigentlich nur einer spricht: der Dichter, der rhetorische Dichter. Spräche jeder Schauspieler in seinem eignen Ton und Rythmus, so wäre es eben so geschmacklos, als wenn ein Redner seine Stimme verwandeln, seine Parthei nachmachen wollte, während er sie redend einführt. Die französische Tragödie will den Tod nicht auf der Bühne dulden, wie überhaupt die rednerische Handlung durch kein Schauspiel, kein Spektakel irgend einer Art, durch keine unnützen Requisiten unterbrochen werden soll. — Aus allen diesen Gründen, und weil beide Völker dieselbe Forderung an die Bühne machen, vertragen sich Aristoteles mit seinen Griechen und Frankreich sehr wohl. Es ist keine Forderung, die sich an die Beredsamkeit, an eine Rede, die an ein solches Volk und solchen Hof gehalten wird, machen liefse, welche die französische Tragödie nicht zu vollkommener Befriedigung des Geschmacks erfüllte; ja es läfst sich auf dem ganzen Gebiete der Kunst keine Erscheinung nachweisen, die nach Maſsgabe der Umstände

so vollständig wäre, was sie seyn kann, und so genau der Absicht gemäfs das was sie seyn soll.

— — Sind aber defshalb die klaren hohen Weltgemälde William Shakespears geschmacklos, weil sie sich nicht an die Einheit der Zeit und des Orts halten, weil die Schauspieler in Stimme und Kleidung sich verwandeln sollen, weil wirkliches Spektakel der Rede zu Hülfe kommt, weil die einzelnen Personen in dem Karakter ihrer Natur handeln und wirken, weil der Dichter sie wirklich entläfst, unabhängig, mündig heraustreten läfst an die Welt, weil sie wie Statuen freistehn: während die Personen der französischen Tragödie halb erhaben, wie im Basrelief, auf einem festen Hintergrunde, nämlich der Seele des rhetorischen Dichters erscheinen? Sie seyn in diesem Beispiele ganz deutlich, wie der poetische Dichter für Auge und Ohr, der rhetorische Dichter für das Ohr und den Geschmack, nach Art des Redners arbeitet: wie also auch jener nur durch jene, dieser durch diese Sinnenallianz gerichtet werden kann. Shakespear — und dasselbe gilt von Homer und von allen poetischen Dichtern — ist nicht geschmacklos: sondern seine Werke fallen überhaupt nicht in das Gebiet des Geschmacks, weil die Klarheit seiner Gestaltungen, die tüchtigen, aus der innersten, geheimsten Tiefe der Natur nach Aufsen hin gezeichneten Umrisse seiner Schöpfungen sich über-

haupt nicht schmecken lassen, weil sich das Licht nicht mit einem dunkeln Sinne ergreifen läßt. Nicht er ist also geschmacklos, sondern das Urtheil über ihn, welches, ganz gegen die sicher und schön durchgeführte Regel der französischen Bühne, verlangt, daſs die Intention des Autors sich selbst widerspreche, verlangt, daſs er ein andrer seyn soll, als der er den Neigungen seiner Nation, seinen eignen Wünschen und seiner Elisabeth gegenüber seyn kann — dieſs Urtheil ist geschmacklos, und so liegt überhaupt in sehr vielen Fällen die Geschmacklosigkeit vielmehr in der Ansicht des Kritikers, als in dem Künstler, dem sie Schuld gegeben wird. —

— — Die Fähigkeit: der Absicht, den Umständen, der Schicklichkeit, kurz den Bedingungen, welche die Gesellschaft auflegt, gemäſs zu handeln, zu sprechen und zu seyn, das zu viel zu vermeiden, und — denn immerhin auch — das zu wenige zu ergänzen — ist im allgemeinen genommen Gerechtigkeit. Im wirklichen Leben, wo sich tausend Gestalten im bunten Gewühle der Erscheinungen dem Richter aufdrängen, ihn zu verführen, zu bestechen drohn, schlieſst sie die Augen, dieſs ist die bekannte Gerechtigkeit, welche eine Binde trägt: sie schmeckt das richtige heraus. Es würde paradox scheinen, wenn man vom Oberrichter der Kingsbench in England, oder von den abstimmenden Zuhörern des dortigen Parlaments-

gesprächs sagte: der Geschmack sei ihr höchstes Gesetz. Nichtsdestoweniger läfst sich von dem wahren Richter nichts bestimmteres, treffenderes sagen: er ist Richter der Beredsamkeit, die Advokaten, die Parlamentsredner, die Landesgesetze, die Landesgeschichte — alles spricht vor ihm — und über die Beredsamkeit giebt es kein andres Gericht als das des Geschmacks; in allen Verhältnissen des wirklichen Lebens kein unentbehrlicherer Sinn als der des Geschmacks. Im idealischen Leben der Poesie hingegen, wo die Gestalten schon geordnet sind, schon alle einem Gesetz, einer Regel, einem Rythmus unterworfen, wo sie sich nicht mehr zerstreuen, nicht mehr zerfliefsen können in Gestaltlosigkeit, da müssen die beiden Haupteingänge der Seele, Auge und Ohr geöffnet werden: diese Gerechtigkeit kann keine Binde tragen, denn sie soll ja ihr Gesetz empfangen von der Poesie, die es aus einer schöneren Welt, aus einer höheren Ordnung der Dinge, sanft vermittelnd ihr herüberreicht.

— — Es springt in die Augen, dafs das Urtheil des Geschmacks nie ruhen, nie stillstehen, nie zur konventionellen Regel werden darf. Wie die wirkliche Welt in rastloser Umgestaltung sich fortbewegt, wie heut in den Umständen dieses Tages unschicklich wird, was gestern schicklich war, — in derselben Beweglichkeit folgt das Urtheil des ächten Ge-

schmacks dem Wechsel der Welterscheinung; nur das Steife, das Starre, das Ungelenksame, die Versteinerung des Konventionellen, dann das Überfliefsende aus sich selbst, unaufhörlich aus seinen Grenzen herausschwankende, unsichre, ist das ewig Geschmacklose. Der Gipfel des Geschmacklosen ist zu verlangen, wie Lessing sagt, dafs allen Bäumen eine Rinde wachse. — Daher sind es reiche Welterfahrungen, vielseitige Wechselwirkungen mit dem lebendigen Leben, die den Geschmack des Menschen anregen und bilden, weil sie ihn fortreifsen in den Gang der Welt, weil, im Fügen unter tausend wechselnde Umstände des äufserlichen Lebens, auch seine Seele allmählich sich fügen lernen in die verschiedenartigsten Formen. So erwirbt der Mensch was ich den *à plomb* des Geistes, die äufsere Haltung in der Rede, wie in der Handlung nennen möchte: aber ganz sicher, und ganz bewufst der erhabnen Mitgift des Geschmacks wird der Mensch, zumal der Redner, nur durch den stillen Umgang mit der Poesie, d. h. mit dem Göttlichen.

Das Wesen des ächten Geschmacks ist, glaube ich, angedeutet, indem seine Grenzen gezogen sind, was bisher noch nicht geschehen war: das Wesen der Beredsamkeit ist bestimmt, auch — indem ihre Grenzen gezogen sind — gegen das Gebiet der Poesie, von der sie streng getrennt seyn soll, damit sie

ewigen Umgang und innige Freundschaft mit ihr pflegen könne. Wir haben die rhetorische Poesie, die wesentlich auf unser Gebiet gehört, mit herüber genommen; dafür geben wir der Poesie was ihr gehört, die poetische Beredsamkeit, nämlich jene Meisterwerke zurück, welche durch eine äufsere prosaische Form unsre rhetorische Betrachtung herauszufordern scheinen, wie Don Quixote und Wilhelm Meister, aber durch alle ihre inneren Eigenschaften, ihre Absichtslosigkeit, ihre Freiheit, ihre Ironie, ihren poetischen Bau, in jene Sphäre gehören, über die, da der Geschmack allein unsre Richtschnur seyn mufs, wir nichts vermögen.

VI.

VON DER

POLITISCHEN BEREDSAMKEIT

UND DEREN

VERFALL IN DEUTSCHLAND.

Demosthenes wurde einst gefragt, welches das erste und wichtigste Erfordernifs der Beredsamkeit sei; er antwortete darauf, nach dem Zeugnisse des Cicero und des Quinctilian: es sei der Vortrag. Auf die Frage, welches das zweite Hauptstück der Redekunst sei, antwortete er abermals, der Vortrag; auf die Frage, welches das dritte, gab er dieselbe Antwort. Es sei nicht blofs das erste, sondern das einzige Erfordernifs, schien er damit sagen zu wollen. — Wir, in der Verzauberung der Schrift Befangene, vernehmen diesen Ausspruch des grofsen Mannes nicht ohne einiges Befremden, und trösten uns über die darin enthaltene Paradoxie damit, dafs wir annehmen, der Redner lege dieses ungebührliche Gewicht auf den Vortrag, weil dieser die Schwierigkeit gewesen sei, mit welcher er besonders zu kämpfen gehabt habe. Aber sollte das Geheimnifs der Redekunst wirklich wo anders liegen, als in dem Momente, wo sie durch das Ohr in das Herz des Hörers überströmt? Von der dunklen, verborgnen Stelle an, wo der Gedanke des Redners

entspringt, bis dahin, wo er in seiner vollendeten Klarheit und Majestät ans Licht tritt, geht er allerdings durch unzählige Verwandlungen hindurch; die mannichfaltigsten Gefühle erwachen, drängen sich durch Seitenwege ihm nach, ergiefsen sich in ihn, färben, erheben ihn. Aber die allergröfste Verwandlung erfährt er erst, wenn er nun wirklich als lebendiges Wort an die Brust des Hörers schlägt. — Die Verlegenheit, die jeder empfindet, der eine vorbereitete Rede vor einer Versammlung aussprechen will, ist höchst natürlich; sie enthält das einfache Geständnifs: „Was ich euch sage, sollte frisch und lebendig aus meinem Herzen in das eurige übergehn, in jedem folgenden Worte, in jedem folgenden Gedanken sollte schon enthalten seyn, sollte schon einfliefsen eure lebendige Antwort, und was wir Auge in Auge, an diesem Orte und zu dieser Stunde in einander finden und lesen, und was nur dieser unvorhergesehene Moment, und kein anderer, je wieder eben so zusammenfügt. Statt dieser Frische nun bringe ich euch etwas kalt gewordenes, und defshalb schäme ich mich; statt dafs meine Rede euch unmittelbar ergriffe, und fester und fester uns umstrickte in dem grofsen Gedanken, auf den ich es abgesehn, läuft sie nun neben euch her, berührt euch gelegentlich, und wo es etwa der Zufall will, verfehlt euch aber da, wo sie es bestimmt auf euch angelegt hatte, gewifs.“

Man kann eine Rede mit der gröfsten Genugthuung niedergeschrieben haben; und da sie gehalten werden soll, findet man das meiste an der unrechten Stelle. Es ist ein Gefühl, wie es ein junges Mädchen bei der Toilette und bis zu dem Augenblick, wo sie in die Gesellschaft eintritt, haben mag; der Muth, die Zuversicht, die Vorstellung von dem Eindruck, von der bestimmten Wirkung, die sie machen werde, das ganze idealische Gebilde einsamer Selbstgefälligkeit verschwindet vor der völlig unerwarteten, völlig unberechneten Wirklichkeit; was man mitbrachte, worauf man am sichersten baute, gilt wenig, wird überglänzt; man herrscht nicht, wie man geglaubt hat, man mufs sich schicken, fügen; die Seele mufs in der Geschwindigkeit, mitten in der Versammlung, eine ganz neue Toilette machen. Sie hatte unter den Träumereien am Spiegel vergessen, dafs solch eine Versammlung antwortet und ihre besonderen Gedanken hat, und nicht die eigenen Phantasien wieder zurückgiebt, wie der Spiegel. — So nun ist es mit der Rede; sie ist eigentlich nicht eher da, als bis sie leibhaftig vor denen ausgesprochen wird, die dadurch ergriffen werden sollen. *Pronunciatio* übersetzt Quinctilian das Wort des Demosthenes; das deutsche Wort Vortrag bezeichnet nur unvollständig was er meint. Seine eigentliche Meinung war: es redet ein Gott durch den Mund

des Menschen, wo dieser wirklich redet; und der Gott soll nicht etwa auf die Hörer warten, sondern diese müssen erst zugegen seyn, dann erscheint er. — Das ist der Zauber jener unwillkührlichen Beredsamkeit, welche der grolse Moment selbst herbeiführt; wenige abgerissene Worte, weil sie recht in die Gegenwart hineinfallen, und der Disposition des Redners, und seiner Versammlung gegeneinander, wie auch den Veranlassungen, dem Gemüthszustande recht angemessen sind, können Wirkungen hervorbringen, welche die absichtliche Redekunst nie erreicht. Es gehört ein gewisses Zusammentreffen dazu, welches ganz aufser dem Gebiete der einsamen menschlichen Kraft, oder auch der Verabredung liegt, einer Fügung, die, am natürlichsten, göttlichen Einflüssen zugeschrieben wird, wie auch die unerwartete Klarheit göttlicher Ideen, die solchen Wirkungen immer zum Grunde liegen, die Nähe des Überirdischen andeutet. Es ereignet sich dieses Höchste in allen Künsten; und so wird das Hauptstück der Beredsamkeit eine gewisse gehorsame Stimmung der Seele, wie der besonders thätigen Organe, der Stimme nämlich und des Ohrs seyn, damit sie unmittelbar eingreifen können in solches Zusammentreffen, die Nähe des Göttlichen aussprechen und verkündigen können. Diese erhabene Gegenwart des Geistes, wie der Organe, — denn eines ist unzertrennlich von dem

andern, — meint Demosthenes unter der *pronunciatio*; und wer will läugnen, dafs, wenn irgend eines, so dieses das Hauptstück der Redekunst sei?

Erlauben Sie mir ein Beispiel, welches durch seine Eigenthümlichkeit sich besonders empfiehlt, und um so mehr hierher gehört, weil zwei der gröfsten Redner unsrer Zeit, Burke und Fox, die handelnden Personen sind. Bekanntlich war der brittische Parlamentsredner Edmund Burke der erste Mensch in Europa, der den Karakter der französischen Revolution erkannte, der schon damals, als noch alle diejenigen, denen es vergönnt war, eine solche Begebenheit frei von allem Privatinteresse zu erleben, noch von ihr befangen und umstrickt waren, ihre Richtung, ihre Folgen nicht blofs erkannt, sondern ausgesprochen hatte. Er war in dem Augenblick der gröfsten Gefahr, die sein Vaterland und diesen Welttheil bedrohte, ich möchte sagen, die einzige Schildwacht, die an ihrem Posten war. Eine beinahe zwanzigjährige Freundschaft, geschlossen an dem einzigen Orte in Europa, wo es der Mühe werth seyn kann, Verbindungen auf Leben und Tod einzugehen, theils weil er nie entweiht worden, theils weil es ein ernsthafter Ort ist, und die meisten andern gegen ihn nur Lustörter, im Parlament von Grofsbrittanien, verband mit jenem grofsen Manne den jüngeren Fox. Eine Verbindung, die

auf nichts anderem beruhen konnte, als auf der Gröfse und Göttlichkeit ihres Gegenstandes, mufste erschüttert werden, als über das Wesen der bürgerlichen Freiheit, über den altbrittischen und neufranzösischen Sinn dieses Wortes, erst ein Streit über die wörtliche Auslegung, dann über die praktische Anwendung sich erhob, und dann unmittelbar das ganze Gebäude dieser Freundschaft ergriff und verzehrte. Fox sah in der Revolution nichts, als den Triumph der Sache, für die sie beide gelebt hatten; Burke hingegen ihren Untergang, und mit einer Rührung, die zu menschlich ist, als dafs sie sich nicht jedem Herzen von selbst darstellen sollte, das Opfer, welches sie ihm selbst abforderte in seinem Freunde. Es kostete ihm den schönsten Irrthum seines Lebens, die Meinung, die er zwanzig Jahre hindurch von Fox genährt hatte.

Die Trennung war beinahe ein Jahr hindurch undeklarirt geblieben. Die Täuschung, einander selbst festzuhalten, nachdem der gemeinschaftliche Boden verschwunden ist, auf dem man miteinander gelebt, nährt jeder, so lange er kann, bewufstlos. — Beide Freunde hatten sich vermieden, und eine heilige Scheu, die solcher Bund, wie solche Trennung wohl verdient, hielt jeden Dritten von aller versöhnenden, wie von aller entzweienden Einmischung zurück. Es war in der Nacht vom 11. zum 12. Februar des

Jahres 1791, als diese grofse Angelegenheit, als die Staatsangelegenheit dieser Freundschaft endlich im Parlamente zur Sprache kam.

Die Beredsamkeit hat nie gröfsere Wunder gethan, als in dieser Nacht; alles aber war unerwartet, wie von einer höheren Macht zubereitet. Die beiden Redner, und mit ihnen alle Zeugen, vergafsen sich selbst; die Ordnung des Parlaments, seit einem Jahrhunderte ununterbrochen, stand stille; wo man keinen Namen nennen darf, damit sich die Persönlichkeit nicht aus den grofsen Verhandlungen ungebührlich heraushebe, da galt es zehn Stunden hindurch nur die Persönlichkeit zweier Mitglieder. Der Anfang war kalt und ruhig; es betraf die Verfassung jenes Theils von Nordamerika, der England nach dem letzten Frieden verblieben war. Es lagen zwei Pläne auf dem Tische, der erste im altbrittischen, der andere im neufranzösischen Sinne der Freiheit. Gleichgültige Redner sprachen lange, und die Nacht war schon sehr vorgerückt, als Burke das Wort nahm. Nach wenigen schneidenden Urtheilen über den vorliegenden Gegenstand und die bisherige Erörterung, ging er mit einer kurzen Katonischen Wendung auf die gröfsere Sache der französischen Revolution über. In der peinlichen Stimmung, in der die Fürsten und Helden von Troja die warnenden Verwünschungen der Cassandra angehört haben

mögen, wartete das Parlament auf die Rückkehr des Redners zu dem vorliegenden Gegenstande über eine Stunde lang. Es schien kein Gefühl zu antworten, aber die Scheu der Ehrfurcht, wie vor einem grofsen Kranken, verhinderte die Unterbrechung; die prophetische Melancholie einer einzigen Seele lag drükkend auf der ganzen Versammlung, bis eine Wendung der Rede eine neue, tiefere Erörterung der Folgen der Revolution ankündigte, und somit noch eine Stunde in Beschlag zu nehmen schien. Ein fast allgemeines Geschrei zur Ordnung unterbrach ihn; Fox schwieg; der grofse William Pitt, allein in der ganzen Versammlung, erklärte seine Meinung, dafs der Redner sehr wohl in der Ordnung sei. Es ward über diese Frage gestimmt, und das Parlament von England entschied, dafs Burke in der Ordnung sei. Hierauf erhob er sich von neuem, und fuhr fort in einem Strom von Beredsamkeit, dem keine Feder folgen konnte. Die Zeitungsschreiber gaben angefangene Perioden, und bemerken zu mehreren Malen in dem Text ihres Berichts die Todtenstille, die über der ganzen Versammlung ruhte. Plötzlich, da er das Gemälde der Wirkungen der französischen Revolution mit einem Citat aus dem Macbeth vollendet hatte, stockte Burke. Es war Mitternacht; niemand wagte aufzustehen, und, mit verhaltenen Thränen, mit ungewöhnlich sanfter Stimme fuhr er

fort, einen Blick auf Fox werfend: „Das Gift der Revolution ist mit gemeinen Opfern nicht zufrieden; sein Stachel sucht das Hohe auf Erden, das Stolze, das Schöne, das recht Erprüfte, die heiligsten Verbindungen des Lebens, und wird nichts verschonen. Ich selbst, am Rande des Grabes, müde nach dreifsigjähriger rechtschaffener Arbeit für England und für die Freiheit, hatte mich umgesehen nach einem Erben, dem ich das Vermächtnifs meiner Sorgen, meiner Hoffnungen, meiner geheimen Gedanken über dieses Jahrhundert, und über dieses mein Vaterland getrost übertragen, und dem ich sagen könnte: Vollende, du Glücklicher, was ich gewollt! — Ich habe ihn gefunden; achtzehn Jahre hat er mein Testament und mich, wie das Bild seines Vaters, am Herzen getragen; — die Revolution ist ausgebrochen, und ich habe ihn nicht mehr; ich bin allein, mein Blut ist ausgestorben in diesem Hause, ich sterbe unbeerbt.“ — Bei diesen Worten hörte man vernehmlich, dafs Fox, ohne aufzustehn, den Blick vor sich hingesenkt, sagte: Unsrer Freundschaft wird das nichts anhaben. — Lassen Sie es Sich von Zeugen beschreiben, wie diese alltäglichen Worte, im Tone einer gewissen Beklemmung und Unsicherheit gesagt, die Versammlung getroffen haben. Fünfhundert Personen waren nunmehr in Zwei verwandelt, in Einen vielmehr; ganz England hing an den

Lippen dieses Einen Menschen, der mit einer eiskalten Stimme fortfuhr: „Diese Freundschaft ist zu Ende!“ — dann aber plötzlich, wie von dem ganzen Feuer seiner Jugend überkommen, Fox und seine Sorgen und seine Jahre abschüttelte, die alten, längst entschlafenen Helden der brittischen Freiheit herbeiriefe, tröstend von der Freiheit sprach, die das Volk dieser unüberwundenen Inseln eigentlich meinte, er, der Einsame, eine grofse Partei aus dem brittischen Alterthum um sich her versammelte, und, wie von einer fernen sonnenhellen Zukunft seines Vaterlandes verklärt, die vierstündige Rede beschlofs. Es war ein Viertel nach zwei Uhr Morgens; die Versammlung erschrack, als er aufhörte; niemand war zum Reden gefafst. Fox stand auf, und im Augenblicke war die Todesstille wieder da; ein Strom von Thränen brach ihm aus den Augen; er setzte sich sprachlos nieder. Das Parlament wartete einige Minuten; alle Augen gerichtet auf die beiden Freunde, die stumm einander gegenüber safsen. Man fand es unanständig, nach solchem Ereignifs weiter zu reden; die Sitzung wurde aufgehoben. —

Ich behalte mir vor, die Geschichte jener merkwürdigen Nacht, in der, wenn je aus dem Gefühle einer Stunde Weltbegebenheiten herzuleiten sind, das Schicksal von England, und von mehr als England, entschieden worden ist, aus allen den zerstreuten

Materialien, Zeitungsberichten, Parlaments-Rapports, mündlichen Aussagen u. s. f. vollständig zusammen zu tragen.

Man hat in den Künsten die Erfahrung gemacht, dafs die gröfste augenblickliche Wirkung, z. B. die des Schauspielers, die vergänglichste ist; und dafs jede Kunst von der ewigen Gerechtigkeit der Weltordnung für die geringere augenblickliche Wirkung entschädigt wird durch die Dauer. Etwas ähnliches wird der Beschreiber jenes grofsen Auftritts anerkennen müssen. Nur die äufseren Umstände lassen sich wiederherstellen und festhalten; das eigentliche Wunder der Beredsamkeit ist nur für die beneidenswürdigen Gegenwärtigen. Und wären uns alle Worte jener Nacht zurückgeblieben: wer kann die Töne wiedergeben? — Das ist der Vorzug des Dichters! Für alle Leiden, für alle Resignation, für das Entbehren der gegenwärtigen, anwesenden Majestät entschädigt ihn die Dauer. Eine Rede, wenn sie einmal erkaltet ist, wenn sie herausgenommen wird aus dem Zusammenhange ihrer Geburt, möchte ich sagen, niedergelegt in die Schrift, kann auf unzählig verschiedene Weise gelesen werden, weil sie eben, ohne ihren Autor, nichts ist, weil sie nicht unabhängig, nicht entlassen ist vom Verfasser, nicht emancipirt, nicht frei gesprochen, wie das Werk der Poesie: so mufs der Vorleser den Mangel ergänzen,

aus freier Kraft die Seele, die dazu gehört, die Persönlichkeit des Redners hinzuthun; und so erhalten wir etwas anders, als die Rede. Ich glaube, eine Rede läfst sich deutlicher und wahrer beschreiben, als recitiren, ein Werk der Poesie hingegen trägt seine Seele in sich; es ist völlig unverständlich ohne diese Seele, ohne ganz eigenthümlichen Ton und Bewegung: es kann unempfunden durch eine ganze stumme Generation hindurchgehn. Der erste Enkel, der es versteht, und, was ich voraussetze, und was von aller Bildung vorausgesetzt werden sollte, nur die Organe der Stimme und des Ohrs in Bereitschaft hat, kann es nur auf Eine mögliche Weise verstehen und lesen. Ort, Zeit, äufsere Umstände, alles, was auf den Redner einwirkt (einen Akkord der äufseren Gegenwart möchte ich es nennen), treffen nie wieder so zusammen; hier nur flammt das Göttliche auf, es erscheint im Fluge. In der Poesie wohnt es; diese Akkorde stammen aus der Seele des Dichters; nichts Aufseres, Augenblickliches hat eingegriffen; jedes reine Gemüth, still in sich selbst, und auf die Kräfte, auf die Begebenheiten in seiner menschlichen Brust beschränkt, kann sie wiederherstellen.

Es ist also klar, dafs der ganze Standpunkt für die Theorie der Beredsamkeit verrückt wird, wenn man ihr eigentliches Wesen, wie es die ganze neuere Rhetorik thut, in das Concept setzt, in das vor-

bereitende häusliche Erdichten und Aufschreiben der Rede. Die Rede kann durchaus nicht eher vorhanden seyn, als der ganze Akkord von Menschen und Umständen, in den sie eingreifen soll, wirklich da ist; also kann sie nicht eher vorhanden seyn, als in dem Augenblicke, wo sie auch schon gesagt werden mufs; folglich ist das Sagen, das Aussprechen der Rede nicht blofs das Haupterfordernifs, sondern das einzige Erfordernifs zur Beredsamkeit; folglich hat Demosthenes Recht. — Im brittischen Parlament schreibt bekanntlich nur der Anfänger seine Rede auf; und wer eine wahrhafte Rede niederschreiben will, vermag es nur, indem er alle äufsern Verhältnisse durch eine poetische Fiktion hinzusetzt, die Rede selbst aber vielmehr durch die Feder ausspricht, als schreibt. — Diefs ist die praktische Natur der Beredsamkeit!

Die Schule der Beredsamkeit eröffnet sich also mit der Übung und Bildung der Stimme, wie des Gehörs, und nicht etwa mit dem, was man in unsern Schulen sehr ungeschickt Stilübung nennt. Stil in der Rede ist jenes Unaussprechliche, und im gemeinen Wege völlig Unerlernbare, welches das lebendige Leben hinzuthut. Der Karakter, den die Waffenübung der Seele, den die Heldengenossenschaft mit grofsen Männern, und ihrer selbst bewufsten Meistern absetzt, klingt durch die Rede hindurch.

Diefs ist die Seite, von welcher auch der späteste Vorleser einer Rede gebunden ist; dieser Grund der Rede ist ein bestimmter, der nicht verändert werden darf, nicht verändert werden kann. In den griechischen und brittischen Rednern drängt er sich von selbst auf. — Mit dem erhabenen Wesen nun, mit jener freien Eigenthümlichkeit einer ganzen Gemeinde von Rednern und Helden, denen sich der einzelne Redner, wenn er nach vielfältigen Kämpfen den Meridian seiner Kraft erreicht hat, mit eben so freiem Bekenntnifs, mit einer Art von männlichem Gelübde anschliefst, — soll unsere früheste Jugend vertraut werden; zehnjährige Knaben sollen sich, die Feder in der Hand, diesen Stil des Geistes angewöhnen. Ein gewisses Gesichterschneiden der Seele wird ihnen gelehrt. Erst lernen wir lesen und schreiben, dann den Stil, und wären nun ungefähr auf dem Punkte, wo die Griechen aufhörten, als ihre Nationalbildung erreicht war. — Wir aber treten nun erst ins Leben, und lernen stammeln, sprechen, wenns glückt, reden wenige; überglücklich, wenn in den spätern, reiferen Jahren des Lebens uns etwas entschlüpft, was niedergeschrieben zu werden und zu bleiben verdient; überglücklich, wenn in dieser reiferen Zeit wir endlich einen der grofsen Autoren der Vorzeit verstehen lernen, und sich dann nun endlich die Mühe bezahlt macht, mit der wir so frühe lesen

gelernt. Der Stil aber? des Lebens, der Rede, der Schrift?. — wird er in der Stuben-Konversation über die Zeitungen, und über die Schnitzer der Feldherrn und Regenten gelernt, oder im Studierzimmer, in den Bureaux, in den einsamen Werkstätten handwirkender, nachahmender Künste, ohne Händereichen und Gemeinschaft der Geister? — „Ich habe wenige Frauen gefunden, sagt der Verfasser des Woldemar, die ihren Anzug auf eigenthümliche Weise zu besorgen wufsten;" ich habe wenige Männer gefunden, füge ich hinzu, die nur im Privatleben, wohin alle ihre Sorge gerichtet war, unabhängig gewesen wären und selbstständig, und frei von Manier und Ziererei. Wie sollte ich von ihnen verlangen einen Stil, ein freies Eingreifen in das öffentliche Leben, ein sich selbst Behaupten, indem man sich einer ganzen Republik von Geistern anschliefst, der Denk-, Sprech- und Handlungsweise einer ganzen Korporation grofser Naturen, sich mit Freiheit, mit Stolz und Demuth unterwirft. Diefs ist das Wesen des Stils, worin wir unsere Knaben üben!

Ich glaube, ich habe in einzelnen grofsen, vielleicht noch allzuharten Zügen ausgedrückt, was der Anfang, was das Ende der Redekunst sei. Der Einzelne kann für diese gewaltigste und gegenwärtigste unter allen Künsten nichts thun, als seinen Mund bilden; die Nation bildet im Laufe der Jahrhunderte

durch die anbetende Ehrfurcht, mit der sie an ihren Helden hängt, mit der sie alles Grofse, was ihr Boden erzeugt, zusammenknüpft, wie in ein Pantheon zusammenstellt, das andere Hauptstück hinzu, nämlich den Stil; die Nation bildet hinzu jene gewisse harmonische Einheit unter allen Erzeugnissen ihrer Kunst, zumal der höheren Beredsamkeit, um derentwillen nun das Einzelne zu bleiben, durch den Stil, durch die Feder fortzuleben verdient. Nichts bethätigt diese Darstellung so als der einzige Schauplatz ächter Beredsamkeit, der diesem unserm stummen Jahrhundert verblieben ist, und den ich im Anfange meiner heutigen Vorlesung zu vergegenwärtigen suchte: das brittische Parlament.

Die Grundlage der Erziehung des brittischen Redners ist der Umgang mit den Alten, die nur versteht, wer sie sich sprechend, nicht aber schreibend denkt; keine Stilübungen, aber vielfältige Versuche in Versen. Die Poesie, die Quelle des Geschmacks, wird gegenwärtig erhalten, künstlich hereingeleitet in die Brust des künftigen Redners. So vorbereitet ergreift ihn das politische Leben, und das unnachlassende Gespräch des Parlaments, der Gerichtshöfe, und zuletzt der Stil der Redner von England. Diefs war die einfache Vorschule des grofsen William Pitt-Chatham, Burke's, des jüngeren und gröfseren William Pitt, und Foxens, dieser grofsen Heerführer der brittischen Beredsamkeit,

durch deren Mund England nunmehr gesagt hat, was es sei. Die erhabensten ihrer Werke — eines davon habe ich zu beschreiben versucht — sind hingestorben mit ihnen selbst; — denn es mufs bemerkt werden, ausdrücklich bemerkt, dafs England noch besteht, nachdem diese Säulen eingestürzt sind, die es zu tragen schienen. Die erhabensten ihrer Werke sind dahin, wie die grofsen Veranlassungen, die sie erzeugten. Von Fox sind kaum wenige Worte erhalten, aber nichts destoweniger wird alle Erinnerung an seine Irrthümer und Schwächen niedergehalten, aufgewogen durch den wortlosen Nachklang dessen, was er durch die Gewalt seiner Rede für die Gegenwart gewesen ist. *Stat nominis umbra*, nur der Schatten seines Namens ist geblieben, und dennoch heute, mehrere Jahre nach seinem Tode, sind die Gemüther von dem Eindruck seiner Stimme noch nicht zurückgekehrt in ihre alten Fugen. Dieser Wortredner des Verderbens, gepeitscht von allen Furien des Ehrgeizes und einer Sinnlichkeit, wie sie sonst nur der tropische Himmel auszubrüten pflegt, wufste einzugehen in allen Eigensinn, in alle Unart, wie in allen Stolz seines Volkes; die ganze Vergänglichkeit von England, folglich auch alle Macht über die Gegenwart, standen ihm zu Gebote, und die ungezogene, aber im Grunde wohlwollende, schwache und immer berauschte, aber freigebige, grofsmüthige

Seele dieses Mannes spiegelte das wirkliche England mit allen seinen Einzelnheiten und Sichtbarkeiten so deutlich und doch so veredelt ab, dafs er der Mann des Volkes bleiben mufste bis an sein Ende.

Ihm achtzehn Jahre zur Seite, und dann fünf Jahre gegenüber stand der königliche Redner Edmund Burke, Stellvertreter des unsichtbaren Englands, der Geisterseher seiner Geschichte, der Prophet seiner Zukunft; ein rechtschaffenes, still bürgerliches Herz, das nichtsdestoweniger England ganz ausfüllte bis an den Rand; ein behaglicher, sich in alle nahen Umstände einwohnender Geist, dem nichtsdestoweniger Europa zu enge war, und eine Rede, an der selbst die Gegner nichts auszusetzen wufsten, als die mitunter allzu blendende Hoheit, die allzu schlagende Kraft und den kassandrischen Trübsinn, in den sie sich verlor, unter den Gewitterwolken, welche die letzten Jahre seines Lebens hindurch über England ruhten. Ich habe es oben angedeutet, er hatte keine Partei in dem wirklichen Parlament und dem damaligen Volk. Im Parlament, wo sich die Parteien, so viel es gehen will, auch in den Sitzen absondern und gegenüberstellen, setzte er sich unten im Grunde des Hauses allein; William Pitt, die Grenville's und alle Regierenden seiner Zeit horchten still auf ihn; — aber seine Partei war bei denen, die nicht sterben in England wie anderswo,

deren Geist fortsitzt im Parlament, wo ihn keine Gegenwart, und sollte sie selbst durch Foxens Mund reden, verdrängen kann. Und so hat er mit dem Beistande dieser Partei, oder — haben sie durch seinen Mund mehr gewirkt und vollendet, als alle Parteien der Zeit durch ihre Heerführer. Wenn die weltliche Beredsamkeit, und alles, was die Kunst der Rede über derbe, tüchtige, wohlgeführte, lüsterne Weltkinder vermag, in Fox seinen Gipfel erreicht hat: so hat die heilige Beredsamkeit in diesem Jahrhundert nur durch Einen Mund geredet, durch den Mund Burke's. Wer möchte dieser Zeit predigen, ohne die theuren Überreste dieses grofsen Mannes, insbesondere die der letzten Epoche seines Lebens zu studieren, zu verehren, in allen feierlichen Augenblikken des Lebens, wie in einer Wallfahrt, dahin zurückzukehren. Welcher Ohnmächtige wird es wagen, über die Angelegenheiten der Völker zu reden, ohne die Gewalt über das theure Abwesende, Untergegangene, von unkeuscher Grösse Verdrängte, von Burke zu lernen, ohne von ihm zu lernen die gewaltige, ihm ganz eigenthümliche Waffe des tragischen Witzes.

Diese beiden grofsen Redner haben England ausgedrückt, der Eine, wie es ist, der Andre, wie es war; den beiden andern, den Pitt's, den gröfsten Staatsmännern ihres Jahrhunderts, verdankt England, dafs es, wie es war, so blieb, und, indem es blieb, gröfser

wurde als es war. Auch sie haben mit der unmittelbaren Gewalt der Rede viel mehr, als durch schriftlichen Befehl England regiert; sie haben verdient, jener im Rednerstuhl, in Mitten des Parlaments und seiner Thaten, und der Denkmale seines Lebens, und bestrahlt von dem Glanze seines Vaterlandes, den er entzündet, zu sterben; dieser, der jüngere Pitt, verdient, dafs, als er nach sechzehnjährigem Ministerium am Tage nach seiner Verabschiedung ins Parlament trat, und an den Sitzen der Minister vorüberging, diese, die Neuerwählten, ihm instinktartig Platz machten, und das ganze Gespräch der ersten Abende verrückt war, da man diese Stimme von einer andern Seite her vernahm.

Bin ich von meinem Gegenstande abgekommen, habe ich mich blofs überwältigen lassen von der Erinnerung an diese grofsen Karaktere, oder gab es wirklich keinen kürzeren Weg für die Anregung dessen, was mit diesen Vorlesungen ich eigentlich meine, als sich in die Mitte des Gegenstandes zu versetzen; — die Koncept-Ansichten der deutschen Redekunst, das stumme Vergnügen, eine Mosaik aus fremder Gesinnung zusammenzusetzen, die rhetorischen Adressen an die Wand, oder wenns hoch kommt, an den Spiegel, bei Seite zu werfen, — und die Meinung, als hätte ich es auf Regeln für die Abfassung und Korrektur solcher Koncepte abgesehen, zu widerlegen, durch eine Erzählung von grofsen Rednern und ihren Thaten? — Ent-

weder wird der Geist des lebendigen Wortes geweckt; entweder Deutschland bekennt die unermeſsliche Macht der Rede, die es schlummern läſst, oder die es doch vergräbt in die Einsamkeit der Bibliotheken; entweder die Jugend erkennt, daſs die Frucht alles Denkens und Lernens lebendig auf den Lippen schweben müsse, daſs man wohl dichten könne für die Welt, so wie die Welt für uns, aber keiner reden könne für den andern: oder dieſs Geschlecht möge nur unter seinen Stilübungen, unter seinen poetischen und philosophischen Phrasen vollends ersterben und verstummen. — Vergiſs nicht, möchte ich der Jugend meines Vaterlandes zurufen, die groſse Lehre des Demosthenes: Was du deiner Zeit etwa Groſses und Tüchtiges zu sagen hast, — und es wird sie nichts treffen, wenn du sie nicht wirklich und leibhaftig anredest, — also, was du wirklich sagst und in Schriften niederlegst, liest nicht der trefflichste Zweite so wieder, wie du es empfunden hast; er trifft deinen Ton nicht, er liest sein Gemüth hinein, seine Zeit und die Umstände seines Orts. Du kannst ihm nicht befehlen, wie er dich lesen soll, so wie es der Dichter kann. Also wirf die Feder bei Seite, wo sie nicht hingehört; denke nicht früher an die Nachwelt, als bis du die Gegenwart besorgt, schreibe nicht eher, bis du reden kannst, damit du zuletzt wenigstens Gesprochenes niederschreibst, und nicht Gedanken, die schon deine Seele geschrieben hat, statt

zu denken, sprechend zu denken; todtgebornes, kaltes Wesen, vor dem die besser empfindende, hoffentlich warmblütigere Nachwelt zurückscheuen wird. Sieh die reichen Saatfelder, die jene grofsen Redner bestellten; die üppige Frucht, welche sie gebaut, hat die Jahrszeit, hat die Gegenwart, haben die Zeitgenossen weggemäht; sie lebt in der Kraft ihres Volkes und in neuen Ernten fort. Sie haben die Ewigkeit besorgt, indem sie des Augenblicks wahrnahmen; um die Spuren ihres grofsen Geistes zu kosten, halten wir ängstliche Nachlese auf den Feldern. Seine Werke auf die Zukunft zu bringen, ist, wenn überhaupt eine Rücksicht des Redners, doch nur seine zweite Rücksicht: die Werke des Redners müssen eigentlich sterben, allmählich, wie der Saamen in der Erde, sie werden unlesbar, ihre Farben erblassen; nur die Werke der Poesie haben ewiges Leben, nie verlöschende Farben, oder doch einen Balsam, ein Salz des Lebens in sich, welches sie erhält, so lange die Völker leben, welche sie gesungen. Der Redner hat die Gegenwart, der Dichter die Zukunft; resignire er auf die Zukunft, wie sie auf die Gegenwart Verzicht thut. Was ihnen beiden gemein ist, worin beide eigentlich leben, das ist ja doch ewig! — Seine Werke der Zukunft zu übergeben und zu erhalten, ist des grofsen Redners zweite, sich selbst im Ganzen, wenn auch namenlos, in der Begeisterung des Ganzen fortzusetzen, ist des Redners erste Rücksicht.

VII.

VON DEUTSCHER SPRACHE UND SCHRIFT.

Ich habe dem lebendigen Wort die Ehre und den Vorrang gegeben, wie es die Natur will: ich habe Deutschland gegenüber einen besonders grofsen Nachdruck auf diese erhabene Materie gelegt, nicht blofs weil unsre Nation abgefallen ist von dem lebendigen Wort, nicht blofs weil unter allen europäischen Staaten insbesondere die Deutschen der Herrschaft der Feder am meisten eingeräumt, sondern vielmehr weil Deutschland insbesondere berufen ist für das lebendige Wort, weil Deutschland vor allen andern zeigen könnte die Macht und die unendliche Beweglichkeit des Wortes! —

Ich habe mich in einer früheren Stunde, da es an seinem Orte war, über die unzähligen Dialekte, Idiome, wissenschaftliche und gesellschaftliche Kotterie-Formen unsrer Sprache beschwert: keine europäische Sprache ist nach Mafsgabe der Umstände und der Örter, der Gebirge und der Niederungen, wie auch der Grenzberührungen ihrer Nachbarn so verschiedenartig individualisirt worden; keine Sprache ist in so verschiedenartigem Stoffe ausgeprägt worden. Wie wäre es, und würde ich mich über diese Dia-

lekte noch beschweren; wenn diese Sprache einen Mittelpunkt hätte, worin sich alle jene Besonderheiten begegnen könnten, worin alle Breiten und Kürzen, alle Härten und Weichheiten, alle Rauhigkeit und Sanftmuth, alle Bildung und alle Unschuld der verschiedenen deutschen Mundarten sich untereinander ausgleichen könnten? Wenn sich also das Ungleiche durch die Berührung und den Zusammenhang veredelte, wenn die ungeheure Skala von Ausdrükken und Tönen in dieser Sprache wirklich sich darstellen könnte in einer einzigen Stimme, und alle schroffen Kontraste sich untereinander dämpfen und mildern möchten dadurch, dafs sie einem und demselben harmonischen und philosophischen Gesetze untergeordnet würden? —

Das Allgemeine entsteht nicht durch ein Wegwerfen des Besonderen, die Tugend entsteht nicht durch ein Vernichten jener Kräfte, die durch ihren Mifsbrauch das Laster erzeugen, die Vollendung der Sprache nicht durch ein blofses Absondern der Dialekte, wie man vor dreifsig Jahren glaubte, als man einen einzelnen Meifsnischen oder Thüringischen Dialekt zum Hauptdialekt, zum Hochdeutschen, wie man es nannte, zu stempeln sich unterfing, und in dem beständigen Reinwaschen und Abfeilen dieses Dialekts das ganze Kulturgeschäft der Sprache finden wollte! Es ist in Italien nicht wahr, dafs mit der

Pflege der toskanischen Mundart nunmehr alles gethan sei, was für die Sprache jenes herrlichen Landes gethan werden könne, obgleich Florenz einen ganz anderen Beruf zur Gesetzgeberin der Sprache für Italien, als Meifsen oder Thüringen für Deutschland, nachweisen könnte. In Florenz und den Nachbarstädten ist wirklich zu mehreremalen alles Grofse und Bedeutende zusammengeströmt was der Boden Italiens erzeugte; es lag inmitten der Kraft, des Reichthums, ja ich möchte hinzusetzen, der Schicksale dieses Landes. Aber auch dort geht der höhere Geist und das Lebensprincip der Sprache verloren, wenn man den Lauf der Lebenskräfte hemmen wollte, die von allen Grenzen und Küsten des Landes unaufhörlich nach dem Mittelpunkt einströmen müssen.

Was wäre Reinheit und Glätte ohne Kraft; was wäre Schönheit der Form ohne Karakter? und wie erhalten wir die Kraft und den Karakter der Sprache, als indem wir die einsamsten Bergthäler, die entlegensten Küsten, und alle die Stellen, auf denen sich der Mensch mit seiner Stimme der Natur gemäfs ausdrückt, unaufhörlich einwirken lassen auf den Mittelpunkt; indem wir die Bildung unaufhörlich anfrischen lassen durch die Unschuld.

— Man denkt sich das Geschäft der Läuterung und Kultur einer Sprache so leicht, weil man das heilige Wesen der Sprache vergifst! Ist es denn

bloſs Unart des Östreichers, daſs er nicht hochdeutsch, oder des Neapolitaners, daſs er nicht toskanisch spricht? Hat denn nicht jede Provinz eines Landes ihre sehr vollwichtigen Gründe, wenn sie die Töne so oder anders formt? Kann es denn der Schweizer ändern, nach Willkühr ändern, wenn ihn die breiten, rauhen Töne der Landsleute im Gebirg, und der Ausdruck in den vaterländischen Kroniken mehr anspricht als jene sächsische Buchsprache, die, was das ärgste ist, eigentlich nur geschrieben, nie ausgesprochen worden ist? —

Ich habe mich seit vielen Jahren um die deutsche Aussprache bekümmert, aber noch heut weiſs ich keinen Ort in Deutschland anzugeben, wo die Sprache gut gesprochen würde oder nur besser als anderswo. Ich habe wohl Personen angetroffen, von denen in Schwaben, in Franken, in Sachsen, an der Mündung der Elbe wie in Ostreich gesagt werden würde: sie sprechen gut. Aber kein Ort hat diefs Privilegium für sich. Die Örter sind, was die Sprache angeht, gleich gut: sie müssen ächt republikanisch alle gelten, sie müssen alle ihre Stimme hergeben, wenn ein guter deutscher Sprecher werden soll, — und so habe ich auch immer gefunden, daſs die, welche gut sprachen, an recht verschiedenartigen Stellen von Deutschland gelebt und gesprochen hatten. Sie hatten unter der Rauhigkeit der Gebirgstöne, und

unter den weichen, platten Klängen, die das deutsche Niederland spricht, in Städten und auf dem Lande, an den südwestlichen Grenzen, wo die romanischen Sprachen, und an den nordöstlichen, wo die slavischen Sprachen Deutschland berühren — kurz sie hatten aus den verschiedenartigsten Dialekten sich das eigentlich Deutsche herausgehört, herausgefühlt.

Wenn nun was sie herausgehört hätten, niedergeschrieben würde, so wäre es freilich für heute und morgen das beste Deutsch, das reichste, edelste, und im höheren Sinne des Worts gebildetste Deutsch. Aber auch für die Folge der Jahre? — Gewifs nicht. Ein Wörterbuch, aus lauter solchen guten und lebendigen Sprachen abgezogen, kann keine gesetzgebende Kraft erlangen in einem Volke, das innerlich frei ist. Besser ist es, dafs solche gebildete Sprache wieder zurückströmt in die Dialekte, sich wieder unaufhörlich erfrischt in dem Bade der Natur, dafs, was Mühe, Fleifs und Geschick erreicht haben, sich immer wieder anschliefse an jene alte Naturstimme der Gebirge und Thäler; dafs dieses ächte und lebendige Hochdeutsch sich beständig wieder nicht auf unelle Weise vermische, aber — vermähle mit den Dialekten. Also kein Wörterbuch, auch keine Hauptstadt, die nur den Wahn nähren kann, als gebe es in Sprachangelegenheiten einen privilegirten Ort, keine Akademie, deren ganze Kunst doch nur im

Waschen, Feilen, Absondern der Sprache, in der Verordnung einer strengen Diät für dieselbe, im Bewirken einer künstlichen Magerkeit bestehen würde — kann helfen. Es muſs gesprochen werden, man muſs reisen für die Sprache, man muſs ihre Dialekte hören lernen, aus der östreichischen, schweizerischen, fränkischen, niedersächsischen Mundart das Deutsche herausfühlen lernen: Die gröſsten Autoren und Sprecher der deutschen Sprache, Göthe, Schiller, Herder, Johann Müller, Genz u. s. w. verdanken einen groſsen Theil ihrer Sprachkraft dem Umstande, daſs sie umhergelebt haben in Deutschland oder aus dem Norden in den Süden, aus den Westen in den Osten des Landes verpflanzt worden sind. — Wie müſste grade unsre Sprache mit ihrem Reichthum, mit allen tausendfältigen Sitten und Lebensweisen, die sie jetzt einzeln ausdrückt, ergötzen können, wenn sie nur zwanzig Jahre hindurch ordentlich ineinander gesprochen wäre; wenn die naive Roheit der Naturtöne und Dialekte nicht weiter getrennt wäre von der gebildeten Flachheit der hochdeutschen Buchsprache, und nun durch jede Reihe von Tönen in dieser so veredelten dritten, mittleren Sprache Deutschland hindurchklänge, während es doch nur immer Paris ist, das unaufhörlich in Eine Hauptstadt zusammensterbende Frankreich, welches man durch die französische Sprache hindurchhört.

— — So wäre Deutschland, wenn es spräche: wie aber die Umstände jetzt stehn, so spricht es nicht, hört nicht, sondern schreibt und liest. Ich habe meine Seele gerettet, indem ich gesagt habe was uns fehlt und wie es seyn sollte: jetzt muſs ich mich allerdings einlassen auf das was ist, also auf das Schreiben, auf die Beschreibsamkeit unsrer Nation, da von ihrer Beredsamkeit dermalen nicht viel zu rühmen ist. — Was ich von unsern hochdeutschen korrekten Schriftstellern denke, die sich schon vor dreiſsig Jahren untereinander zu klassischen Autoren ernannten, die Literatur in allgemeinen deutschen Bibliotheken und gelehrten Zeitungen zu regieren unternahmen, und ihr Zusammentreffen frischweg, und ohne die eigentliche Nation weiter zu fragen, für das goldne Zeitalter der Literatur erklärten, habe ich hinlänglich angezeigt. Wenn wir aber auf die eigentlichen Schriftsteller der Nation sehn, so werden wir genöthigt, sowohl bei uns, als auch bei unsern Nachbarn und in der Literatur überhaupt, zwei sehr verschiedene Formen der Beredsamkeit zu unterscheiden. Ich muſs mich der Deutlichkeit wegen auf einen Autor beziehn, der beide Formen in sich vereinigt, auf Göthe. Vergleichen Sie die Beredsamkeit im Werther und im Wilhelm Meister; Sie werden eine groſse Verschiedenheit wahrnehmen: es ist ein gewisser Kothurn, eine edle Getragenheit in der

Schreibart des Werther, während der Meister, wie das antike Lustspiel, nur auf Socken zu gehen scheint: an Anmuth, Lieblichkeit, Beweglichkeit wird W. Meister den Preifs davon tragen; an Würde, Anstand, einer gewissen allgegenwärtigen Fülle der Brust wird jener Roman mit dem Werther nicht zu vergleichen seyn. Dabei ist freilich nicht zu übersehn, dafs der Verfasser des Werther etwas zu tief in dem Ernste des Lebens befangen ist, der Verfasser des Meister hingegen sich etwas zu muthwillig spielend über das Leben erhoben hat; dafs jener etwas berauscht unter, dieser etwas allzunüchtern über dem Niveau des ruhigen Lebens steht; dafs der Verfasser des Werther etwas zu tief im Räthsel des Lebens verstrickt ist, während der Verfasser des Meister etwas zu keck dem Schicksale seine Netze nachzustricken unternimmt. Es ist nicht zu übersehn, dafs Göthe im Werther vielmehr Redner als Dichter ist, obwohl er die Gegenpartei seines Helden und seiner Liebe etwas enrhetorisch in den Schatten stellt, und Albert und die Gesellschaft von Regensburg und die Gesetze der bürgerlichen Ordnung, und alles was in die Schwärmereien des Helden einzugehen strebt, etwas hart behandelt; nicht zu übersehen, dafs Göthe im Meister vielmehr Dichter als Redner ist. Aber wir wollen absehn von der Gesinnung des Dichters. Mir scheint es, dafs in der Schreibart des Werther und

des W. Meister ein Unterschied sei, wie zwischen J. J. Rousseau und Diderot: niemand wird denselben Kothurn, dieselbe Getragenheit und gehaltene Würde im Rousseau wie im Werther, dagegen etwas dem W. Meister nahe verwandtes, gefälliges, leichtes, bewegliches, belustigendes in der Schreibart des Diderot verkennen. Man muſs Deutscher seyn, um die Schreibart des Meister, Franzose, um die Schreibart des Diderot zu empfinden und zu würdigen: indeſs jeder gebildete Bürger unsers Welttheils empfänglich ist für Werther und Rousseau, und eines wahren Urtheils darüber fähig. Diesen wichtigen Unterschied drücken wir folgendergestalt aus: es giebt zweierlei Federn, die eine Feder, welche sich geflügelt bequemt in allen Wechsel der Zeiten und Gestalten, welche ohne sich grade zu verwandeln, nach Art des Proteus, dennoch nach Maſsgabe des Gegenstandes ernst, leicht, auſserordentlich, gewöhnlich, tief und oberflächlich, kurz in gewissem Sinne alles das wird was sie darstellt — diese Feder waltet im W. Meister und im Diderot: die andre Feder, die vielmehr wie ein eiserner Stift, wie der *stilus* der Alten geführt wird, der ewige Gefühle und Gedanken, vor allen Dingen aber die ernsthafte Gesinnung des Autors eingraben soll, wie in Wachs oder in Holz und Stein für die Ewigkeit. Wenn die geflügelte Feder vielmehr ihr Gesetz erhält von den Dingen, den Umständen,

von der Natur, also vom Auge des Menschen, so ist es vielmehr die Gesinnung, es ist das Herz, welches die Hand führt, die mit jener zweiten eisernen Feder schreibt. —

Lassen wir Rousseau, Diderot und Göthe, und wählen wir zu unserm Verständnifs noch höhere Beispiele: wer erinnert sich nicht jener Feder, die am Schlusse des unübertrefflichsten aller Romane, des Don Quixote, von dem Autor selbst im Bewufstseyn des Gelingens zum Andenken aufgehängt wird; wie eine glorreich geführte Waffe, wie das Schwert, welches der Autor in der Schlacht bei Lepanto trug; kann ich unter meiner geflügelten Feder eine andre gemeint haben als diese, eine geringere als diese; giebt es eine Laune in der Natur, giebt es in dem unendlichen Helldunkel des Lebens irgend eine Schattirung, kann ein menschliches Angesicht in allen seinen Verwandlungen eine Rührung ausdrücken, giebt es eine Temperatur, die das menschliche Herz überhaupt zu ertragen im Stande wäre, von dem Fieberfrost bis zur höchsten Glut der Leidenschaft — welche diese Feder nicht wiederzugeben im Stande wäre? Und doch wiederholt diese Feder nie die Natur, doch erhalten wir nicht das draufsen in den Dingen befindliche blofs zum zweitenmale zurück; wir erhalten es wirklich aus der zweiten Hand, mit jener ganz anderen tieferen Verständlichkeit, welche

die Welt annimmt, wenn wir sie widerstralen sehn aus der Seele des Künstlers. Das Kind sucht die Sonne: aber die Sonne blendet; das Kind gewöhnt sich die beleuchtete Natur zu betrachten, aber das unmittelbare Licht der Sonne zu vermeiden. Aber auch die Natur blendet, sie blendet und zerstreut, wenn man sie zu lange betrachtet; wir brauchen einen zweiten, milderen Reflex, und zuletzt wenden wir uns an den Menschen, an den Menschen, den der Stral der Natur erleuchtet, wie der Stral der Sonne die Natur, d. h. an den Künstler; von diesem nun empfangen wir alles zurück verständlich, klar, in der gehörigen Milde und Besänftigung, ohne Blendung, ohne Zerstreuung. Das ist — ich mufs es noch einmal wiederholen, was Milton so zart und schön die Eva bitten läfst, als ihr Jehovah die Sprache lehren will: sie bittet, dafs sie von Adam lernen dürfe, weil sie ihn besser verstehe. — Diese durch Künstlershand vermenschlichte Welt drückt sich in den Gedanken, in Bildern, in den lebendigen Worten zumal höchst vernehmlich aus; aber selbst die stumme Feder kann durch ihre scheinbar so einförmigen Bewegungen das ausdrücken, was ich beschrieben; sie kann es — denn wir haben den Cervantes. Aber Cervantes vermöchte es nicht allein durch die Feder: dafs auch durch die Hand ein Gott reden könne, das eigentlich wissen wir vom Cervantes;

auch die geflügelte Feder mufs von einer heiligen Gesinnung geführt werden, wenn sie das Gröfste verrichten soll, obwohl die Gesinnung selbst nicht herauszutreten braucht.

— Betreffend die andre, die ich die eiserne Feder nannte, so könnte ich Bossuet, ich könnte Macchiavelli citiren; lassen Sie mich indefs zurückkehren zu dem, der meinem Herzen, meiner Neigung und aller unserer Sorge am nächsten steht, zu Burke. Die Betrachtungen über die französische Revolution, die man deutsch lesen kann oder englisch, weil die meisterhafte Übersetzung oft zweifelhaft läfst, wem dieses grofse Werk mehr angehöre, der deutschen Gesinnung oder der brittischen Beredsamkeit, — geben sehr deutlich zu erkennen, was ich die eiserne Feder nenne. Das alte Bild vom Strome gilt insbesondre von dieser Gattung der Schreibart; während die geflügelte Schreibart sich um alle Formen, von allen Seiten her anschmiegt wie die Luft, wie sie eindringt tief in den Stoff, und nach Willkühr ihren eignen Zustand, ihr Wetter verändert, so strömt ewig sich selbst gleich, gleich klar und gleich tief, nach einer Richtung, von einer erhabenen Seite her, wie das Wasser eines Flusses, die andre Schreibart. Es ist in aller Flüssigkeit der Sprache doch eine gewisse, eiserne Richtung darin, die wie ein Pfeil nach bestimmtem Ziele läuft. Ich wünschte recht

verstanden zu werden: ich meine nicht blofs in den Gedanken und in der Gesinnung, wovon ich hier nicht spreche, sondern Wort, Ausdruck, alles was die Feder giebt, ist gerichtet nach einer bestimmten Seite hin; es steht und läuft, wie in Schlachtordnung, dem bestimmten Feinde entgegen; während in der geflügelten Schreibart die Worte sich nach allen Seiten dehnen und biegen und wiegen, frei und spielend gruppiren. Alle Bewegungen der Natur finden sich in der Schreibart des Cervantes wieder, während die des Burke in einer gewissen erhabenen Einförmigkeit hier schäumt und braust, dort mit ruhiger Gewalt fortdringt, und die Gestirne des Himmels milder zurückstralt, immer aber deutlich einen gewissen sanftharmonischen Wellenschlag vernehmen läfst.

— Lassen Sie uns von den erhabensten Beispielen zu den nächsten zurückkehren: ist nicht jene geflügelte Feder grade der Reiz aller Schriften, welche von weiblichen Händen herrühren; was bezaubert in den Briefen der Mad. de Sevigné als dieses leise, zärtliche und doch so empfindliche, schmeichelnde und doch so ernste Berühren aller Verhältnisse des Lebens: es ist eine anscheinend beschränkte Welt, in der sich diese Frau bewegt, es sind die Geheimnisse, es sind die Labyrinthe des Herzens, und dann wieder die vielfältigen Kollisionen des Herzens mit der Welt und mit der Gesellschaft, aber wie biegsam

legt sich diese Feder um alle Formen des Lebens her; die Schrift athmet; wie leicht bewegte Lüfte spielen die Worte durcheinander. Eben so die Briefe der Lady Montague: in den deutlichsten Umrissen, wie durch eine recht klare südliche Luft angesehen, erscheinen alle Gegenstände, an denen ihre wunderbare Reise vorüberführt. — Daher ist es den Frauen auch so natürlich, dafs sie das eigentlich zwecklose Briefschreiben, das Hin- und Herübertragen stiller Weltanschauungen und jeder Erfahrung des Herzens, lieben, während doch die meisten Männer nicht ohne einen tüchtigen Grund die Feder zum Briefe ansetzen: es mufs etwas bewegt, von seiner Stelle gebracht, erlangt, erprozessirt werden können, wenn ein männlicher Brief abgehn soll.

— Werden wir nicht auch im Laufe unsrer Untersuchungen über diese wichtige Distinktion der beiden Hauptgattungen der Schreibart zurückgedrängt auf das, was ich Ihnen als Schema aller menschlichen Distinktionen überhaupt aufführte: kann ich für den beschwerlichen Ausdruck, geflügelte Feder, einen bezeichnenderen Namen finden, als weibliche Feder, und für die eiserne Feder einen besseren, als männliche Feder. Liegt nicht in der ganzen männlichen Bestimmung dieses Gerichtetseyn in jedem Momente nach einem bestimmten Zweck, mit allen Gedanken, mit allen Fertigkeiten und allen Neigungen der Seele,

während das weibliche Daseyn auf einen engen Raum beschränkt, pflanzenartig, möchte ich sagen, nach allen Seiten hinauswächst, sich sanft beugt unter den Stürmen des Elements, in welchem es lebt, sich nach allen Seiten hinbeugt, nicht unmittelbar eingreift in das Treiben der übrigen Wesen, aber Blüthen und Früchte und Duft im leisen Gange der Jahrszeiten bringt und giebt. —

Dieſs ist genau die Empfindung, welche unter allem Getümmel des reichsten, buntesten Lebens Cervantes zurückläſst, am Ende, da wo er die Feder aufhängt neben den Waffen. — Es ist das weibliche, sagen wir es nur gleich gradheraus, das karakteristisch-poetische in der Schreibart des Cervantes, welches den ausgebildeten Mann so anzieht, indeſs die Frauen, wenn sie ihrer Neigung natürlich folgen, obwohl sie selbst mit der geflügelten Feder schreiben, doch die strengere prosaische Feder lieber lesen werden. Hundert Frauen, die lieber die Clarissa, die Heloise, und den Werther, gegen eine, die lieber den Meister oder den Don Quixote liest. — Wir hätten also wieder das Gebiet der Poesie berührt; auch die Schreibart des Don Quixote oder des W. Meister gehört so wenig als der Gehalt, als der Gedanke dieser Werke in das Gebiet der Beredsamkeit, und wir fänden uns zuletzt beschränkt auf ein durch und durch männliches, ernstes und gleichförmiges

Wesen, wir fänden uns hinausgedrängt aus dem Gebiete der freien Phantasie in das bürgerliche und öffentliche Leben, in den Tumult des Markts und der Ekklesie. Wir mufsten um der Gerechtigkeit willen, die unser höchstes Gesetz ist, die beiden Gattungen der Schreibart sondern: denn wie viele Ungerechtigkeit ist begangen worden, da man einerseits von dem Ideal einer gewissen gleichförmigen klassischen Schreibart ausgehend, die romantischen Spiele der poetischen Feder nicht für wahre Kunst der Rede und für Stil hat gelten lassen wollen; und andrerseits den Ernst des praktischen Lebens, wie er sich in den schriftlichen Verhandlungen der Bürger und der Völker und der Wissenschaften ausdrückte, neben der poetischen Feder überhaupt für keine Feder anerkennen wollte.

— Auf einer sonderbaren Schwelle zwischen beiden Gattungen, obwohl er den Kothurn, von dem ich sprach, eigentlich nie abgelegt hat, so oft er auch Form und Richtung seines Geistes zu ändern schien, stand ein grofser, uns erst vor kurzem entrissener Landsmann, Johannes v. Müller. Er gehört der Beredsamkeit an, er hat in jedem Augenblick seines Lebens männlich nach bestimmten Zwecken gestrebt, aber eine gewisse poetische Empfänglichkeit vermochte ihn so oft sein Ziel zu wechseln, dafs er mitunter den falschen Schein eines Dichters

von sich giebt, so sehr die tüchtige Natur solchem Scheine, wie aller Lüge überhaupt, auch innerlich widerstrebte. Es hat sich nicht leicht solch eine Masse — nicht etwa von Kenntnissen, dieser Begriff wäre zu trocken und zu kalt für die Lebenswärme, für die Begeisterung, womit dieser Mann wufste was er wufste — aber von Bildern des Lebens in eine menschliche Seele zusammengedrängt als in ihm. Nicht leicht hat bei einer gewissen Unempfänglichkeit für die Dichter selbst, die ihm eigen war, ein Redner so den Buchstaben der Vorzeit zu beleben, zu ergänzen gewufst als er, nicht leicht hat ein menschliches Ohr die Stimmen des Alterthums so zu unterscheiden gewufst als das seinige. Ich möchte ihn einen Geisterbeschwörer nennen, wie Burke einen Geisterseher der Vorzeit: mit gewissen Formeln von Ruhm, von Freundschaft, von Freiheit, mit einem beständigen Schlachten- und Waffenruf hatte ihn in früher Jugend das Studium der Geschichte angesprochen, gereizt, und leider für sein ganzes Leben bezaubert; mit diesen Formeln, die er nicht ohne eine gewisse Weihe aussprach, lockte er selbst wieder und beschwor die Geister der Vorzeit: es war bei ihm ein Werk mühseliger Arbeit, was bei Burke natürliche Verfassung der Seele; daher wufste Burke die Geister zu rufen und zu entlassen, während Müller sie heranbeschwor, in immer dichteren Massen

um sich her versammelte, bis er zuletzt in dem Gedränge sich selbst verlor. Burke erschienen sie als Geister und gewissermafsen verklärt: dem Johann Müller in einer gewissen ungebührlichen Deutlichkeit, mit einem Schein des gemeinen Lebens und in dessen Farben und Art, so dafs sie selbst Platz einnahmen, und die Welt und das Zeitalter verwirrten, worin Müller stand, und sie nicht gehörten.

Der treffliche Mann nannte sein Studium der Geschichte ein Wandeln durch die Jahrhunderte, und meinte, ihm stehe nach Belieben die Rückkehr frei in seine Heimath, und fühlte nicht wie er verwirrt wurde durch die zu grofse Klarheit seines Seelenauges; er zog die Umrisse der einzelnen Gestalten so streng, er wohnte sich, ich möchte sagen, auf jeder Herberge seiner Weltumwanderung gleich so ein, dafs er nur mit Schmerz sich davon loszureifsen vermochte. So ward sein ganzes Leben eine ununterbrochene Kette heftig ergriffener Freundschaften und bittrer Trennungen; ungebührlicher Hoffnungen und unzeitiger Verzweiflungen. Aufser einem Herzen, das wo er stand gleich Wurzel schlug, und einen Bau anfing wie für ferne Jahrhunderte nach ihm, hatte die Natur ihm das unglückliche Geschenk einer geflügelten Einbildungskraft gegeben, die ihn allzuleicht von einem Lande in das andre, von einem Jahrhundert in das andre trug. Eine Eigenschaft

demnach, die ich vom Redner begehrte, besafs er im Übermafs: das Eingehen in die entgegengesetzte Partei. Dieser Wortredner seines Jahrhunderts mit seinem göttlichen Talent für die Sprache konnte keine grofse Sache, keinen grofsen Prozefs führen, weil er die Gegenpartei allzu heftig auffafste, weil er allzutief einging in das Bedürfnifs und in die Situation des Gegners. Daher seine Unbefangenheit, sein Befremden, wenn man ihm vorwarf, dafs er seine Partei verlasse: Freund und Feind waren in seiner Seele beides treffliche Leute; es gab im Grunde keinen Streit zwischen ihnen, denn sie hatten beide auf gleiche Weise seine Einbildungskraft entzündet und bestochen, und so erscheint er am Rande seines Lebens auf der Seite, gegen die das ganze Wirken der schöneren Hälfte seines Lebens gerichtet war, und es begleitet ihn nichts in den Tod als der rührende Glaube an jenes Wesen, für welches er in seinem reichen Leben keinen andern Namen gefunden hatte, als den unvollständigen Namen der Freundschaft.

Er hatte in allen das Leben, wenigstens den Schlag des Herzens, wenn auch nicht das höhere Leben empfunden, wie sollte er nicht mit dem Glauben sterben, dafs sie sich dereinst untereinander empfinden würden, wenn auch seine schöne Seele blutete, dafs er sie in der Entzweiung zurückliefs,

und dafs ihm nicht vergönnt war mit den Herren der Erde Hand in Hand zu wandeln, oder sich mit ihnen auf der Sonnenwolke des Ruhms zu erheben über die Erde. —

Ein grofses lehrreiches Beispiel für uns an dieser Stelle unsrer Betrachtungen. Wir haben die Beredsamkeit streng geschieden von der Poesie, wir haben ihr die Flügel genommen, welche wegtragen über Länder, Meere und Zeiten, wir haben sie in die Gegenwart gebannt, auf den Ernst des Lebens, auf bürgerliche Thaten beschränkt: die Beredsamkeit konnte nicht erkennen was sie sei ohne die Poesie, wie der Mann erst im Umgang der Frauen erkennt was er sei. Wir mufsten die hergebrachten Theorien der Beredsamkeit verwerfen, weil sie die Beredsamkeit für sich betrachten, absondern von ihrem Gegentheil, lostrennen aus dem Verhältnifs zur Poesie.

Aber noch lebendiger als diese todte und kalte Theorie zeigte es das Schicksal des grofsen Rednertalentes bei Johann von Müller: er kannte, er verstand das Eigenthümliche der Poesie nicht. Hören Sie ihn reden vom Homer, den er bewundert; er greift ihn auf nicht wie einen Dichter, sondern wie einen Redner, mit bestimmten Zwecken der Belehrung, der politischen Begeisterung; das weibliche, in sich selbst geheimnifsvolle Wesen der Poesie, die Unabhängigkeit ihrer Erzeugnisse versteht er nicht.

Ich wüfste das ganze Problem, das Räthsel seines Karakters, seine reiche Armuth, seine zaghafte Entschlossenheit, das eilige Verfliegen seiner Begeisterungen, die weichliche Härte seines Stils, seine treulose Treue, und vor allen den Mangel des Geschmacks selbst in seinen vortrefflichsten Werken nicht anders zu erklären. Die Satzungen der Völker interessiren ihn viel mehr als ihre Sitten: nur die Dichtkunst öffnet den Blick in das geheime Hauswesen der Völker, wovon die Geschichten Johannes von Müllers eigentlich keine Kunde geben.

— So viel über die Gebrechen eines grofsen Mannes: zu unserm Verständnifs war ein deutliches Bild dessen, was er gewesen, auch eine Zerlegung seiner Natur nothwendig. Dieses nicht ohne Rührung vollbrachte Geschäft, unter welchem wir alle die in früheren Stunden entworfenen Züge des ächten Redners zusammenzufassen strebten, erinnert uns, nun zu sagen, dafs er sein Leben hindurch unter allen Irrthümern das Allerhöchste gewollt, und auch in vielen grofsen Augenblicken seines thatenreichen Lebens die Nähe des Göttlichen empfunden hat. Es war etwas Prometheisches in ihm: er trug das Feuer des Himmels in seiner Brust, aber die Züge des Göttlichen selbst zu schauen, war ihm versagt; die Kriegeslust der irdischen Mächte kannte und verstand er, aber das Wehen ihres Friedens hat seine unru-

hige Seele eigentlich nie gekühlt. Weil er der Natur selbst ins Antlitz sah, so blendete sie ihn auf allen Wegen: beruhigen kann sie nur, ich wiederhole es, wenn sie widerstralt aus der Seele des Künstlers, des Dichters. Burkes gesellschaftliches Leben war getheilt zwischen den Künstlern und den Rednern seines Vaterlandes: kein neuerer Engländer hat den Shakespear und die Dichter des Alterthums verstanden wie er.

VIII.

VON DEM

MORALISCHEN KARAKTER

DES

REDNERS UND DER GEISTLICHEN

BEREDSAMKEIT.

Die Alten waren des festen Glaubens, nur der gerechte und rechtschaffene Mann könne ein grofser Redner seyn: *vir bonus*, ein guter Mann, sagt Quintilian. Worin besteht die Güte des Mannes, als darin, dafs er sich gering achtet neben dem Guten, also in dem Glauben an, in dem Leben für ein höheres Gut. Hätte er kein höheres Gut, als sich selbst, so müfste er alles, was ihm widerstrebte, für verwerflich und schlecht halten; er könnte nicht eingehen in die Güte, in die Seele seines Gegentheils; er könnte sich selbst nicht anklagen, also überhaupt nicht sprechen, sich nicht vertheidigen; er könnte nur unterwerfen, aber nicht erheben, nur strafen, aber nicht versöhnen. Die gewaltigste Wendung der Rede, die gröfste, stolzeste Empfindung des Herzens fehlte ihm, nämlich die freie Demüthigung vor dem Höhern.

Als nach dreifsigjähriger unbezahlter Heldenarbeit in den Staatssachen von England Burke von der

Gnade seines Königs für sich und seine Wittwe einen Jahrgehalt empfing — es war wenige Jahre, nachdem er alle Verbindungen seines Herzens England, wie neulich beschrieben, zum Opfer gebracht, und sich mit seinen Ahndungen, seinen Sorgen, und mit den grofsen Schatten der Vorzeit zurückgezogen hatte erst in den Hintergrund des Parlaments, dann in die Einsamkeit von Beaconsfield, und er nun allein war — wenn man so sagen darf; es war wenige Tage, nachdem der Tod die gröfste irdische Hoffnung seines Lebens, seinen einzigen Sohn hinweggenommen, und der grofse Mann nun daniederlag, wie er sich selbst ausdrückte, — wie eine von jenen alten, morschen Eichen, die der letzte Orkan zu Boden gestreckt hatte vor seiner ländlichen Wohnung — als diese finstren Tage seines Lebens für einen Augenblick erhellt worden waren, mehr dadurch, dafs sein königlicher Herr sich seiner in seinem Unglücke hatte erinnern wollen, als durch die freilich sehr nothwendige häusliche Erleichterung — da erhoben sich im Parlamente von England, wohlzumerken in der Abwesenheit Burkes, der forthin auf diesem Schauplatz seiner ehemaligen Gröfse nicht mehr erschien, also in der Abwesenheit des Angeklagten — Mylords von Bedford und Lauderdale, klagend über die königliche Verschwendung, den Mifsbrauch der Staatsgelder, und dafs nun der eigentliche Grund der Abtrünnig-

keit Burkes von seinen Freunden und von der alten Sache der Freiheit gefunden sei. —

Der Herzog von Bedford ist bekanntlich durch die Gnade der Vorfahren Sr. Brittischen Majestät der reichste Pair von England; der Graf Lauderdale andrerseits ist einer der gelehrtesten Stantswirthe jenes Landes, der folglich über die gerechte Verwendung der öffentlichen Gelder eine Stimme haben mufste. Ein gehöriges Gefühl der Indignation, wie zu erwarten stand, äufserte sich diefsmal nicht unter den anwesenden Mitgliedern; die Minister rechtfertigten mit einiger Kälte die königliche Gnade: auch werden selten im englischen Parlament viele Worte verloren über die Angelegenheiten einzelner Personen, nur Burke durfte es wagen, wie wir gesehn, über sich selbst zu sprechen, eben weil, wenn er selbst sprach, fast nicht zu unterscheiden war, was in ihm Burke sei, und was England. So war der Stand der Sachen: die Beleidigung zu grofs, die Art der Wunde, eben weil die häuslichen Verhältnisse, weil das ehrenwerthe Geheimnifs einer rechtschaffenen bürgerlichen Haushaltung angegriffen wurde, zu schmerzlich, als dafs Burke hätte schweigen können.

Er hat geantwortet, er hat sich vertheidigt; diefsmal schriftlich, von seiner ländlichen Wohnung aus; keine Sylbe ist verloren gegangen; dieses heilige

Testament seines Geistes, diese kurze Geschichte einer grofsen Seele, die an doppelter Verletzung hier des Schicksals, dort der eignen Freunde seines Lebens blutete, die, aufgefordert an sich selbst zu denken, von der Güte, von dem Verdienst des eignen Karakters zu sprechen, mit einer gewissen natürlichen, leisen Ungerechtigkeit des Schmerzens anhebt, mit ihrem Doppelschmerz vor unsern Augen kämpft, aber alles überwindet, und zu dem Grundgedanken ihres Wesens, zu dem was gröfser ist als die eigne Güte, und mächtiger als aller eigne Schmerz, und als alle Feinde, zu der Idee des Vaterlandes zurückkehrt — liegt in allen ihren Zügen vor uns. —

Es ist als wenn in diesem Briefe an die Lords von Bedford und Lauderdale, einem der letzten Werke des grofsen und guten Mannes, sich die irdische Beredsamkeit und die göttliche, jene, die auf der Selbstheit, auf der Leidenschaft beruht, diese, welche aus der Güte und der Gerechtigkeit kommt, sich um den Besitz dieses gewaltigen, dieses goldnen Mundes stritten. Burke war diesmal in einer Lage, wo es Pflicht ist an sich selbst zu denken, sich selbst zu loben, seine Persönlichkeit war in ihren Grundfesten angegriffen: in solchem Schmerz und bei solcher Beleidigung ziemt es sich, nichts anderes zu seyn als Mensch; wenn irgendwo, so schickte es sich diesmal, an nichts anderes zu denken, als sich selbst.

Aber wenn er im Anfange dieses Briefes dem Herzoge von Bedford mit gleichen Waffen vergilt, wenn er ihn auf den Stammbaum seiner Familie und seines Reichthums zurückführt, wenn er ihm zeigt wie die Krone von England ihm auf alle nachkommende Generationen schon vorausbezahlt habe, während sie hier nur nachbezahle, dreifsigjährige Arbeiten vergelte, überhaupt im ganzen ersten Theil dieses Werkes fühlen wir, dafs Burke den Gegner niederwirft, aber wir sehen den grofsen Redner noch nicht: wir werden mehr bewegt als erhoben, mehr gepreſst als überwunden.

— Auch er, wenn er sein arbeitsvolles Leben erwogen, und seinen Sohn betrachtet, habe in aufgeweckten Stunden geholft eine Art von Familienstifter zu werden in seiner Weise, eine Art von Stammbaum zu eröffnen, seinen Enkeln die Bahn zu ebnen, ihnen einen Namen mitzugeben, dessen die Nation noch spät sich erinnern würde, und vielleicht den Nachkommenden vergelten würde die uneigennützige Vorarbeit des Ahnherrn. Aber eine höhere Macht, vor deren dunklen Beschlussen das leichte, flatternde Wesen unsrer Wünsche wie ein Traum verfliegt, hatte anders verordnet, fährt er fort: bei mir ist die Ordnung der Dinge umgekehrt, die nach mir kommen sollten, sind vorangegangen, die mich wie ihren Ahnherrn verehren sollten, nach denen, in

den Wohnungen des Friedens mufs ich, gemarterter Greis, sehnsüchtig hinaufschaun wie nach meinem Ahnherrn. Meinen Nachkommmen ist nichts zu vergelten, denn ich habe keine mehr: man mufs mich selbst bezahlen, die letzten Tage meines Lebens erleichtern, wenn man mir danken will; man thut es reichlich, vielleicht gegen die Grundsätze eurer Staatswirthschaft, aber gewifs nicht gegen die natürliche Ordnung der bürgerlichen Dinge reichlich, da ich ja viel gearbeitet, und nur kurze Zeit und unter Thränen geniefsen kann. Ist diefs die Sprache gegen meinen königlichen Herrn? unterbricht er sich, — gegen England? dieses Geschwätz von Verdienst, von Bezahlung, von Vergeltung? nichts habe ich gethan, alles ist Gnade, keine Rechnung ist abzuschliefsen, ich bin der Schuldner, das Vaterland hat von mir zu fordern, ich bin ihm noch die Tage schuldig, die ich zu leben habe, die letzten hinsinkenden Kräfte, die letzten Funken dieses verlöschenden Geistes gehören ihm. Aber das ist die alte Doppelsprache des gebrechlichen Herzens der Menschen: warum soll es jenem frommen Patriarchen der Geduld, dem Hiob anstehn zu schreien über den Schmerz, sich zu widersetzen dem Feinde und der Freundschaft kalter Trostsprecher bei aller Demüthigung unter die Rathschlüsse Gottes — und nicht mir. Anders ist die Sprache gegen den Feind, anders gegen

meinen königlichen Wohlthäter und England! — Wenn ich von Verdienst rede, so gilt das dem Herzog von Bedford und nicht England: denn um ihn habe ich es verdient, grade um ihn, der bei geringen Verdiensten und unermeßlichen Belohnungen sich wärmt, und wächst und immerfort gedeiht am Strale dieser Sonne der Gerechtigkeit, dieser Verfassung, die ich habe vertheidigen und retten helfen. Es ist die besondre Eigenheit dieser Verfassung, daſs beide bestehen durch sie, der müſsige Besitzer uralter Rechte, und der schweiſsbedeckte Arbeiter mit dem sorgenvollen Erwerbe dieser Stunde, daſs wir beide bestehn durch sie, er, ein sehr junger Mann mit alten Pensionen, ich, ein alter Mann mit sehr jungen Pensionen. Grade diese Eigenheit der Verfasssung habe ich vertheidigt; für seine Meiereien habe ich gesprochen, und für seine Acker; und gegen die Revolution, die in der Seele ihrer unschuldigsten Freunde je nur den einen Zweck hat, Arbeit und Verdienst allein zu erheben, und die müſsigen Besitzer zu verdrängen. Wer hat denn die Rechte des Herzogs von Bedford vertheidigt, als ich? — Nun verschwindet der Herzog von Bedford, und Burke sich selbst, vor den höheren Gegenständen, die sich aufdrängen, vor den Gefahren, die England bedrohen und die Verfassung; dieses Zion, wie er sie nennt: *templum in modum arcis*, diesen Tempel in Gestalt einer Burg:

Gegenstände, sagt er, gegen die er, und sein Schmerz, und seine Feinde, und selbst der Herzog von Bedford mit allen seinen Feldern, und Schlössern, und Reichthümern viel zu gering seien.

Es ist eine gewisse Region der Tugend, sage ich, eine gewisse Bergesluft der Gerechtigkeit, worin der grofse Redner athmen mufs, wenn die eigentliche Rede beginnen soll: diese Rede kommt, diese Region hat Burke erreicht, er hat sich hindurchgearbeitet durch die Zuckungen des Schmerzes, durch das Gedränge seines Kummers, durch die Angriffe der Persönlichkeit: die Nothwehr, die mehr schlagen mufs als sprechen, weil sie keine Zeit hat zum sprechen, ist zu Ende an der Stelle dieser göttlichen Rede wo ich sie abbreche, weil sie selbst vorliegt, und für sich selbst besser sprechen wird, als ich in der Beschreibung vermöchte. Ich höre den Ton, worin sie gesprochen wurde, als der grofse Mann sie niederschrieb, weil ich manche Zeit meines Lebens damit zugebracht habe, nachzuempfinden, wenn es möglich wäre, wie ihm zu Muthe gewesen: ich habe den Ton zu beschreiben unternommen, in welchem diese Rede gelesen werden mufs, und die leidensvolle, dunkle Stimmung des Gemüths, aus welcher dieser Sturm der Beredsamkeit hervorbricht. Die tugendhafte Klarheit, in die sich zuletzt alles auflöst, läfst sich nur sehn, nicht beschreiben: ich

wünsche Deutschland Glück, dafs es auch dieses Werk des göttlichen Redners in seiner eignen Sprache besitzt. Befremdlich ist, dafs es nicht schon im Jahre 1797 unmittelbar bei seinem Erscheinen taugenden von unsern taubstummen Sprachgenossen die Zunge gelöst und das Ohr entbunden hat. Mir wenigstens wurde dabei zu Muth, als könne ich auch sprechen.

Diese Rede, besser als irgend ein andres Werk unsrer Mitwelt, deutlicher und lebhafter als irgend eines der Vorwelt, zeigt wie niemand für sich selbst, sondern nur im Namen des höheren, und für ein höheres Gut sprechen könne. Ich habe mit Bedacht ein Beispiel gewählt, wo der Redner gedrängt wird von sich selbst zu sprechen, wo seine Persönlichkeit und ihre Rechtfertigung allein im Spiel zu seyn schien: denn wie wir überhaupt dem Göttlichen, nicht durch ein Entsagen des Menschlichen dienen können, sondern das Höhere erst recht zu merken anfangen unter Leiden, d. h. wenn wir unser persönliches Wesen am tiefsten und gründlichsten empfinden, wie wir die Höhe erst recht merken neben der Tiefe, so entwickelt sich auch das Göttliche der Rede erst recht inmitten der menschlichsten Angelegenheiten und Schmerzen. Es mufs vieles zu verzehren seyn, Untergeordnetes, Persönliches, Irdisches — wenn sich diese Flamme entzünden soll.

Auch die Tugend des Redners kann nur eine streitende seyn. Ich will ihn auf Knieen sehn vor dem höheren Gute, sage ich, aber zugleich aller geringeren Güter und Sorgen sich bewufst: diese Forderung ergeht an den geistlichen Redner so gut als an den weltlichen. In keine unnatürlichere Stellung könnte sich der Redner versetzen, als wenn es bei ihm Grundsatz würde, von seiner eignen Persönlichkeit zu abstrahiren, und diese ganz aus dem Spiel zu lassen. Es ist genau eben so untugendhaft sich selbst zu vergessen, als des Göttlichen: ich kann euch das Göttliche nicht zeigen, mufs der Redner denken, als durch die Strahlen, die es auf mich geworfen hat; das Licht an sich läfst sich nicht weitergeben, nicht zeigen als allein in dem erleuchteten Gegenstande, und der erleuchtete Gegenstand bin ich, ist meine Persönlichkeit. Je tiefer dieser Glanz hereinscheint in die Angelegenheiten meiner Person, je eigenthümlicher der Strahl sich bricht in meinem Herzen, um so begreiflicher wird die Bewandnifs, die es mit dem Lichte hat: wozu überhaupt ständen wir in dieser dunkelnden Welt, und hätten nur Farben und Schatten, aber kein Licht, wozu wiese uns die Sonne geblendet zurück, wenn wir sie selbst betrachten wollen, wenn sich das Licht nicht besser verstehen liefse in den gefärbten Schatten, als in sich selbst. Die klarste, sorgloseste Stirn würde einen

todten Schimmer zurückgeben gegen das Lebenslicht, welches in jener Vertheidigungsrede aus dem finstern, zerrissenen, zerschmetterten Herzen Burkes hervorbricht. Deutlicher wird die Heiligkeit dieses Redners in seiner Behandlung dieser allerweltlichsten, dieser Geldangelegenheit, als sie es in der unmittelbaren Behandlung der heiligsten Ideen nicht werden könnte. —

Wer kennt nicht die berühmte Rede Bossuets auf den Tod des grofsen Condé, womit der Redner die Reihe seiner Gedächtnifsreden beschlofs? Ich will nicht weiter reden zum Andenken grofser Verstorbener, sagt er: „au lieu de déplorer la mort des autres, grand Prince! dorénavant je veux apprendre de vous à rendre la mienne sainte. Heureux, si averti par ces cheveux blancs du compte, que je dois rendre de mon administration, je reserve au troupeau, que je dois nourrir de la parole de vie, les restes d'une voix, qui tombe, et d'une ardeur, qui s'éteint.“*) Ist diefs ein blofses rhetorisches Kunststück, ist es ein blofser Abgang, wie man im Theater jene nichtswürdigen Herausforderungen des Beifalls nennt, wenn das Kunststück des Schauspielers in den Augenblick hineingedrängt ist, wo er die Bühne verlassen soll, wenn eine Reihe von Sentenzen mit einer gewissen tragischen Pointe beschlossen wird, und es eigentlich vielmehr auf den Schrecken

*)

der Zuhörer bei dem plötzlichen Abreifsen der Rede, als auf die wahre Wirkung abgesehn ist? Die Wendung des Bossuet ist schön, weil sie natürlich ist, sie ist erhaben, weil sie so menschlich ist: wie Burke von sich ausgeht und in den höheren Gegenständen verloren schliefst, so kehrt Bossuet von dem erhabenen Gegenstande, davon er ausging, still in sich selbst zurück. Wir empfinden in beiden Fällen gleich lebhaft, dafs uns genuggethan wird, wir empfangen das Göttliche und Menschliche zugleich; beides ist unsre Heimath; aus welchem in das andre wir zurückkehren mögen, immer empfängt uns eine wohlbekannte, eingewohnte Heimath, und dieses befriedigt uns.

Das ist die wohlthätige Spur, welche alle ächte Beredsamkeit in uns zurückläfst; das Allgemeine und Besondre, das Höhere und das Niedre, der Himmel und die Erde haben sich berührt: der Redner schweigt, wir finden uns wieder in den bekannten Thälern dieser Erde, wir verweilen noch immer in besonderen, wohnen noch immer hier in den Niederungen, aber ein himmlischer Thau ist zurückgeblieben, begläzt die Erde, und wenn er auch sanft verduftet, indem die Geschäfte der Erde uns forttreiben, so bleibt doch unser ganzes Daseyn auf lange Zeit erfrischt. — Darum ist die gewaltigste Wendung der Rede, wie ich im Anfang sagte, die freie Demüthigung vor dem

Höheren, und der Mensch überhaupt nie unwiderstehlicher und mächtiger als in seiner Demuth: je tiefer er sich beugt vor den himmlischen Mächten, um so weniger vermag die gemeine Gewalt dieser Erde über ihn. Darum giebt es im Grunde keine andre Beredsamkeit als die göttliche; und die göttlichste ist keine andre als die allermenschlichste; das im Munde führen, das Auseinanderzerren des Göttlichen an sich, das breite Sichauslassen und Abhandeln und Sichvernehmenlassen von den göttlichen Dingen an sich ist eben so unnatürlich und unrednerisch, als das egoistische Verweilen in den eigennützigen Interessen dieses Lebens. Auf dem Wege, der hinaufführt, wie wir an Burke, auf dem Wege, der hinabführt, wie wir an Bossuet gesehn, ist das Wesentliche der Beredsamkeit zu ergreifen; weder oben allein noch unten allein ist es zu finden.

— — Es kann Ihnen nicht entgangen seyn, dafs der Gegenstand meiner heutigen Betrachtung die Kanzelberedsamkeit ist, die heilige Kunst der Massillon, Flechier und Bourdaloue: das Wesentliche derselben ist schon erörtert, bevor der Ort erwähnt ist, nach welchen die heilige Beredsamkeit ihren Namen führt. Es ist eine der beneidenswerthesten, aber auch leider eine der entweihtesten Stellen dieser Welt. Könnte es eine gröfsere Bestimmung geben, als die, das Vorrecht der Menschheit, die Rede an-

anwenden auf die besonders ernsthaften Gelegenheiten des Lebens, den Menschen zu empfangen und zu begrüßen bei seinem Eintritt in die Welt mit der Kraft des Wortes, ihn mit derselbigen zu begleiten durch alle Hauptstationen des Lebens und bis über das Grab hinaus; auch da ihm noch nachzurufen die Abschiedsgrüße dieser Erde, auszusprechen den Gedanken seines Herzens, zusammenzufassen, möchte ich sagen, alle Rede seines Lebens in den einzigen Nachruf; im Namen des Abgeschiedenen zurückzusprechen an die Lebendigen; hinauf- und herunterzureichen, nach diesseits und jenseits herüber zu sprechen, zu versöhnen die Unverträglichkeiten der höheren und niederen Dinge ein ganzes Leben hindurch: die Lebendigen zu rufen, die Todten zu beklagen, die Blitze des Schicksals zu brechen mit menschlichem, wie die Glocke unsers Dichters mit ihrem metallnen Munde? —

Kann nun, frage ich, die flache Moral, welche wir an dieser Stelle meistentheils erhalten, und die verderblicher ist als der Anblick des Lasters selbst, weil sie den Wohlgeschmack der Tugend verwässert, weil sie allen Stachel der Seele abstumpft, weil sie das muthige, lebenslustige Herz hinwegscheucht aus den Wohnungen des Heiligen, und nur die mattherzige Feigheit sich gegen den Schein und Folgen des Lasters sicherstellen lehrt; kann die geschmückte

Magerkeit angewöhnter Formeln, kann das leicht übertünchte Skelett einer todten Abhandlung irgend eine jener grofsen Bestimmungen erfüllen? — Statt des Himmels empfangen wir eine zusammengeschrumpfte Erde; statt des Göttlichen empfangen wir etwas, von dem sich nichts weiter sagen läfst, als dafs es unweltlich, nicht einmal weltlich ist; statt des Geistigen etwas das unkörperlich oder vielmehr auch nicht einmal körperlich ist. Lassen wir dieses Unwesen; erkennen und erheben wir die wenigen, welche die Würde der Kanzel behaupten; und fragen wir, was sind die Hauptstücke der geistlichen Beredsamkeit? —

Ermüden Sie nicht, ich mufs mich widerholen; die beiden Hauptstücke sind, das eine: anzuklagen die eigne Anschauung des Göttlichen, die man in sich trägt, die immer noch nicht grofs, immer noch nicht menschlich genug ist, die immer wieder verzehrt werden mufs und reiner hervorgehn aus ihrer Asche; das andre: die noch seltnere Kunst, erlauben Sie mir den Ausdruck, Brücken zu schlagen über den breiten Strom, der die weltlichen Angelegenheiten des Menschen von seinen ewigen trennt, die Kunst Thüren durchzubrechen in die übersteinerten Herzen. —

Was soll ich, sagt das gesunde Weltkind, mit

eurer breiten und starren Auseinanderlegung geistlicher Dinge: das Heiligste, wenn die Lebenswärme daraus entwichen und es kalt geworden ist — widersteht mir grade wie das Gemeinste, was mir keinen Eindruck des Lebens giebt: mir widersteht es grade weil es wärmer, weil es lebendiger seyn sollte, — und weil es durch ein menschliches Herz hindurchgegangen, und dort, grade dort erkaltet ist. Ich will es glauben, dafs was ihr mir sagt herstammt aus dem Buche des Lebens selbst, dafs ihr eure Weisheit da heraus geschrieben, da heraus filtrirt habe: mich aber berührt sie nicht, ich verstehe sie nicht, wie ihr sie gebt. Seht ihr zu wie ihr euch in todten Formeln erbaut: wie ihr es anstellt begreife ich nicht; ich verstehe nicht, was todt ist: ich suche das Leben mir auf, und fände ich es im Allergemeinsten, so erbaut mich das besser als eure Beredsamkeit. Wohlan, zu überreden versteht ihr mich nicht; den Sturm, der in mir braust, beschwören könnt ihr nicht; zwingen? lasse ich mich nicht, denn ohne freie Anerkennung, ohne die innere Einwilligung meines Herzens kann das Göttliche für mich nun überhaupt gar nicht bestehn. Was? und ihr für eure Person wäret nunmehr fertig mit euren Glauben, ihr hättet ihn abgemacht, während ich ihn noch nicht angefangen? euch wäre ohne euer Verdienst zum ruhigen Besitz gegeben, was mir Kämpfenden versagt ist? ihr wäret

fertig mit dem Zweifel, ihr hättet die Ruhe eures Lebens beigesteckt, unter Schloss und Riegel gebracht, wie irgend ein andres Besitzstück, und ich sollte fortringen mit den Gebrechlichkeiten, den Reizungen und den Widerwärtigkeiten der Welt, fortringen mit den Täuschungen der Sinne, den Labyrinthen des Verstandes und den Irrthümern eines gutwilligen Herzens? — Es war überhaupt nicht viel zu beruhigen in euch, Freunde, wenn ihr schon fertig seid! Seid Vorfechter des Glaubens, so will ich euch nachfechten: was mich bekehren soll, das muss ich streiten sehn! — Ich glaube an den Zusammenhang der menschlichen Dinge, es mag einen göttlichen Gedanken geben, der sie untereinander alle verbindet und beruhigt, aber die menschlichen Dinge schreiten fort, umstalten sich in unendlichen neuen und unerwarteten Bildungen, sie wollen also immer vom neuem angeknüpft seyn an den Einen göttlichen Gedanken, und das geschieht nicht ohne Schmerz und Kampf: die Dinge wollen unabhängig bleiben, für sich bestehn, sie sind eifersüchtig, sie wollen auch ausser dem Zusammenhange mit dem göttlichen Gedanken gefallen; man muss sie bändigen durch Gewalt und Reitz. Gesetzt, ich brächte dir mein zerrissenes, und ich läugne es nicht, rebellisches Herz, und ich bäte dich, du möchtest es anknüpfen an das Ewige, versöhnen mit demselben: wie wolltest du denn dieses Herz

angreifen, dessen Neigungen und Sprache du nicht verstehst, und die du einer höchst unnatürlichen Leidenschaft für das Schlechte und Böse in mir zuschreibst? Wie sollte ich, damit ich mich der Worte eines grosen Heiligen bediene, ausgehn können durch deine Thür, wenn du nicht einzugehn verstehst durch die Meinige?

— Das sind die Forderungen der Zeit an den geistlichen Redner, darum sage ich 1) er soll sich anklagen, mit sich selbst zu kämpfen, die Sprache der Gegenpartei zu führen wissen, kurz er soll den Teufel verstehn und den Zweifel; er soll das Geheimnis verstehn, wie es möglich ist, dafs ein menschliches Herz abfalle von seiner Bestimmung, er soll die Welt kennen, und alle die irdischen Ketten, welche, bald aus Blumen, bald aus Eisen geflochten, unsre Herzen bestreiten; — er soll die Götzen dieser Welt verstehn, in deren Dienst umhergeschäftert sich der geängstete Mensch zu entschädigen versucht für das Entbehren des Göttlichen. Allerdings giebt es Augenblicke im Leben, wo die Seele, vorbereitet durch langen Kampf, nur das Wort des Räthsels braucht um jenes Göttliche zu erkennen, wo sie ein gewisses Affindungsvermögen erworben hat unter mannichfaltigen Leiden, und nun durch die kälteste Beredsamkeit, durch den vertrocknetsten

Buchstaben hindurch die Lebensader wahrnimmt; und wo ein Wort, ein Name noch so leise, noch so flüchtig und unabsichtlich ausgesprochen, den ganzen zerrütteten Gesichtskreis des Menschen in seine Fugen rücken kann. —

Ich habe ein solches Vertrauen in die Gewalt der Rede, und weifs aus den Erfahrungen der Geschichte her sehr wohl was ich sage, dafs in den äufseren Weltumständen selbst ohne dafs wir es ahndeten ein unsichtbares Zusammenneigen, Sichberühren und Versöhnen statt finden könnte, und dafs irgend ein einziges Wort dann nur in dem rechten Augenblicke ausgesprochen, die zerrüttete Welt selbst in ihr altes Gelenk wieder einrichten könnte: mit einem ähnlichen Vertrauen spricht Burke in seinem Briefe an Elliot über die Macht des Einzelnen, Verlassensten, Gebeugtesten durch die Rede. — Aber solche Wirkungen streitlos, solche Wunder mit dem bloßen Worte des Friedens hervorzubringen, mufs die Befriedigung der Welt in dem Herzen dessen, der das Wort ausspricht, schon kämpfend vollzogen seyn, damit er die Beredsamkeit ersetze durch die Vorbereitung und Wahl des glücklichen Augenblicks. Immer will das Wort ergänzt seyn durch die That, diese möge nun aufser dem Worte oder in dem Worte leben und wirken. Das wahre Sprechen also ist eine

wirkliche That: und es sind solche rednerische Thaten, die ich von der Kanzelberedsamkeit verlange.

Sie soll a) Brücken zu schlagen wissen aus einem Herzen in das andre, und über den Strom, der die Gebiete der beiden Herren trennt, zwischen denen meistentheils unser Herz getheilt ist. In jedem Hauswesen, in jedem Herzen walten leider zwei Herren statt des Einen, das ökonomische Gesetz des Lebens und die höhere, überirdische Forderung der Seele sind uneins miteinander; die Bedürfnisse des Augenblicks verdrängen, übertäuben, unterdrücken das ewige Verlangen des Menschen. Fruchtloses Bemühen dieses zu wecken und zu stillen, ohne jene und den Kampf mit ihnen zu verstehn! —

Meine ich aber, dafs der Geistliche wirklicher Arzt werden soll, und Landwirth und Kaufmann? Es giebt ein heiliges Eingehn in diese Dinge, in ihre Wesenheit, ohne dafs man Hand anzulegen braucht, und die Schlacken und den ganzen Umstand der Gewerbe zu berühren. Es giebt eine heilige Versatilität des Geistes, eine Füglichkeit desselben, die niemand weniger entbehren kann, als der Redner: das war die Meisterschaft Burkes. Es war ein Mann, sagte Dr. Goldsmith, der, wenn er des Regens wegen zufällig untertrat in dem Flur eines Hauses, und dort den letzten Reitknecht vorfand, und einige Worte mit

ihm wechselte, denselbigen Reitknecht in der Überzeugung zurückliefs, dafs er mit dem ersten Stallmeister der Welt gesprochen habe. — Es war ein Mann, füge ich hinzu, der seine Seele hinaufsteigern konnte, dafs sie die Seele eines ganzen Volks zu seyn schien, und der sie wieder einzuschmiegen wufste in den beschränktesten Gesichtskreis des Einzelnen. Er war ein Baumeister solcher Brücken, die ich verlangt habe: jedes Herz war ihm zugänglich; darum ist er uns allen, entferntesten selbst wieder so zugänglich, so verständlich, so nahe: niemandem näher, als dem wahren geistlichen Redner, der ganze Jahre nicht bereuen wird, die er in dem Studium dieses unvergleichlichen Mannes und seiner Werke zugebracht hat. In den Werken Burkes finden sie die Angelegenheiten der Welt, den Streit der hohen irdischen Interessen, den sie nicht ungestraft versäumen dürfen, schon zugerichtet, schon zubereitet für den heiligen Gebrauch. Der Staat in seiner Seele, wie in seinen Schriften ist eine *arx in modum templi*, eine Burg in Tempelsgestalt. Man verweilt mit ihm wie in der Vorhalle eines Heiligthums; unberührt, unbefleckt von dem gemeinen Anfluge des Lebens sieht man hinaus über den Markt der Welt; man lernt verstehn die irdischen Mächte, man lernt was dasselbe sagt, sie versöhnen untereinander und mit dem Göttlichen. Im Laufe dieser Werke,

die Augen gerichtet auf die Gegenstände, welche er behandelt, wird man fortgerissen in die Dialektik, in den kriegerischen Gang seines Geistes und seiner Rede, und bleibt dennoch ruhig angeschlossen an sein grofses Herz.

IX.

VON DER

NEUEREN SCHRIFTSTELLEREI DER DEUTSCHEN.

Die in unsern Tagen am weitesten verbreitete Anwendung der Redekunst ist die Schriftstellerei. Es ist bekannt, dafs wenn im Laufe des Jahres Italien etwa 500, Frankreich 700, England 800, so Deutschland auf seinen Messen zwischen 2 und 3000 neue Schriften ans Licht bringt. Die bei weitem gröfste Anzahl dieser Schriften ist entstanden, nicht etwa weil der Autor eine besondre Veranlassung hatte zu reden, nicht weil irgend eine grofse Angelegenheit des Augenblicks ihn drängte, sondern weil er sich einmal auf dieses oder jenes Fach menschlicher Wissenschaft gelegt hat und voraussetzt, dafs die Welt in einer gewissen gespannten Erwartung sei, überhaupt zu vernehmen, was er eigentlich meine; ferner haben unzählige Bücher gar keine andre Veranlassung ihres Erscheinens anzuführen, als dafs dieser und jener Gegenstand, wie sie sich ausdrücken, noch nicht bearbeitet sei. Man hört sehr häufig in den öffentlichen Blättern den Wunsch aussprechen: Möchte sich doch der und der Unterrichtete ent-

schliefsen, dieses noch völlig unbearbeitete Feld der Literatur zu bebauen, oder diese und jene bedeutende Lücke unserer Literatur auszufüllen. Ja es hat Literatoren in Deutschland gegeben, die, während andre die Kenntnifs dessen was geschrieben war, zu dem Geschäfte ihres Lebens machten, sich hauptsächlich darauf verlegten, aufzufinden worüber nicht geschrieben worden sei, aufzufordern, Gegenstände unter den Fufs zu geben, piquante Titel zu erfinden, um den Schriftsteller zu reizen, oder den Buchhändler anzutreiben, dafs er wieder den Schriftsteller, wenn nicht durch den Ehrgeiz, doch durch anderweite Mittel reize. Diefs sind nun freilich Spekulationen des Gewerbes: indefs da jede Spekulation ein Bedürfnifs und einen Markt voraussetzt, so müssen auch die Gründe dieser unnatürlichen Erscheinungen nicht in den Schriftstellern und im Buchhandel, sondern in der Nation selbst gesucht werden.

Wir nähren nämlich in Deutschland die dunkle Vorstellung von einem grofsen geistigen Flächeninhalte unsers Landes, von einem literarischen Areal, das wie der wirkliche Boden unsers Landes auf den höchsten Grad der Kultur getrieben werden, und wo eigentlich kein Fleck unbenutzt bleiben sollte. Der deutsche Patriot hat seine stille Freude darüber, dafs überhaupt geschrieben wird, dafs eine so und so grofse Anzahl von Federn, wie der Staatswirth,

dafs so und so viel Pflüge in Bewegung sind: nicht grade weil er lesen will, sondern es gehört überhaupt zu dem vollständigen Gefühl seiner Behaglichkeit, dafs auch dieses Gewerbe, dieser grofse Zweig der Industrie noch immer in Blüthe stehe; defshalb braucht er gelehrte Zeitungen, die ihm augenscheinlich überzeugen, dafs noch alles im alten Gange sei, dafs doch eigentlich kein Feld ganz brache liege, und dafs der und der wackre und würdige Gelehrte nicht feire: kurz er hat eine allgemeine, väterliche Freude an der literarischen Geschäftigkeit.

— — Ich bin überzeugt, dafs Sie mir in Erwägung dieses unnatürlichen Zustandes nachträglich verzeihen die Klage, welche ich über die Erfolge der Buchdruckerkunst zumal als Deutscher in einer früheren Stunde zu führen genöthigt war. Wenn sich eine Art des Despotismus entschuldigen liefse, so wäre es sicher die, welche das unanständige Gewerbe der Schriftstellerei einer strengen Zucht unterwürfe: selbst in dem glücklichsten Falle, wo grofse, neue und ergreifende Gedanken durch die Presse mitgetheilt werden, stände dem rechtlichen Mann immer frei zu fragen: aber während in allen übrigen Geschäften des Lebens die Mittel und Ursachen in einigem Verhältnisse stehen müssen zur Wirkung, und grofse Wirkungen immer grofse Thaten, die freien und kräftigen Anwendungen grofser Mittel voraus-

setzen, soll hier ein so leichtes, ich möchte sagen feiges Mittel, als die Presse, allgemeine Wirkungen auf den Gang des menschlichen Geistes äufsern, die Geister regieren, antreiben, entzünden? Es wäre der Welt besser geholfen, wenn der, der einen neuen, grofsen Gedanken gedacht hätte, genöthigt wäre, ihn praktisch in allerhand lebendigen Stoff auszudrücken, oder doch ihn durch die lebendige Rede mitzutheilen: der Gedanke würde sich allmählicher, aber tiefsinniger, gründlicher, anwendbarer ausgesprochen, verbreiten; während er jetzt körperlos in flachen Blättern umherfliegt, vielmehr durch äufseren Glanz und Schein als durch seinen Gehalt wirkt, und von dem Pöbel schon zertreten ist, wenn er endlich durch das Besprechen der Nation eine gewisse innre Reife erlangt hat.

Ich mufs oft die Phrase hören: ich bewundre den Muth dieses oder jenes Schriftstellers! Wenn man doch ein grofses Wort, welches auf die Schlachtfelder und in die grofsen Angelegenheiten des bürgerlichen Lebens hingehört, immer aber nur an seiner Stelle ist, da, wo mit der Persönlichkeit selbst gezahlt werden mufs, nicht auf das bequemste Geschäft des Lebens anwenden möchte. Eben dieser einsame Muth in den Studierstuben und unter der Druckerpresse, dieses unedle Sichhinaufsteigern zu einer Tapferkeit, die keinen Feind gegen sich über

hat, und die noch überdiefs, wenn sie etwa ganze Stände oder gar Nationen angreift, allen einzelnen die Thüre zum entwischen vorsichtig offen läfst — hat uns um den höheren Muth bringen helfen. Jeder grofse Entschlufs, den dieses Zeitalter eingeben möchte, findet sich gleichsam parodirt durch irgend einen solchen literarischen Spiegelfechter, der ihn schon in Gedanken und auf dem Papiere ausgeführt hat: die kurzsichtigen Zeitgenossen setzten diese papierne Thaten mit den wirklichen Thaten in eine Reihe; auf dem Papiere nimmt sich die Sache freundlicher und bequemer aus; dem Helden der Feder ist in Gedanken leichter nachzufechten als dem wirklichen Helden: der Sporn der Thaten, der Stachel eines gerechten Hasses stumpft sich ab, und in den besseren Seelen bleibt eine Gleichgültigkeit gegen das öffentliche Leben überhaupt zurück, weil ein einziges Gewerbe über Verdienst und ohne Mühe öffentlich ist, und alle anderen Wege in den Gang des öffentlichen Lebens einzugreifen mit Beschwerden und Mühseligkeiten überladen sind.

Glücklicherweise mufs zuletzt das ganze Unwesen sich in sich selbst zerstören; die Fabel von der Wirkung der Schriftstellerei, die eigentlich viel mehr gewirkt hat, als die Schriftstellerei selbst, wie denn sogar in den ersten Tagen der Revolution das Gerücht von dem Einflufs der Autoren auf den Gang

der Dinge immer noch viel gröfsern Einfluſs auf die Gemüther gehabt hat, als die Autoren selbst, wird allmählich zu einem Gespötte des Zeitalters; wir fragen uns: hat denn wirklich in jenen früheren Zeiten, wo auch wir dem Jahrhundert unsern Tribut an Irrthümern bezahlten, irgend eine Lektüre uns bestimmt; war es denn ein Schriftsteller, der uns verführte: hatten wir unsern flachen Materialismus von Helvetius, unsre Gleichgültigkeit gegen Glauben und Autorität von Voltaire, unsre geschminkte Philanthropie von Raynal, unsre Vorstellungen von Freiheit und Verfassung von Montesquieu, oder lag nicht die Ursach jener Irrthümer vielmehr in den ganzen Verhältnissen jener Zeit, in ihrer Luft, möchte ich sagen; es war eine schreckliche Epidemie der Geister, die wir in völliger Unwissenheit über ihren Ursprung und ihre näheren Veranlassungen nicht grade den Gestirnen, aber doch jenen literarischen Meteoren zuschrieben: es ist eine demüthigende, aber wahre Bemerkung, dafs wir Freiheitsschwindler solche geistige Despoten wie Voltaire, Rousseau und Raynal brauchten, um die eigne Freiheitswuth zu erklären, dafs wir Freigeister doch wieder der Götzen nicht entbehren konnten, um nur zu erklären, wie wir in den Unglauben verfallen waren.

Die Schriftsteller hatten allerdings einen grofsen und mächtigen Einfluſs auf jene Zeiten, weil sie so

genau im Niveau derselbigen standen: es war keine Kleinigkeit, der Vorzug, sagen zu dürfen was so viele dachten, und die Einförmigkeit der Geister wie mit einem Zauberschlage zur Einheit und Einigkeit dieser Geister zu erheben. Aber untersuchen Sie es genauer, der Name dieser Rädelsführer des Jahrhunderts, und dafs man überhaupt nur wufste, dafs sie geschrieben hatten, wirkte eigentlich vielmehr als ihre Schriften, die vielweniger gelesen als gekauft, vielweniger gekauft als gepriesen, vielweniger gepriesen als kalt und mechanisch zu einer Art von Stempel oder Signatur aller Gedanken des Jahrhunderts, wie durch allgemeine Übereinkunft, gebraucht worden sind.

— Nachdem wir aber die Sage von der Wirkung dieser Schriftsteller auf ihr gehöriges Mafs zurückgeführt, so können wir allerdings nicht in Abrede seyn, dafs sie auf einzelne Geister eine Macht ausübten, die der, welche die lebendige Rede mit sich führt, sehr nahe kam. Es waren gesprochene Schriften, sie hatten eine anständige, glänzende, geschliffene äufsere Form, sie waren aus dem Mittelpunkte der europäischen Gesellschaft hervorgegangen; sie gehörten durch und durch in das Gebiet der Beredsamkeit. Die Beifallsbezeugungen von ganz Europa, der Antheil der aufgeklärtesten Souverains des Jahrhunderts Josephs, Friedrichs und der Katha-

rina, die, wenn auch nicht eben Gönner der geistlichen Macht, doch durch ihr Betragen gegen jene französischen Autoren eine geistige Macht, aufser und neben ihren Thronen feierlich anerkannten, illustrirten die Schriftstellerei überhaupt; man fing mancherlei über eine Republik der Gelehrten zu denken und zu träumen an; es schien für das eigentliche Talent eine Laufbahn ganz aufserhalb den bürgerlichen Verhältnissen und ihren Beschwerden eröffnet, eine Lotterie der Talente, in der Voltaire das grofse Loos gezogen hatte, und, was die Nachkommenden nur sehr allmählich einsehen wollten, für sie nur einige geringere und sehr viele Nieten zurückgeblieben waren. —

Dieses auf einem fast zufälligen Wege entdeckte Reich der literarischen Macht ward von den vielen bei seiner Fortdauer interessirten Personen nach und nach wirklich organisirt: man brauchte Vorfahren, eine Art von Vorzeit für die neue Republik: die grofsen Autoren andrer Nationen und früherer Zeiten, wiewohl sie in ganz andern Intentionen, für ganz andre Zwecke geschrieben, und in einem völlig verschiedenen Verhältnisse zu ihren Lesern gestanden hatten, wurden mit Gewalt herbeigezogen; es wurden, wie zu einer Art von Hofstaat, ihre vornehmen Nahmen versammelt, wie später die Antiken in Paris: nicht was sie gesagt oder gedacht, vielmehr ihre Cele-

brität brauchte man, um dem neuen Stande die gehörige Würde zu geben. Die Gewerbe des Buchdrukkens und Buchhandels bildeten die ökonomische Grundlage des neuen Staates: die Gelehrten selbst den Stand der Patricier. Es geschah aber bald was in der Geschichte nicht ohne Vorgang war; die Ökonomie trug über den Geist, das Gewerbe über den Adel den Sieg davon: die ihre Hand der mechanischen Besorgung übergaben, die das praktische übernommen und getrieben hatten, fingen sich an zu fühlen; wenige Jahre verflossen, so waren sie die Patronen, und die bisherigen Patricier die Klienten. So wie Mirabeau eine Fabrik gekauft und in den *tiers état* übergegangen war, als das Übergewicht dieses Standes entschieden war; so sahen wir zuletzt die Gelehrten selbst zu Buchhändlern werden, und diese eingebildete Republik so gut als die meisten wirklichen, in allgemeiner Armuth, Niedergeschlagenheit, Ohnmacht und Anarchie endigen.

— — Wenn ich es deutlich gemacht hätte, wie durch diesen unnatürlichen Zustand die Erziehung der ganzen gegenwärtigen Generation verwirrt worden ist, so würde ich mir kein geringes Verdienst zuschreiben. Wie hat das Nahmensverzeichniſs, der Schematismus — denn mehr war es nicht — jenes literarischen Hofstaats, den man uns, wie zur Anfeurung unsres Ehrgeizes in unsrer Jugend vorhielt,

wie hat der Glanz des Namens, von dem wir schon absichtlich geblendet wurden, als wir noch kein einziges praktisches oder literarisches Verdienst zu beurtheilen wufsten, unsre Jugend verderbt; wie hat dieser literarische Olymp mit seinen sogenannten grofsen Männern uns die wahren Muster, die wahren Götter und Helden der Geschichte verdeckt; wie hat dieser imaginäre Staat uns abgewendet von der gründlichen Erwägung des wirklichen. Der Lohn, der Ehrenkranz aller Werke, zumal der schriftstellerischen, wurde uns unaufhörlich vor Augen gehalten, selbiger wo möglich in Zahlen ästimirt, so dafs wir über die Betrachtung der unzähligen grofsen Loose, die allen Wissenschaften und Künsten ausgesteckt zu seyn schienen, nie auch nur zum Einsatz kamen, und dafs wir grade in der Zeit, wo die Beredsamkeit zu einem Weltgewerbe wurde, und alle Talente in Beschlag zu nehmen schien, im eigentlichen Sinne des Worts das Sprechen verlernten. Alle Ehren der Welt, allen schon an sich überhäuften Lohn jener französischen, literarischen Oligarchen zusammen genommen, häuften wir im Traum über unsern Scheitel, und so begann dann unsre lasterhafte Jugend mit dem, was sie am Ende der rühmlichsten Laufbahn immer noch weit über alles gedenkbare Verdienst würde belohnt haben.

— — Indefs schon jetzt ist dieses alles ganz

anders: es ist eine Antiquität, wovon wir gesprochen haben: es wird bald dahin gekommen seyn, dafs wir mit allen Flügeln der Buchdruckerkunst nicht weiter reichen, als mit der gewöhnlichen Stimme; und mit aller Vervielfältigung unsrer Geistesprodukte weiter reichen, als mit einem gewöhnlichen Brief. Die Noth hat bereits hinlänglich, wenn auch noch nicht an höhere, doch an nähere Bedürfnisse erinnert; jeder Einzelne hat sich die Kraft zugetraut für die Presse zu schreiben, und das Zeitalter auf seine Weise in Bewegung zu setzen, und in dem Mafse, als sich die Anzahl der Schreibenden der Anzahl der Lesenden nähert, oder als jene diese übertrifft, legt sich das Schreiben von selbst, und der vermeintlich so mächtige Hebel der Geister, die Buchdruckerkunst, der so thöricht gepriesen als gefürchtet worden ist, tritt zuletzt in die Reihe der gewöhnlichen Kopiermaschinen zurück, und dient nur noch für die Zeitungen, Gelegenheitsschriften und Affichen des Tages fort, wo er allerdings unter der übrigen Maschinerie unsres heutigen Lebens ehrenvolle Auszeichnung verdient; so dafs der Despotismus etwas lächerlich erscheinen würde, der jetzt noch ein grofses Gewicht auf die ganze Anstalt legen wollte, die nur durch ungebührliche Besorgnisse von Seiten der Regierenden einige Bedeutung erhalten könnte. — Diesen Ausgang der Sache übersehen wir jetzt, aber

merkwürdig ist allerdings, daß der gute Genius von Östreich auch hier, wie in so vielen andern Fällen, mit dem eigentlich wesentlichen Gange der Dinge Schritt gehalten hat: daſs er, so lange die Presse Bedeutung hatte, sie beschränkte, und jetzt, wo man dieses unschuldig gewordene Instrument ohne Gefahr sich selbst und seiner eignen Ohnmacht überlassen darf, ihr die Freiheit läſst, die eigentlich niemanden mehr beeinträchtigen kann.

— Nichtsdestoweniger wird noch immerfort geschrieben und gedruckt werden, höre ich einwenden! — Allerdings, aber nur die ganz grofsen Autoritäten, die in allen Jahrhunderten haben sprechen dürfen, werden durchdringen und allein reden: ihnen werden die Vortheile der Buchdruckerkunst zu gute kommen. Das Instrument selbst ist im Laufe des letzten Jahrs auf den Gipfel der technischen Vollendung gebracht worden; so bleibt es, so gehört es dem ganzen Geschlechte: eine flache Philosophie, wie die des Voltaire oder des Helvetius wird es nie wieder für sich anwenden dürfen; Gedanken, Ansichten, *bon mots* über heilige Dinge in Europa mit Windesschnelle umherzutragen wird es nie wieder dienen: die Gedanken fliegen schon von selbst umher auf allen Gassen, man braucht nur zu athmen, um sie zu haben; seine gehörige Weltansicht hat jeder Schulknabe; und das Scherzen über sehr heilige und

ernsthafte Dinge? Dafür lassen wir den Hunger sorgen, und die Theurung, und den Krieg, und andre uralte scherzvertreibende Mittel. Durch die Buchdruckerkunst wird in der Folge der Zeiten nur wirken können, der, was er sagen wird, vorher ausgesprochen, erlitten, erlebt haben wird; es wird nur wirken können, was wirken wird, wie die lebendige That selbst; denn es gehörte eine künstliche Appretur der Geister, eine verdrehte, verzerrte Bildung eines ganzen Geschlechts dazu, dafs jenes allgemeine Wohlgefallen an einer Bücherwelt, an körperlosen Gedanken, an einem wesenlosen Flattern des Verstandes, an einem umrifslosen Farbenspiel der Phantasie über uns kommen konnte; alles diefs wird und kann nie wieder kommen. Die Buchdruckerkunst bleibt: kein Mächtiger der Erde darf es vergessen; in kleinen Händen ist sie nichts, aber in den Händen der ganz Tüchtigen, derer, die das Leben selbst geschmiedet, und das Leben demnach selbst schon in sich tragen, denen defshalb auch der Buchstabe gehorcht, ist sie furchtbarer als je; noch heut können Millionen Geister von dem rechten Feldherrn, wenn er kommt, wie mit einem Schlage ihr Losungswort erhalten; noch heut findet das Leidende, Duldende, Unterdrückte ein Einreichungsprotokoll eröffnet, das ihre Appellation unmittelbar an die Menschheit selbst, und auch sicherlich wie alle

ungerochene Ungerechtigkeit an die Richter der Nachwelt bringt.

— — Wem kann dieser Gang der Sache zu Gute kommen, als der eigentlichen Beredsamkeit. Es wird nur gedruckt werden, was gesprochen worden: die Druckerkunst wird nur gelten als eine dienende Beihülfe für die eigentliche rednerische That. — Man liest die officiellen Schriften, die von Staatsbehörden kommen, wie es sich ziemt, schon heute mit einem ganz anderen Auge, mit einer gewissen tiefer gehenden Aufmerksamkeit, als das übrige noch so geistreiche Privatgeschwätz in Büchern. So wie nun der brittische Leser eine Rede von Pitt, Burke, Fox und andern wirklichen Autoritäten mit einem ganz andern Eifer ergreift, als was irgend ein glänzendes jüngeres Talent geschrieben, das sich noch nicht zu der Oeffentlichkeit und Officialität jener grofsen Karaktere erhoben hat, wie er das Buch ganz anders anfafst, und die Lettern in seine Seele hineindrücken läfst, und sich leidend verhält, während er bei der Lektüre andrer Schriften dieselbige Seele zwischen den Zeilen spielen und einfügen läfst, was ihr beifällt — diese alte Würde des geschriebenen Wortes mufs auch bei uns zurückkommen. Nur dem in jenem Sinne des Wortes öffentlichen, nur der Officialität selbst, die jeder erlangen kann, wer mit Gehorsam und Fleifs einer grofsen Sache, wenn auch

nicht grade einer Regierung dient, wird jenes Zaubermittel der Öffentlichkeit, die Buchdruckerkunst selbst, zu Gebote stehn: nur wer schon die Ohren eines Volks bereit findet, weil es ihn kennt, seine Persönlichkeit, seine Thaten oder doch seine Gesinnung, wird durch die Presse reden dürfen.

Das Höhere, Prophetische, Umfassende, was allerdings einzelne verborgene Geister der Nachwelt zu sagen haben, weil die Gegenwart zu tief in sich selbst befangen ist, um sie zu verstehn, lebt im Manuscript eben so sicher fort; so sicher als die Werke des Homer oder des Platon wandeln sie durch die Stürme der Jahrhunderte hindurch. Die Kommentarien des Cäsar haben das Triumvirat, und alle Proscriptionen, und alle Barbaren in wehrlosen Rollen überlebt: der Weltgeist ist im Bunde mit allen empfundenen, grofsen, gottähnlichen Dingen; aus dem Schutte versunkener Städte treten sie zur rechten Zeit ans Licht: an die Nachwelt gelangt jede ordentliche Addresse, und keinen zuverlässigeren Boten an sie giebt es, als den eigenen Genius eines grofsen Werkes. Aber auch für die Gegenwart ist das Werk besser besorgt in der Abschrift als im Druck: niemand liest weniger, als der selbst viel Bücher hat, oder die Zuversicht, dafs er jederzeit erreichen kann was er braucht. Alles diefs würde beim Manuscript wegfallen: die Hauptsache aber wäre: es würde mehr

vorgelesen, also dem Geiste des Autors mehr nachgesprochen; er gefiele wenigen, diesen dafür aber auch desto mehr.

So wird es seyn: die Excesse in der Anwendung der Schrift, der Buchdruckerkunst und des Metallgeldes sind zu Ende; alle ächten Vortheile dieser grofsen Erfindungen verbleiben uns; die Losung der Folgezeiten wird seyn: Rede und Schrift, Manuscripte und gedruckte Bücher; Metallgeld und persönliche Dienste oder Papier, welches sie ersetzt.

— Ich war mir und Ihnen den Beweis schuldig, dafs es sehr an der Zeit ist über das Wesen der Beredsamkeit zu sprechen, da wir an der Schwelle eines Jahrhunderts stehn, mit welchem sich ein ganz neues, oder vielmehr das ganz alte Feld für die Beredsamkeit eröffnet: ich glaube nicht, dafs man mit den gewöhnlichen Tugenden einer fertigen Feder, eines gewählten Ausdrucks, eines sogenannten blühenden Stils durch dieses Jahrhundert hindurch kommt; ich glaube nicht, dafs man auf den Flügeln des sogenannten schriftstellerischen Ruhms sehr tief in die Zeit hineinkommen wird, welche sich eröffnet; ich glaube nicht, dafs unter den 10000 Namen lebender deutscher Schriftsteller in Meusels gelehrtem Deutschlande viele seyn werden, welche sich dieses Jahrhundert merken, oder gar welche es lesen, oder vollends nach welchen es sich richten wird. Ich

war ferner den Beweis schuldig, dafs ich es nicht allein bin, der etwa aus Paradoxie, oder weil er grade durch vielfältiges lautes Lesen deutsche Worte artikuliren gelernt hat, worin sein ganzes Verdienst besteht, auf die Kultur der Rede dringt, vielmehr dafs die Zeit und die unglücklichen Folgen des stummen schriftlichen Lebens, zumal unsrer Nation, viel lauter daran erinnern, als es der gutgesinnteste Einzelne vermag.

Der Wunderglaube an die edlen Metalle und an die Presse, der noch vor zwanzig Jahren die Gemüther dergestalt beherrschte, dafs er allen andern Wunderglauben der früheren Welt abgelöst zu haben schien, ist zu Ende: kein Montecuculi der Nachwelt wird sagen dürfen, das erste Requisit des Krieges ist Geld, das zweite Geld, das dritte Geld; kein Friedrich der Nachwelt wird sagen dürfen, wer den letzten Thaler in der Tasche behalte, werde siegen; kein Voltaire der Nachwelt wird ohne irgend eine grofse That eine Weltherrschaft über die Meinungen blofs mit der Buchdruckerkunst durchzusetzen unternehmen. Buchdruckerkunst und Metallgeld haben ihre Macht verloren durch den Mifsbrauch: mächtig sind diese wie alle anderen Hülfsmittel der Menschheit, nur durch das Mafs und die Schranken, in welchen sie gebraucht werden, mächtig nur neben den andern Dingen, welche sie in unsrer ausschweifenden Zeit

zu verdrängen unternommen haben. Alle die von den Wundern der Buchdruckerkunst früher Bezauberten werden erstaunen über die ganz andern Wunder dieser Kunst, wenn das Manuscript erst wieder in seine Rechte getreten seyn wird. Besonders nachtheilig wurde die Buchdruckerkunst den Werken der Poesie, die, da sie der Ewigkeit angehören, wenn das Interesse der Neuheit vorüber war, nun, in der Vervielfältigung des Drucks, nun um so sicherer in den Bibliotheken vergraben wurden, wie wir vor zehn Jahren empfanden, als Schiller und Friedrich Schlegel uns nach langer Zeit zuerst wieder sagten, was es mit der Poesie für eine Bewandniſs habe, und welche unermeſsliche Schätze zumal das Mittelalter in unsere Bibliotheken niedergelegt.

Die Art der Öffentlichkeit, welche die Poesie durch die Buchdruckerkunst erhalten hat, macht auf mich einen widrigen Eindruck, etwa als wenn: eine Frau auf dem Forum, auf dem Markte öffentliche Reden vor Tausenden halten wollte, wie ich denn auch die Reden geistreicher Frauen viel lieber in zierlichen Abschriften lesen würde, als in dem Druck, wozu sie leider jetzt verdammt sind, da es nur diesen Einen Weg giebt, mit den verwandten Geistern ferner Zeiten und Örter zu sprechen. Der Poesie und ihrem weiblichen Wesen ist das häusliche Wesen der Abschrift viel angemessener, als der Druck für

alle Welt, die nicht lesen kann, und die es doch für eine Gewissenspflicht hält, grade über das am strengsten zu urtheilen, was sie am wenigsten versteht.

— — Die Buchdruckerkunst demnach gehört vielmehr der Beredsamkeit an als der Poesie: sie ist ein Mittel die gewaltigen Schläge der Rede über entfernte Gegenden und Zeiten fortzupflanzen, obgleich man auch hier gestehn muſs, daſs sich die eigentliche Wirkung nach Maſsgabe der Entfernung, wie die Wellenkreise im ruhigen Strome, welche das Schiff zieht, nach und nach in weiterer Entfernung schwächer und schwächer werden, verhält. Die Werke Voltaires, Rousseaus, Raynals bestätigen diese Behauptung, wenn man untersuchen will, wie sie in Frankreich und wie sie in Deutschland wirkten: für Frankreich scheinen sie gesprochen, für Deutschland nur geschrieben, für die glücklicheren entlegeneren Länder eigentlich nur gedruckt.

— — Aber was soll ich sagen zur Entschädigung, zur Rechtfertigung jenes stummen Treibens unsrer Nation, worin sie sich nun einmal so lange gefallen hat; jenes Fleiſses, der versammelt hat was alle Jahrhunderte geschrieben, erläutert, erklärt, korrigirt, kompilirt. Sie erinnern Sich der 10000 Stummen, von denen ich im Anfange dieser Vorlesungen gesprochen: war es doch nicht vielleicht zu hart sie anzuklagen, da sie sich nicht verantworten können?

Die gute Erscheinung erklärt sich sehr natürlich. Es gab in der Zeit vor und auch noch lange nach Erfindung der Buchdruckerkunst eine sehr fleifsige Gattung von Menschen, welche dem mühseligen und höchst verdienstlichen Geschäft des Abschreibens und Revidirens und Korrigirens ihr Leben bestimmten. Dieses heilige, würdige Geschäft der Erhaltung der tiefsinnigsten Spur, der Pflege und Verwaltung des erheblichsten Nachlasses, welche ein Jahrhundert dem andern zurückliefs; ein Geschäft, welches keinen andern ähnlichen Dienst bei den Heiligthümern der Menschheit an Bedeutung nachstand — kam durch die Buchdruckerkunst in Abnahme, fiel in Verachtung: und es kam über diesen ehrenwerthen Stand der hoffärthige Geist der eignen, originalen Autorschaft. So entwickelte sich dann allmählig das beschriebene Unwesen: der Autorschaft selbst waren sie nicht näher gerückt durch die überkommene Eitelkeit; also entweihten sie nur die ehrwürdige alte Bestimmung, und die Autoren, welche sie extrahirten und kompilirten, durch den Schein einer Würde, die unbeschadet ihres eignen Ansehns ehemals nur den schmückte, der sie ganz unabhängig unter grofsen Thaten und Leiden erworben hatte, der zu sprechen und zu leben wufste noch aufser dem Schreiben.

— — Die wohlthätigste, erfreuliche Empfindung, welche die Erinnrung an die Excesse der verflossenen

Zeiten zurückläst, ist die, dafs auch das Mafs der Ausschweifung schon überschritten ist, dafs also die Dinge zurückmüssen in ihre natürlichen Schranken. Weil also die schriftstellerischen Excesse, zumal in Deutschland, das Mafs ihrer Ausschweifung schon wirklich überschritten haben, so geht es zurück zur Ordnung der Natur, zur lebendigen Rede. Früher darin erinnert zu haben ist verdienstlich — besonders um der Erziehung willen, damit man nicht mit veralteten Unarten, mit völlig unnützen Künsten eine Generation quäle, der wir wahrscheinlich nicht viel mehr als die Erfahrungen unsrer Leiden und Irrthümer zu hinterlassen haben werden.

X.

VON DER

KANZLEI - GESCHAFTS-

UND

HISTORISCHEN BEREDSAMKEIT.

Nachdem wir die Beredsamkeit in ihren Beziehungen auf die Kanzel und auf die Schriftstellerei erwogen, würde nunmehr zu erwägen seyn, was sie mit Rücksicht auf das Staats- und Geschäftsleben sei und wirke. Die gerichtliche Beredsamkeit, der man in unsern Tagen nach dem Beispiele der brittischen Staatsverfassung wieder einigen Einfluſs zu vergönnen angefangen hat, ist nur ein Theil dessen, was ich meine. Der Staatsmann in allen gedenkbaren Funktionen seines groſsen Berufs agirt als Richter, indem ihm zwei streitende Parteien unterworfen sind, deren Interesse er zu versöhnen hat, aber auch wieder als Anwald, indem er sein Departement, seinen Geschäftszweig gegen die übrigen, oder seinen Staat gegen die Nachbarstaaten zu vertreten hat: wie nun die gerichtliche Beredsamkeit nach Maſsgabe der Stellung des Redners sich in die beiden Gattungen der richterlichen und der partellichen Beredsamkeit theilt, so würde, wie es sich von selbst versteht, die

gesammte politische Beredsamkeit eine bloſse Erweiterung der gerichtlichen seyn, und nach demselben Eintheilungsgrunde in zwei Hauptgattungen zerfallen müssen. Die Stellung des Anwaldes würde beiden, dem Erskine und dem Burke gemeinschaftlich seyn, wenn auch jener nur Individuen, dieser nichts geringeres als Amerika, Ostindien, Groſsbrittanien selbst, ja den alten gesellschaftlichen Zustand von Europa zu vertreten hätte: die Stellung des Richters würde beiden, dem Lord Mansfield und dem jüngeren Pitt gemeinschaftlich seyn, wenn auch jener als Oberrichter nur die Händel der Privatpersonen, dieser dagegen die gesammten streitenden Kräfte einer groſsen Monarchie zu vertragen und zu vermitteln hätte.

— Wir haben im Laufe dieser Vorlesungen an keiner Stelle der Poesie vergessen: wir wären sicher von unsrer Bahn gewichen, hätten unsers eignen Geschlechts vergessen, hätten den Standpunkt für unsre Untersuchungen und uns selbst verloren, ohne jenes leitende Gestirn, das, wenn auch nur Stral aus einer andern Welt, dennoch das ganze irdische Treiben der Beredsamkeit ordnen, und ganz wie die Gestirne, den rednerischen Geschäften die Richtung und das Maſs mittheilen muſste. Sie erinnern Sich jener dritten seligen Stelle über dem Gewühl der irdischen Parteien, welche wir als den Wohnsitz und die Heimath des Dichters anerkennen muſsten:

Wir überzeugten uns, dafs die Poesie kein einzelnes irdisches Interesse mehr als Anwald zu vertreten habe, dafs sie ohne bestimmten Zweck, ohne gemeines Ziel ihrer Thätigkeit wie die Frauen, blofs die Verewigung des ganzen Geschlechts und aller seiner Heiligthümer im Auge habe. Sollte nun nicht der Staatsmann, der Richter, da er ja gleichfalls über den Parteien schwebt, und das Glück des Einzelnen nie abgesondert als Parteiangelegenheit, sondern nur wie es aus der Seligkeit des ganzen Gemeinwesens hervorgeht, betrachten darf, im Wesen eins seyn mit dem Dichter, und die ganze Unterscheidung nur in der Unvollkommenheit und Unreinheit unsrer Gesinnung, die den Ernst und das Spiel nicht zu vertragen, und das Gedicht nicht von der Erdichtung abzusondern weifs, ihren Grund haben? Es ist wahr, nur in der gemeinen, thierischen Region des politischen Lebens sind der Staatsmann und der Dichter unverträglich: sie scheinen sich zu nähern und zu versöhnen, je höher das Leben steigt; sie erkennen sich: in welchem Bade soll sich die Seele des grofsen Staatsmanns erfrischen als im Bade der Poesie? Wenn ungeheure Sorgen ihn von sich selbst losszureifsen und mit sich selbst zu entzweien, wenn die Lockungen des Ruhms und aller irdischen Gröfse ihn in sich selbst zu verstricken drohn, was soll hier die Knoten lösen, dort das Getrennte sanft verknüpfen?

Braucht nicht Alexander den Homer, um die brausende Seele nur die wenigen Jahre festzuhalten, die sein ungeheures Daseyn dauert? Was soll denn denjenigen mäßigen, von dem die irdischen Dinge ihr Maß erwarten? Was soll den selbst erziehn, dem ganze Völker zur Erziehung übergeben sind? In seinem Geschlechte ist er der größte, und alles von ihm abhängig: hier ist er selbst der Ausfluß aller Gnade, alles Lohns, aller Beruhigung. Es muß etwas geben, ein andres Geschlecht; seines Gleichen, und doch unendlich verschieden von ihm, welches dem Himmel näher steht, und ihn schwebend erhält in seiner Höhe, ihn selbst wieder belohnt, beruhigt, und für dessen Wirken es im ganzen Umkreise der irdischen Dinge kein Gleichniß giebt als die Mutter oder die Hausfrau.

Wir reden von der Beredsamkeit, welche die erste unter allen Funktionen des Helden und Staatsmanns ist, wie denn alle Kräfte am letzten Orte doch nur bewegt werden durch das Wort: und so können wir jenes andre, heilige Geschlecht, dessen Begleitung wir bedürfen, nicht zweckmäßiger bezeichnen als durch das Gegentheil der Beredsamkeit, durch die Poesie: handelten wir vom Staate oder vom Fürsten, wie Macchiavelli, so würden wir es anders nennen, nämlich Religion, die Fürstin, Königin, in deren Gefolge die wahre Poesie aller Zeiten aufge-

treten ist, wie denn überhaupt der Karakter der Poesie nicht aufrecht zu erhalten, ihr Geschlecht nicht zu behaupten ist, ohne die Religion, welche demnach, beiläufig gesagt, die letzte und reinste Quelle auch des Geschmacks ist, den wir von der Poesie entlehnen, und wie eine gute Gewohnheit auf das Gebiet der Beredsamkeit hinübertragen mufsten, um ihrer fragmentarischen Wirksamkeit Form und Haltung zu geben. —

— Es frägt sich nun, geht der Staatsmann-Redner ganz über in den Dichter? Und da es keinen andern Umgang, keine Gemeinschaft für ihn giebt, da er sogar nach Art der Poesie in einer gewissen seligen Unbefangenheit über dem Kampfe der Parteien schweben soll — verliert er nicht den eigenthümlichen rhetorischen Geschlechtskarakter? Und sollte nicht der gewisse blühende Stil und lebhafte Vortrag, den unsre Zeit nicht blofs an den angehenden Geschäftsmännern rühmt, sondern überhaupt an die Stelle des alten trocknen Kanzleistils setzen möchte, eine Spur seyn, dafs sich die politische Beredsamkeit wirklich zu vermischen anfange mit, dafs sie übergugeben anfange in die Poesie? —

Ich glaube nicht, dafs ein reines Gefühl durch eine gröbere Geschmacklosigkeit beleidigt werden könne, als durch eine poetische Phrase in Staatsschriften. Ja die Lebhaftigkeit selbst hat in einem

richterlichen Urtheil, oder überall wo der Staat selbst spricht, etwas anstöfsiges: je höher der Staatsmann gestellt ist, je mehr er sich also erhebt, ich möchte sagen zum Niveau der Poesie, je mehr er meiner Voraussetzung nach des Umgangs der Poesie bedarf, um so mehr verlangt ein unbestechliches Gefühl in uns, dafs die Poesie selbst in seinen Werken nirgends wahrzunehmen sei, als allein unsichtbar zu spüren in dem Geschmack, der in seiner Lage eben die Poesie ausschliefst. Wir lassen uns viel lieber von ihm einige Trockenheit und Steifheit gefallen, wiewohl diese eben so wenig der Karakter des Geschäftsstils ist, als etwa die Magerkeit der Karakter der männlichen Form.

Dieses richtige, wenigstens unüberwindliche Gefühl scheint anzudeuten, dafs bei aller Verträglichkeit zwischen der politischen Beredsamkeit und der Poesie, dennoch die Geschiedenheit zwischen beiden fortdauern müsse, und dafs die Beredsamkeit grade um so rhetorischer, um so prosaischer werden müsse, je mehr sie sich der Poesie hingebe, und je vertrauter sie werde mit ihr. Sie sehen, dafs dieses wunderbare Verhältnifs, mit dessen Erörterung sich bis jetzt die Kritik nur selten befafst hat, unerklärt bleiben würde, wenn ich nicht durch den Lauf dieser Vorlesungen das einzige Gleichnifs angewendet hätte, welches in dem ganzen Gebiete der menschlichen

Angelegenheiten dafür vorhanden war, das Verhältnifs der beiden Geschlechter. Grade in demselben Mafse als das Bedürfnifs des weiblichen Umgangs wächst, tritt der männliche Karakter deutlicher ans Licht: und ich behaupte, dafs die wahre Poesie an dem Stil der Staatsschriften, die George Rex unterzeichnet sind, und die als unbedingtes erstes Muster dieser Art ausgezeichnet zu werden verdienen, dieselbige Freude hat, die eine ächte Frau in der Betrachtung des wahrhaft männlichen Karakters empfindet.

— — Die beiden Hauptgebiete der menschlichen Wirksamkeit, das häusliche und das öffentliche Leben, wollen eben mit einander bestehn: eines ist nicht ohne das andre. Das Gesetz, die Frucht des öffentlichen Lebens, ist nichts ohne die Sitte, welche aus dem häuslichen hervorgeht. Das häusliche Leben, die Familie, darin die Frau herrscht, ist an keine Zeit gebunden, ist in gewissem Sinne ganz unabhängig von der Zeit, ist immer vollendet und geschlossen, hat keinen äufseren Zweck, als das Leben selbst, die Erhaltung, die Pflege des Lebens, eben so wie die Poesie. Das öffentliche Leben, der Wirkungskreis des Mannes, ist nie vollendet, ist aber streng an Zeit und Ort gebunden: es sollen bestimmte Wirkungen mit bestimmten Mitteln hervorgebracht werden; es soll ein Haus gebaut werden aus ganzen

Nationen, ja der Menschheit selbst, worin die Poesie oder die Religion walten soll, wie die Hausmutter in der Familie. Dies aber ist das Geschäft des ganzen Geschlechts: der einzelne Mann, nur vorübergehender Arbeiter in dem ewigen Bau; sein eigentlicher Lohn kann nicht in den bestimmten Erfolgen seiner Wirksamkeit liegen, die immer unvollendet bleibt; das Maß des Werkes kann nicht aus dem Werke genommen werden, welches nie fertig vor ihm dastehen kann. Woher nimmt er es? als aus dem von dem seinigen ganz verschiedenen Wirken der Hausmutter: dieses bildet in engem Raume, eben so wie die Poesie, das ganze Leben und die Bestimmung des Geschlechts ab — und so erhält er aus einer ganz andern Sphäre den Glauben, die Hoffnung, die Liebe, kurz den eigentlichen Geist seines Werkes, den Geschmack, den Sinn, worin es getrieben werden muß.

Der ohnmächtige, vergängliche Arbeiter an einem ewigen Werke müßte verzweifeln in seinem hoffnungslosen Geschäft, wenn er allein stände: das erhabenste Staatsgeschäft wäre Festungsbau, Galeerenarbeit, ohne die prophetische Beruhigung, welche das häusliche Leben gewährt, dieses beständig aufgeschlagene, sehr leserliche Buch über die Bestimmung des ganzen Geschlechts.

Alles Leben des Mannes, und alle Kräfte der Beredsamkeit sind gerichtet auf die Gesetze, auf jene grofsen fragmentarischen Ausdrücke des Allgemeingültigen, welches das Leben und die Thaten der Nationen hinterlassen: immer ist an ihnen zu verändern, zu verbessern: wo aber, da das Ziel unsichtbar ist, soll die Richtschnur herkommen für die Verbesserung? Es ist die Sitte, es ist der Geist der Familie und des häuslichen Lebens, welche über die Ungewifsheit des Ausgangs erhebt, welche die Wolken der Zukunft, die über den Erfolgen der männlichen Bestrebungen ruhen, zerstreut, und die Bürgschaften der fernsten Nachwelt für unsre Unternehmungen herbeibringt. Abschreiben lassen sich die Sitten nicht, auch lassen sich nicht unmittelbare Verfassungen der Völker daraus schneiden, so wenig man, wenn die Beredsamkeit verfallen ist, wie bei uns, sie durch einen Raub poetischer Phrasen, blühender Formen und kühner Wendungen ersetzen kann: Völker, die den Geist der Sitte nicht zu schonen wissen, oder die Sitten verloren haben, werden nichts gewinnen dadurch, dafs sie selbige verordnen wie Gesetze: Sitte und Gesetz, häusliches und öffentliches Leben, die weibliche Wirksamkeit und die männliche, kurz die Beredsamkeit und die Poesie, durch deren Mund sich alle diese wesentlichen Unterschiede erhalten und befestigen, müssen alle ihren

Geschlechtskarakter behaupten, wenn sie einander dienen und beruhigen sollen.

— Wenn also das häusliche Leben und das öffentliche von einander gerissen sind, wie in unserm Jahrhundert, wenn das Privatleben und die Poesie weichlich, ohnmächtig auf der einen Seite danieder liegt; das öffentliche Leben und seine Offenbarung, die Beredsamkeit hart, steif und rauh auf abgesondertem Wege geht, so ist nichts gewonnen dadurch, dafs man sie vermischt, aus der Beredsamkeit und Poesie, aus der Sitte und dem Gesetz ein drittes geschlechtloses zu bereiten sucht. Vielmehr, man mufs sie sondern, ihre Eigenthümlichkeiten streng unterscheiden: in Ansehung der Poesie und der Beredsamkeit hat die Kritik mir dieses wichtige Geschäft überlassen. Man mufs sie unterscheiden für immer, so dafs sie für immer nach engerer Vereinigung streben können: diefs war nur möglich nach dem Schema, nach dem Muster der beiden Geschlechter. Wie die Beredsamkeit der künftigen Jahrhunderte, zumal Deutschlands, beschaffen seyn werde, weifs ich nicht: so wenig als ich von den politischen Formen der Zukunft und dieses theuren Vaterlandes weifs. Auch ich bin ein Arbeiter in jenem grofsen Bau: die Gegenwart ist mein Erbtheil; aber Richtung und Mafs empfange ich von jenem weiblichen, mütterlichen, heiligen Wesen, welches das häusliche Leben anord-

net, uns durch alle verwickelten Geschäfte des Lebens begleitet, alle Räthsel des Lebens löst, die Abwesenheit der zukünftigen Dinge ersetzt, und durch die feindselige Freundschaft, in der es mit mir lebt, mich mir selbst bewufst macht. Alle Beredsamkeit ist fragmentarisch, wie alle Arbeit des öffentlichen Lebens: ich würde mit Verdrufs mich selbst sprechen hören, wie mit Verzweiflung mein eignes Werk betrachten; wenn sich der Geist des Ganzen nicht mir ewig offenbarte in der Poesie und in dem häuslichen Leben.

— Wenn also der Staatsmann, der Richter über dem Streit der Parteien schwebt, so befindet er sich immer noch nicht auf jener seligen Höhe des Dichters oder der Hausfrau über einem Ganzen: er hört defshalb nicht auf selbst Partei zu seyn, er steht immerfort immitten eines unvollendeten Werkes, und hätte er nicht mit Feinden oder Rebellen zu thun, ist denn nicht die Zukunft selbst eine ungeheure Gegenpartei, mufs er nicht ganz nach Art des Redners unaufhörlich anklagen die Gegenwart, für die er wirken und sorgen will, und Partei nehmen grade für die Geschlechter, die nachkommen, und die er noch nicht kennt? Der Staatsmann ist in unzähligen Beziehungen Richter, in eben so viel anderen aber auch wieder Anwald und Partei.

Wir werden also die politische Beredsamkeit ein-

theilen können in die beiden Gattungen der richterlichen und der parteilichen. Ich habe schon früher angedeutet, dafs ich für das höchste Muster in jener den jüngeren Pitt, in dieser Burken halten würde, — wie überhaupt in England beide Gattungen auf das bestimmteste und deutlichste abgesondert erscheinen. Wo im Namen des Staates gesprochen wird, habe ich bemerkt, müsse jede poetische Wendung einerseits, und alle parteiliche Lebhaftigkeit andrerseits vermieden, also nur mit richterlicher Ruhe und Einfalt gesprochen werden. Hier nun könnte man mich erinnern an jene aufserordentlichen Lagen der Völker, wo alle Kräfte versammelt und begeistert werden müssen, um das Ganze zu retten, wo der Staat selbst Partei wird und werden soll, wo die ganze Macht nach Einer Seite hin gerichtet werden soll. Auch da, könnte man fragen, sollen Staatsschriften nicht den ruhigen Gang, die Einfalt ihres Karakters verläugnen dürfen? — Ich fühle in der gegenwärtigen Lage der Sachen die Nothwendigkeit die Völker zu haranguiren, sie durch Proklamationen zu elektrisiren, wenn das Heiligste auf dem Spiel steht. Warum aber sind die Regierungen genöthigt selbst zu sprechen, in eine Lebhaftigkeit der Rede zu verfallen, die nur dem Einzelnen anzustehen scheint? — Weil sie keine Anwalde haben; weil die Staaten stumm sind; weil niemand sprechen würde, wenn die

Regierung nicht spricht. In den Staatsschriften von England, ja in den geringsten officiellen Berichten erlaubt sich niemand eine Wendung der Leidenschaft oder einen Ausdruck der Begeisterung. Es sind einfache Darstellungen der Sache oder des grade vorwaltenden Bedürfnisses: bei sehr feierlichen Gelegenheiten erinnert man still und einfältig an Gott, Vaterland und Gerechtigkeit, und giebt statt aller oratorischen Impulse dem Volke, welches grofse Dinge erfahren, oder zu grofsen Opfern angehalten werden soll, nur den Eindruck der Ruhe, der Keuschheit, der politischen Unschuld: alles absichtslos, weil man nicht anders kann, weil es sich anders nicht schicken würde. — Was macht diese Ruhe möglich? — Dafs die ganze Nation spricht, dafs alle Talente zum Worte kommen, dafs der Gedanke der Regierung tausend Stimmen in Bereitschaft findet, die ihn schon mit der Lebhaftigkeit ausdrücken, welche dem Einzelnen ansteht gegen den Einzelnen. Die keusche Beredsamkeit des Richters schliefst die glühende Beredsamkeit des Anwalds nicht aus: wenn aber die Nation nicht spricht durch ihre Anwälde, durch die Talente, welche ihr Boden erzeugt, wenn ihr nicht ein rechtlicher Weg eröffnet wird öffentlich zu sprechen, wie in England, so spricht die Regierung allein, und ist dann in aufserordentlichen Gelegenheiten genöthigt, selbst im Tone des Anwalds zu reden.

— Die französische Revolution schien ein ungeheures Feld für die Beredsamkeit eröffnet zu haben: jede der aufeinanderfolgenden Regierungen aber ist der andern gleich in ihren Deklamationen und Proklamationen. Der einzige Moniteur enthält so viel Ausrufungszeichen und Gedankenstriche, als die ganze übrige Literatur der Beredsamkeit zusammen genommen: die Gesetze selbst haranguirten die Nation; jede Regierung hielt sich ihren eignen Phrasenmacher: mehrere aufeinander folgende Regierungen hat in dieser Art ein reducirter höchst mittelmäfsiger Poet *François de Neufchateau* bedient. Von dem was ich die richterliche Beredsamkeit nenne, nirgends eine Spur: das lakonische *sans phrase* eines Elenden beweist, dafs bei dem schrecklichsten Gerichte, das auf der Oberfläche dieser Erde gehalten worden ist, grade am meisten deklamirt wurde. Überhaupt liefse sich, wenn es der Mühe verlohnte, eine Blumenlese des unbedingt Schlechten und Geschmacklosen aus dem Moniteur sammeln, welche den Unterricht in der politischen Beredsamkeit sehr erleichtern würde. — Wenn ich also klage, dafs andre Nationen gar nicht zum Worte kommen, so will ich gewifs nicht jene verherrlichen, welche auf diese ärgerliche Weise zum Worte gekommen ist.

— In mehreren Theilen des nördlichen Deutschlands ist die alte deutsche Gewohnheitsform der rich-

terlichen Beredsamkeit, der Kanzleistil, abgeschafft. Welchem Vortheil dieses ehrwürdige Monument besserer, keuscherer Zeiten eigentlich im Wege gestanden hat, weifs ich nicht: neue Gesinnungen brauchten wahrscheinlich eine neue Sprache. Ich glaube, dafs Ostreich viel erhalten, viel Wesentliches gerettet hat, indem es auch von dieser Seite keiner Neuerung Gehör gegeben. Was? ist es jetzt Zeit dem einzelnen Beamten zu gestatten, dafs er nach Willkühr im Namen des Staates rede? wohl gar die Beschlüsse des Staates in seiner eignen Manier mit seiner gewandten, blühenden Feder auszuschmücken und zu empfehlen sich unterfange? Soll etwa den Nationen, wie man es Kindern wollte, das Ernsthafte spielend beigebracht werden? Vergesse man nicht, dafs die Autorität der Schulmeister dahin ist, seitdem sie sich zur Sprache der Kinder herabgelassen haben. — Jeder wahre Geschäftsmann weifs, dafs es eine Beredsamkeit giebt eben sowohl im Kanzleistile, als in der Sprache der Bücher: Blumen, Bilder, Ausrufungszeichen, Gedankenstriche, und der ganze Tand, den die schöngeisterische Lektüre absetzt, vertragen sich nicht damit; ja es ist eben das Verdienst des Kanzleistils, dafs er diese Nichtswürdigkeiten, diese Geschmacklosigkeiten ausschliefst, herauswirft möchte ich sagen; aber die Klarheit, die Gründlichkeit die Ordnung der Argumente schliefst er nirgends aus.

Defshalb ist er eine Schule des Geschmacks für die jungen belesenen, blumenreichen Geschäftsmänner: er nöthigt, er zwingt sie das Anständige auf anständige Weise zu thun. Woher denn aber das Steife, das Geschweifte, alle die unzähligen Härten dieses Kanzleistils, und alles was unsern poetisirenden Stilisten widersteht? Daher, dafs er nicht gesprochen, sondern nur geschrieben worden ist: man fühlt wie ihn die Feder, sich selbst überlassen, auseinander geschnirkelt hat, und wie die Weichheit der menschlichen Brust mangelte. Aber auch so ist es wesentlich, dafs er bleibe, und jeder Bauer des Landes an der wohlbekannten, alten Wendung der Rede merke, dafs es der Landesherr selbst sei, welcher spricht. In England hat sich durch den beständigen Einflufs der parteilichen Beredsamkeit der Kanzleistil allmählich veredelt, ohne jedoch sich von den alterthümlichen Wendungen loszusagen. Wenn das politische Leben wieder mehr zum lebendigen Worte kommen wird, so werden sich die barbarischen Angewöhnungen der Feder aus unserm Kanzleistile von selbst herausläutern, und nur das ächt Alterthümliche, wahrhaft Würdige, Richterliche darin zurückbleiben.

— Aber, höre ich fragen, gehört denn der Kanzleistil überhaupt in das Gebiet der Beredsamkeit? — Der grofse Haufen unsrer Zeitgenossen spricht nur

da von Beredsamkeit, wo sich die Rede erhebt, wo sie den Mund voll nimmt, wo sie sich mit einem gewissen falschen, erborgten poetischen Wesen vermischt, kurz wo sie, meiner Ansicht zufolge, von ihrer Art läfst, und einen fremden Geschlechtskarakter annimmt. Von der Poesie konnte sie nichts Wesentlicheres erlernen, als was sie selbst sei, wie der Mann im Umgang mit den Frauen vor allen Dingen auf sich selbst, auf die männliche Eigenthümlichkeit seines Karakters, halten lernt; und wenn es der Geschmack ist, den die Beredsamkeit aus dem Umgange mit der Poesie davon trägt, so ist die erste Lehre dieses Geschmacks, dafs er ein Redner bleiben, und nicht beide Geschlechter der redenden Kunst in sich vermischen wolle, damit er der Ehre des ferneren Umganges mit der Poesie würdig sei. Niemand überzeugt mich, dafs er das Wesen, dafs er den Geist eines Dinges suche, der mit habsüchtiger Voreiligkeit sich die Aufserlichkeit dieses Dinges anzueignen sucht. Ich spreche von England als einem Muster in Sachen der Beredsamkeit und des öffentlichen Lebens: aber wehe dem Staate, der die Aufserlichkeiten brittischer Verfassung sich anzueignen suchte: er ist schlimmer daran als die, welche hartnäckig bei dem beharren, was sie aus sich selbst sind, wie wenig es auch sei. Die wahrhafte Bewunderung und das gründliche Verständnifs einer grofsen

Sache offenbart sich nirgends so deutlich, als in der Scheu sie nachzuahmen: die fromme Hingebung des bildenden Künstlers an die Natur, die Antike oder den Raphael erkenne ich nirgends so bestimmt als in dem gründlichen Widerwillen vor der Nachahmung der Natur, der Antike oder des Raphael. Alles was sich nachahmen läfst, hat nie gelebt: nur das im strengen Sinne des Wortes Unnachahmliche, also die eigne schöpferische Kraft anregende, zu eigenen unabhängigen Werken erweckende, begeisternde ist schön und gut. Die Schönheit der Poesie beruht darin, dafs sie den Redner zwingt in seiner Art das rechte, d. h. ganz etwas andres zu seyn als sie. Als die Syrakusaner sich vom ersten Erstaunen über die Wirkungen der Maschinen des Archimedes, und über die Resultate seiner Berechnungen erholt haben, kommen sie zu dem Weisen gelaufen, und wollen lernen wie er die menschlichen Kräfte überstiegen habe, durch welchen Handgriff und mit welcher Kunst. Er antwortet ihnen nach Schiller: wer um die Göttin freit, begehre nicht in ihr das Weib. Die Sklavin meint er. Wer um die Poesie sich selbst bewirbt, um ihren Umgang, ihre Liebe, der sei zuförderst durch und durch ein Redner; nur als solcher vermag er sich um das Göttliche und Unvergängliche in ihr zu bewerben.

— Was von der politischen Beredsamkeit gilt,

gilt vom Geschichtschreiber. Die Ruhe, die Parteilosigkeit scheint die erste Forderung, die an ihn gemacht werden kann: ganze Jahrhunderte liegen vor seinen Blicken da, wie das Leben und die Bedürfnisse einer Generation vor dem Staatsmann, dem Richter; aber ist denn sein Gegenstand geschlossen und vollendet wie der des Dichters? Rücksichtlich der neueren Staaten, als Gegenständen der Geschichte, beantwortet sich das von selbst. Aber selbst Rom und Griechenland? Leben sie nicht fort: wächst nicht jede wirkliche Form längst verschwundener Völker noch fort; greift sie nicht ein in unser Schicksal; ist nicht jede Gegenwart ein neuer, tieferer Kommentar der Vergangenheit; und die Helden der Geschichte? wird die Nachwelt sie nicht besser verstehn als wir? was wäre denn die Herrlichkeit des Grofsen auf dieser Erde, wenn man seine Betrachtung abschliefsen könnte, und vorgeben, es sei nunmehr für immer erkannt? was wäre die Unsterblichkeit des Schönen, wenn es nicht wirklich auch fortwüchse, wie es fortlebt? Also täuscht euch nicht! als wenn nach vierzig oder so und so viel Jahren die Gegenstände reif würden für die Geschichte, und ihr sie nun unbefangen, parteilos zu betrachten wäfstet, weil ihr nicht mehr unmittelbar beleidigt werden könntet! Was? droht Brutus nach Jahrtausenden nicht noch jedem Tyrannen fort? Wie kann

der Tyrann unbefangen von Brutus sprechen? Greifen die Ideen der Menschen, greift der Widerstreit ihrer Neigungen und Wünsche nicht weiter als über den Raum einer Generation? Ist denn das Grofse, was ich wollte, schon deshalb zur Ruhe gebracht, weil vierzig Jahre meine Asche decken? Können meine Irrthümer den Enkel nicht mehr blenden und bestechen, weil ich selbst schon lange nicht bin? — Mich dünkt sie sind verderblicher dann, wenn meine persönliche Schwäche nicht mehr neben ihnen wandelt, wenn meine Gebrechlichkeiten vergessen sind, die einst meine Zeitgenossen erinnerten, womit der Gedanke zusammenhing, der jetzt den Enkel bezaubert. Sie sehn, was es mit der Unparteilichkeit der Geschichte auf sich hat. — Ist denn ein schwaches Jahrhundert blofs deshalb weil es später gekommen, reif zum Urtheil über ein starkes Jahrhundert? — So sollten die Helden der Vergangenheit seyn, wie sie widerscheinen aus kleinen Seelen, die ein Gewerbe machen aus engherziger Unparteilichkeit? Ich sollte mir die Geschichte gefallen lassen, wie sie meine Zeit zu Markte bringt? Um Karl V. zu erkennen sollte ich Robertson fragen, um Constantin und Julianus den Abtrünnigen, den Gibbon? Gehen wir alle von dem Grundsatz aus, dafs die Geschichte unendlich anders und gröfser sei, als sie in den meisten Geschichtschreibern erscheint, die wenigen ausgenommen, die

wie Macchiavelli grofs genug waren in ihrer Zeit, um ein früheres Zeitalter fassen zu können?

Vergessen wir alles was wir von der Geschichte gelernt; dann sehen wir um uns, forschen wir wie es dem Zeitgenossen grofser Begebenheiten, wo möglich wie es dem Theilnehmer grofser Thaten zu Muthe ist, dann wird uns allmählich der Sinn aufgehen über die Geschichte! Erst sei man Redner, dann Geschichtschreiber, der andre Helden andrer Zeiten reden läfst. Darum liebte die Historie der alten Welt ihre Helden sprechen zu lassen! — Es ist also immer eine Täuschung, wenn man glaubt der Geschichtschreiber könne in der seligen Unbefangenheit des Dichters über seinem Werke schweben, er könne sein Werk abschliefsen, entlassen, emancipiren wie der Dichter, oder wie die Mutter ihr Kind. Wie alle Werke des Redners, so sind auch die seinigen Fragmente, angewendet auf die Gegenwart, auf grofse Gedanken, auf grofse Thaten, die zu vollbringen sind; für die Nachwelt viel mehr Dokumente, um seine eigne Zeit zu beurtheilen, als die Zeiten, von denen er handelt.

Noch mehr als an den Geschichten, die ich von ihm lerne, erfreue ich mich an der grofsen Seele des Tacitus: Über die Sachen reden mir die Steine fast deutlicher und das Metall, aber was in einem verwandten Geiste vorging, unter ähnlichen Umständen,

beim Untergang einer Welt, an die man geglaubt, auf die man gebaut, das erfahre ich nur von ihm. Den Geschichtschreiber versteht nur, wer ihn als einen Redner versteht, als einen Freund der Poesie: er bringt sein Werk der Nachwelt, aber wie der Redner ohne Anspruch auf die Ewigkeit, die Geschlossenheit, die Unabhängigkeit des Dichters, dem keine Zukunft etwas anhaben kann, weifs er, dafs er Vergängliches gebildet, dafs die Nachwelt ihn in demselben Stoffe übertreffen werde. Dennoch bringt er es — opfert es, indem er es bringt.

XI.

VOM EINFLUSS DER CHRISTLICHEN RELIGION AUF DIE BEREDSAMKEIT.

Ich hatte mir vorgesetzt die Beredsamkeit in den vorzüglichsten praktischen Funktionen, die ihr in unsern Tagen verblieben sind, darzustellen: nicht in der Absicht ihren Wirkungskreis zu umfassen, der unendlich ist, sondern um ihre Art, ihren Geschlechtskarakter so scharf als möglich zu bestimmen. Ich habe die politische, die schriftstellerische, die geistliche Beredsamkeit nicht sowohl selbst karakterisiren, als die Eigenthümlichkeit des Redners in allen diesen verschiedenen Stellungen wahrnehmen lassen wollen. Die Lehrbücher unsrer Zeit, und so auch die über die Beredsamkeit, sind besonders mangelhaft in den Eingängen in der Bestimmung und generischen Absonderung ihres Gegenstandes: am lehrreichsten hingegen da, wo sie sich in das Einzelne verlieren, und der Natur gewissermafsen nicht ausweichen können, weil ihnen die Dinge selbst in ihrer praktischen Wahrheit zu nahe treten. Viele von den Kunstgriffen, welche ein solches Lehrbuch der Beredsamkeit lehrt, stimmen mit meiner allgemeinen Karak-

teristik der Beredsamkeit sehr wohl überein, und so vergeben Sie mir, wenn ich zuviel über das Verhältnifs der Beredsamkeit zu andern Dingen gesprochen habe, indem Sie bedenken, wie meine Vorgänger allzu hartnäckig aus ihr selbst, aus ihrer abgesonderten Betrachtung haben entnehmen wollen, was sie sei. — Indefs einen Vorzug meiner Behandlung dieser grofsen Angelegenheit empfinde ich zu tief, als dafs ich ihn nicht aussprechen sollte: die Beredsamkeit jener Lehrbücher sollte den Gegner zum Schweigen bringen und ihn unterwerfen, die meinige geht vor allen Dingen darauf aus ihn zum Worte kommen zu lassen, und da wo sie ihn etwa bezwingt, immer mehr zu erheben als sie ihn unterwirft. Der Triumph des Redners ist jene erhabne Stimmung der Seele seines Zuhörers, welche Burke den „würdevollen Gehorsam, die freie Dienstbarkeit des Herzens“ nennt.

— Fragt man was eigentlich vorzuziehen sei, die neuere Welt oder die alte der Griechen und Römer, so ist freilich die Antwort schon sehr natürlich, die sich für die neue erklärt, weil sie etwas von der alten wisse, diese aber nichts von ihr: ich aber sage, dafs es einen würdevollen Gehorsam, einen Stolz der Dienstbarkeit giebt, diefs erhebt die neue Welt über die alte. Diefs ist die grofse Empfindung, welche die gröfsten unter den Alten entbehrten und

welche selbst Platon nicht erschwungen hat. Diese Empfindung im Herzen, ist es keine Vermessenheit zu sagen, dafs wir von der Beredsamkeit mehr wissen als Demosthenes, Cicero und Quintilian. Denn wenn mit dem Gegenstande der Beredsamkeit, dem menschlichen Herzen eine solche Veränderung vorgegangen, ein so grofses bis dahin unempfundenes entdeckt worden ist, wie möchte sich von den Alten die Beredsamkeit lernen lassen für unsre Zeit. Es geht durch das ganze Alterthum eine Rede von der Freiheit. Die Alten bezeichneten unheimliche Dinge mit wohlthuenden Namen: sie ahndeten die Wunder des Wortes: wo in der Wirklichkeit ein ungelöstes Räthsel zurückblieb, wo das Bild eines Dinges Schaudern erregte und Widerstreben, da suchten sie zu versöhnen durch die Milde und Freundlichkeit des Wortes. Euphemismus heifst dieser Kunstgriff der Sprache: die Forscher des Alterthums haben unzählige solcher Euphemismen gesammelt, aber den ersten unter allen vergessen. Keiner springt in die Augen wie der des Wortes Freiheit. Die Dienstbarkeit, die Unterwürfigkeit ist das Loos des menschlichen Geschlechtes: es kann also nur eine Freiheit geben in der Dienstbarkeit, eine Würde im Gehorsam. Was war den Alten fremder, als die Freiheit zu suchen im Gehorsam? Dennoch läuft ein unheimliches Gefühl der Sklaverei durch alle Lebenslust des Alter-

thums: dieses Gefühl ward überdeckt mit einem freundlichen Wortklange, mit einem Euphemismus: das ist die Freiheit der Alten.

— Wir also, in der Verschlossenheit unsrer Sinne, sind durch das Eine Gefühl der Freiheit in dem Gehorsam, des Stolzes in der Unterwerfung gröfser als die Alten, beredter als die Alten. Sich selbst anklagen, habe ich gesagt, sei die Bedingung aller Beredsamkeit: haben es die Alten gekannt, so wie ich es meine? — Sterben konnten sie für ein Vaterland, aber nicht sich opfern: verspotten konnten sie sich, aber nicht sich geringachten, sich anklagen, sie trugen nicht das Gröfsere in sich, welches den Menschen um so höher erhebt, als er sich tiefer unterwirft. —

Erwarten Sie von mir keine andre Rechtfertigung unsrer Zeit sowohl, als meines deutschen Vaterlandes, jetzt, wo sich diese unsre Betrachtungen ihrem Ende nähern. An eine Stelle, wo die neuere Welt anscheinend beschämt werden sollte von der alten, zur Unterredung über die grofse Materie der Beredsamkeit habe ich Sie eingeladen. Ich habe mehr zum Ruhme der Alten gesprochen als die meisten meiner Vorgänger, mehr von den Gebrechlichkeiten unsrer Zeit ausgesagt, als Ihnen vielleicht hier und dort wohlgefallen. Ich habe mich, meine Zeit, mein Volk erniedrigt — weil sich eben nicht

anders zeigen liefs, was uns erhebt. Ein Virtuose der Redekunst bin ich nicht: wo ich Sie durch meine Rede unmittelbar gerollen habe, da war es ein gröfserer als ich, der durch meinen Mund sprach: mein gröfstes Verdienst war, dafs ich den gröfsten Redner meines Jahrhunderts, dafs ich Burken verstanden hatte. Wenn aber durch meine Darstellung ausgedrückt worden ist jene freie Dienstbarkeit des Herzens, von der Burke spricht, dann habe ich meinen Zweck erreicht. Hat sich in allen Klagen über das Verstummen meines Jahrhunderts, zumal meines deutschen Vaterlandes, ein gewisses Gefühl der Freiheit, ich möchte sagen ein Vorgefühl künftiger Beredsamkeit, besonders aber ein Gefühl der Beruhigung in dem Schmerz, des Sieges in der Niederlage merken lassen? darauf kommt es an. Von dieser Seite, und es ist die einzige wesentliche, steht das Land, welches mich erzogen hat, über allen andern.

Das Gefühl der freien Dienstbarkeit und des würdevollen Gehorsams ist das Palladium der Welt: Deutschland ist dessen Pflege anvertraut. Die erhabensten Gefühle des Lebens sind von den germanischen Völkern hinübergetragen worden in die bürgerlichen Verfassungen: wem gehört Karl der Grofse an, welchem Volke gehört dieser Ahnherr der Chevalerie? wo hat er die Gesinnung her, und wo Grofs-

brittannien seine Verfassung, als von Deutschen? ist nicht, was Burken begeisterte, nur deutsches Wesen, welches der unauflösliche Gürtel der See dort fester, reiner, unvermischter, jungfräulicher erhalten hat als bei uns? Deutschland hatte nicht sowohl durch seine Schlachten, als durch sein leidendes Widerstreben Rom überwunden, Deutschland hatte durch sein bloßes Wachsthum Rom aus Europa verdrängt, darum nannte es sich heiliges Römisches Reich: es nannte sich nach dem Überwundenen, und fügte nur hinzu eine stille Andeutung der Waffe, womit es überwunden. Indem ich der früheren Zeiten gedenke, möchte ich mich fragen: wo im Leben, in den Sitten, in den Verfassungen der Deutschen sind die Spuren nicht, daſs wir uns besser verstanden haben um jenes Gefühl, welches die neuere Welt über Rom und Griechenland erhebt, als die meisten übrigen Völker? — Dieses Gefühl — ich brauche die Quelle, aus der es geflossen ist, nicht erst zu nennen, genug, daſs Deutschland die eigentliche Pflegerin desselben war — ist die charakteristische Eigenthümlichkeit der neueren Beredsamkeit.

Wer dieser Empfindung nicht fähig ist, der halte sich an die Alten und lerne ihnen nachsprechen: oder der schweige lieber ganz; auf den wesentlichen Gang der Dinge wird seine Beredsamkeit doch keinen Einfluſs erhalten.

Unter allen Anwendungen der Beredsamkeit, die in unsrer Zeit vorkommen, ist keine wichtiger als die, welche die nächstfolgende Generation, ihre Bildung, Erziehung und Belehrung im Auge hat. Hier steht dem Redner gegenüber jene Frische der Empfindung, jene Empfänglichkeit der Organe, jene Offenheit des Sinns, der zum Reden begeistert: in den übrigen Verhältnissen des Lebens Gehör zu finden, eigentliches Gehör, wie es der Redner braucht, ist selten; die Beredsamkeit muſs die hellen Intervalle tief in sich selbst befangener und verwickelter Gemüther benutzen, sie kann nur aufflammen, sie hat keine Zeit sich in ihrem eignen Feuer zu läutern und zu beruhigen. Der Erzieher der Jugend hingegen hat grade jene Jahre des menschlichen Lebens zu seiner Disposition, wo die Seele noch mit einer gewissen Freimmigkeit, mit Glauben und Ergebung hinnimmt was ihr geboten wird, wo sie ein Bedürfniſs hat zu empfangen. Das Studium der Sprachen, wie der Poesie und Beredsamkeit, füllt diese Jahre sehr natürlich aus: die Alten sind dabei unentbehrlich, was der Einzelne kann und vermag mit eigner Kraft, was die Persönlichkeit des Menschen an sich und ohne Hülfe höherer Mächte vollbringt, das zeigen die Alten: wie weit die Gewalt der Rede und die Kunst der Rede in dem Munde des Einzelnen reicht, hört und lernt man von den Alten. Aber es

ist noch viel gröfseres von ihnen zu lernen; das Studium der Alten ist noch viel wesentlicher aus einem andern Grunde, den die neuere Erziehung weniger beachtet hat. Mich dünkt, die Alten haben mich noch vielmehr belehrt durch das, was sie nicht sind, durch das, was ich ihnen vermifste, als durch alle grofsen positiven Vorzüge ihrer Werke: in der Betrachtung der gröfsten Meisterwerke der griechischen Beredsamkeit empfindet man, dafs man noch ganz etwas anderes, und in ganz anirer Art zu sagen hätte als sie, und dafs selbst die zerschmetternde Beredsamkeit des Demosthenes die eigentliche Kraft, die wir empfinden wollen, entbehrt. In der Klarheit der Argumente, in der Kunst der Anordnung, in der Aufserlichkeit keiner Art liegt es: griechische und römische Redner lassen die Gegenpartei reden, sie sind Meister der Dialektik; auch wird ihre Rede getragen von der Aufmerksamkeit horchender und antwortender Nationen. Ungeachtet dessen geht ihnen die allerhöchste Wendung der Rede ab; diejenige Wendung, welche die Bezauberung die sie hervorbringt, unmittelbar wieder selbst löst.

Der antike Redner entwaffnet und bezwingt, aber er mufs seinen Sklaven festhalten, oder jene Leidenschaften, jene augenblicklichen, unnatürlichen Zustände, durch die er ihn bezwungen, verlängern, um die Frucht seines Sieges zu behaupten: der Redner

der neueren Welt kann durch die Beredsamkeit in eine Region erheben, die der überwundene Zuhörer nie wieder verlassen möchte. Die Schande der Niederlage ist nicht mehr, das Empörende in dem Gefühl der Unterthänigkeit ist verschwunden, sobald der Sieger oder Herrscher nur dadurch siegt und herrscht, dafs er sich von einer höheren Macht überwundener und ihr unterthäniger bewiesen hat. Nun ist in dem Zuhörer ein gewisses inneres Ohr, eine ganz andere tiefere Empfänglichkeit eröffnet: er kann mit gröfserer Würde gehorchen, als mit der der Römer und Grieche befahl — warum sollte er nicht gehorchen; er kann mit gröfserer, stolzerer Erhebung der Seele dienen, als jener herrschte, warum sollte er nicht dienen? —

Woher diese Umwandlung! Das Göttliche selbst ist sichtbar und deutlich geworden; bei den Alten konnte es dem Einzelnen zweifelhaft scheinen, da er nichts Höheres gewahr wurde als sich selbst, ob er selbst nicht vielleicht bestimmt sei zur Herrschaft; wenigstens war nichts da, welches verdiente, dafs er sich ihm unterwarf, und so war die Knechtschaft wie die Herrschaft, wenn sie auch ein ganzes Leben peinigend und reizend, schwankend aufrecht erhalten konnten, gleich demüthigend: nunmehr aber ist entschieden, dafs alles dienen soll; wer herrsche ist nicht mehr zweifelhaft; über alles Geringere sind

Mifsverständnisse möglich, aber das Höchste ist erkannt: wer nunmehr gehorcht, gehorcht um dieses höchsten Gutes willen, wer dient, dient nicht mehr einem Wesen, was, wie grofs es auch scheine, in der Folge der Zeit die eigne Gebrechlichkeit ausweisen, und den Dienenden in seinen eignen Augen erniedrigen kann: würdevoller Gehorsam, freie Dienstbarkeit ist möglich. Der Wahn, durch die Gewalt der Rede zu unterjochen oder von ihr unterjocht zu werden, ist zerstreut: eine ganz andre Gattung der Beredsamkeit kommt, ein Unüberwindliches spricht durch den Mund des Menschen. Auch mit Beziehung auf die Beredsamkeit ist es wahr, dafs, wie die Schrift sagt, das eigentliche Wort nunmehr in die Welt gekommen sei. —

Von Erregung der Leidenschaften, von allen jenen kleinlichen Künsten der gröfsten Redner des Alterthums kann nun nicht mehr die Rede seyn in einer Theorie der Beredsamkeit: es kommt darauf an, ein Gefühl anzuregen, was im Menschen, tief unter aller äufserlichen Bewegung, unter allem Wechsel der äufseren Zustände, unter allem Hafs, aller Liebe, allem Zorn, allem Ehrgeiz, und allem was die Welt noch Leidenschaft nennen mag, vorhanden ist. Es kommt darauf an ein Gefühl zu entbinden, welches vom Geschwätze des Tages und vom Tumulte der Weltbegebenheiten überschrien seyn mag wie es will,

dennoch in jedem einzelnen Bürger des christlichen Europa vorhanden ist, und antwortet, und einen vernehmlichen Wiederhall giebt, wenn es von dem rechten Redner angesprochen wird. Welches Wort eines griechischen Redners hätte die Tiefe des Herzens treffen mögen, wie Burke in der oben angeführten Stelle, da er an die ritterliche Galanterie des französischen Volkes appellirt. Welches Wort hatte der alte Redner dem Worte Ehre an die Seite zu setzen: was ist, an ächt rhetorischer Wirkung die Appellation an den Ruhm des Alten, gegen die an die ritterliche Ehre der neueren Welt: der Ruhm buhlt an der Oberfläche des Menschen, an den äußeren Sinnen umher, aber tief im Inneren des Menschen ist eine Stelle, von da aus unser ganzes Wesen mit einem Schlage ergriffen werden kann, die wir nicht kennen würden, wenn wir nicht das Wort Ehre aussprechen gelernt; eine Stelle, die Epaminondas nicht kannte und Themistokles nicht, und Alexander und Cäsar und Tacitus und alle Helden des Alterthums, die doch sonst wohl zu Hause waren in sich selbst, nicht kannten. —

Die Eifersucht, mit welcher der Mensch über sich selbst, über seine Unbescholtenheit wacht, mit der er jeden Angriff dessen, was er seine Ehre nennt, bestraft, gilt doch nimmermehr ihn selbst, sein gebrechliches, wankelmüthiges Wesen: nein, sie hat

etwas von einer Tempelwacht, er scheint ein Heiligthum zu behüten, das er in sich trägt; es scheint eine Furcht vor Entweihung vorzuwalten, und dennoch kann er selbst in seiner Ohnmacht und Vergänglichkeit unmöglich das Heiligthum seyn, das er schützt. — Er trägt also wirklich, wenn er es auch nicht weifs, sondern nur an solchen unwillkührlichen Empfindungen seines Herzens merkt, ein höchstes Gut in sich, das der Grieche und Römer entbehrte. Dieſs anregen, dieſs entwirren zu können aus den verschlungensten Knoten des Herzens, ist der Vorzug des Redners der neueren Welt, ist seine Bestimmung, ist der Inbegriff seiner Kunst. Alles andre Reden, mit geringeren Zwecken und schlechteren Mitteln, wenn es auch im Umkreise der rhetorischen Kunst der Alten lag, die das Höhere nicht kannten, verdient jetzt keiner Erwähnung mehr. Sich selbst anzuklagen wissen, sich an allen Stellen der Rede demüthigen vor dem Höheren, das durch unsern Mund redet, tief eingehen in das Gemüth des Zuhörers, in seine Eigenheit; nie vergessen, dafs man nur Glied eines Gesprächs sei, dafs es das Antworten des Zuhörers sei, welches unsre Beredsamkeit trage und steigre, und dafs es jener dritte, jener Geist, welcher unsichtbar im Gespräch waltet, sei, dem alle Frucht und Wirkung der Rede zugeschrieben werden müsse, — dieſs sind die Erfordernisse

der neueren Beredsamkeit — von ihnen findet sich im Quintilian keine Kunde. — Wie sie mit der ewigen Natur der Beredsamkeit überhaupt streng übereinstimmen, glaube ich gezeigt zu haben.

— — Die Alten also sind eine Vorschule aller Erziehung, alles Unterrichts, besonders dessen in der Sprache und der Beredsamkeit; es ist unendlich viel von ihnen zu lernen: wie man die eigne Persönlichkeit, das ganze irdische Beiwesen unsrer unsterblichen Natur, das auch nicht weggeworfen werden darf, ordne, befestige, bewaffne, vertheidige, ist noch heut direkt von den Alten zu lernen! Noch größeres aber ist zu ersehen aus dem was ihnen mangelt, und was wir Bürger dieses stummen Jahrhunderts, erscheinend verlassene, verwaiste Kinder besserer Geschlechter, dennoch in uns tragen als ein zwar dunkles, aber starkes Gefühl, welches sich allenthalt in unsrer Art der Ehre und der Liebe, wie unedle Beimischung das eigenthümliche Wesen dieser Empfindungen auch zu verbergen scheinen möge.

Dem Redner also, der an das unbedingt beste Publikum für die Beredsamkeit, nämlich an die Jugend, zu sprechen hat, wird sicherlich nichts gelingen ohne die von mir beschriebene neuere, und im Vergleich gegen das, was die Alten durch die Kunst der Rede beabsichtigten und vollbrachten, heilige Beredsamkeit. Wer nicht auf die religiösen Unterschiede

achtet, von denen ich gesprochen, der kann heute mit allem Strom der Worte nichts mehr bewegen, die Gemüther nur bestärken in ihrem Eigensinn: sowohl die Beredsamkeit, welche er übt, als die, welche er lehrt, gehen erfolglos vorüber; es sind ganz andre Kräfte in der Welt anzureden und zu ergreifen, als die, an welche er sich wendet. Die Rede, welche der Schüler nach dem Cicero und ihm gelernt hat, muss er erst wieder vergessen, vollst wegsprechen aus seiner Seele, wenn ein Mann aus ihm wird, wenn er nicht blos andre, sondern zumal und vor allen Dingen sich selbst überreden und beruhigen will. Doch wozu Umschweife! es giebt nur eine heilige, eine christliche Beredsamkeit! Wenn alle Hausmittelchen der Überredung, wenn alle die angeblichen Lehren der Alten befolgt und erschöpft sind, wenn man Hörer hat wie sie seyn sollen, wenn sich die Kunst abgemattet, um eine grosse Wirkung hervorzubringen — dann fühlt man, dass ohne jene Quelle, aus der die Gefühle der Ehre, der Liebe, des Gehorsams, der freien Dienstbarkeit geflossen sind, die ganze Mühe der Rede, sowohl was ihre Form, als was ihren Stoff betrifft, nicht belohnt werden kann.

XII.

VON DEM LETZTEN ZWECKE DIESER REDEN ÜBER DIE BEREDSAMKEIT.

Die Scheu unsrer gebildeten Zeitgenossen vor der Erwähnung heiliger Dinge in der Betrachtung der weltlichen hat so verschiedene Veranlassungen, dafs sie sich weder unbedingt loben, noch auch unbedingt verdammen läfst. Im schlimmsten Falle aber rührt sie aus wählicher Gottesachten her, wie ein geistreicher deutscher Schriftsteller diese Krankheit der Seele nennt. Ich will nicht grade behaupten, dafs eine gemeine Natur dieser Krankheit fähig wäre: es gehört eine gewisse Geschlechtslosigkeit der Seele dazu, und eine gewisse Klarheit ihrer Organe, die glücklicherweise sich selten bei einander finden.

Ich hätte unrecht gehabt, im Laufe dieser Vorlesungen ein so grofses Gewicht auf die Geschlechtsunterschiede gelegt zu haben, es wäre eine falsche Spitzfindigkeit gewesen, wenn diese Unterschiede blofs das körperliche Wesen des Menschen angingen, also in solchen Materien, wie die welche uns beschäftigte, nur gleichmäfsig eingriffen. Es ist sehr

geschmacklos, gewisse Gleichnisse in der Rede ohne Ende auszuziehen, sie, ich möchte sagen, bis auf den letzten Faden abzutragen: es macht den Eindruck der Armuth und der Schwäche, wenn der Redner gewisse Bilder, die ihn geblendet, nicht wieder los-werden kann, wenn sie wie das Bild der Sonne in einem schwachen Auge eine langgedehnte Spur hinterlassen, und die Gegenstände der Natur wie die Gedanken mit allerhand überflüssigen farbigten Flekken verunstalten. Dies wäre der Fall im Laufe dieser Vorlesungen mit den Geschlechtsverschiedenheiten gewesen, wenn ich mich ihrer nur gleichnißweise bedient hätte: so aber ist es nicht, dem ordentlichen Manne erscheint die ganze Natur weiblich; die Frau ist ihm nur das konzentrirte Bild seiner Welt, alle seine anderweiten Neigungen werden denselben Karakter annehmen, je trefflicher er wird, um so mehr.

Deßhalb finde ich die Ritterzeiten schon an und für sich, ohne Rücksicht auf die Religion, welche sie adelte, viel menschlicher als die der Römer und Griechen. Was ist der Geist jener frommen Liebe, mit dem wir die Helden des Mittelalters geschmückt finden, anderes, als höchst entwickelte Männlichkeit. Die Tapferkeit, die Haupt- und Kardinaltugend des Mannes, die seine ganze Wirksamkeit, die unendlich mehr als den Schutz der Frauen umfaßt, nimmt

nichts desto weniger durch und durch die Farbe der Liebe an: sie wird mit der ehrfurchtsvollen Bewunderung des andren Geschlechts so getränkt, dafs die späteren, schwächeren Nachkommen in dem Worte, welches diese vollkommenste Tapferkeit bezeichnete, nämlich Galanterie, nichts mehr fühlen als die Liebe, als das edle Betragen gegen das andre Geschlecht.

Man fühlt ganz deutlich die Steigerung, wenn in England, wo das Wort *galant* am besten die alte Farbe gehalten hat, im Parlament von einem Feldherrn, der den Waffenruhm der Nation auf den höchsten Gipfel erhoben, erst alle gewöhnlichen, ich möchte sagen römischen Beiworte für die Tapferkeit gebraucht werden, und nun zuletzt gesagt wird, er sei a *galant man*. Hier ist die Grenze; weiter geht die Steigerung nicht: vom alten Feldherrn, vom Cäsar kann man alles sagen, aber nie ihn nennen *a galant man*; in dem *galant* ist etwas, was den Cäsar überwindet. Sehen Sie da beiläufig einen solchen Drucker der christlichen Beredsamkeit: nicht blofs unübersetzlich in die römische Sprache, aber auch nicht zu umschreiben: der ganze Thesaurus der römischen Sprache reicht nicht hin, um dies eine Wort zu umschreiben. Ein einzelnes römisches Wort virtus spielt allerdings hinüber aus der Tapferkeit in die Männlichkeit und in die Tugend überhaupt: aber Sie fühlen das in Sich selbst gerichtete, einsame Wesen dieses Wortes und

dieser Männlichkeit; es ist nichts darin als Tapferkeit, in dem *galant* ist noch auſserdem die ganze Welt: in dem Worte ist schon verbunden was die Welt zusammenhält, die Tapferkeit und die Liebe, das Erhabene und das Schöne. So ist also auch das recht Göttliche und das recht Menschliche darin: nirgends sonst wird die Vereinigung beider in dem Maſse empfunden; die in solcher Art vollendete Männlichkeit setzt die eben so vollendete Weiblichkeit und also die Liebe voraus, ein Wort, das nun eben so weit hinausgreift über den Begriff der gewöhnlichen Liebe unter den Geschlechtern, als das Wort Galanterie über das edle Betragen gegen das andre Geschlecht.

Wie eng umgrenzt, wie eingespannt sind dagegen die römischen und griechischen Worte, welche die Liebe bezeichnen? wie unfähig der einzelne Akte von dem Begriff der Liebe also des Geschlechtsverhältnisses hinaufzuklettern zur Religion, was in dem Worte Liebe wie mit einem Schlage, mit einem Klange geschieht. Das Verhältnifs der Geschlechter hatte mit dem, was die Alten Religion nannten, nichts zu schaffen: das Verhältnifs, woran die Natur die irdische Fortdauer der Menschheit geknüpft hatte, hatte nichts zu schaffen mit den Gedanken über die ewige Fortdauer: das Verhältnifs, welches die irdischen Angelegenheiten des Menschen, welches den

Sinn zusammenhält und die eigentliche Kette formirt, die das übrige unhaltbare Wesen verbindet, war losgetrennt von dem Gedanken über seine ewige Bestimmung.

So bei den Alten: in der neuen Welt finden wir alle diese Widerstreite des Irdischen und des Ewigen versöhnt; es sind Worte möglich, welche die beiden grofsen Interessen des Menschen umfassen; es sind Empfindungen möglich, die jenen Doppeldurst des Menschen wie aus Einer Schale befriedigen; es sind Thaten möglich, die wie mit einem Schlage beides erfüllen, das Göttliche und das Menschliche begehren. Gottesdienst und Dienst der Menschlichkeit sind Eins geworden. —

Sie verstehen nunmehr, was ich unter der Geschlechtslosigkeit des Geistes meine, und wie sie mit jener Verrückung der Gottesscheu zusammenhängt: ich finde sie bei den Alten; sind die menschlichen Angelegenheiten von den göttlichen getrennt, wie kann der Mensch Gott verstehn oder sich verbinden mit ihm? Wie kann der Mensch von göttlichem Wesen durchdrungen seyn, wenn er kein Wort hat, keinen Gedanken, keine That, die beides umfafst? —

Es existirt ein Jugendversuch in Versen von unserm Schiller: die Götter Griechenlands betitelt: eine gewisse kindische Freude an dem bunten Wesen

der alten Mythologie, zugleich mit der bekannten Melancholie seines Geistes, die sich schon in seiner frühesten Jugend, als er noch schwerlich zu sagen wufste, worüber er klagte, äufserte, und seine Neigungen allezeit je weiter je besser aus der Gegenwart hinaus in die recht unbestimmte Ferne trieb, liefsen sich in klagenden Versen aus über die Kälte und Unannehmlichkeit der Religion, und über das Verschwinden jener alten muntern, aufgeweckten Götterfamilie der Griechen. Da die Götter menschlicher noch waren, waren Menschen auch noch göttlicher, sagt er. Die Jugendzeit unsres Dichters, in der diese Worte niedergeschrieben wurden, war eine solche Zeit der Absonderung des Göttlichen von den menschlichen Dingen; man abstrahirte und destillirte sich einen Gott aus der Welt, wie man jetzt will, dafs überall von Gott abstrahirt werden soll; es drängte diese liebenswürdige Natur sich zu dem Göttlichen zu erheben oder das Göttliche herabzuziehn: er sehnte sich, wie jeder ordentliche und vollständige Mensch nach der Verbindung des Göttlichen und Menschlichen; der abgezogene Gott jener Zeit war ihm so zuwider, als in späteren Jahren die abgezogene, gottentblöfste Welt seiner Zeitgenossen. Die griechischen Götter trugen wenigstens Masken von Menschen, und so übertrug er in rührendem Irrthume alle jene romantischen Empfindungen seines Herzens,

welche er mit der Luft der neuern Zeiten eingesogen, auf jene alten, kalten, geschlechtslosen Gestalten; er übertrug das Eigenthum christlicher Sprache und Beredsamkeit, das göttliche Wort Menschlichkeit auf Wesen, die nichts damit gemein hatten, eben so wie später ein ähnlicher Irrthum aus der römischen Welt das Wort Humanität erborgte, und des schöneren deutschen Wortes Eigenthümlichkeit nicht eben glücklich auf dieses ungerathene Pflegekind übertrug. —

Brauche ich deutlicher zu sagen worin das Wesentliche der neueren Beredsamkeit besteht? Ein ganz anderer tieferer Sinn der Worte, ein Hindurchklingen des ganzen Lebens durch jede einzelne Empfindung, die sich darin ausdrückt; in jedem einzelnen Menschen werden unendlich viele, ja alle angeredet; die neueren Sprachen reden in der Mehrheit an, das antike Du drückt den Sinn nicht aus, in welchem man den Einzelnen anreden will; man meint immer etwas noch viel Höheres in der Anrede; man will sagen du und die bürgerliche oder menschliche Gesellschaft mit dir, oder du und zugleich Gott mit dir. So wie das Du der Alten in das Sie übergegangen, so fühlt der ächte Sprachforscher, deren es indefs wenige giebt, in allen Worten der christlichen Sprachen den Übergang aus der Starrheit und Einzelnheit in die gesellige Mehrheit: in jedem Worte

der neueren Sprachen ist für den rechten Kenner aufser dem Dinge, welches damit bezeichnet wird, noch etwas Göttliches daneben wahrzunehmen. Man hat in neueren Zeiten Akademien errichtet, um diesen heiligen Nebensinn in den Worten todtzuschlagen; gegen alle rhetorischen Meisterwerke unsrer französischen Nachbarn können wir stumme Deutschen nichts vorbringen, als das Bewufstseyn, dafs unsre Sprache sich auf solchem Wege nicht abtödten läfst: dafür aber sind wir zu einer höheren Beredsamkeit berufen, als die französische.

— Kann, frage ich wiederholend, die Regel des Cicero oder Quintilian angewendet werden auf diese ganz anders gebauten Sprachen? Mufs nicht die Beredsamkeit der neuern in ihrem ganzen Bau verschieden seyn von der der Alten, nachdem sie über ganz andre Mächte disponirt, nachdem ein Geist in den Worten, in den Wendungen waltet, den die Alten nicht ahndeten? — Diese Eigenthümlichkeit der neueren Beredsamkeit hatte ich zu zeigen; ein geringerer Zweck bei diesen Vorlesungen war unter Ihrer und meiner Würde: ein flaches Gedankenspiel oder ein gemeiner Austausch von Kenntnissen konnte uns nicht genügen; der Leute, die solches Spiel und solchen Kram mit einander treiben, giebt es genug in der Welt, geistige Zerstreuung und Kenntnisse für den Hausgebrauch stehen überall feil. — Diese Vorle-

sungen aber haben gehandelt von der christlichen Beredsamkeit: alles andre, was wir vorbereitend beibringen mufsten, war nur Gerüst: jene Formen des Gesprächs der Selbstanklage, des Geschmacks u. s. f. bildeten den Körper, der nur leben kann inwiefern ihm diese Seele eingehaucht wird, mit deren vorsichtiger Betrachtung wir schliefsen. Erst spät habe ich das Wort zu nennen gewagt, um das sich alle Kunst und alles Leben bewegt: ich habe Ihr Vertrauen und Ihren Glauben zu verdienen gestrebt, bevor ich an den gemeinschaftlichen höchsten Gegenstand des Glaubens und Vertrauens zu erinnern wagte: erst mufsten wir auf dem gemeinschaftlichen Boden des wahren Gesprächs miteinander stehn, bevor ich auszusprechen wagen durfte jenes Einzige Gemeinschaftliche zwischen uns und allem Grofsen und Schönen dieser Erde.

Denn es ist nicht jene gebildete Verrückung der Gottesscheu, die man billig sich selbst und ihrer eignen Verzweiflung überläfst, die ich schonen will aber es ist eine sehr achtungswürdige Besorgnifs vor der Entweihung des Allerhöchsten, welche lieber von göttlichen Dingen in solchen Unterhaltungen, wie die Unsrigen, nichts hören will. Trauen Sie mir zu, dafs die ästhetischen Spielereien eines neumodischen Apostels der Religion, wie Chateaubriand, mir widerstehen wie Ihnen, schon ein gewisser natürlicher

Sinn für den Adel und die Gediegenheit der Form; schon der blofse Geschmack empört sich gegen diese Barbarei aller Barbareien: auch Deutschland verliert viele Zeit und viele Kraft, und manches schöne Talent in solchen Kunstfaseleien über die Religion! Aber dieses Unwesen ist viel zu vergänglich in sich, viel zu krankhaft, als dafs es sich der Mühe verlohnte, sich viel daran zu ärgern. Welchem grofsen und ernsthaften Bestreben läuft denn nicht eine Karrikatur nach? ist denn nicht überall das rechtverehrungswürdige in der Entweihung das Verächtlichste? —

Aber jene, welche vermeinen, dafs von irgend einem Gegenstande, im Gebiete welcher Wissenschaft oder Kunst es auch sei, gründlich gehandelt werden könne ohne Erwähnung der göttlichen Dinge — diese sind ernsthaft und kurz abzuweisen. Vertieft euch erst in das Leben selbst, wie wir; erfahrt, erlebt erst ein zwanzig Jahre hindurch jene Zustände, auf denen die Welt beruht; forscht erst nach den Bedürfnissen der bürgerlichen Gesellschaft, nach den Bedingungen ihres Bestehens, ihrer Dauer, wie wir; geht erst ein in so viele Herzen, und ihre geheimsten Neigungen, wie in ihre verdecktesten Schmerzen; verfolgt erst eine Weile euer Jahrhundert und seine vielfältigen Deutungen; erhebt euch erst eine Zeitlang zur Mitleidenheit mit dem menschlichen

Geschlechte; lernt erst ordentlich unter gehörigen Leiden die irdischen Mächte kennen, greift ein, praktisch in ihr lebendiges Gespräch — dann kommt wieder und antwortet auf die Frage, ob ihr der himmlischen Mächte irgendwo, in welcher Wissenschaft oder Kunst oder Lebensgeschäft es sei, entbehren könnt? —

Weil ich die irdischen Dinge mit tüchtiger Absicht behandelte, so hat mir frühe eingeleuchtet, daſs ich der göttlichen nicht entbehren könne. Seht doch nur mit ruhigem, männlichen Blick auf die Erfolge: betrachtet doch diese lahmen, hinsterbenden, geistlosen Wissenschaften, die immer noch mit ihren Fortschritten prahlen, während das praktische Leben für dessen Nutzen sie zu arbeiten vorgeben, mehr und mehr in Staub zerfällt; retten denn diese von Gott entblöfsten Staatswissenschaften den Staat; bereichern ihn denn diese unzähligen Erfindungen der Naturwissenschaft; greifen denn diese Finanzwissenschaften den Finanzen unter die Arme; wird denn das Räthsel der Welt erklärt, das Herz beruhigt durch diese Fortschritte der Philosophie? Nichts von allem, kein praktischer Fortschritt, als in der Verarmung und in der Verzweiflung. —

Und diese Praktiker, welche ihr Einzelnes Rad in dem Mechanismus dieses entgöttlichten bürgerlichen Lebens mit verbundenen Augen treten, und

die zurückscheuen wenn ein Sokrates vorübergeht und ihnen vom Lichte erzählt, was bringen sie denn zu Stande? Erlassen Sie mir das Weitere.

Wie nur reine und göttliche Hände, und kein Talent, keine gemeine Geschicklichkeit, wie keine gemeine römische Tapferkeit, sondern nur Galanterie in dem alten Sinne des Wortes dereinst die Welt in ihre Fugen zurück setzen wird, und wie jedes ungöttliche Bestreben an dem scharfen Grund und Eckstein des Unglücks dieser Zeit nothwendig zu Schanden werden wird; so auch wird das Gebiet der Wissenschaften nur Friede erhalten, und die Klarheit und den wahren Reichthum, wonach unser Geschlecht mit eigenmächtigem Vorwitz, und daher so unglücklich gegriffen hat, aus galanten, tugendhaften, d. h. christlichen Händen! Diesem tugendhaften, gerechten und galanten Sinn, wie es mir in meiner Mittelmäfsigkeit gelingen wollte, durch diese Vorlesungen auszudrücken, habe ich gestrebt! Wer, wo mir meine Absicht gelungen ist, etwas anderes lobt, oder wo sie verfehlt wurde, etwas anderes tadelt, zu dem haben meine Worte, aber habe ich selbst nicht gesprochen.

— Je aufrichtiger aber ich es mit den göttlichen Dingen meine, um so mehr mufs ich mich verwahren und sträuben gegen jene, welche die irdischen Dinge wegwerfen und vernichten wollen, um den göttlichen

zu dienen. Meine Welt, das was mich hier erfreut, diese bestimmten Gegenstände, welche ich liebe, diese Familie, dieses Haus, diese Freunde, dieser Staat müssen sich vertragen mit dem Göttlichen: jede irdische Neigung, zu der mein Bewufstseyn schweigt, kann ihm nicht widersprechen: wie sie sich wehren möchte, ich mufs um ihren Gegenstand werben, und kann ihn nicht lassen; je mehr und je gründlicher ich das Menschliche empfinde, um so mehr und gründlicher das Göttliche. —

Die Scheu vor der Erwähnung heiliger Gegenstände in weltlicher Unterhaltung kann also auch den sehr vernünftigen Sinn und Grund haben, dafs es uns widersteht über das Göttliche an sich schwatzen zu hören, dafs wir es am liebsten unsichtbar in den menschlichen Dingen, wie die Seele in ihrem Körper walten sehn. Wir verstehn die Seele besser, wenn wir ein menschliches Auge ansehn, als wenn wir einen schlechten Philosophen von Psychologie und den Eigenschaften der Seele schwatzen hören. Diese Art des Widerwillens gegen die Erwähnung des Heiligen lasse ich mir gefallen: der Name thut nichts zur Sache, meinen diese rechtschaffenen Leute, obgleich ich sie erinnern möchte, dafs es das Eigenthümliche unsers Glaubens ist, dafs wir sagen und nennen können, und von Angesicht zu Angesicht sehen können, was wir glauben. Ich habe es

genannt, weil ich mufste, weil es stärker war als ich. Der alte mürrische Cato schlofs jede mögliche Verhandlung des Senats, sie mochte Karthago betreffen oder nicht, mit den Worten: nächstdem aber bin ich der Meinung, dafs Karthago zerstört werden müsse. Ich habe die verschiedenen Reihen von Vorlesungen, die ich gehalten habe, auf ähnliche Weise, wie anscheinend unverträglich die Gegenstände auch waren, mit einer Erinnerung an die göttlichen Dinge beschlossen: ich konnte nicht umhin, alles drängte mich zu diesem Schlufs, mein Gegenstand selbst am stärksten; ich wufste mich selbst nicht anders zu befriedigen; das Verständigste, das Scharfsinnigste was mir gelingen wollte, blieb ohne Haltung.

Indefs Sie erinnern Sich: der Standpunkt des Göttlichen selbst ist nicht die Heimath des Redners, wie wesentlich es auch ist auf ihm als Gast zu verweilen, immer mufs er auf den Parteistandpunkt zurückkehren. Und so will ich mich denn daran erinnern, dafs ich ein Deutscher bin, und dafs ich der Beredsamkeit meines Volkes, die früherhin, da wir die rhetorische Kunst an sich betrachteten, neben der französischen zurückgesetzt werden mufste, jetzt, wo wir eine höhere Rhetorik kennen gelernt haben, eine glänzende Genugthuung schuldig bin. Erst mufs man sich des zerrissenen bürgerlichen Zustandes unseres Volks recht lebhaft erinnern; man mufs be-

denken, wie keine vornehme Gesellschaft, keine Hauptstadt, kein Hof diese unsre Literatur getragen hat, bedenken, wie diese Sprache in einzelnen stillen Verbindungen näherer Freundschaft, aber nie in grofsen Versammlungen des Volks oder Parlamentern ausgesprochen ist, wie alle Rede sich in den Buchstaben flüchtete, wie die Luft, in die der grofse Dichter und Redner gesprochen hatte, keinen Ton zurückbrachte, keinen artikulirten Beifall, keine Antwort als etwa die des einzelnen schönen Herzens — alles diefs mufs man bedenken, um die innre, leider verdeckte und verborgene Kraft unsres Volkes zu fühlen. Wie haben wir in diesen letzten funfzig stummen Jahren sprechen gelernt? Wie hat sich diese Sprache gebildet grade in der Zeit, wo alle Glieder der höheren Gesellschaft sich von ihr abwendeten? Es lebt in ihr ein Geist, der sie bildet und keiner vornehmen Stütze bedarf: wer das recht Empfundene, aus den Tiefen der Seele, aus jenen geheimnifsvollen Wohnsitzen des Heiligen Kommende, wo das Gefühl der ritterlichen Ehre und Liebe, des stolzen Gehorsams u. s. w. herrührt — aussprechen will, der kann diese Sprache nicht entbehren; und wer nicht so etwas zu sagen hat, der würde ihr und ihrer Ausbildung nichts helfen können. Von selbst in den Mund legt sie sich nicht! ohne Karakter, ohne Selbstständigkeit, ohne Ursprünglichkeit

der Geisteskraft ist es unmöglich diese Sprache gut zu sprechen. Mit Phrasen, die für jeden Mund passen, mit künstlich appretirtem Glanz, mit einem Schein von Geist und Witz, den der Geistloseste sich aneignen könnte, kann sie nicht aufwarten: sie hat keine Corneilles, keine Racines, keine Bossuets, keine Akademien, welche ein ganzes folgendes Jahrhundert mit schönen Wendungen der Rede im Voraus versehn; kein siècle de Louis XIV., das für lange Zeiten nachher das Vortrefflichste schon vorweggesprochen hätte. Es fehlt ihr, habe ich gesagt, die gesellige Vollendung: das Bestreben der einzelnen deutschen Redner und einige glückliche Wendungen des öffentlichen Lebens der Nation können selbige erreichen, darum muſs auch an die mechanischen Vorzüge der benachbarten Sprachen erinnert werden. Ich habe es gethan, mit Anklage meines Vaterlandes gethan. Nichtsdestoweniger aber weil der neue, christliche Geist aller Worte und Wendungen dieser Sprache sich nicht tödten läſst, so trägt sie das Siegel der Fortdauer an ihrer Stirn, wie keine andre Sprache. Um dieses Geistes willen kann man festiglich glauben, daſs die Sprache der Besiegten länger leben werde als die der Sieger, und in diesem Sinne, dann dreist verkünden, daſs weil die Sprache fortdauern werde, auch das Volk nicht untergehen könne.

— Dieser Geist nun giebt der Sprache die Gewand-

heit und Beweglichkeit, mit der sie eingeht in die Meisterstücke aller Völker und Jahrhunderte; was alle Nationen in der Zeit ihrer Blüthe ersonnen, gesprochen und gesungen, ist in Deutschland versammelt. Nur in deutscher Sprache sind Übersetzungen möglich: aus dem Standpunkt dieser Sprache läfst sich, was alle andere in ihren glänzendsten Tagen gedacht und empfunden haben, wie mit einem Blicke übersehn. Diese Sprache kann es sich allenfalls gefallen lassen, wenn ihr der Zutritt in die höheren Kreise des vorübergehenden Gesellschaftslebens versagt wird; das Gröfste, was die bürgerliche Gesellschaft auf ihrer ewigen Laufbahn erschwingt, gehört ihr um so sichrer. Ihr fehlt nichts, als dafs sie gesprochen werde, und glücklicherweise neigt sich die Herrschaft der Feder überall ihrem Ende entgegen: weder der Buchstabe, noch das Geld werden unsre Staaten retten, diefs Höchste, diese Bedingung aller unsrer Zukunft überhaupt gewährt nur das lebendige Wort und die lebendige That. —

Sehr natürlich ist am Schlufs dieser meiner Betrachtungen über die Beredsamkeit, die ich von allgemeinen Gegenständen zu den besonderen, von den entferntesten zu den nächsten beruhigend zurückzukehren wünsche, die Erinnerung an einen früh verstorbenen trefflichen Freund, der diesem Lande Östreich, für das er lebte, und uns allen so werth als

freundlich bleiben wird. Die Natur hatte ihm ein grofses Talent für die Beredsamkeit gegeben — Sie sehen, dafs es Collin ist, von dem ich spreche; ein Talent für die Beredsamkeit, ein deutsches versteht sich, denn ein männliches, seiner eignen Kraft sich wohlbewufstes Herz zur Seite geht. Diefs war ein Mann, der wohl zu empfinden und auszusprechen wufste, wie einem Volke zu Muthe ist; der keinen Vorempfinder brauchte, wohl aber Vormund war für andre im strengen Sinne des Worts, wie die vielen Bürger dieses Landes bestätigen werden, die ihre Gesinnung in seinen Worten wiedergefunden. Was hätte er leisten können, wenn nicht die gegenwärtige Verfassung der bürgerlichen Angelegenheiten in allen Staaten das lebendige Wort zurückwiese? Es ist unmöglich, die Ähnlichkeit seines Schicksals, seiner Neigungen und der innern Form seiner Werke mit denen von Schiller zu verkennen. Wie jener war er rhetorischer Dichter, vielmehr Redner als Dichter, und so behauptet er einen ehrenvollen Rang in der Literatur seines Vaterlandes, einen noch gröfseren aber in den Herzen, die ihn selbst aus seinen Werken herauszufinden wissen, den Ton nachzufühlen wissen, in denen er diese tragischen Reden, die zuletzt doch alle an sein Vaterland Östreich gerichtet waren, auszusprechen pflegte. Es ist dem Karakter des ächten Redners gemäfs, zunächst für das Vater-

land zu leben, an dasselbige in allen grofsen Gelegenheiten zu sprechen, und wo etwan ihm dieses versagt ist, das Vaterland wenigstens mit edlen Werken zu schmücken. Das ist in kurzen Worten die Geschichte des öffentlichen Lebens von Heinrich von Collin.

... Sie sehn, auch diese Beute nehme ich noch mit mir fort für das Gebiet der Beredsamkeit, das ich abgesteckt: es wird ihn jeder falsch begreifen, der ihn nicht als Redner begreift; es wird, meiner Beschreibung zufolge, niemand ihn ganz verstehn, der nicht seine treflichen Werke ergänzt, aus den theuern Überresten seiner Persönlichkeit, die er selbst in den Gemüthern seiner Freunde am besten niedergelegt; das Werk seines Lebensbeschreibens gehört nothwendig zu seinen Werken. Und so möchte ich nur seine Bescheidenheit tadeln, dafs er sich selbst zu sehr in seinen Werken versteckt, dafs ich die Persönlichkeit dieses herrlichen Menschen, der ich selbst allenthalben ins Gesicht sehen möchte, nur selten finde; wie er denn überhaupt in allen Geschäften am ersten sich selbst vergafs.

Vergeben Sie mir dagegen, wenn Sie zuviel, auch für den Redner zuviel, von meiner Persönlichkeit in diesen Vorlesungen wahrgenommen haben. Aber zuförderst wollte ich die Wirkung zurückgeben, welche jede Spur der Persönlichkeit des Redners in

der Rede auf mich macht. Sodann hatte ich die Irrthümer, gegen die ich sprach, an mir selbst erlebt, das Gute, was ich empfahl, in meinem eignen Herzen empfunden: es schien mir also am gerathensten, die Empfindungen selbst wiederzugeben, unentkleidet von jenen Eigenthümlichkeiten und Menschlichkeiten, deren man sich in dieser mittleren Region zwischen Himmel und Erde, wohin wir gestellt sind, doch niemals ganz entschlagen kann.